WANDERUNGEN
DURCH DIE
OESTERREICHISCH-UNGARISCHE
MONARCHIE
VON

Prof. Dr. Friedrich Umlauft



WIEN
CARL GRAESER'S
VERLAG

6 fl.

Wanderungen

durch die

Oesterreichisch-Ungarische Monarchie.

Wanderungen

durch die

Oesterreichisch-Ungarische Monarchie.

Landschaftliche Charakterbilder

in ihrer geographischen und geschichtlichen Bedeutung.

Im Auftrage des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht

herausgegeben von

Professor Dr. Friedrich Umlauft.

Mit 55 Original-Illustrationen.

Wien
Verlag von Carl Graeser
1879.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Vorwort.

Den Intentionen des h. k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht gemäß ist es Zweck und Aufgabe des vorliegenden Buches, Schule und Haus mit den landschaftlichen Schönheiten und Sehenswürdigkeiten unseres großen Vaterlandes bekannt zu machen, namentlich auch auf bisher weniger beachtete Gebiete die Aufmerksamkeit zu lenken und in weiten Kreisen die Wanderlust nach ihnen zu erwecken. Zugleich soll es ebenso dem Lehrer zur Belebung des Unterrichtes in der Vaterlandskunde willkommenen Stoff bieten, als in der Brust der heranwachsenden Jugend innige Liebe zum schönen Vaterlande anfachen.

Indem der Herausgeber dieser Aufgabe nach Kräften gerecht zu werden strebte, muß er am Ende seiner Arbeit gestehen, dass er mehr Fleiß und Mühe auf dieselbe angewandt hat, als das fertige Buch verraten mag. Obwol er einen ansehnlichen Theil unserer Monarchie aus eigener Anschauung kennt, war er doch genötigt, bei seiner Arbeit fast durchgehends auch fremder Hilfe sich zu bedienen, und wie groß die benützte Literatur ist, weist das beigefügte Verzeichnis aus. Vollkommen unverändert wurde kaum ein Absatz aus einem der Schriftsteller aufgenommen, vielmehr in den meisten Fällen die Quelle gänzlich umgearbeitet. Dabei strebte der Herausgeber darnach, ebensowol in der Benutzung der Autoren, wie in der Art der Darstellung oder

in der Behandlung der einzelnen Themen soviel Abwechslung als möglich herschen zu lassen. So finden bald die landschaftlichen, bald die historischen Momente, bald das Volksleben, bald klimatische oder geognostische Verhältnisse eingehendere Berücksichtigung. Hier wird ein reines Naturbild vor des Lesers Augen entrollt, dort tritt eine Burg, eine Dorfschaft, eine Stadt mit ihrer Geschichte und Sage bedeutsam in den Vordergrund. Einmal vernehmen wir aus dem Munde eines Touristen seinen fesselnden Wanderbericht, anderwärts tritt die Landschaft in möglichst objectiver Schilderung vor uns, um durch ihre Schönheit und Eigenart allein unsere Aufmerksamkeit zu gewinnen.

Mancherlei Mittheilungen, die dem Herausgeber von verschiedenen Seiten — diesseits und jenseits der Leitha — zugesendet wurden, waren ihm willkommen. Zu besonderem Danke aber fühlt er sich seinem Freunde Dr. Ferdinand Grassauer, k. k. Custos der Wiener Universitäts-Bibliothek, verpflichtet, der ihn mit seinen reichen literarischen Kenntnissen auf das Wirksamste unterstützte.

In der Hoffnung, dass die „Wanderungen“ ihrem Zwecke wenigstens in einigem Maße zu entsprechen geeignet seien, wünscht der Herausgeber ihnen einen geneigten Leserkreis und freundliche Beurtheilung.

Wien, im Juni 1879.

Dr. Friedrich Umlauft.

Inhalts-Verzeichnis.

(In Klammern stehen die zu dem betreffenden Abschnitt gehörigen Abbildungen.)

Einleitung.

Unmittelbar vor den westlichen Vororten Wiens erhebt sich als letzte Vorhöhe der Alpen ein wald- und weinbedecktes Gebirge, das mit steilem Abfalle hart an der Donau endet: der anmuthige Wiener-Wald. Sein nördlichster Theil ist das Kahlengebirge und sein letzter Gipfel der für die Geschichte Wiens und Oesterreichs so bedeutsame Leopoldsberg. Die Höhe desselben krönt eine Kirche, die Kaiser Leopold I. zur Erinnerung an die glückliche Rettung Wiens bei der zweiten Türkenbelagerung durch das deutsch-polnische Entsatzheer, welches über den Leopoldsberg seinen Weg nahm, vor zwei Jahrhunderten gestiftet hat. Rings um die Kirche herum geht eine Gallerie; von da aus hat man eine der weitesten und schönsten Aussichten von Niederösterreich. Zu Füßen des Berges breitet sich eine überwältigende Häusermasse aus, von zahllosen Türmen überragt: die uralte, gewaltige Kaiserstadt. Gegen Norden sieht man sie von der Donau begrenzt, deren Inseln und Auen von dem glänzenden Silberstreifen des mächtigen Stromes deutlich sich abheben. Jenseits des Wassers schweift das Auge über das ganze Marchfeld mit seinen zahlreichen Ortschaften bis an die letzte Vorhöhe des Manhartsgebirges, den weintragenden Bisamberg, und drüben am fernen östlichen Horizonte bis an die Karpathen, hinter deren letztem runden Kogel Pressburg,

Ungarns alte Krönungsstadt, sich verbirgt. Daran schließt sich gegen Süden streichend das wallartige Leithagebirge, welches das hinter Wien liegende ebene Land an den Marken Oesterreichs und Ungarns begrenzt. Reicher Segen ist über diese ganze Landschaft gebreitet. Hier stand einst Kaiser Alexander von Rußland und rief aus: „Die Hälfte meines Reiches wollte ich für dieses glückliche Land geben!"

Es ist aber nicht bloß ein herliches Landschaftsbild, das sich da vor unseren Augen aufrollt, es ist dieses Stück Landes, welches wir überblicken, auch zugleich von der größten Bedeutung für die Geschichte unseres geliebten Vaterlandes, wie auch charakteristisch für die gesammte österreichisch-ungarische Monarchie.

An der Donau, dem Hauptstrome des ganzen Reiches, und zwar an jener Stelle, welcher von Norden und Süden einmündende Straßen den Vorzug eines wichtigen Knotenpunktes von Handels- und Verkehrswegen verleihen, mußte die Hauptstadt des Kaiserstaates sich erheben, mit ihm wachsend und gedeihend. Aber dieselben Straßen, auf denen der Handelsverkehr sich bewegte, haben seit jeher auch als Heeresstraßen gedient. Darum ist neben Wien auch die weite Fläche des sich nördlich von ihm ausdehnenden Tieflandes in der Geschichte zu hoher Bedeutung gelangt; das Marchfeld ist eines der großen Schlachtfelder Europas und Oesterreichs. Hier haben die Römer mit den Markomannen und Quaden, Karl der Große und seine Franken mit den Avaren, die Oberdeutschen mit Magyaren und Mongolen, Ottokar von Böhmen mit Bela von Ungarn und mit Rudolf von Habsburg, die Süddeutschen und Polen mit den Türken, Napoleon mit dem Erzherzog Karl gekämpft.

Hier bei Wien treffen aber nicht bloß die Hauptverkehrswege des Reiches zusammen, sondern im Angesichte der Kaiserstadt berühren sich an der Donau auch die drei Hauptgebirgssysteme unseres Vaterlandes, die Alpen, die Karpathen und das böhmisch-mährische Hochland; hier reichen sich ferner die drei Hauptstämme der Monarchie, die Deutschen, Slaven und Magyaren, nachbarlich die Hände

und auch die übrigen Völker entsenden ihre Vertreter nach Wien, der gewaltigen Metropole.

Die Donau, welche von Passau bis Preßburg Oesterreich, von da bis zum eisernen Thor bei Orsova Ungarn angehört, beherscht mit dem weitausgreifenden Geäder ihrer zahlreichen Nebenflüsse den größten Theil der Monarchie. So verschieden auch die einzelnen Gebiete an Bodengestaltung und Bewohnern sind, so werden sie doch durch den gemeinsamen Strom zu einem Ganzen verbunden, welches sonach mit vollem Rechte das Donaureich im eigentlichen Sinne genannt werden darf. An der Donau treten sich Alpen, böhmisch-mährisches Terrassenland und Karpathen einander gegenüber. So scheidet dieser Strom das südliche Alpenhochland, dem sich der Karst anschließt, von den Mittelgebirgslandschaften im Norden, welche wieder durch die Thäler der March und Oder in zwei verschiedene Erhebungssysteme, das niedrigere Terrassenland Böhmens und Mährens im Westen und die höheren Karpathen im Osten, geschieden werden. Die Donau durchschneidet selbst aber die größten Ebenen des Landes, die vier Donaubecken; nur im Nordosten der Monarchie breitet sich an der Weichsel und dem Dnjester eine andere Ebene, Oesterreichs Antheil am großen sarmatischen Tieflande, aus.

Die Donau betritt schon als ansehnlicher Fluss unsere vaterländischen Gauen, jedoch ihre größten Nebenflüsse, denen sie ihre reiche Wasserfülle verdankt, entspringen zumeist auf dem Boden Oesterreich-Ungarns, dem auch Elbe, Weichsel, Dnjester, Etsch und zahlreiche Neben- und Küstenflüsse ihren Ursprung verdanken. Keiner aber von den großen Flüssen unseres Vaterlandes mündet hier, da sich fast alle dem schwarzen Meer, der Ost- und Nordsee zuwenden, während die Küstenlandschaften unserer Monarchie an dem adriatischen Meere liegen.

Welche reiche Fülle wechselnder Bilder zieht an unserem Auge vorüber, wenn wir das weitausgedehnte Gebiet unseres großen Vaterlandes überblicken! Wir sehen eine Weltstadt an einem mächtigen

Strome, anheimelnd und doch überwältigend, mit ihrem großartigen Leben und Treiben, wo Reichtum und Geschmack, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie, Macht und Fleiß mit einander wetteifern, das Beste und Schönste zu schaffen. Dann blicken wir in ein entlegenes Alpenthal, hoch über der Baumregion, wo keine Spur verrät, daſs je hier ein Mensch gewandelt: den gras- und moosbedeckten Thalboden umschließen steile, düstere Felswände, über welche rauschende Silberfäden herniedergleiten, ein Gletscher senkt seine Eislast zum oberen Thalende und darüber erheben sich wildgezackt schneeglänzende Gipfel in den reinen Aether. Südwärts wenden wir den Blick; am lachenden Gestade eines blauen Sees, den schöne Berge umrahmen, drängen sich Lorbeer und Granaten, Feigen und Citronen reifen und aus der Kehle froher Schiffer, die reisende Fremde über den glänzenden Spiegel fahren, ertönt mehrstimmig melodischer Gesang. Dann wieder versetzen wir uns fern hinaus auf die weite Ebene der Pußta; schon ist die Nacht herabgesunken und die Herden der Rinder, Schafe und Pferde sind in ihren Hürden eingeschlossen, dennoch können wir deutlich sehen, denn der volle Mond steht am Himmel und läſst unsern Blick weit über die schweigsame Ebene bis an den ungezackten Horizont schweifen; bei den Hürden flackern rote Lagerfeuer, um ihre Flamme liegen die Hirten, aus ihren kurzen Pfeifen rauchend und lauschend der Stimme des Erzählers, der sie mit Sagen aus der alten Vorzeit unterhält.

Doch wer vermöchte all' die landschaftlichen Gegensätze mit wenigen Worten zu schildern, die unser Vaterland in sich schließt! Wenn wir aber der großartigen Gebirgswelt der Alpen mit ihren Schnee- und Eisrevieren, Bergstürzen und Wasserfällen, des böhmischen Urwaldes, der Steppen im ungarischen Tieflande, der wunderbaren Tropfsteinhöhlen, der Ufer des Gardasees, der einsamen Meeraugen in der Tatra, der dalmatinischen Steilküsten mit dem brandenden Meere gedenken: dann müßen wir uns gestehen, daſs vielleicht manches Land Europas ein oder das andere schöne und erhabene Bild noch

mehr besitzt, dass aber gewiss keines von allen durch einen solchen Reichtum wechselnder, mannigfaltiger Landschaftsbilder ausgezeichnet ist, wie unser schönes Vaterland.

Bevor wir nun unsere Wanderung zu den schönsten und merkwürdigsten dieser Landschaften antreten, sollen zunächst die einzelnen Hauptgebiete unserer Monarchie mit kurzen Zügen charakterisirt werden.

I. Das Alpenland.

An der Westgrenze Tirols und Vorarlbergs treten die Alpen, das höchste und großartigste Gebirge Europas, aus der Schweiz und Italien auf österreichischen Boden über und erfüllen hier fast das ganze Gebiet im Süden und Westen der Donau; denn nur der äußerste Süden, von Krain angefangen bis ans Ende des schmalen Streifens Dalmatien, ist Karstland, und im Osten breiten sich auf Ungarns und Slavoniens Boden größere Tieflandschaften aus. Die Kronländer Tirol mit Vorarlberg, Kärnten, Salzburg, Ober- und Niederösterreich (bis an die Donau), Steiermark, Krain, Görz und Gradiska liegen alle im Gebiete jenes großen Gebirges und heißen daher mit Recht Alpenländer; aber auch Südwest-Ungarn und Kroatien-Slavonien haben an den Ausläufern der Alpen ihren Theil.

Welche Welt von fesselnden Schönheiten und erhabenen Wundern schließt das Alpengebiet Oesterreichs ein! Sein Reichtum an Höhen und Thälern, Schluchten und Abgründen, Wildbächen und Flüssen, kleinen und großen Seen, an Wasserfällen und Schneefeldern, an Wäldern und Matten ist nicht zu übersehen und nie erschöpfend zu schildern.

Einen Anhalt, uns in dieser wunderbaren Alpenwelt zu orientiren, bietet uns zunächst der innere Bau des Gebirges. Während nämlich die Mittelzone der Hoch- oder Uralpen, welche die Längenachse des ganzen Alpensystems bildet, in ihrer großen Masse aus Gneis, Glimmerschiefer und Granit zusammengesetzt ist, lehnen sich an der Nord- und Südseite die aus Kalkstein oder jüngeren Schiefer-

arten bestehenden nördlichen und südlichen Kalkalpen an dieselbe an, welchen als dritte Zone die aus Mergelsandstein und Nagelfluhe gebildeten Regionen der Voralpen und des Hügellandes vorgelagert sind. Ihrer geognostischen Zusammensetzung verdanken diese Zonen der Alpen auch eine große Verschiedenheit ihrer Physiognomie. Die Uralpen steigen meistens in schroffen Wänden aus den Thälern auf; steil und spitz ragen auch die Hochgipfel über den Kamm empor in der Form von Türmen, einfachen oder Doppelspitzen, Hörnern, Zähnen u. dgl., wornach sie häufig ihre Namen führen. Sie sind selbst schneebedeckt, während sich in hochgelegenen Mulden und auf breiteren Rückenflächen weithin leuchtende Eis- und Schneefelder lagern. Die Gneis- und Granitberge sind von lichterer Färbung, als die dunkleren Schieferberge; erstere zeigen auch einen spärlicheren Pflanzenwuchs, als letztere. Je niedriger nach Osten hin die Uralpen werden, desto mehr erscheinen ihre Formen abgerundet; dann stellt sich das Gebirge als ein üppig grüner, zumeist auch auf der Höhe bewaldeter Rücken dar.

Wesentlich anders ist der Charakter der Kalkalpen. Diese sind schon von weitem an ihrer hellgrauen Färbung kenntlich und steigen in langgezogenen, maurähnlichen Wänden aus den Längenthälern empor. Ihre Gipfel haben keine regelmäßige Gestalt, sondern ragen in den abenteuerlichsten Formen als Spitzen, Zacken, Pyramiden, überhängende Hörner empor über felsig gezackte Kämme oder öde Rückenflächen. Letztere sind in den sogenannten Karrenfeldern oft stundenweit ausgedehnt, durch Verwitterung und Auswaschung nach allen Richtungen zerrissen und zerklüftet und bilden gleichsam ein steinernes Splitter- und Zackenmeer. In die überall klaffenden Schluchten und Klüfte senken sich Trümmerhalden und auch im Innern ist das Gestein geklüftet und bildet zahllose kleinere und größere Höhlen.

Noch auffälligere Unterschiede weist das ausgedehnte Alpengebiet auf, wenn wir auf das stufenweise Aufsteigen des Gebirges Rücksicht nehmen, welches im allgemeinen mit dem inneren Bau der Alpen

zusammenstimmt. Die bis zu 650 Meter Höhe hinanreichende Hügelregion vermittelt den Uebergang von der nördlichen Hochebene und dem Donauthal zu der Bergregion der Voralpen (650—1625 Meter). Tiefer in das Gebirge eindringend gelangt man in die höher emporragende Alpenregion der Mittelalpen (1625—2600 Meter) und erreicht endlich in der Schneeregion der Hochalpen, welche 2600 Meter überragen, die mittelste und erhabenste Stufe des ganzen Gebirges. Die verschiedenen Alpenregionen unterscheiden sich untereinander in Bezug auf die äußeren Gebirgsformen, Gewässer, Pflanzenwuchs, Thierwelt und Menschenleben in charakteristischer Weise.

Die Hügelregion machen mildes Klima und fruchtbarer Boden fast überall zu einem gesegneten Fruchtgefilde. Die Wälder bestehen größtentheils aus kräftigen Buchen. Neben ergiebiger Obstzucht wird auch an den meisten Stellen Weinbau betrieben. Der Ackerbau steht allenthalben in Blüte; selbst das Getreide eines südlicheren Himmels, der Mais, bedeckt hie und da weite Flächen. Wo die Natur in so reicher Fülle ihre Gaben bietet, da können auch die Menschen nachbarlich dicht neben einander wohnen. Darum dehnen hier noch größere gewerbefleißige Städte ihre Häusermassen aus; zahlreiche Flecken und Dörfer liegen inmitten der wolbebauten Gefilde, Weingärten und Obsthaine.

Die Bergregion der Voralpen, welche nahe bis zur oberen Grenze des Baumwuchses reicht, ist in den mannigfachsten und malerischesten Formen aufgetürmt und trägt die Spuren gewaltiger Zerrüttungen der Erdoberfläche an sich. In den Thälern breiten sich die herlichsten Seen spiegelnd aus und die Zahl der Wasserstürze ist so groß, dass man die Voralpen mit Recht die „Region der Wasserfälle" nennen kann. Pflanzen- und Thierleben tritt hier in der höchsten Fülle auf, namentlich in den Anlanden der Seen, welche gewöhnlich mit einem besonders milden Klima begünstigt sind, da die tiefen Stellen, welche die Seeufer einnehmen, meist Schutz vor Winden genießen. Die Seegestade und Thalgründe sind noch dichter bewohnt; aber da der anbauwürdige Boden geringeren Umfang hat, gewinnt die Vieh-

zucht eine größere Bedeutung. Vereinzelt noch erhebt sich hie und da im Thale eine Fabrik, welche die reiche Wasserkraft benützt. Wie die Thalgründe aufwärts steigen, so hebt sich auch Haus, Garten und Wiese; immer vereinzelter werden die Gehöfte. Selbstverständlich ist der Südabhang der Gebirgszüge hinsichtlich des Klimas und Pflanzenwuchses dem Nordabhange gegenüber auffällig begünstigt. So besitzt jener (z. B. in Südtirol) in der untersten Region den Schmuck der Kastanien-, Mandel- und Feigenbäume und der Weinstock steigt bis zu 780 Meter empor, während er an der Nordseite nur eine Höhe von 490 Meter erreicht und neben ihm nur noch der empfindlichere Wallnussbaum gedeiht. Die Wälder bestehen bis zu einer Höhe von 1300 Meter aus Eschen, Eichen und vorzüglich Buchen; höher oben dann bestehen die Bergwälder aus Nadelholz, schlanken, kernfesten Tannen, Fichten, Lärchen und Arven oder Zirbelkiefern, unter denen die beiden letzteren bis über 2275 Meter sich finden, aber über 1950 Meter Höhe keine geschlossenen Bestände mehr bilden. Gibt es auch noch hie und da, von der menschlichen Hand bisher unberührt, Urwälder, so sind doch im allgemeinen die Waldungen der Voralpen schon vielfach gelichtet und sie schrumpfen von Jahr zu Jahr unter der unermüdlichen Axt immer mehr zusammen. Nur die fast ausschließlich aus Nadelbäumen bestehenden „Bannwälder“ sind den Gebirgsbewohnern geheiligt und unantastbar; denn diese sollen das Losbrechen und Herabrutschen der während des Winters sich anhäufenden Schneemassen, also die Bildung von Lawinen verhindern und so dem darunter liegenden Gebirgsdorfe Schutz gewähren. Außer den Lawinen können noch andere Erscheinungen dem Menschen und seinem mühsam geförderten Werke Verderben bringen. Furchtbare Hochlandsgewitter schütten plötzlich ungeheuere Wassermassen über das Gebirge, welche sich dann in den Runsen oder Riesen (Steinschuttrinnen) sammeln und mit Gerölle und Schlamm erfüllt verheerend über fruchtbares Land ergießen. Anhaltende Regengüsse oder Schneewasser lösen mächtige Felsmassen von den Bergen los und bewirken so Bergschlipfe oder Bergstürze,

die von kleinerer Ausdehnung in den Alpen häufig genug sind. Großartige Bergstürze ereignen sich glücklicherweise selten.

Die Alpenregion der Mittelalpen ragt bis zur Grenze des ewigen Schnees empor, welche zwischen 2700—2900 Meter liegt, tiefer im Westen als im Osten, am höchsten in Kärnten, ferner tiefer am Nordabhange als an der Südseite. In schattenreichen Schluchten und Mulden kann sich der Schnee auch unterhalb der Schneegrenze das ganze Jahr hindurch halten. Kahle Wände mit nackten, öden Schutthalden sind hier keine seltene Erscheinung. Die Gewässer stürzen als Wildbäche und tosende Alpenströme in tiefe Schluchten oder an steiler Felswand stäubend herunter. In seiner unteren Region enthält das Mittelgebirge noch Baumwuchs, das Krumm- oder Knieholz, hier „Latschen" genannt, eine Föhrenart, die sich unter dem Sturm duckt, indem sie ihre knorrigen, verkrüppelten Aeste dicht am Boden hintreibt. Größtentheils aber wird diese untere Region von jenen herlichen Weideplätzen gebildet, welche mit ihren saftigen Gräsern und wolriechenden Kräutern die eigentliche Region der Alpenwirtschaft bilden mit ihren reichen Herden und den nur im Sommer bewohnten Sennhütten. Höher hinauf bis zur Schneegrenze ist dann die obere Alpenregion, wo nur Gräser und kleinere, duftende Alpenkräuter vorkommen. Hier weiden nur mehr Ziegen und Schafe, hier ist auch die Heimat der Gemse, und Lämmergeier und Steinadler horsten in dieser Region.

Die Hochalpen sind die Region des ewigen Schnees und ewiger Oede: es ist jene Schnee- und Eiswelt, welche mit ihren eigentümlichen Erscheinungen einen der größten Reize des Alpengebirges bildet. In den obersten Partien (über 3900 Meter) sammelt sich der feine, lockere, glänzend weiße Hochschnee, welcher unter jener Höhengrenze durch die Einwirkung der Sonnenwärme und warmer Winde theilweise schmilzt; das Schmelzwasser sickert in die tieferen Lagen ein, wo es noch kälteren Schnee antrifft und wieder gefriert. Durch dieses abwechselnde Abschmelzen und Wiedergefrieren entsteht der Firn, dessen

rundliche, sandartige Körner eine mehr oder weniger zusammenhängende Masse bilden und die Firnfelder oder Firnmeere bedecken. Allmählich sammelt sich der Firn in den weiten Mulden oder in den oberen kesselförmigen Theilen der Hochgebirgsthäler und gleitet, vermöge seiner eigenen Schwere und von den hinterliegenden Massen gedrückt, langsam tiefer; Regen fällt auf ihn hernieder und wird selbst gefrierend zur verbindenden Masse der feinen Firnkörner, so dass auf diesem Wege festeres Eis entsteht, welches nun, einem starrgewordenen Flusse vergleichbar, den einzelnen Krümmen und Windungen des Thales folgend, in die Mittelgebirgsregion hinabbringt. Das sind die Gletscher, welche der Tiroler „Ferner“, der Salzburger und Kärntner „Keese“ nennt. Die Oberfläche der Gletscher ist uneben, von häufigen, oft sehr tiefen Spalten durchrissen, mit Schutt- und Steingetrümmer bedeckt, welches von den Thalwänden auf den Gletscher herabstürzt; durch die Ansammlung desselben an den Seitenrändern und an dem unteren Rande des Gletschers bilden sich die Moränen; vereinigen sich aus getrennten Thalmulden hervortretende Gletscher zu einem einzigen, so bilden sich auch Mittelmoränen. An ihrem Ausgange haben die Gletscher zumeist eine Oeffnung, das Gletscherthor, aus dessen oft wunderbar lasurblauer oder grasgrüner Wölbung das milchweiße oder hellgraue Wasser des Gletscherbaches fließt. Denn beständig schmilzt der Gletscher an seiner Oberfläche ab und durch die zahllosen Risse und Spalten sickert das Wasser in die Tiefe, sich schließlich in einer Rinne sammelnd. So bilden die Gletscher die unversiegbaren Quellen der Alpenflüsse, welche diesen gerade in der heißen Jahreszeit die größten Wassermengen zuführen. Die Gletscher reichen in den Alpen durchschnittlich bis zu 2300—1950 Meter, ausnahmsweise bis zu 1300 Meter herab; am unteren Ende schmelzen sie ab, ohne kürzer zu werden, rücken also, wenn auch nur sehr langsam, von oben nach unten herab; sie sind gewöhnlich einige Stunden lang und bis zu einer Stunde breit; in den österreichischen Alpen allein zählt man ihrer mehrere hundert.

Bekanntlich theilt man das ganze Alpensystem in seiner west-östlichen Erstreckung in die West-, Central- und Ostalpen ein; von diesen gehören die Central-Alpen nur in einem kleinen Theile, dagegen die Ostalpen in ihrem ganzen Verlaufe zu Oesterreich. Beide zerfallen wieder in die mittlere Zone der Uralpen und in die nördlichen und südlichen Voralpen oder Kalkalpen. Die Uralpen treten aus der Schweiz in zwei Zügen in Oesterreich ein, welche der Inn trennt; die nördlichen rhätischen Alpen entsenden nach Nordwest den Rhätikon, die südlichen Bernina-Alpen enden auf der Malser Heide. Letztere trennt diese Gruppe von den zwischen dem Inn, der Sill, dem Eisack und der Etsch gelegenen Oetzthaler- oder Tiroler-Alpen, der großartigsten Gruppe der österreichischen Alpen mit 309 Gletschern. Viele, an Naturschönheiten reiche Thäler öffnen sich hier nach Nord und Süd; die Gewässer wenden sich theils nordwärts zum Inn, theils gehören sie der Etsch und dem Eisack an, welche beiden Flüsse sich in dem schönen burgenreichen Thalkessel von Bozen vereinigen. Im Osten der Brennerstraße erheben sich die Zillerthaler-Alpen, welche wieder die Scharte des Krimmler Tauern von dem imposanten Zuge der hohen Tauern trennt, wo der zweite Gipfel unseres Vaterlands, der Großglockner, hoch emporragt. Die Parallelthäler an der Nordseite, wie die Fusch, Rauris, Gastein, entsenden ihre Achen zur Salzach, während die vielverzweigten längern Thäler im Süden, wie das Isel- und Möllthal, sich zur Drau öffnen. Oestlich von den hohen Tauern sind die Uralpen durch die Mur in zwei Zweige geschieden, den nördlichen oder die niederen Tauern, welche sich in den nordsteirischen Alpen fortsetzen und am Semmering mit der berühmten Straße und Bahn enden, — und den südlichen oder die kärntnisch-steirischen Alpen, welche sich vielfach verzweigen und schließlich im steirischen Hügelland zur oberungarischen Tiefebene senken.

Die nördlichen Kalkalpen beginnen auf vorarlbergischem Boden östlich vom Rhein und Bodensee mit den Vorarlberger- und Allgäuer-

Alpen, um welche sich jenseits des Lech die nordtirolischen Kalkalpen anschließen; letztere enden am Durchbruche des Inn durch das Gebirge bei der Festung Kufstein. Zwischen den Querthälern des Inn und der Salzach breiten sich die Salzburger-Alpen aus, im Süden durch den Pinzgau von den hohen Tauern getrennt. Die an Salz und Seen so reichen Salzkammergut-Alpen beginnen östlich von der Salzach, tragen in der Dachsteingruppe die nördlichsten Gletscher der Alpen und reichen bis zum Steierthal. In den österreichischen Kalkalpen, welche vom Querthal der Steier bis zum Wienerbecken sich ausdehnen, finden die Alpen ihren prachtvollen Abschluss gegen Nordost durch die Raxalpe und den Schneeberg auf dem Boden Niederösterreichs. Nordwärts entsenden sie als niedrigen Ausläufer den Wiener-Wald, welcher mit dem Leopoldsberg hart vor Wien an der Donau endet.

Auch nach Osten dehnen sich Vorlagen der Alpen bis an den Donaustrom in Ungarn aus, welche sich in drei Theile gliedern: das Leithagebirge, den Bákony-Wald und das niederungarische Bergland; die beiden letzteren trennt der große Plattensee.

Die südliche Alpenzone beginnt an der italienischen Grenze Sütirols mit den durch das Stilfser-Joch von der Bernina-Gruppe geschiedenen großartigen Ortler-Alpen, welche in der gletscherreichen Ortlesspitze den höchsten Gipfel der ganzen Monarchie tragen; im Osten erstrecken sie sich bis ans Etschthal und umschließen im Süden das Nordende des herlichen Gardasees. Zwischen den Thälern der Etsch und Piave, nordwärts vom Pusterthal (der Rienz und Drau) begrenzt, finden wir die südtirolischen Dolomitalpen; unter ihren zahlreichen merkwürdigen Thälern sind das Fassathal, das Grödener-Thal und das Ampezzothal besonders berühmt. Die an der Gailquelle beginnenden karnischen Alpen ziehen in ihrem Hauptzuge längs des rechten Donau-Ufers gegen Osten; in ihrem weiteren Verlaufe erhalten diese den Namen Karawanken. Südlich von den letzteren zweigen sich die Santhaler-Alpen ab, an welche sich

das Warasdiner-Gebirge zwischen den Drau- und Save-Ebenen anschließt; der östlichste Ausläufer der Alpen endet in der weinreichen Fruška Gora gegenüber der Theißmündung. Ebenfalls an die Karawanken grenzen die durch den Predilpaß im Nordwesten von den karnischen Alpen getrennten julischen Alpen, die zum letzten Male nach Südost echten Alpencharakter zeigen. Die Thäler der Laibach und Idria scheiden sie vom südlich benachbarten Karste.

II. Der Karst und das Meer.

Im Süden der julischen Alpen breitet sich das Karstgebirgsland aus, welches die Nord- und Ostküste der Adria begleitet und dem das südliche Krain, das Küstenland, das südwestliche Kroatien und ganz Dalmatien angehören. Den Karst charakterisiren zunächst seine plateauartige Gestaltung, sein Reichtum an Höhlen und das Vorherrschen jüngerer Kalkformationen, wie Kreide und Nummulitenkalk*). Die Plateaubildung erscheint namentlich im nördlichen Theile, dem krainerischen Karste; dessen nach Süden absteigende Terrassen bilden steinige, wüste und höhlenreiche Hochflächen, welche von zahlreichen kleinen und großen, trichterförmigen Vertiefungen („Dolinen", wenn größer „Poljen") unterbrochen und von vielen schroffen, klippigen und vollständig kahlen Höhenzügen in kleinere Abschnitte getheilt werden. Nur im nordwestlichen Theile findet man größere Waldbestände, während im mittleren und südlichen Theile des Karstlandes der Wald auf die höheren Partien beschränkt ist. Die Hochflächen des mittleren Theiles aber gleichen öden, wasserlosen, weißgrauen, mit Stein- und Felstrümmern bedeckten Wüsten; Pflanzenwuchs und einiger Feldbau findet sich da nur auf dem Boden der Dolinen und Poljen, wo sich fruchtbare Erde gesammelt hat, und Bäche und kleinere Flüsse die nötige Bewässerung liefern.

---

*) Nummuliten (Münzensteine) = münzenförmige Schalen von Foraminiferen, fossilen Wurzelfüßern.

Nicht immer war der Karst so öde und kahl. Vor vielen Jahrhunderten nämlich war er bekleidet mit einem weitausgedehnten, dichten Walde, meist von Eichenbestand. Aus ihm nahmen zuerst schon die Römer einen Theil ihres Bedarfs an Bau- und Schiffsholz; dasselbe thaten dann und in weit größerem Maße die Venetianer; denn viele ihrer Gebäude und Paläste, sowie ihrer Pfahlroste und bei weitem die Mehrzahl ihrer Schiffe haben sie aus diesem Walde erbaut. Leider fanden darauf in demselben keine neuen Pflanzungen mehr statt, und die entblößten Flächen wurden noch dazu beweidet, namentlich von den für den Waldbau so schädlichen und in jenen Gegenden so zahlreichen Ziegen. Jetzt konnte der gewaltige Luftstrom der Bora, der oft mit solcher Heftigkeit wütet, dass er selbst Pferde und Lastwagen niederwirft, Platz greifen und wehte nach und nach die Erde von all den Stellen weg, welche er bestrich, und so trat denn auf der Hochebene und ihren Hügeln der nackte Fels zu Tage, der Art, dass nur noch in seinen Fugen und zwischen und unter seinen Blöcken sich Erdreich erhalten hat.

Die eigentümliche Beschaffenheit des Karstbodens hat auch einen besonderen Charakter der Wasserläufe zur Folge. Die meisten derselben verlieren sich nämlich in eine der zahlreichen Klüfte, Spalten und Höhlen, fließen eine Strecke unterirdisch fort und kommen, verstärkt durch das durch den klüftigen Boden überall hinabdringende atmosphärische Wasser, an tieferen Stellen wieder zu Tage. Ein derartiger Karstfluss ist die in die Save mündende Laibach, welche als Poik in die berühmte Adelsberger Grotte fällt, bei Planina als Unz wieder zu Tage tritt und abermals verschwindet, um bei Oberlaibach unter dem erstgenannten Namen das große Laibacher Moor zu durchsetzen.

Den Uebergang von den Alpen zum Karstlande bildet das Bergland von Idria, woran sich südwärts die ausgedehnten Hochflächen des Tarnowaner und Birnbaumer Waldes anschließen. Letztere stufen sich im Süden der Wippach zu dem höhlenreichen

Plateau des Krainer Karstes ab, dessen Westrand als eigentlicher Karst den Meerbusen von Triest begrenzt. Diese beiden Theile schließen die berühmten Karsthöhlen in sich, unter denen die Adelsberger- und die Magdalenen-Grotte, die Höhle von Planina, die fünf Lueger Höhlen und die Höhle von Corgnale die bekanntesten sind. Der eigentliche Karst setzt sich südöstlich unter dem Namen des Tschitschenbodens fort; letzterer steigt in drei Stufen gegen Süden ab und bildet die Halbinsel Istrien. Der südliche Theil Krains heißt die windische Mark; ostwärts davon streicht das Uskoken-Gebirge bis an die Save.

Oestlich vom Tschitschenboden zieht sich der liburnische oder kroatische Karst hin, mit welchem die große und kleine Kapela innig verwachsen sind. Letztere reicht bis zur Einsenkung der Plitovica-Seen, jenseits welcher das Plisevica-Gebirge sich erhebt. Unmittelbar an der Küste streicht der rauhe Vellebit bis zur Zermagna; hier beginnen die dinarischen Alpen, in welchen die durch ihre Wasserfälle merkwürdige Kerka entspringt; sie erstrecken sich bis zur Narenta, worauf das Ragusaner-Gebirge im Orjen bei Cattaro die bedeutendste Höhe im ganzen Karste erreicht.

Zum Meere hin fällt der Karst in Steilwänden ab und setzt sich in den zahlreichen vorgelagerten Inseln fort, die als die Gipfel der unterseeischen Bergreihen anzusehen sind.

Den Charakter der Karstlandschaften bestimmt zum großen Theile auch das Meer, da sie, wie bereits erwähnt, die Nord- und Ostseite der Adria umgrenzen. Darum nennt man auch Görz mit Gradiska, Istrien und Triest das Küstenland und spricht von einem ungarischen Litorale; aber auch der Westen Kroatiens und ganz Dalmatien sind Küstenländer. Die Küste selbst ist in ihrem kleineren nördlichen Theile (von Grado bis Monfalcone) flach und mit Lagunen besetzt; östlich von Monfalcone beginnt die Steilküste, indem zunächst der Karst mit seinen meist schroff abfallenden Gehängen unmittelbar ans Meer reicht. Diese Küste zeigt eine reiche Gliederung; mehrere Landzungen

und Halbinseln erstrecken sich seewärts, während die Meeresflut in zahlreichen größeren und kleineren Einbuchtungen ins Land eindringt; endlich ist der ganzen Küste eine reiche Inselwelt vorgelagert.

Der Meerbusen von Triest begrenzt die Halbinsel Istrien im Nordwesten, der Quarnero an der Ostseite. Die istrische Küste ist ringsum vielfach von schmalen Einbuchtungen eingeschnitten, unter denen die weitere Bucht von Pola besonders wichtig; kleinere Inseln finden sich nur an der Westseite. Dagegen liegen ihrer Ostküste gegenüber die nördlichsten jener zahlreichen großen und kleinen Inseln, welche die ganze Ostküste des adriatischen Meeres begleiten. Am weitesten nach Norden erstrecken sich die großen Inseln Veglia und Cherso, welche jenen Theil des Quarnerobusens abschließen, den man auch den Golf von Fiume nennt. Unter den nach Südost folgenden Inseln sind Arbe, Pago, Lussin, Brazza, Lesina, Lissa, Curzola und Meleda die größten. Zwischen diesen größeren Inseln liegen zahlreiche kleine unbewohnte Felseneilande, Scoglien genannt. Auch Sabbioncello, längs des Narenta-Canals sich erstreckend, wäre eine Insel, wenn es nicht durch einen ganz schmalen Isthmus mit dem Festlande verbunden und so zur Halbinsel gemacht würde. Im Südosten der letzten dalmatinischen Inseln ist die Küste in den merkwürdigen Bocche di Cattaro noch einmal tief eingebuchtet.

III. Die nordwestlichen Mittelgebirge.

Im Norden des Donauthals breiten sich als ein Vorland der Alpen ausgedehnte Mittelgebirgs-Landschaften aus, welche sich bis zur norddeutschen Tiefebene erstrecken. Das Fichtelgebirge ist der Knoten, welcher die beiden Flügel dieses großen Mittelgebirgs-Gebietes miteinander verknüpft. Nur der südöstliche, die böhmisch-mährische Gruppe, gehört der österreichisch-ungarischen Monarchie an. Von den im Osten angrenzenden Karpathen wird jene durch die Einsenkung des March- und Oderthales geschieden. Dieses Hochland umfaßt Böhmen,

Mähren, Schlesien, sowie Ober- und Niederösterreich nördlich von der Donau, also den Nordwesten der Monarchie, und bildet, von Randgebirgen eingeschlossen, ein natürliches Ganzes.

Im allgemeinen zeigt dieses gesammte Gebiet einen ruhigen, harmonischen Charakter, trotz der Mannigfaltigkeit der Formen, da Gebirge, Ebenen, Berg- und Hügellandschaften oder vereinzelte Erhebung beständig wechseln. Aber die Höhen sind nicht gewaltig, scharf und steil, sondern mehr sanft und abgerundet. Sie besitzen zwar Schönheit, aber nicht Erhabenheit oder poetische Großartigkeit, und nur einzelne Partien machen hievon eine Ausnahme. Diese Gegenden unseres Vaterlandes sind zum Theil wolangebaut, zum Theil bewaldet, und bilden somit einen Gegensatz gegen die kahleren Höhen der Hochalpen und des Karstes. Der fruchtbare Boden hat eine wolthuende Abwechslung von Wiesen, Getreidefluren, Weinbergen und Baumgärten aufzuweisen, welche den Landschaften einen freundlichen, heiteren Charakter verleihen. Auch die Wälder sind nicht weit ausgedehnte Strecken düsterer Kiefern, wie im Norden Europas, sondern meist kleinere, abwechselnd aus Buchen, Eichen, Eschen und Nadelbäumen bestehende Holzungen. Eine große Menge von Bächen und Flüssen belebt und bewässert durchgehends das Land. Das milde und angenehme Klima ist doch bereits viel nordischer als in den großen Alpenthälern, und namentlich mit dem der nach Süden ziehenden nicht zu vergleichen. Dörfer und Städte erheben sich in großer Zahl auf dem zumeist dicht bewohnten Boden dieser Landschaften; Burgruinen an den Gehängen oder auf den Spitzen der Berge, altertümliche Städte erinnern an vergangene Zeiten, die in vielen, oft schönen und gehaltreichen Sagen bis in die Gegenwart fortleben.

Am linken Donau-Ufer beginnt die böhmisch-mährische Gruppe mit dem österreichischen Granit-Plateau, von den östlichsten Ausläufern in der Nähe von Wien westlich bis zur großen Mühl reichend. An sein Nordwestende schließt sich der aus Gneis und Granit aufgebaute Böhmerwald, welcher durch die Senkung zwischen Taus

und Furt in zwei Theile geschieden wird: einen südlichen höheren, das Šumava-Gebirge, und einen nördlichen niedrigeren, den eigentlichen Böhmerwald. Das Innere des Gebirges, namentlich im südlichen Theile, ist rauh und wild. Hier finden sich auch noch an den Abhängen Urwälder, in welchen Riesenbäume, zumeist Tannen, bis zu 50 Meter Höhe aufragen. Hier enthält ferner der Böhmerwald zahlreiche, ausgedehnte Torfmoore sowol auf den höchsten Rücken, wie in den Thalgründen. Gleich Schwämmen das Wasser auffaugend, verhindern sie in wasserreichen Zeiten Ueberschwemmungen, versorgen aber auch bei andauernder Dürre wie die Gletscher der Hochgebirge die Bäche und Flüsse mit ausgiebigem Zuflusse. Oft gelangt man zwischen den Mooren an Seen, die in Versumpfung begriffen sind, wie der Schwarze See, der Teufelssee bei Eisenstein, der Lackasee, der Plöckensteiner-See u. a. Den Hauptreichtum des Böhmerwaldes bilden seine Holzschätze.

Das Fichtelgebirge, welches als das Bindeglied zwischen dem Böhmerwalde und dem Erzgebirge gelten kann, gehört nur in seinen östlichen Ausläufern unserem Vaterlande an. Das Erzgebirge zieht vom Ursprunge der Elster nach Ostnordost bis zum Nollendorfer-Passe und fällt auf der böhmischen Seite gegen Süden meist sehr steil ab, während es sich nordwärts gegen Sachsen ganz allmählich senkt. Es besteht aus verschiedenen Schiefergesteinen, die von großen Granit- und Porphyrmassen durchsetzt werden, und bildet auf der Höhe eine breite, bergige, theils mit Waldungen, theils mit Moor und feuchten Wiesen bedeckte Hochfläche mit rauhem Klima, welches fast nur die Kartoffeln gedeihen läßt. Die einst reiche Ausbeute des Bergbaues hat abgenommen, weshalb die verhältnismäßig dichte Bevölkerung sich verschiedenen Industriezweigen zuwandte, die sie nur dürftig ernähren.

Die Verbindung zwischen dem Erzgebirge und dem östlich von der Elbe sich hinziehenden Sudetensystem stellt das Elbe-Sandsteingebirge her. Der Durchbruch der Elbe durch dieses eigentümlich wilde, an sonderbaren Felsgestaltungen (Prebischthor, Felsenkessel von

Dittersbach) reiche Gebirge ist als die „böhmische Schweiz" berühmt. Es ist eigentlich nur ein Theil der großen Sandsteingebilde, welche den Südrand der Sudeten begleiten. Letztere gliedern sich in vier Gruppen. An das Ostende des Elbe-Sandsteingebirges schließt sich das Lausitzer Berg- und Hügelland, welches durch die Görlitzer Neisse von dem granitischen Iser- und Riesengebirge getrennt wird. Im Isergebirge entspringt die Iser, im Riesengebirge unweit der Schneekoppe die Elbe. Der verhältnismäßig hohe Rücken mit seinen Moorwiesen und den ausgedehnten nackten oder nur mit Knieholz, Gras und Moos bewachsenen Strecken, die vielen hohen Gipfel, die zahlreichen Thäler mit ihren Felsenengen, rauschenden Berggewässern und kleinen Hochseen, die „Bauden" (einzelnstehende Wohngebäude) mit Viehwirtschaft — durch all dieses erinnert das Riesengebirge an die Alpen. An das Ostende des letzteren schließt sich das mährische Hochgebirge oder der Glatzer Gebirgskessel, von dem nur die äußeren Randmauern zum Theile Oesterreich angehören; bei Politz und Adersbach treten abermals merkwürdige Sandsteinformationen auf. Hierauf bildet das bis zur Bečwa und Oder ziehende mährisch-schlesische Gesenke den Abschluss des Sudetensystems. Es ist meist mit Wald bedeckt, die wasserreichen Thäler aber mit üppigem Pflanzenwuchs geschmückt. In diese drängt sich eine zahlreiche gewerbfleißige Bevölkerung mit ihren Mühlen und Hammerwerken, mit ihrer weltberühmten Spinnerei und Weberei.

Zwischen allen bisher genannten Randgebirgen, im Osten von der March begrenzt, breitet sich das böhmisch-mährische Terrassenland aus, welches durch den die Wasserscheide zwischen der Elbe und Donau tragenden böhmisch-mährischen Höhenzug in zwei ungleich große Theile geschieden wird. Das Hochland von Böhmen, dessen mittlerer Furche alle Gewässer des Landes zuströmen, senkt sich mit seinen Berg- und Hügellandschaften, welche die von der Elbe und Moldau und deren Nebenflüssen bewässerten Thalniederungen einschließen, von Süden gegen Norden. Der kleinere Theil, das mährische Terrassen-

land, wird hauptsächlich von den östlichen Stufen des böhmisch-mährischen Höhenzuges gebildet, welche, von den Flußthälern tief durchschnitten, in die breiten, ebenen und fruchtbaren Thalflächen der March und ihrer Nebenflüsse übergehen. Hier, zwischen der Zwittawa und der oberen March, finden sich die merkwürdigen Höhlen von Sloup und der große Erdfall der Mazocha.

IV. Die Karpathen.

In einem gewaltigen, nach Südwesten geöffneten Bogen reichen die Karpathen von der Donau bei Preßburg bis Orsova an demselben Strom, der sie von den Alpen- und den Balkanhöhen trennt; im Westen scheiden sie das March-, Bečwa- und Oderthal von der böhmisch-mährischen Mittelgebirgsgruppe, mit welcher sie der niedere Rücken der Weißkirchner Höhe verbindet. Die Karpathen sind auf allen Seiten von Tiefländern umgeben; sie bilden die Hauptwasserscheide zwischen der Ostsee und dem schwarzen Meere und sind nächst den Alpen das mächtigste Gebirge Europas. Freilich stehen sie diesen rücksichtlich des Großartigen und Majestätischen weit nach. Es fehlen den Karpathen die mächtigen Hochgipfel, die weiten Schneefelder und Gletscherreviere, sowie die wasserreichen tosenden Stürze in schwindelnde Tiefen und die zahlreichen größeren Seenspiegel der Alpen. Nirgends tragen sie ewigen Schnee, und die Schnee- und Eismassen, welche sich in einzelnen Schluchten den Sommer über erhalten, verdienen nur den Namen von Schnee- und Eisgruben. So lassen sich die Karpathen selbst in ihren höchsten Theilen nur mit der mittleren Alpenregion vergleichen, an welche sie vielfach erinnern. Man vermißt in ihnen weder den anmutigen Charakter des Mittelgebirges, noch das wilde Gepräge kahler, hoher Felsgipfel; auch hier stürzen Bäche über Gerölle und steile Abhänge, oder erfüllen, wenn auch von kleinem Umfange, smaragdgrüne Gebirgsseen enge Thalgründe. Schutt- und Trümmerhalden, hohe Wände wiederholen hier die Formen der Alpen-

welt; wie dort so auch hier ist das Gebirge abwechselnd aus Granit, Gneis, Kalk und Sandstein zusammengesetzt. Auch die Flora der Karpathen, welche neben frischgrünen Wiesenmatten ausgedehnte Laub- und Nadelwaldungen, höher oben zwerghaftes Krummholz aufweist, bis auf den höchsten Gipfeln und Kämmen spärliche Flechten ihre letzten Vertreter sind, zeigt vielfach den Charakter der Alpenflora. Ebenso rufen die auf den Bergeshöhen weidenden Viehherden, die Gemsen und Murmelthiere der hohen Tatra, die die Gipfel umkreisenden Adler die Erinnerung an jenes Hochgebirge wach. Zahlreicher jedoch als dort finden sich hier die größeren Raubthiere, der Bär und der Wolf, gefürchtete Feinde der Menschen und der Hausthiere.

Der große Bogen der Karpathen umschließt den Norden Ungarns und ganz Siebenbürgen, während sich an seine Außenseite Mähren, Schlesien, Galizien und die Bukowina anlehnen. Mit Ausnahme der äußersten südöstlichen und südlichen Abhänge, welche sich Rumänien zuwenden, gehören die Karpathen ganz unserem Vaterlande an und sind zugleich das ausgebreitetste Gebirge der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Das Karpathensystem läßt sich in zwei Hauptgruppen eintheilen: die eigentlichen Karpathen und das Hochland von Siebenbürgen, welche beide die Theißquelle scheidet. Die ersteren sondern sich deutlich in ein äußeres und ein inneres Gebirge, welche durch die Thäler der Waag, Arva, des Dunajec, Poprad und der Topla von einander getrennt sind. Das äußere Gebirge ist ein zusammenhängender, reich bewaldeter Sandsteinzug, welcher bei einer mittleren Höhe von 650—1300 Meter den eigentlichen Bogen von Preßburg bis zur Theißquelle bildet. Er beginnt mit den sanft gerundeten kleinen Karpathen an der Donau und setzt sich jenseits der Miava nordwärts in dem steilen Gebirgsrücken der weißen Karpathen fort. Der Jablunka-Paß scheidet diese von den höheren Beskiden, welche ostwärts bis zur Sanquelle streichen, wo das wenig fruchtbare und dünn bevölkerte, aber durch viele Kohlen-, Torf- und Salzlager ausgezeichnete karpathische Waldgebirge beginnt; hier ist der Kamm

häufig steil, trümmervoll und schwer gangbar, umsomehr, je weiter er nach Süden streicht, bis er an den Theißquellen mit dem siebenbürgischen Hochlande sich verschränkt. Das äußere Gebirge sendet gegen Mähren und Schlesien mehr oder minder bedeutende Ausläufer, gegen die galizische Ebene lagert ihm ein Hügelland vor.

Das innere Gebirge oder das nordungarische Bergland besteht aus mehreren Gruppen, welche von Norden nach Süden zur Donau und ungarischen Tiefebene in Stufen absteigen. Es ist das höhere Gebirge und besteht zumeist aus Urgestein (Granit, Gneis) oder aus vulcanischem Gestein (Trachyt, Basalt). Ganz isolirt türmt sich aus der von der Waag, der Arva, dem Dunajec und Poprad umflossenen Hochebene steil und fast ohne alle Vorberge die hohe Tatra auf. Ihr kahler, zackiger Kamm trägt als höchste Gipfel des ganzen Karpathensystems die Gerlsdorfer- und die Lomnitzer-Spitze. Die Tatra zeichnet sich durch ihre schauerlichen, engen Thäler mit vielen kleinen Gebirgsseen, den sogenannten Meeraugen, und durch ihre gänzliche Unwirtbarkeit aus, denn nur die das Gebirge umlagernden Halden und Ebenen sind bewohnt. Die Hochfläche, aus welcher sich die Tatra mauerartig erhebt, ist allseitig von Gebirgen umschlossen, die aber an Höhe alle weit hinter ihr zurückbleiben. Im Norden ziehen die schon genannten Beskiden, im Westen die Fatra, im Süden das Liptauer Gebirge und im Osten breitet sich das Zipser Bergland aus. Von der Fatra zieht nach Süd das liebliche Neutraer-Gebirge. Zwischen der Gran und Eipel dehnt sich als zweite Vorstufe das ungarische Erzgebirge aus mit seinem an edlen Metallen so reichen Trachytgestein, weshalb dies Gebiet auch „das Mexico Ungarns“ genannt wird. Südlich vom ungarischen Erzgebirge, durch die Thäler der Eipel und des Sajo von ihm getrennt, sind noch mehrere niedrigere Bergzüge vorgelagert, von welchen das Neograder-Gebirge bis an die Donau bei Waitzen reicht; als der südlichste Zug fällt das Matra-Gebirge steil gegen das Tiefland ab. Nach Osten hin bildet die zwischen den Thälern des

Hernad und Bodrog nach Süden ziehende Hegyallya, auf deren vulcanischem Boden die berühmten Tokayer Weine wachsen, den Abschluss der inneren Karpathen.

Da, wo an den Quellen der Theiß und des Pruth das karpathische Waldgebirge endet, spaltet sich das bisher einförmige Kettengebirge und umfängt gleichsam mit seinen Armen auf allen Seiten das Hochland von Siebenbürgen. Dieses steigt aus der südlichen walachischen Ebene schnell und steil, von der ungarischen jedoch nur allmählich empor und fällt nach Osten hin in breiten Stufen zur bessarabischen Tiefebene ab. Die Randgebirge, im Osten und Süden wallartig, sind bis zu 1740 Meter Seehöhe mit dichten Waldungen bedeckt; über die Waldregion jedoch streben nackte Felsenspitzen empor, und wenngleich Schnee- und Eisfelder fehlen, so sind doch die höchsten Gipfel nur wenige Wochen von Schnee entblößt und in beschatteten Schluchten übersommern Schnee- und Eismassen. Den Osten und Süden Siebenbürgens umschließen die transsylvanischen Alpen von den Theißquellen bis an die Donau; nur im Süden sind sie von zwei Thälern, der Aluta und des Schyl, durchbrochen, durch welche zwei Pässe: der Roteturm-Pass und der Vulcan-Pass, aus dem siebenbürgischen Hochlande herab in das walachische Tiefland führen. Den Westrand bildet das niedrigere, durch bedeutende Flussthäler in Einzelzüge geschiedene siebenbürgische Erzgebirge, berühmt durch seinen Reichtum an Edelmetallen, namentlich an Gold. Nach dem Innern des Landes fallen die Randgebirge steil ab. Dieses ist nur in uneigentlichem Sinne ein Plateau zu nennen, denn es zeigt nirgends eigentlich ebene Strecken, sondern besteht aus einer Verbindung von verschiedenen meist zwischen Ost und West streichenden niedrigeren Bergzügen und Hügelreihen, zwischen denen die von der Maros, Körös und Szamos durchströmten Längenthäler liegen, welche Siebenbürgen mit Ungarn verbinden. Nur im Nordosten dringt ein höheres Gebirge ins Innere vor.

V. Die Ebenen.

Etwas über ein Viertheil von dem Gebiete der österreichisch-ungarischen Monarchie gehört dem Flachlande an. Wie unser Vaterland in Bezug auf Gebirgsland alle verschiedenen Abstufungen desselben, also eine große Mannigfaltigkeit aufzuweisen hat, so zeigen auch die Ebenen eine reiche Abwechslung zwischen wellenförmiger oder vollkommen wagrechter Ausdehnung, wie sie auch in Hinsicht der Seehöhe und der Größe, sowie der Vegetations-Verhältnisse sich bedeutend von einander unterscheiden. Die Ebenen Oesterreich-Ungarns sind fast ausschließlich Tieflandschaften, nur wenige kleinere Gebiete haben eine so bedeutende Erhebung, dass man sie den Hochebenen zuzählen kann. Ihr Boden ist zumeist angeschwemmt, zum Theil ein Ergebnis der sie jetzt durchziehenden Flüsse, welche zugleich auch die Neigung oder den Abfall der Ebenen kennzeichnen. Auf weite Strecken hin zeigen sie Sümpfe und Moräste, anderwärts findet sich stehendes Gewässer durch wasserdichten Grund zu einem See aufgesammelt. Einen Gegensatz zu dem Weichboden der Sümpfe bilden Flugsand-Regionen oder dürres Heide- und Steppenland. Magerer Weide- und üppigster Ackergrund wechseln mit ausgedehnten Waldungen; menschenleere Districte mit dichtbewohnten, zahlreich mit Städten besetzten Landstrichen.

Die größten und wichtigsten Tiefländer der österreichisch-ungarischen Monarchie erstrecken sich längs der Donau; ein beträchtlicher Theil des gesammten Tieflandes gehört der sarmatischen Tiefebene an; im Süden reicht die lombardisch-venetianische Tiefebene nur mit ihrem östlichsten Theile in die österreichisch-ungarische Monarchie hinein; kleinere Flachlandsstrecken finden sich an den Zuflüssen der Donau und anderen Flüssen innerhalb der bedeutenderen Thalweitungen der Gebirge.

Unter den Donau-Ebenen sind vier von größerer Ausdehnung; zwei derselben gehören Niederösterreich, zwei dem Königreiche Ungarn an.

Oestlich vom Greiner-Walde, einem Theile des österreichischen Granit-Plateaus, bis zur Stromverengung zwischen Bisam- und Kahlenberg, erstreckt sich die kleinste und höchste Donau-Ebene, das fruchtbare Tulner-Becken; unterhalb desselben folgt, im Osten durch die kleinen Karpathen und das Leithagebirge begrenzt, das größere Wiener-Becken, dessen nördlicher Theil das Marchfeld heißt; der südliche Theil ist vorwiegend unfruchtbares Heideland, aber der Sitz einer hochentwickelten Industrie.

Durch die „ungarische Pforte" zwischen den beiden letztgenannten Gebirgen betritt der Donaustrom den Boden Ungarns und zugleich die kleine oder oberungarische Tiefebene, welche bis zur Verengung des Donauthales zwischen Gran und Waitzen reicht. Die hier vom Strome gebildeten beiden Inseln, die große und die kleine Schütt, haben meist sehr fruchtbaren Boden — die erstere heißt „der goldene Garten Ungarns" — ebenso der nördlich von der Donau gelegene Theil, welcher mit den Thalniederungen der Waag und Neutra in Verbindung steht; der südliche Theil dagegen ist besonders im Westen theils Heideboden, theils Sumpfland. Der ausgedehnteste Weichboden findet sich in dem zum Theil entsumpften Hanság-Moor an der Ostseite des Neusiedler-Sees. Anmutiger und fruchtbarer sind die an den Bákonyer-Wald sich anlehnenden Strecken.

Die große niederungarische Tiefebene dehnt sich zwischen den Ausläufern der Alpen, den Karpathen und dem Balkan aus und reicht von der Waitzener Enge bis zum Donau-Durchbruch bei Orsova. Sie umfaßt ein größeres Gebiet, als Nieder- und Oberösterreich, Salzburg, Tirol und Vorarlberg zusammen ausmachen, und senkt sich sowol von Nord nach Süd, wie auch von der Ost- und Westseite zum Bette der Theiß. Letztere durchfließt das Tiefland in der Mitte und theilt es in zwei Abschnitte. Während die Donau und Theiß von breiten Sumpflandschaften eingesäumt werden, bildet der größte Theil der Ebene eine unabsehbare Steppe. Hier sind die sogenannten Pußten, auf denen große Herden verwilderter Rinder,

Schafe und Pferde weiden. Mit ihrer spärlichen Hirtenbevölkerung, der Wasserarmut, den Flugsandstrecken, den kleinen Natronseen, der merkwürdigen Fata Morgana erinnern die Pußten an die Steppen Asiens. Die ausgedehntesten Pußten sind die Kecskeméter- und die Debrecziner-Heide. In jenen Gegenden aber, die hinreichend bewässert und von einer fleißigen Bevölkerung bewohnt sind, entwickelt der Boden eine außerordentliche Fruchtbarkeit, wie dies namentlich im Temeser-Banat der Fall ist. Von der Mitte aus, dem am tiefsten liegenden Theile der Ebene, welche vor dem Durchbruche der Donau bei Orsova ein Binnensee war, steigt der Boden gegen die Ränder hin allmählich zu einem welligen Hügelland an, das den Uebergang zu den begrenzenden Gebirgen bildet. Dieses Hügelland ist namentlich am rechten Donau-Ufer fruchtbar und enthält berühmte Weingelände. Dort breitet sich auch am Südfuße des Bakonyer-Waldes der schöne Spiegel des Plattensees zwischen waldbegrenzten Hügeln aus. Im äußersten Südwesten greifen die sumpfigen, doch reich begabten Thalmulden der Drau und Sau als zungenförmige Fortsetzung der großen Tiefebene weit in das Alpenvorland hinein.

Unter den Tieflandschaften unserer Monarchie, welche nicht dem Donaugebiete angehören, nimmt nur der Antheil am sarmatischen Tieflande eine bedeutsame Stellung ein. Der ganze Norden Galiziens und Lodomeriens liegt in seinem Gebiete. Von Osten her erstreckt sich das sarmatische Tiefland am Dnjester aufwärts und dringt furchenartig in die Seitenthäler seiner aus den Karpathen kommenden Nebenflüsse. Jenseits des Dnjesterthales erhebt es sich zu dem flachen uralisch-karpathischen Landrücken, welcher in nordwestlicher Richtung an Höhe zunimmt. Der Norden und Westen Galiziens, welcher dem Weichselgebiete angehört, ist wieder großentheils eigentliches Tiefland, das sich an der Weichsel und dem San ausbreitet. Der Landrücken, im Osten mehr kahl, im Westen waldreich, ist mit fruchtbarem Boden gesegnet; in den Tieflandsstrichen breiten sich an den Flüssen umfangreiche Sümpfe aus, während im übrigen Weideland mit fruchtbarem

Ackerboden abwechselt; letzterem fügt mitunter Flugsand beträchtlichen Schaden zu. Die Bevölkerung, welche in sehr einfachen, armseligen Verhältnissen lebt, beschäftigt sich vorzugsweise mit Landwirtschaft.

VI. Die Donau.

Die Quellengebiete zahlreicher mächtiger Flüsse, wie der Elbe, der Weichsel, des Dnjester, der Etsch, liegen in unserem Vaterlande und ein ansehnlicher Theil ihres Laufes gehört demselben an, während die Donau, unser größter Strom, in der Fremde entspringt und mündet. Dennoch nimmt sie unter allen Flüssen unseres Vaterlandes die erste Stelle ein; drei Viertheile der ganzen Monarchie gehören ihrem Gebiete an, so dass man, wie schon früher bemerkt wurde, Oesterreich-Ungarn als den Donaustaat bezeichnen kann. Die Donau bildet die Grenze zwischen den drei Hauptgebirgssystemen unseres Vaterlandes, die ihr sowie der Karst ihre Wasser zusenden, und durchfließt die eben geschilderten vier Tieflandsbecken. Mit Ausnahme des Nordwestens und Nordens, des äußersten Westens und Südwestens, sowie des größeren Theiles des Karstgebietes gehört alles Land unserer Monarchie zum Donaugebiete, wenn auch nur Ober- und Niederösterreich, Ungarn und Kroatien-Slavonien direct an ihrem Laufe Theil haben.

Unweit von Passau, an der Mündung des Inn, der aus Nordtirol nach Baiern gegangen und hierauf eine Strecke lang die bairisch-österreichische Grenze gebildet hat, betritt die bereits mächtige und von Ulm an schiffbare Donau zuerst mit dem rechten Ufer, bei Engelhartszell auch mit dem linken Ufer, den Boden der Monarchie, und zwar in dem Kronlande Oberösterreich. Von Passau an wird ihr Bett beiderseits eingeengt, im Norden durch die Vorhöhen des Böhmerwaldes, im Süden durch den Sauwald und Ausläufer der Alpen; nach dem Durchbruche durch diese Höhen folgt das Becken von Linz. Nachdem die Donau rechter Hand die seenreiche Traun und den die

beiden Erzherzogtümer trennenden Grenzfluſs Enns aufgenommen, beginnt das zweite Durchbruchsthal von Ardagger bis Krems; es iſt nach Oſten und dann nach Nordoſten gerichtet und durch die bei Ips, Großpöchlarn und Melk aus kleinen Becken rechts mündenden Nebenflüſſe (Ips, Erlaf, Bielach) unterbrochen. Auf dieſer Strecke verurſacht bei dem freundlichen Städtchen Grein die Stauung vor der Enge den Greiner-Schwall; bei Struden, unterhalb Grein, erzeugen die Granitfelſen im Strombette den Strudel. Der einſt gefährlichere Wirbel iſt durch die Sprengung der Felſeninſel Hausſtein verſchwunden. Von der Ennsmündung an gehört das rechte Ufer zu Niederöſterreich, unterhalb Struden auch das linke Ufer. Acht Stunden oberhalb Wiens weitet ſich das Fluſsthal in das lange und breite Tulner-Becken aus, worauf Wiener-Wald und Biſamberg die Enge von Kloſterneuburg erzeugen. Bald treten die Berge wieder zurück und es eröffnet ſich beiderſeits das große Wiener-Becken, aus welchem der in viele Arme geſpaltenen, inſelreichen Donau von Süden her zahlreiche kleine Flüſſe, von Norden her die bedeutende March zufließen.

Das Leithagebirge und die kleinen Karpathen verengen zwiſchen Hainburg und Preſsburg abermals das Donauthal und bilden die ſogenannte „Ungariſche Pforte“. Hier wird die Donau ungariſch und bleibt es bis Orſova, wo ihr Mittellauf endet. Nach Oſten fließend durchſchneidet der in Arme geſpaltene, von Komorn an wieder vereinigte Strom, die große und die kleine Schüttinſel umfaſſend, die oberungariſche Tiefebene. In derſelben empfängt er rechts den berühmten Grenzfluſs Leitha und die größere Raab, links die mächtige, reißende Waag, die Neutra, Gran und Eipel. Zwiſchen Gran und Waitzen treten einander der Bákonyer-Wald und das Neograder-Gebirge ſo nahe gegenüber, daſs der eingeengte Strom dieſe Strecke in tiefem Bette durchmiſst. Bei Waitzen wendet ſich die Donau plötzlich in rechtem Winkel nach Süden, und indem ſie hier an ihrem Knie die lange Andreas-Inſel bildet, betritt ſie die große niederungariſche Tiefebene. Letztere durchſtrömt ſie in einer Länge von 370 Kilometern

in südlicher Richtung. Während sich bei Ofen nochmals Bergzüge dem rechten Ufer nähern, ändert unterhalb Budapest der breite, träge fließende Strom seinen ganzen Charakter. Zahlreiche und große Krümmungen zwischen öden Sandufern, im Westen erhaben, im Osten flach und eben, Moorflächen und Sumpfwaldungen bezeichnen die neue Bahn. Südwärts von der Hauptstadt Ungarns bildet die Donau die Csepel-Insel, bei Mohács die Margareten-Insel. Auf langer Strecke empfängt der Strom linker Hand keinen einzigen Zufluss, da die in ihrem Unterlaufe der Donau parallel und nahe fließende Theiß alle Karpathengewässer auffängt und dann vereinigt dem großen Strome zuführt. Von der tief aus den Alpen kommenden Drau und den herantretenden Ausläufern des Warasdiner-Gebirges (Fuška Gora) wird die Donau nach Südost gegen die Karpathen und die serbisch-bosnischen Balkanhöhen gedrängt. Unterhalb Titel empfängt sie auf dem linken Ufer ihren größten Nebenfluss, die schon genannte Theiß, bei Belgrad rechts den österreichisch-serbischen Grenzfluss Save, welchen wir in den julischen Alpen entspringen sahen; von hier bis Neu-Orsova bildet sie selbst die Reichsgrenze. Bei Belgrad hat das rechte Donau-Ufer bereits die Höhen des Balkan unmittelbar erreicht; unterhalb der Morava-Mündung nähern sich ihrem linken Ufer die Karpathen in dem südlichen Banater-Gebirge immer mehr, bis endlich beide Gebirge zwischen Báziás und Gladowa den Strom vollständig einengen. Diese über 150 Kilometer lange Durchbruchsstelle der Klissura war früher jedenfalls ganz unfahrbar und ist jetzt noch bei niedrigem Wasserstande trotz der großen hier vorgenommenen Sprengungen für die Schiffahrt gefährlich, ja sperrt größeren Schiffen den Durchgang. Hohe, schroffe Berge begleiten den Strom auf seinem Wege durch die Klissura und drängen ihn auf eine geringe Breite zusammen. Die das Bett durchsetzenden Riffe bewirken acht Stromschnellen, von denen das eiserne Thor bei Alt-Orsova die bedeutendste ist. Unterhalb des letzteren verläßt die Donau das österreichisch-ungarische Staatsgebiet und tritt in imposanter Breite in die walachische Tiefebene. Dort empfängt

sie auf dem linken Ufer die im siebenbürgischen Hochlande und in den Waldkarpathen entspringenden Flüsse Schyl und Aluta, Sereth und Pruth.

Nachdem in den vorstehenden Abschnitten die einzelnen natürlichen Hauptgebiete Oesterreich-Ungarns in großen Zügen charakterisirt worden, beginnen wir unsere Wanderung in die schönsten und merkwürdigsten Gegenden unseres geliebten Vaterlandes, in der Hoffnung, dass die Schilderung dieser oder jener Landschaft manchen Leser veranlassen möge, den Wanderstab zu ergreifen und mit eigenen Augen zu sehen und zu bewundern, was Worte nur in mattem Spiegelbilde wiederzugeben vermögen.

Um den Eindruck der Schilderung zu erhöhen, werden dem Leser die schönsten Landschaften auch in wolgelungenen Abbildungen vorgeführt. Der Text aber stützt sich zum größten Theil auf die verlässlichen Arbeiten unserer besten geographischen und touristischen Schriftsteller, namentlich solcher, welche als Schilderer ihrer eigenen Heimat die Schönheiten derselben am lebendigsten und wahrheitsgetreuesten darzustellen verstanden. Doch kam bei Abfassung des Textes dem Herausgeber auch die eigene Anschauung, welche er auf zahlreichen Wanderungen durch unser schönes Vaterland gewonnen, wol zu statten.

Manche Schilderung schließt sich mit nur geringen Abänderungen den Worten eines Gewährsmannes an, einige Aufsätze sind größtentheils eigene Arbeiten des Herausgebers; in den meisten Fällen jedoch war es nötig, drei, vier und mehr Gewährsmänner zu Rate zu ziehen und dabei doch dem Ganzen eine wolabgerundete, einheitliche Form zu geben. Darum schien es mislich, bei jedem Aufsatze die Namen jener zu nennen, deren Arbeiten in größerem oder geringerem Maße zur Hilfe herangezogen wurden. Um jedoch jenen Lesern zu dienen, welche einen Einblick in die benützte Literatur gewinnen wollen, soll am Schlusse des Werkes eine ausführliche literarische Uebersicht alle wünschenswerten Nachweise enthalten.

I. Die Ortler-Alpen.

Südlich von der oberen Etsch und östlich von der oberen Adda erhebt sich in majestätischer Größe und wilder Schönheit das Ortler-Gebirge, vom Hauptzuge der Centralalpen sich abzweigend. Sein Hauptgipfel, der mächtige Ortler, von welchem die ganze Gruppe den Namen trägt, wirbt unter allen Bergen Oesterreichs allein „mit dem Großglockner um die Königskrone“. Ein wenig unterhalb Glurns im Vintschgau, dem oberen Etschthale, zweigt sich nach Süden ein enges Seitenthal ab, welches an die Westseite des Ortler hinaufzieht — es ist das Thal von Trafoi. Aus diesem biegt in der Nähe des hochgelegenen Dörfchens Stilfs westlich die Straße des Stilfser-Joches ab, während zur Ostseite des Ortler das Suldener-Thal eingeschnitten ist. Beide, das Thal von Sulden und das von Trafoi, sind rauhe, unwirtliche Hochthäler, aber an ihren oberen Enden von großartigen Gletschern abgeschlossen und rings von zahlreichen Berghäuptern ersten Ranges prachtvoll umrahmt. Unter den Bergen, welche das Suldener-Thal einschließen, ragen die Zufallsspitze, die Königsspitze, der Monte Zebru und der Ortler oder die Ortlesspitze am höchsten empor. Während der Ost- und Südrand dieses Thales aus Schiefergestein besteht, wo die mächtigen Spitzen gleich Riesenpyramiden in weißem Krystall schimmern, erhebt sich auf der Westseite die hohe Ortlerkette mit ihren ausgedehnten

schwarzen Dolomitwänden [1]), die überall aus der Schneehülle hervorbrechen.

Die Umrahmung des Trafoier-Thales ist etwas niedriger, dagegen besitzt dieses das bedeutendere Gletschergebiet. Der 4100 Meter lange Madatschferner ist der größte seiner Gletscher. Der Suldenferner, der Hauptgletscher des Suldenthales, ist durch seine verheerenden Ausbrüche und starken Schwankungen berüchtigt. Seine weit vorgeschobene Endmoräne bildet jetzt einen wüsten Schuttwall, da er seit dem Jahre 1858 wieder zurückgewichen ist. Ein tiefer, melancholischer Ernst ruht auf dem Suldenthal, insbesondere auf seinem Ende. Das kurze Schreythal, in das von einem Hochgletscher der Schreybach hinabrieselt, wird von dem mit grauen Schuttmassen bedeckten Suldenferner und den zerklüfteten Steilwänden des Ortler geschlossen — man hat diese schreckhafte Wand „das Ende der Welt" genannt.

Aus dem mitunter weit sich öffnenden Gletscherthor des Suldener-Ferners strömt der Suldenbach, der sich bei der Einmündung des Thales in das Trafoithal mit dem Trafoibach vereinigt. Das Pfarrdörfchen St. Gertraud liegt auf grüner Matte in der Mitte des Suldener-Thales; das größere Trafoi ist der Hauptort des nach ihm benannten Thales. Die Suldener Höfe sind fast so ärmlich wie Sennhütten. Ihre genügsamen Bewohner treiben nur Viehzucht. Die Kühe weiden auf den tieferen Abhängen, Schafe und Ziegen auf den oberen. Im reicheren Vintschgau wird Mehl und Getreide gegen Butter umgetauscht. Auch die Trafoier leben fast ausschließlich von Viehzucht. Sie dürfen aber ihre Herden nur auf der schmalen Thalsohle und an den mageren Berghängen der Stilfser-Joch-Straße weiden lassen, da die besseren Grasböden Fremden angehören.

In den reichen Arven-, Lärchen- und Fichtenwäldern des Trafoier-Thales richten die Lawinen hier und da großen Schaden an; auch der Bau der Stilfser-Joch-Straße hat die Wälder sehr gelichtet.

---

[1]) Dolomit, Rautenspat oder Bitterkalk = Mineral aus der Klasse der wasserfreien Haloide.



Die Ortlesspitze.

Diese Kunststraße, die höchste in Europa, ist ein staunenswertes Werk der Straßenbaukunst, um so wunderbarer, wenn man erwägt, dass sie in vier Jahren zu Stande gebracht wurde und nur vier Sommermonate das Bauen gestatteten. Auf Befehl des Kaisers Franz wurde sie vom Ingenieur Donegani erbaut und im Jahre 1824 eröffnet. Hinter Trafoi beginnen die Windungen, 46 an der Zahl.

Zwei Stunden von Trafoi liegt die Franzenshöhe, bereits 2130 Meter hoch — der Baumwuchs hört da auf; dann beginnen die 13 letzten Windungen, eine fast senkrecht über der andern und zum Theil durch Gallerien gedeckt, alle untermauert. Das Ganze, wenn man emporblickt, gleicht einem ungeheuren Terrassenturme! Es ist, als habe die gigantische Naturumgebung auch die Menschen zu Riesenwerken begeistert.

Nach zwei Stunden Steigens von der Franzenshöhe wird die Höhe des Jochs (2757 Meter) erreicht, die Wasserscheide zwischen Adda und Etsch, die Grenze von Tirol, dem Schweizer Canton Graubünden und der Lombardei. Nun geht es in 38 Windungen ziemlich langsam bergab nach Bormio (Worms) im Addathal; von diesem hat das Wormser-Joch seinen Namen und wird auch die ganze Straße die „Wormser-Joch-Straße" genannt.

So erhabene Ausblicke bietet wol keine Bergstraße, wie die des Stilfser-Jochs. Aufwärts, bevor man Trafoi erreicht, der Monte Cristallo im Hintergrund, der große Madatschgletscher, die Madatschspitze, der Rückblick auf die Oetzthaler Alpen; hinter Trafoi nebst den Madatschgipfeln die „hintere Wandl" mit dem Pleißhorn. Oben auf der Passhöhe der Ortler in großartiger Nähe und zahlreiche andere Hochgipfel, dazwischen ihre Gletscher. In der That findet der Reisende auf dieser Straße alles vereinigt, was nur die Alpenregion für den Freund erhabener Naturscenen Anziehendes bieten kann. Mit jeder Stufe, die man ersteigt, gewinnt die Straße an Interesse und zeigt dem Blicke des Reisenden neue Gegenstände, welche sein Erstaunen und seine Bewunderung erregen. Schon die Wahrnehmung der klima-

tischen Gegensätze der Alpen und die Beobachtung der allmählichen Abnahme und des Ersterbens alles Lebens auf so beschränktem Raume und in so kurzer Zeit gewährt einen ganz eigentümlichen Reiz. Bei einer Reise über das Stilfser-Joch kann man die Klimate von dreißig Breitegraden in einem Tage durchwandern und ihre Wirkung auf die Natur in nächster Nähe beobachten. Du verläßt mit deiner Fuhre am Morgen z. B. im Vintschgau reiche und belebte Flecken; ihnen folgen zuerst große und stattliche Dörfer; sie werden immer kleiner und bescheidener, die Wohnungen der Menschen niedriger und gedrückter. Anstatt der großen Weingärten, Korn- und Maisfluren, die du des Morgens gesehen, begegnest du mehr und mehr nur kleinen, an Felsen klebenden Aeckerchen und winzigen Gärtchen hier und da, zuletzt nur bloßen Wiesen; die freundlichen, blühenden Fruchtbäume hören auf, und der Schatten finsterer Nadelgehölze umfängt dich oder sinkt zu dir auf die Straße nieder. Der Bergstrom, der dir sonst immer als Führer zur Seite war und stundenlang mit seinem Wüten und Toben kaum gestattete, dich mit deinem Gefährten zu verständigen, fängt an kleinlaut zu werden und zu verstummen. Auch jene Gehölze verdünnen sich zuletzt zu wenigen einzelnen, niedrigen, verkrüppelten, wind- und wetterzerrissenen Lärchen- und Zirbelstämmen. Du trittst endlich in das Gebiet der kahlen Alpenweiden und der kalten Schnee- und Eisthäler ein, und fast scheint es dir, als ob du Hunderte von Meilen im Laufe eines Tages zurückgelegt habest. Es ist kein Wunder, daß diese Erscheinungen allein schon eine ganze Stufenleiter von Seelenerregungen und Empfindungen hervorrufen. Welchen Genuß gewährt es selbst noch in der Erinnerung, wenn man diese großartigen Werke in der wundervollen Natur, durch welche sie führen, bei günstigem Wetter zu betrachten und zu befahren Gelegenheit gehabt hat!

Noch bevor die Straße über das Stilfser-Joch gebaut war, wurde der Paß von Reisenden zwischen Tirol und Italien überschritten, und manche von ihnen mochten wol solche Scenerie auch bewundern; doch diese Bergwelt war zu großartig wild und abschreckend, um zu

längerem Aufenthalte zu reizen. So blieb denn namentlich der riesige Ortler bis in den Anfang unseres Jahrhunderts unerstiegen; jeder in der Umgegend war von der Unmöglichkeit, auf diese Spitze zu gelangen, überzeugt.

Da fügte es ein glücklicher Zufall, dass Erzherzog Johann von Oesterreich[1]), der Liebling der Gebirgslande, auf seiner ersten Tiroler Reise in die Nähe des Ortler kam und von dem erhabenen Anblicke desselben so ergriffen wurde, dass er beschloss, diesen Berg und seine Umgebung näher erforschen zu lassen. Er beauftragte den Botaniker Gebhard mit der Erforschung und wo möglich mit der Besteigung des Ortler. Aber Gebhard erkrankte bald nach seiner Ankunft am Fuße des Ortler im August des Jahres 1804, so dass er sein Vorhaben, selbst den Gipfel zu ersteigen, aufgeben mußte. Doch gelang es, nachdem sein erster Versuch misglückt war, den beiden Zillerthaler Bauern Klausner und Leitner, welche Gebhard mitgebracht hatte, in Begleitung des Passeirers Josef Pichler am 27. September von Trafoi aus die Ortlesspitze zu erreichen. Sie hatten von Wind, Schneegestöber und Kälte so viel zu leiden, dass sie nur vier Minuten auf der höchsten Spitze bleiben konnten. Aber doch war die erste und vornehmste Aufgabe gelöst, den Ortlergipfel überhaupt zu erreichen, was man bisher für unmöglich gehalten hatte.

Da es jedoch dem Erzherzoge daran gelegen war, einen besseren Weg ausfindig zu machen und denselben auch für minder geübte Bergsteiger gangbar herstellen zu lassen, so erhielt Gebhard den Befehl, im nächsten Sommer wiederum seine Ortlerforschungen zu beginnen. Seine Leute, dazu noch ein Gemsenjäger aus der Brennergegend, trafen schon am 15. Juni 1805 in Sulden ein und Pichler führte sie auf dem neuen Wege zweimal auf den Gipfel des Berges. Als Gebhard am 10. August in Mals eintraf, fand er schon den Weg gebahnt und in bedeutender Höhe unter einer überhängenden Fels-

[1]) Ein jüngerer Bruder des Kaisers Franz, † 1859.

wand eine Hütte errichtet. Doch das Publicum hatte allen diesen Erfolgen Zweifel und Unglauben entgegengesetzt. Gebhard ließ deswegen in aller Stille eine große Fahne aus roter und schwarzer Leinwand anfertigen und schickte sie an seine Arbeiter in Sulden mit dem Auftrage, sie, sobald der Weg auf die höchste Spitze vollendet sei, alldort aufzustecken. Dies geschah denn auch am 28. August um die Mittagszeit und rief in Mals, wo sich Gebhard noch aufhielt, freudige Bewegung hervor. Die Nachricht gieng von Mund zu Munde, auf der Straße hörte man von nichts anderem, als: „Seht, seht, auf dem Ortler ist eine Fahne!"

Noch am Abende desselben Tages traf Gebhard in Sulden ein und in der Frühe des 29. August trat er, begleitet von dem Hilfspriester Rechenmacher in Stilfs und geführt von seinen fünf Leuten, seine erste Ortlerfahrt an.

In der Hütte wurde gerastet und ein Imbiss genommen, das kalte Schneewasser, mit Weinbranntwein gemischt, war ein Labsal für die Durstigen. Das Ueberklettern der Steilwände dauerte eine volle Stunde, dann betrat man das Firnfeld, das von unten so kurz erschienen war und sich nun in seiner ungeheuern Ausdehnung zeigte. Als die Gesellschaft an die fast senkrecht emporstarrenden Eiswände kam, entfiel dem jungen Geistlichen der Mut und nur durch das dringende Zureden der Führer konnte er endlich bewogen werden, die Reise fortzusetzen. An den gefährlichsten Stellen waren Seile angebracht.

Die Spitze ward glücklich erreicht und auf das Wol des Erzherzogs Johann getrunken. Die Fahne war von den heftigen Winden bereits arg zerzaust, auch jetzt wehte ein rauher Nordwind. Gebhard blieb fast zwei Stunden auf dem Gipfel und bestimmte den Platz, wo auf Befehl des Erzherzogs eine hohe Steinpyramide errichtet werden sollte.

Schnell genug gieng die Abfahrt von statten, von den Wänden am Schwarzen Kopfe aus in einer Klamm, die zum Suldenferner führte.

Da alles so wol gelungen war, so gedachte Gebhard den Bewohnern des oberen Vintschgaues und den zur Zeit anwesenden kaiser-

lichen Officieren noch ein ganz unerhörtes Schauspiel zu geben. Seine Arbeiter erhielten den Auftrag, soviel als möglich trockenes Holz auf die Spitze zu tragen; er selber ließ in Mals, wohin er zurückgekehrt war, Stroh und Holzwerk in Bündel zusammenbinden und mit geschmolzenem Pech überziehen. Dies wurde in aller Stille nach Sulden geschafft. Auf dem Ortlergipfel sollte ein Feuerwerk abgebrannt werden. Am 9. September waren schon alle Vorbereitungen vollendet, doch erst am 13. trat heiteres Wetter ein. Der Abend kam, sternenhell; um 8 Uhr erblickte Gebhard durch das Fernrohr seine Arbeiter an den Felswänden unter dem Schwarzen Kopfe, wie sie mit Pechfackeln vorrückten — er machte sogleich die Malser auf das bevorstehende Feuerwerk aufmerksam. In gespannter Erwartung standen alle an den Fenstern, vor den Häusern, auf den Straßen. Da sah man die kühnen Bergsteiger auf dem Schneefelde, nicht mehr weit vom Gipfel, dreimal im Kreise ihre Pechfackeln schwingen. Sie giengen immer höher und bald stieg von der höchsten Spitze des Berges eine prächtige Feuersäule empor. Die frohe Jugend brach in jauchzendes Freudengeschrei aus, Alt und Jung ließ den Erzherzog Johann leben. Als das Feuer herabgebrannt war, schien der Schnee im Schimmer der feurigen Kohlen noch fortzuglühen — das Eisfeld war zu einer durchsichtigen Opferschale geworden auf dem 4000 Meter in die Luft ragenden Opferaltar.

Seit diesen ersten Besteigungen des Ortler ist sein Gipfel mit der immer mehr wachsenden Liebe für die Hochwelt der Alpen häufig erstiegen worden. Aber die meisten Alpenfreunde unternehmen auch heute noch ihre Bergfahrten, um die herliche Alpennatur zu bewundern und sich an ihr zu erquicken; viel geringer ist die Zahl jener, welche wissenschaftlicher Sinn antreibt, durch Karten und Abhandlungen die Kenntnis der Alpenwelt, deren Geheimnisse bei weitem noch nicht alle entschleiert sind, zu fördern.

Unter den kühnsten und ausdauerndsten und zugleich sachkundigsten Alpenbesteigern der neuesten Zeit nennen wir den vormaligen k. k. öster-

reichischen Oberlieutenant Julius Payer, der, nachdem er sich in der Gletscherwelt der Alpen, vornehmlich seines Heimatlandes Tirol, unvergängliche Lorbeern errungen, durch seine Theilnahme an der ruhmvollen österreichisch-ungarischen Nordpol-Expedition in den Jahren 1872 bis 1874 sich in den weitesten Kreisen bekannt gemacht hat. Auf Männer seines Schlages darf unser Vaterland stolz sein. Mit der Absicht, die Ortler-Alpen eingehend zu untersuchen und eine Karte dieses Gebietes zu zeichnen, begann er im Sommer 1865 seine Wanderungen und Forschungen mit dem Suldenthale und dem Gebirgsstock der Zufallspitze, gieng im nächsten Sommer in das Trafoier-Gebiet des Ortler und 1867 in die südlichen Ortler-Alpen. Welche Kraft des Geistes und Körpers gehörte dazu, dass ein Mann, ohne Gehilfen, in jeder Beziehung nur auf die eigenen Hilfsmittel verwiesen, so umfassende und eingehende Studien und Arbeiten in so kurzer Zeit zu Stande brachte! Denn die Zeit für die Wanderungen in der Hochalpenregion war kurz zugemessen, auf wenige Wochen beschränkt. Payer eroberte aber frischweg einen Hochgipfel nach dem andern; war er heute auf dem Ortler gewesen, so stand er übermorgen schon auf der Königsspitze; in den Südalpen der Ortlergruppen erstieg er in 30 Tagen nicht weniger als 21 Hauptgipfel, von denen 10 über 3100 Meter hoch waren! War er nach halsbrechenden Klettereien auf der Bergspitze angelangt, dann durfte er sich nicht lange dem Genuss der herlichen Aussicht hingeben, vielmehr mußte er sogleich seine Arbeit des Zeichnens und Winkelmessens, welche hauptsächlich der Zweck seiner Besteigung war, beginnen, oft in schneidend kaltem Winde mit erstarrten Händen. Auf dem Ortler arbeitete er fast zwei Stunden lang, während sein getreuer Führer Pinggera — ein Deutschtiroler aus Sulden — ihm Fleisch und Brot zum Munde reichte.

Wiederholt kam Payer auf seinen Bergfahrten auch in Lebensgefahr, welcher er nur mit harter Not entgieng; einmal lief ein solches Abenteuer sehr übel ab und Payer und sein Führer waren dem Untergange nahe. Die Katastrophe fand im Herbste 1867 am Monte

Tresero in den südlichen Ortler-Alpen statt. Nachdem sie am Vormittage des 20. September den Monte Giumella (Zwillingsberg) bestiegen, kamen sie gegen 11 Uhr auf den Col (Joch) Giumella herab.

„Inzwischen hatte sich auch", so erzählt Payer, „das Wetter entschieden verschlimmert, der Wind brachte dichte, die Spitze umhüllende Nebelballen, deren zeitweiliges Zerreißen uns über die einzuschlagende Richtung nach der Punta di San Matteo belehrte. Die Spitze dieses mächtigen Gletscherhorns, welche nahe westlich aufragte, betraten wir, zuletzt etwas steiler ansteigend, um 11 Uhr 5 Minuten. Wir verweilten eine Viertelstunde auf derselben und ich entwarf während einer Zertheilung der Wolken einige flüchtige Skizzen; dann sahen wir uns durch den undurchdringlichsten Nebel von den tieferen Landschaften völlig abgeschlossen.

Da wir auch den Monte Tresero nicht sahen, sondern seine Lage nur mutmaßen konnten, so entschloss ich mich für die Besteigung desselben über eine lange, beide Gipfel verbindende Eisschneide, die uns zwar schon bekannt, im Augenblicke jedoch ebenfalls unsichtbar war. Dies war ein arger Fehler, welcher uns beinahe den Tod gebracht hätte. Pinggera, welcher richtiger den Abstieg über Felsen nach der Vedretta Gavia (Gavia-Gletscher), also eine Umgehung der schauerlichen Eismauer vorgeschlagen hatte, drang diesmal nicht durch, weil ich seine Bevormundung entbehren zu können wähnte.

Wir stiegen also von der Spitze über den ungemein steilen Firn herab, je anderthalb Schritte seitwärts befanden sich ungeheure Abgründe. Ungeachtet der Weichheit des Schnees hieß es, wie ich jetzt erkenne, das Geschick herausfordern, als ich diesen Hang hinabfuhr. Pinggera rief in Verzweiflung darüber erzürnt aus: „Sie sind ja dümmer, als die Nacht!" welcher Schmeichelei ich jedoch unter den geschilderten Umständen kein Gewicht beilegte.

Nun folgte ein denkwürdiger Gang über die lange Schneide, umrandet von furchtbaren Tiefen und verhüllt durch Nebel. Ohne die Gefährlichkeit desselben zu erwägen, wanderten wir, die Hände in der

Tasche, rauchend und den Bergstock unter dem Arm, arglos auf einer über den Berggrat nach der Seite des Forno-Gletschers überhängenden Schneewechte fort. Da brach plötzlich ein Stück derselben ab, Pinggera stürzte, erhielt sich jedoch noch wunderbar zwischen Schneemassen am obersten Saume der colossalen Eiswand und schwang sich wieder auf die Schneide hinauf.

So furchtbar ernst die Mahnung auch war, wir achteten ihrer nicht, schritten vielmehr, ohne den Vorfall zu erörtern, weiter. Wieder hielt sich Pinggera, welcher ungefähr fünf Schritte vor mir hergieng, zu nahe am Rande der Schneewechte; ich machte ihn darauf aufmerksam, er aber erwiederte: „Besser zu weit rechts, als links, denn fallen wir die Felsen hinab, so zerschellen wir wie Glasflaschen." Genau in dem Augenblicke, wo ich die erneute Warnung: „Wenn es hier jetzt wieder eine Schneewechte gäbe!" ausgesprochen, erfolgte ein dumpfer Knall, verursacht durch die Ablösung des gesammten Schneeüberhanges, auf welchem wir uns befanden — ich sah Pinggera lautlos kopfüber die Eiswand auf den Forno-Gletscher hinabstürzen und folgte ihm mit dem Bewußtsein des Unterganges im selben Momente nach. Sogleich verlor ich Hut, Brille und Bergstock, und schneeumhüllt, gewissermaßen in einer Lawine, glitten wir im raschen Fluge die Abhänge hernieder, wurden an senkrechten Abbrüchen hinausgeschleudert und momentan befanden wir uns dann in freier Luft, mit bangem Gefühl das Auffallen, möglicher Weise auf ein Felsriff, erwartend. Während dieses nur wenige Augenblicke dauernden Sturzes hatte ich anfangs den Kopf voraus, sah nichts, und alles, woran ich mich anzuklammern suchte, war geballter, mitfliegender, aufwirbelnder Schnee. Ich selbst erreichte, zuletzt über einen an 25 Meter hohen senkrechten Absatz des Eises herabstürzend, in horizontaler Seitenlage eine tiefe Schneegrube und blieb darin stecken — zu meinem Glück!

Im ersten Augenblick fühlte ich mich wie erschlagen. Obgleich ich heftig erschüttert, stöhnend, aus Mund und Nase blutend, war ich doch unverletzt, zu welcher Ueberzeugung ich jedoch erst kam, als ich

mich aufrichtete und von der erstarrenden Schnee-Umhüllung freimachte. Der nächste Gedanke galt Pinggera. Mit halb eingefrorener Stimme rief ich seinen Namen — die Eiswände gaben das Echo — lautlose Stille folgte. Ich fand es überhaupt unmöglich, dass auch er lebend davon gekommen sein könnte. Am nächsten lag die Annahme, dass er in eine der unmittelbar am Fuße der Eiswände beginnenden Schluchten gefallen sei. Knapp hinter mir gähnte ein tiefer, weiter Spalt, über welchen mich der letzte Eisabsatz geschleudert hatte. Bei diesem Anblick erkannte ich erst die Größe der überstandenen Gefahr; hätte mich nicht die Thatsache überzeugt, so würde ich's für undenkbar gehalten haben, dem Untergange an dieser Stelle entrinnen zu können. Am Rande der Schlucht lag mein Hut, daneben noch das gefüllte Weinfläschchen, welches Pinggera getragen hatte — es war von einem feinen undurchbrochenen Schnee- und Eisgewebe größtentheils überzogen. Ich gieng von Schlucht zu Schlucht, vergeblich den Namen meines Führers rufend.

Die Lage begann grauenhaft zu werden; gelang es mir nicht, seinen Aufenthalt zu entdecken, war er in eine Spalte gestürzt, so war er unrettbar verloren. Menschliche Hilfe konnte vor 12 Stunden nicht eintreten, bis dahin mußte er der Kälte unterliegen.

Eine tiefere Gletscherspalte zu untersuchen, fuhr ich einen schroffen, ohne Steigeisen ungangbaren Firnhang hinab, um nicht hinabzufallen. Endlich antwortete mir eine schwache Stimme. Durch das zweite Augenglas erkannte ich über mir eine schwarze kleine Figur; es war Pinggera, welcher sich langsam und mit großer Mühe abwärts bewegte.

Den bangen Augenblicken folgte das freudigste Wiedersehen; Pinggera lachte, weinte, gab mir die Hand, wir priesen unser Glück. Unsere Sturzhöhe lässt sich nicht genau angeben, doch dürfte sie nicht unter 260 Meter betragen haben. Pinggera hatte alles, was er getragen, eingebüßt und sich durch die Steigeisen am linken Oberschenkel nicht unerheblich verletzt; auch ihn hatte das Fallen in eine Schneegrube gerettet."

Wie wenig dieser Vorfall den Unternehmungsgeist der kühnen Männer zu schwächen vermochte, bewies der sogleich gefasste Entschluss, den 3546 Meter hohen Monte Tresero von der so ungünstigen Seite des Forno-Gletschers zu besteigen. Dies Unternehmen ward glücklich ausgeführt, trotzdem ihnen Axt, Steigeisen und der so nötige Bergstock fehlten.

Der frisch gefallene Schnee gewährte ihnen beim Aufsteigen an den steilen Eishängen wesentliche Hilfe. Am kleinen Tresero-Gipfel hiengen Eisklippen lawinendrohend herab; so schnell als möglich mußte die vermutliche Bahn derselben verlassen werden. Doch hielten sie noch, und erst als Payer und sein Führer vom Monte Tresero nach Süden hinabstiegen, brach die Eislawine donnernd los und rollte auf den Forno-Gletscher herab.

2. Schloss Sigmundskron bei Bozen.

An der Vereinigung des oberen und unteren Etschthales mit dem von Osten sich öffnenden Thale des Eisack und dem Sarnthale liegt im Herzen Tirols die letzte Stadt deutscher Zunge: Bozen. Von hier aus gehen Straßen nach allen Richtungen; am wichtigsten aber ist die alte Straße über den Brenner, neben welcher seit dem Jahre 1867 eine Eisenbahn den berühmten Alpenpass überschreitet. Die ganze weite Thalebene, welche von der Etsch, dem Eisack und der aus dem Sarnthale hervorbrausenden Talfer nebst vielen Canälen durchströmt wird und einem einzigen unermesslichen Weingarten gleicht, heißt der Bozener Boden. Ringsum erheben sich steil, aber allenthalben angebaut, hohe Berge in den mannigfachsten Formen; auf den Vorhöhen prangen verwitterte Ruinen oder halbverfallene Burgen als wertvolle Denkmale mittelalterlicher Zeit. Der reinere Himmel und die größere Glut der Sonne mahnen ebenso an den Süden, wie die prächtigen Edelkastanien, die stattlichen Feigenbäume, Cypressen, vereinzelte Pinien und Oelbäume. In der Stadt verrät die Bauart der Häuser, dass man auf Schutzmittel gegen die drückende Sommerhitze bedacht gewesen. Die Straßen sind eng und erscheinen noch enger durch das rege Treiben, welches an Italien erinnert und das zur Zeit der Messen seinen Höhenpunkt erreicht. Denn Bozen ist ein berühmter Handelsplatz, die erste Handelsstadt Tirols.

Die wechſelvolle Geſchichte der Stadt und ihrer Umgegend erzählen uns die zahlreichen Burgen, welche, heute mehr oder weniger verfallen, rings den ſchönen Bozener Thalboden umgürten. Unter dieſen nimmt die jenſeits der Etſch auf dem Scheitel eines ſtolzen Felſenhügels thronende Feſte Sigmundskron einen hervorragenden Rang ein. Zu ihr wollen wir nun unſere Wanderung antreten.

Von Bozen führt ein angenehmer Fußſteig durch Weingärten und Wieſenfluren, neben rinnenden Bächlein und an weißgeſtrichenen Bauernhäuſern und braunen Stadeln vorüber in ſüdweſtlicher Richtung zur Etſch, die man nach einſtündiger Wanderung erreicht. Auf kunſtloſer Holzbrücke überſchreitet man den Fluſs, deſſen ſchmutziggraue Wogen jene Felſenwand umſpülen, von deren Höhe die gewaltigen Ruinen von Sigmundskron herabdräuen. Unmittelbar hinter dem am Fuße des Berges gelegenen Gaſthauſe ſteigt man einen gepflaſterten Weg zur Burg hinan und gelangt durch ein niedriges Eingangsthor, deſſen Spitzbogenportal das ſchöne Doppelwappen von Tirol und Oeſterreich ziert, auf den hügeligen Schloſshof. Der ſteile Fußweg iſt von baumartigem Geſträuch, von Roſen, Brombeeren, Stachelmyrten, Sauerdorn und Diſteln umſäumt, die Innenſeite der Burghofmauer theilweiſe von Efeuranken umwoben. Die Wachtſtube und das Bauernhaus ſind eben verſchloſſen, der Burgring öde und leer; kein Laut verrät die Nähe lebender Perſonen. Leiſe erklingt das Gezwitſcher eines Vögleins in der Krone des Maulbeerbaumes, deſſen Aſtwerk den Giebel der armen Pächterswohnung ſchirmend umfängt, leiſe rauſcht der Morgenwind durch das Gezweige. Wie anders hat es in früheren, nun verſchwundenen Zeiten auf dieſem Schloſshofe ausgeſehen!

Von den beiden Türmen, welche die weſtliche Umfaſſungsmauer verſtärken, iſt der vordere mit zwei kleinen unzugänglichen Erkern geſchmückt, im Innern jedoch bis auf ein Gewölbe völlig zerſtört, während der zweite wolerhaltene Seitenturm als Pulvermagazin für die Beſatzung von Bozen dient. Zwei freiſtehende, mit eiſernen Thüren

verschlossene Häuschen an der Nordseite haben dieselbe Bestimmung. Außer dem Wachtposten wohnt noch eine Pächter-Familie in der Burg. Aus der vordern Abtheilung des ausgedehnten, im Osten durch einen steilaufragenden Felsrücken scheinbar abgeschlossenen Burghofes klettert man über gewölbte Bogen und aufgetürmte Steinblöcke zu den Schlossruinen in der Mitte der Feste empor und wird hier durch das formlose Gewirre von Türmen, Mauern, Pfeilern, Schutthaufen verwitterter Baureste und durch die reizende Aussicht auf Bozen, auf die Mündung des Sarnthales mit dem altersgrauen Runkelstein, auf den Silberstreifen des Eisack, die bewaldete Kuppe des Rotstein und das wundersame Felsengebilde des Schlern in hohem Grade überrascht. Das sagenreiche Etschland mit dem Rosengarten des Königs Laurin, der Schauplatz wilder Kämpfe zwischen rhätischen Urbewohnern und römischen Eroberern und die friedliche Heerstraße für die deutschen Kaiserzüge; das schöne Land, in dem einst Gothen- und Longobardenlieder, dann die Harfen der Minnesänger in heiteren Melodien erklangen, wo schlichte Landbewohner jetzt in frommen Weisen die Himmelskönigin verehren; — der sonnige Gau mit seinen Rebengärten, himmelhohen Bergen, Kirchen und Capellen, mit seinem heitern Himmel und allen Gaben der segenspendenden Natur liegt vor dem Wanderer ausgebreitet.

Auch die Trümmer des Schlosses erregen die Bewunderung des Beschauers. Höher als die Seitentürme steigt die Mittelburg auf; den Felsenkopf am Uferrande krönt ein ungleichseitiger, fast über dem Abgrund schwebender Turm, dessen zerbröckelter Mauerrand von gelbem Mauerpfeffer, roten Nelken und Grasbüscheln umzogen ist. In den eingestürzten Sälen grünt Eichen- und Eschengestrüpp; blühende Alpenreben, schwellender Rasen und duftige, von bunten Faltern umgaukelte Blumen überweben die obere Schlossruine und den untern abgeschiedenen Ring.

Als die Römer im Jahre 15 v. Chr. das rhätische Gebirgsland erobert hatten, ließen sie am Nordrand des Mittelberges zur Verbindung beider Etschufer eine Brücke herstellen, welche dem siegreichen

Stiefsohn des Kaisers Augustus zu Ehren Pons Drusi genannt wurde; auf dem vorspringenden Hügel erbauten sie zu Schutz und Schirm des Flussübergangs und der Heerstraße die Feste Formicaria. Nicht durch die ebene, von Sumpf- und Moorlachen durchzogene, unwegsame Thalsohle, die heute der Eisenbahnzug mit Windeseile durchfliegt, sondern über die Höhen des Mittelgebirges führte damals die belebte Straße von Italien nach Bozen. Ueberhaupt vermieden die Straßen der alten Zeit sorgfältig die sumpfigen, den Ausbrüchen der Wildbäche mehr ausgesetzten Niederungen und zogen sich in ewigen Schlangenwindungen längs der Seitenhänge der Gebirge hin, wo auch die ersten Ansiedelungen entstanden. Wie früher die Legionen der Römer und die Horden der Hunnen, so waren später Bajuvaren, Franken und Sachsen als Kriegerscharen oder friedliche Begleiter der Römerzüge über Pons Drusi an den Mauern von Formicar vorübergegangen.

Im zehnten Jahrhundert bildete die Etsch die Markscheide zwischen der bairischen Grafschaft Bozen und dem Herzogtum Trient, das sich am rechten Ufer des Flusses bis Coma (unterhalb Meran) ausdehnte, ein Gemisch von romanischen und deutschen Volksstämmen umfasste und durch Kaiser Konrad II. im Jahre 1027 den Bischöfen von Trient verliehen wurde. Die Kirchenfürsten betrauten das edle, unter dem heiligen Vigilius gegen 400 n. Chr. in die Alpenthäler eingewanderte Geschlecht der Herren von Firmian mit der Burghut ihrer Grenzfeste Formigar. Das Ansehen dieser Burgvögte stieg, als sie später zum Lohne für treue Dienste mit dem Schlosse und einem Antheile des Brückenzolls belehnt wurden. In der Mitte des Schlosshofs ward ein Palast zur Wohnung für den Fürstbischof gebaut, ein besonderer Beamter, der Gastald, als Richter der bischöflichen Unterthanen und Schultheiß des Grafen von Tirol, für Bozen eingesetzt und zur Schlichtung wichtiger Streitigkeiten zwischen den Edlen des Landes und ihren Fürsten von Zeit zu Zeit eine öffentliche Gerichtssitzung in oder neben der Feste unter dem Vorsitz des geistlichen Oberherrn abgehalten.

So hatte der Bischof Albert von Trient am 22. Juli 1163 unterhalb des Schlosses, wo Etsch und Eisack zusammenfließen, auf offenem Gerichtstage den vierzigjährigen Streit zwischen der Kirche des heiligen Vigilius und den Grafen von Eppan geschlichtet. So hatte achtzehn Jahre später der Fürstbischof Salomo die Grafen Friedrich und Heinrich von Eppan zu einer großen Gerichtsverhandlung in der Au am Etsch-Ufer berufen; auf derselben wurden diese stolzen, vorher so gefürchteten Gegner gezwungen, das Schloss Greifenstein, den Wald auf dem Ritten, die Goldgruben zu Tassul, ihre Ansprüche auf Kronmetz und verschiedene Maierhöfe im Beisein vieler Ritter, Edlen und Domherren dem Bistum Trient abzutreten.

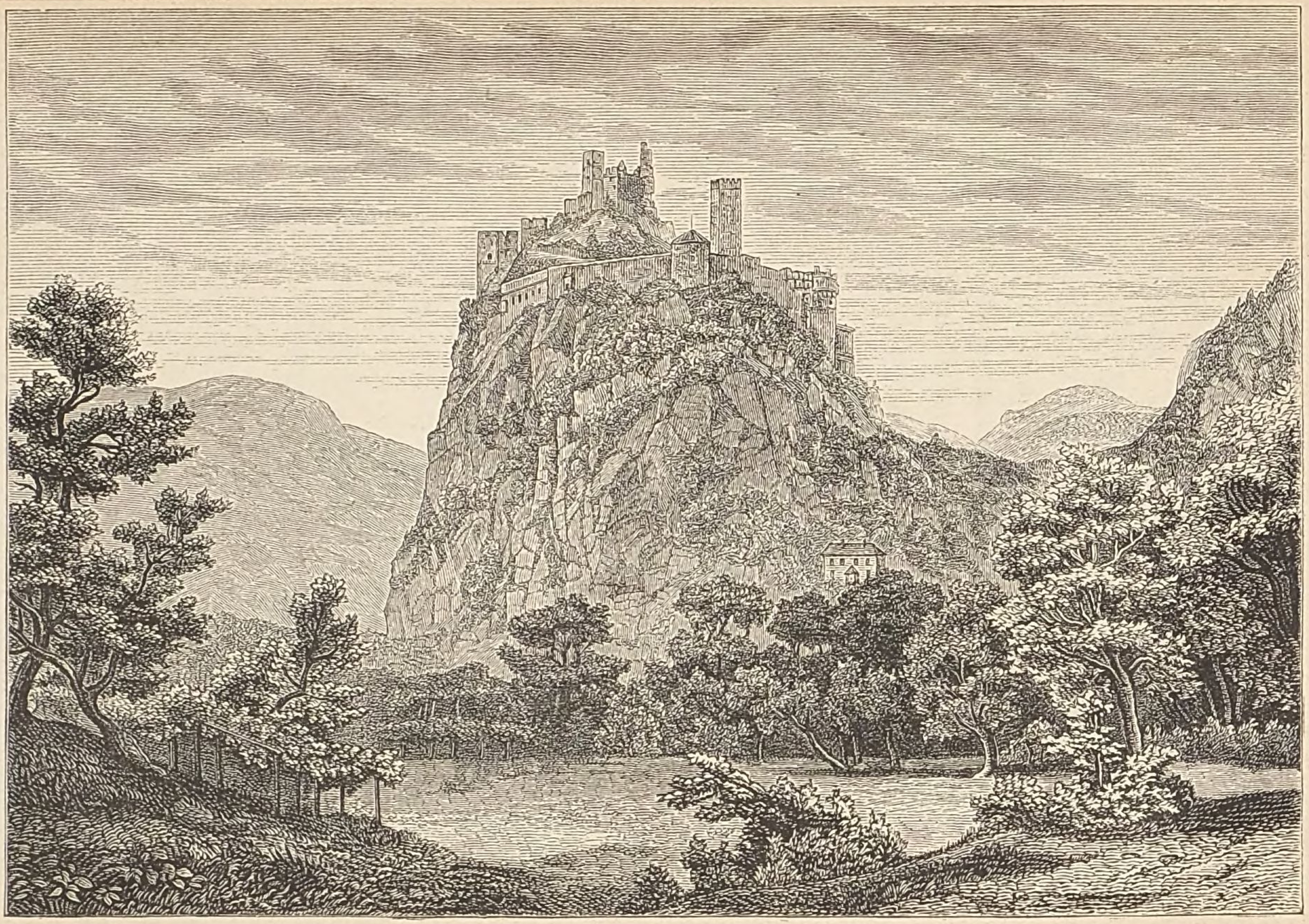
Der thatkräftige Meinhard II., Graf von Görz und Tirol, schränkte die großen Befugnisse und Rechte der Fürstbischöfe von Trient wirksamer ein; in dem Schlosse Gries setzte er einen gräflichen Richter ein und enthob dadurch den Gastald von Formigar seines Amtes als tirolischen Schultheiß für Bozen. Dennoch blieb die Macht der Trientiner Kirchenfürsten eine bedeutende und groß ihr Einfluss auf die Umgegend weit herum. Dies beweist folgende Ueberlieferung, die zugleich ein hübsches Bild mittelalterlicher Sitte bildet.

Eine stattliche Gesellschaft von Rittern und geistlichen Herren war zur Weihnachtsfeier des Jahres 1307 im Schlosse Firmian versammelt und von dem Bischof Bartholonius Guerini zur Tafel geladen. Beim Beginn des Mahles erschien ein deutscher Ritter, Jacob von Rottenburg aus dem Unterinnthal, noch im Reisekleide in dem Saal und ließ, da er des Lateinischen unkundig, der Bischof aber ein Wälscher war, durch Herrn Oderich von Corado auf dem Nonsberg Einsprache gegen die Verkürzung seines urkundlich verbrieften Rechts erheben. „Das Schloss der Edlen von Segonzano sei ihm mit allen Lehen des Hochstifts übertragen und dadurch das Privilegium verliehen worden, den Bischof und dessen Hof bei festlicher Tafel zu bedienen und das Schenkenamt zu üben.“ Verwundert lauschten der Schlossherr, die geistlichen Würdenträger und die Edelherren dieser

ernsten Klage. Obwol der Bischof weder den Lehenbrief, noch die besonderen Privilegien seines Inhabers kannte, beschloss er doch, das fragliche Recht des Bewerbers anzuerkennen — und hieß den ritterlichen Schenken seines Amtes walten.

Auch die Edlen von Firmian hatten ihre Befugnisse zu erweitern verstanden, die Feste mehr als Eigentum denn als Lehen angesehen und in dem Schloss nach Belieben gewaltet und geschaltet. Um der Willkür der Vasallen zu steuern, hatte der Fürstbischof Friedrich von Trient am 19. Mai 1216 in feierlicher Versammlung an der Etschbrücke Otto von Firmian und dessen fünf Söhne vor zahlreichen Edlen durch einen Schwur geloben lassen, dass sie ihre abgetheilten Wohnherbergen und Türme ohne Vorwissen des Lehnsherrn nimmer ändern oder wechseln würden. Der einträgliche Brückenzoll wurde von den Fürstbischöfen theils für eigene Rechnung erhoben, theils gegen Darlehen verpfändet.

Die hohe Bedeutung der Feste Formigar für die Beherschung des Etschthales war den Grafen von Tirol nicht verborgen geblieben. Schon im Jahre 945 hatte der Markgraf von Ivrea auf seinem Kriegszuge nach Italien vergebens die Burg zu stürmen und den Flussübergang zu erzwingen gesucht; nur gegen Gold und glänzende Versprechungen war ihm das Brückenthor geöffnet worden. Die Fürstbischöfe von Trient verkannten ebensowenig die Wichtigkeit dieser Warte und wußten den Schlüssel der großen Heerstraße von Deutschland nach Italien mit fester Hand zu bewahren, so dass erst die Landesfürsten aus dem Hause Habsburg in den Besitz von Formigar gelangten. Im Jahre 1370 verkauften die Herren Meinhard und During von Firmian den Herzogen Albrecht und Leopold von Oesterreich ihren Antheil an der Burg sammt dem weißen Zinnenturm des Vorhofes und erbauten sich dagegen eine neue Feste. Am 16. September 1473 gieng auch der übrige Theil des Schlosses, die kleine Burg, der Bühel, Burgstall, Wald, Weide und Brückenzoll von den Rittern Niclas und Vigil von Firmian in die Hand des Herzogs Sigmund von Oesterreich über. Der neue Schloss-



Schloss Sigmundskron bei Bozen.

herr ließ die Festungswerke planmäßig erweitern und verstärken, den Palast zu einem heitern Landsitz umgestalten und den herlichen Bau, der noch heute eine Zierde der Landschaft von Bozen bildet, mit dem stolzeren Namen Sigmundskron belegen.

Ein frommer Pilger, Felix Faber, der auf der Wallfahrt nach dem heiligen Lande im Jahre 1483 Formigar besuchte, hat von der umgebauten Feste folgende Beschreibung hinterlassen. „Am Rande der Anhöhe liegt das Schloſs, von dem die adeligen Herren von Firmian stammen, und dessen Mauern jetzt der Herzog Sigmund von Oesterreich erweitern und mit hohen, starken Türmen versehen läſst. In den Ecken des zwanzig Fuß dicken Ringwalls erheben sich vier weitläufig gebaute, mit eigenen Zugängen und besonderen Stallungen versehene, durch Zwischenräume getrennte Wohngebäude, so daſs zu gleicher Zeit vier Fürsten in dem Schlosse weilen können. Das Trinkwasser wird mittelst eines Rades aus der tief unten vorüberströmenden Etsch auf den Felsen gezogen. Früher war der Aufenthalt in der Burg sehr ungesund: die Bewohner starben in Folge der Ausdünstungen der umliegenden Sümpfe schnell dahin; der Herzog hat jedoch durch das Moos breite und tiefe Gräben ziehen lassen, in denen die trüben Wasser nach der Etsch abfließen. An die Stelle der übelriechenden Sümpfe sind grüne Wiesen und Rebenpflanzungen getreten, von denen in günstigen Jahren mehr als zwanzig Fuder Wein gewonnen werden."

Herzog Sigmund wollte durch das neu befestigte Formigar dem steigenden Einfluſs der Venetianer, die bereits zahlreiche Niederlassungen in Südtirol errichtet hatten, Schranken setzen. Im Vertrauen auf die Sicherheit des Schlosses ließ der Landesherr 130 venetianische Kaufleute auf dem Markte zu Bozen gefangen nehmen und der mächtigen Republik Venedig den Handelsweg durch Tirol verschließen. Aber die berühmte Handelsstadt errang in dem mit wechselnden Erfolgen geführten Kriege ihre früheren Vorrechte vollständig wieder: durch den Friedensschluſs vom 14. Juni 1487 muſste die Heerstraße durch Tirol

den italieniſchen Händlern aufs neue eröffnet werden. Herzog Sigmund der Münzreiche aber fuhr fort, die reichen Schätze der Tiroler Alpen mit freigebiger Hand zu verſchwenden, in Jagd und Fiſchereibeluſtigungen, Spiel und Trinkgelagen ſich von den Sorgen und Mühen der Regierung zu erholen. Als ihm ein ſolches Leben mannigfache Verlegenheiten bereitete, übergab er auf dem Landtage zu Meran im Jahre 1490 die Herſchaft von Tirol ſeinem Vetter, dem römiſchen König Maximilian, und verlebte ſeine letzten Tage in ſtillem Frieden bald auf Sigmundskron, bald in der alten Reſidenz Meran oder an andern Orten der gefürſteten Grafſchaft.

Die Landesregierung hatte anfangs eigene Pfleger zur Bewachung von Sigmundskron eingeſetzt, ſpäter dem Feldzeugmeiſter Michel Ott von Achterdingen, 1538 den Freiherren von Völs und 1649 den Grafen von Wolkenſtein-Troſtburg das wichtige Schloſs verpfändet. Als Tirol vorübergehend unter bairiſche Herſchaft kam, wurde Sigmundskron, das bis dahin ein Lehen geweſen, im Jahre 1807 in erbliches Eigentum umgewandelt, zehn Jahre ſpäter die Gerichtsbarkeit über den Burgfrieden dem Stadtgericht zu Bozen übertragen.

Im Laufe der Jahrhunderte iſt Sigmundskron verfallen und verödet, der Brückenturm am Fuß des Felſen abgetragen, die lichten Säle des Fürſtenſitzes und der Turm des Mittelſchloſſes ſind eingeſtürzt. Wandflächen mit verblaſstem Bilderſchmuck bezeichnen die Stätten der beiden alten Capellen; hohle verwitterte Mauerreſte mit verſchütteten Gewölben und formloſe Trümmer decken den Felſengrund, und die einſame Burgruine mit ihrer verſchwundenen Pracht ſpiegelt in maleriſchen Zügen die Wandelbarkeit menſchlichen Geſchicks.

3. Schloss Runkelstein im Sarnthal.

Vom Obstplatze Bozens, wo das prächtigste Südtiroler Obst, Aepfel, Trauben, Feigen und Granaten feilgeboten werden, führt die zur Marktzeit stark belebte Fleischgasse zum Talferbache, welcher Bozen von seiner Vorstadt Gries scheidet. Eine lange Brücke hat man über das breite Bett der Talfer gebaut, aber dasselbe liegt größtentheils trocken, und nur eine schmale Wasserader nimmt ihren Weg unter der Brücke hindurch; denn es ist heißer Sommer und lange schon ist kein Gewitter niedergegangen. Die große Breite des Bettes jedoch, die einem mächtigen Flusse genügen würde, und die gewaltigen, rundgeschliffenen Felsblöcke roten und grünen Porphyrs in demselben verraten, dass die Talfer nicht immer ein bescheidener Bach sei. Im Frühjahr, zur Zeit der Schneeschmelze, oder bei heftigem Gewitterregen schwillt sie zu verderbendrohender Höhe an; dann wälzt sie die centnerschweren Steine, welche sie bei Bozen liegen lässt, herbei und mit Mühe nur wehrt die hohe Wassermauer dem Andrange ihrer brausenden Wogen. Eine kurze Strecke unterhalb der Stadt findet die Talfer ihr Ende, indem sich ihr Wasser mit dem des Eisack vermischt. Sollte es uns aber nicht gelüsten, das nahe Heimatthal dieses Baches, der zu Zeiten zum mächtigen Flusse wird, aufzusuchen?

Wir ersteigen die auf dem linken Ufer erbaute Wassermauer, welche uns einen bequemen Weg zu den im Norden sich erhebenden

Bergmaſſen bietet. Dieſe erſcheinen wol von hier aus geſehen ziemlich öde und unförmlich, ſowol das Rittnergebirge gegen Nordoſten, als die nordweſtlichen Porphyrberge, deren unterer Theil der Guntſchna genannt wird; auf ihrem Rücken aber tragen ſie einen lieblichen Wechſel von Dörfern und vereinzelten Gehöften, von Feld und Wald und bieten mit ihrem kühleren Klima dem Bewohner des heißen Bozener Thalbodens im Hochſommer die angenehmſten Erfriſchungsorte. Unſer Weg jedoch führt uns nicht zur Höhe, ſondern zwiſchen den beiden Bergmaſſen ins enge Thal der Talfer. Die genannten Höhenzüge gehören der Gruppe der Sarnthaler-Alpen an, welche zwar an Erhebung von mancher anderen Gebirgsgruppe in Tirol anſehnlich übertroffen werden, die aber der Lage nach ſo recht das Centrum, das Herz des Tirolerlandes bilden. Das ſchöne Sarnthal, welches ſie einſchließen, wird vom Talferbache durchrauſcht — und ſchon haben wir nach kurzer Wanderung mit dem Ende der Waſſermauer den Eingang desſelben erreicht. Das alte Ritterſchloſs Klebenſtein und daneben das große Fabriksgebäude einer Baumwollſpinnerei — die Contraſte der Vergangenheit und Gegenwart uns vor Augen haltend — ſtehen an der Thalmündung. Hinter dieſen Gebäuden wird das Thal ſchon merklich enger und die Gegend von Bozen entſchwindet unſerem Auge. Dafür zeigt ſich uns, auf hohem Felſen thronend, das halbverfallene Gemäuer des Schloſſes Runkelſtein, der Perle des Sarnthales.

Am linken Talfer-Ufer führt die Straße, welche prächtige Edelkaſtanien beſchatten, allmählich hinan; zur Rechten erheben ſich himmelanſtrebende, ſchroffe, vielfach von Efeu umzogene Porphyrwände, während zur Linken die wilde brauſende Talfer ſich ſtellenweiſe hart herandrängt und dem Wege nur einen ſchmalen Raum frei läſst. An einer Theilung desſelben verfolgen wir zuerſt die links weiter ins Thal führende Straße, welche wieder zur Tiefe und um die Höhe, auf welcher das Schloſs ſich erhebt, herumzieht; man überſchreitet die Talfer und blickt nun zurück und hinan zur Burg. Der vorhin grün

umbuschte Burgberg hat sich plötzlich in einen ungeheuren scharfkantigen Felsblock verwandelt, an welchem nur hie und da ein Strauch haftet, und oben von schwindelnder, senkrechter Höhe herab droht das alte Runkelstein, das wie ein aufmerksamer Hüter die wildromantische Gegend umher zu bewachen scheint. Der Schatten des Engthales, die rotbraunen Porphyrmassen, die wildrauschende Talfer und ein einsames Häuschen jenseits des Gießbaches machen im Gegensatze zum lärmenden Stadtleben, zu den weiten üppigen Fluren, die man eben durchschritt, einen überraschenden, tiefen Eindruck. Wir kehren nun wieder zum Scheideweg zurück und steigen den steilen, aber kurzen Bergpfad rechts empor.

Bald stehen wir vor dem ehrwürdigen, noch ziemlich gut erhaltenen Thore, neben dem alter Efeu die Wände dicht überzieht. Wir treten ein in den weitgedehnten Burghof, in den einst soviel Pracht und Herlichkeit einzog, und auf dem jetzt Brombeerhecken, Efeu und andere Pflanzen grünen, sich theils an dem zerklüfteten Gemäuer emporrankend, theils den zu Haufen liegenden Schutt überdeckend. Wir befinden uns auf geweihter Stätte. Runkelstein war einst ein Musenhof Tirols; die Burg war ein vielbesuchter Sammelplatz von Minnesängern und was der Dichter gesungen, das verewigte hier der Maler mit fertiger Hand an den Wänden. Soviel auch die verderbende Zeit an dem alten Gemäuer zerstört, noch immer macht die Burg einen freundlichen Eindruck und wir fühlen innig, was der treffliche Dichter Victor Scheffel von ihr gesungen:

Des Runkelsteins verfallenes Gebäu
Weiß nichts von Grämen und Trauern;
Der Geist der Dichtung, fröhlich und frei,
Der webt in seinen Mauern.

Von wenigen Schlössern Tirols weiß man die Zeit ihrer Gründung so bestimmt, wie von dem Schlosse Runkelstein. Im Jahre 1237 erbauten die edlen Herren Friedrich und Beral von Wangen im Talferthal ein ihren Reichtümern und ihrem Ansehen entsprechendes

festes Schloss, das sie von dem Burghügel, auf dem es erbaut worden, Runkenstein oder Runkelstein nannten. In den blutigen Fehden, welche in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die Gegend durchtobten, wurden die ansehnlichsten Schlösser der Edlen von Wangen erstürmt, geplündert und verheert, darunter wol auch Runkelstein. Letzteres stellten sie nicht wieder her und als um das Jahr 1320 ihr Geschlecht erlosch, fiel Runkelstein als erledigtes Lehen dem Stifte Trient anheim. Der Bischof von Trient verlieh die Ruine sammt den dazu gehörenden Gütern dem reichen Ritter Gottschalk Chnoger von Bozen, der wahrscheinlich dieses Schloss wieder wohnlich herstellte. Da er keine Söhne hatte, gieng nach seinem Tode Runkelstein auf die jüngere Tochter Agnes und schließlich auf deren Enkel Ritter Ciprian von Vilanders über, welcher im Jahre 1385 das Schloss sammt Zugehör an den „fürsichtigen Mann" Nicolaus Vintler von Bozen, Rat und Amtmann des Herzogs Leopold, und dessen Bruder Franz Vintler veräußerte.

Mit dem Ankaufe durch die Vintler war für Schloss Runkelstein eine neue Zeit angebrochen. Denn die reichen Vintler erneuerten fast den ganzen Bau, führten den nordwestlichen Flügel auf, erbauten eine Capelle zu Ehren der heiligen Katharina und befestigten das Schloss durch zwei Türme und neue Vorwerke. Nicolaus von Vintler ist wahrscheinlich auch der Stifter jener Wandgemälde, welche in unseren Tagen Runkelstein so große Berühmtheit verschafften. Als Herzog Wilhelm, der Sohn Leopolds des Stolzen, der bei Sempach im Kampfe gegen die Schweizer gefallen war, sich mit der neapolitanischen Prinzessin Johanna vermählt hatte, nahm er seinen Rückweg aus Italien durch Tirol. Da bewirtete ihn Nicolaus von Vintler im Namen des tirolischen Adels auf seiner Burg Runkelstein, und den Festlichkeiten des Empfanges verdanken die Gemälde ihre Entstehung, welche sich theils an der Außenseite, theils im Innern des ersten Stockwerkes des nördlichen Flügels befinden. Ueberhaupt machte Nicolaus der Vintler von seinem Reichtum einen vernünftigen Gebrauch; bei ihm auf Runkelstein lebte

und schrieb Heinz Sentlinger von München als Caplan, Bücherabschreiber und Reimkünstler, und sein Vetter Konrad von Vintler, ein Zeitgenosse des berühmten Minnesängers Oswald von Wolkenstein, sammelte auf Runkelstein eine Bibliothek und Handschriften und verfaſste selbst Reimgedichte.

So wurde das schön und behaglich eingerichtete Schloſs, wo sich Kunst und Gesang einer warmen Pflege erfreuten, der Lieblingssitz des reichen Nicolaus Vintler, der zugleich noch mehrere Schlösser und Güter als Pfänder für dargeliehene Gelder von den Landesfürsten inne hatte, während das von seinem Bruder Franz angekaufte Schloſs Rennelstein den Zugang zum Runkelstein deckte. Allein die behagliche Ruhe auf diesem Musensitze ward beim Beginn der Regierung des Herzogs Friedrich, den man später den „Friedel mit der leeren Tasche" nannte, unsanft gestört. Nicolaus Vintler war, wie sein Bruder, ein eifriges Mitglied des gegen Friedrich gerichteten Elephantenbundes. Da er sich weigerte, dem Herzoge in den Aemtern, die ihm Herzog Leopold anvertraut hatte, weiter zu dienen, enthob ihn Friedrich dieser Aemter, später wurde der Vintler gar des Landes vertrieben, doch folgte bald darauf die Versöhnung mit dem Herzoge.

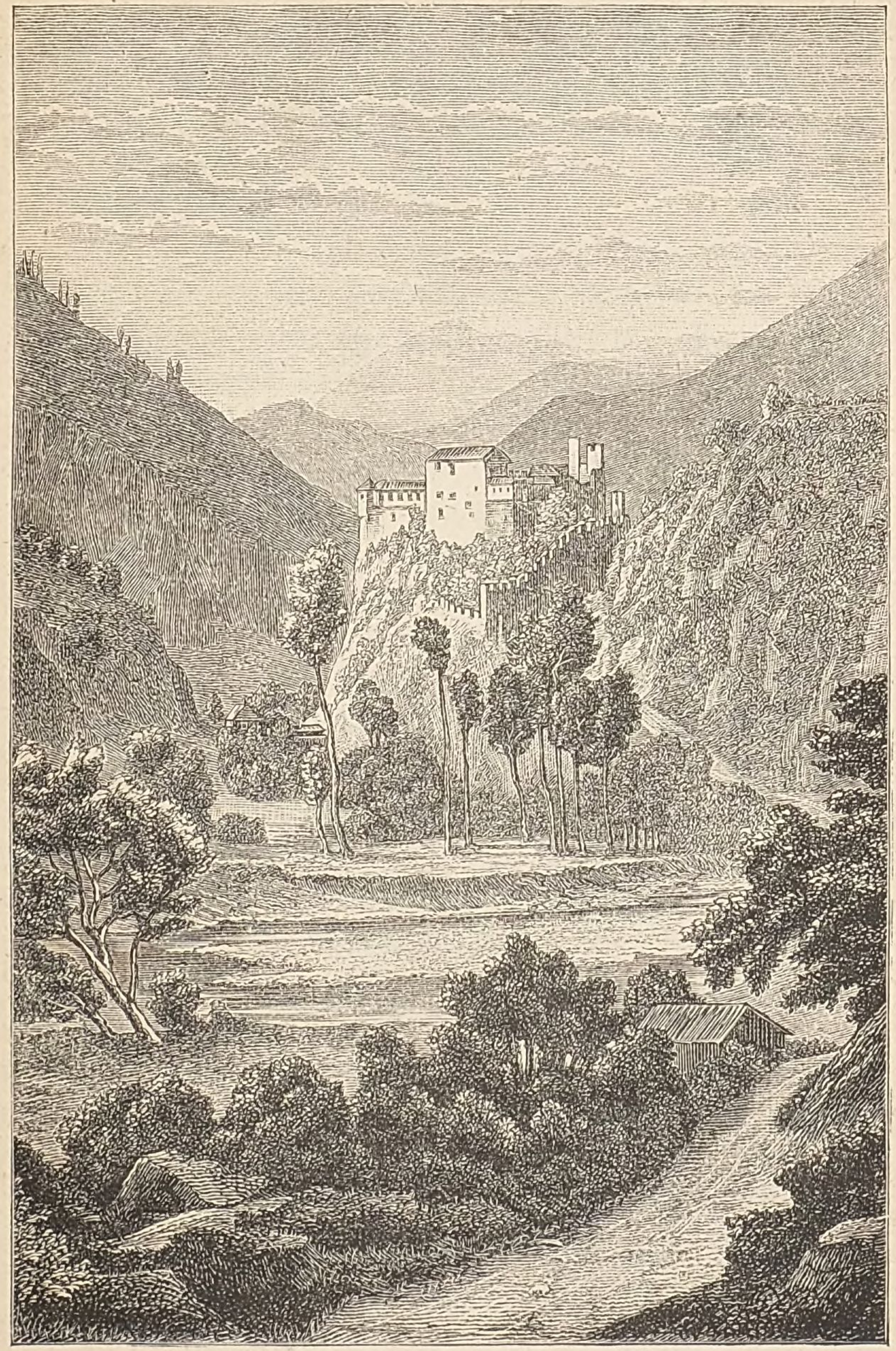
Nach dem Tode des Nicolaus Vintler, der nur Töchter hinterließ, kam Runkelstein an den ältesten Sohn seines Bruders Franz, später jedoch von den Vintlern an die verwandten edlen Schrofensteiner und Metzner.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gelangte Herzog Sigismund, der seinem Vater Friedrich „mit der leeren Tasche" in der Herschaft über Tirol gefolgt war, in den Besitz des Schlosses Runkelstein. Die romantische Lage der schönen, mit so gerühmten Bildern gezierten Feste übte wol einen besonderen Reiz auf diesen Fürsten, der eine große Vorliebe für romantisch gelegene Burgen zeigte, wie die vielen nach seinem Namen benannten Schlösser, z. B. Sigmundskron, Sigmundsluſt, Sigmundsfreud, beweisen.

Der kinderlose Sigismund adoptirte bekanntlich seinen Vetter Maximilian, den Sohn des Kaisers Friedrich III., der ihn auch später beerbte. So kam auch Runkelstein in den Besitz des Königs Maximilian,

der im Jahre 1500 die Pflege dieser Burg dem wackeren Vater der Landsknechte, dem nachmals so berühmt gewordenen Ritter Georg von Freundsberg, übergab. Maximilian, „der letzte Ritter“, fand trotz seiner großen Regenten- und Kriegssorgen dennoch Zeit, den Liedern der früheren Heldensagen seine Aufmerksamkeit zu schenken; auch die alten Wandgemälde auf Runkelstein weckten sein Interesse und so befahl er, „das Schloſs Runkelstein mit den Gemälden erneuen zu lassen von wegen der guten alten Historie und dieselbe Historie in Schrift zuwege bringen zu lassen“. Als der Held Georg von Freundsberg, der Pfleger des Schlosses, im Jahre 1528 aus dem Leben geschieden, belehnte der römische König Ferdinand, Maximilians Enkel, den Sigmund von Brandis mit der Feste Runkelstein. Der Fürstbischof von Trient machte jedoch das alte Recht der Lehenshoheit über die Burg geltend, worauf Ferdinand dasselbe anerkannte und demgemäß die Herren von Brandis Runkelstein vom Hochstifte Trient zu Lehen nahmen. Doch schon im Jahre 1538 gieng das Schloſs durch Kauf an die Grafen von Liechtenstein über, welche dasselbe über zwei Jahrhunderte besaßen. Von ihnen scheinen einige Neubauten und besonders das Eingangsthor mit den Wappen der Liechtensteiner herzurühren, aber auch mancher von ihnen begonnene Bau unvollendet gelassen worden zu sein.

Jemehr seit dem Beginne des 16. Jahrhunderts ein gänzlicher Umschwung der Verhältnisse die Ritter aus ihren abgeschlossenen Burgen ins geselligere Leben der Städte herabgezogen, desto mehr verödeten dieselben und verloren an Wichtigkeit und Interesse, und so ergieng es auch Runkelstein. Nur selten mögen in späteren Zeiten die Liechtensteiner die abgelegene Feste mehr besucht oder bewohnt haben und nur ein Baumann des dazu gehörigen Gutes mochte in den letzteren Zeiten mit seinem Gesinde die ganze Besatzung des Schlosses gebildet haben. Endlich im Jahre 1754 überließ der letzte Graf von Liechtenstein alle seine Trienter Lehen, darunter auch Runkelstein, an die Kaiserin Maria Theresia. Die Regierung, zufrieden, aus den zum Schlosse gehörigen Gütern von einem jeweiligen Pächter den Zins zu



Schloss Runkelstein.

ziehen, kümmerte sich wenig um die Schlossgebäude und die darin befindlichen interessanten Gemälde, für die damals wol auch das Verständnis mangelte. Die Bedachung verfiel auf den unbewohnten Theilen allmählich ganz und in Folge dessen stürzten mehrere dachlose Gebäude, darunter der Turm, zusammen, sowie die dachlose, vernachlässigte Burgcapelle zur Ruine wurde.

Seitdem mit dem Zerfalle des deutschen Reiches das Fürstentum Trient an Oesterreich gekommen, wurde Runkelstein, das bisher nur als stiftisches Lehen der Regierung überlassen gewesen, deren unbeschränktes volles Eigentum, und sie überwies das Schloss sammt Zugehör dem Bischof von Trient als Mensalgut[1]), was es noch ist. Einige Jahre später übernahm es pachtweise vom Bischof der Bozener Kaufmann Franz Edler von Kofler. Diesem warmen Freunde vaterländischer Altertümer ist es vorzüglich zu danken, dass das so lange verwahrloste Schloss nicht zur völligen Ruine geworden ist. Unterstützt durch einen namhaften Beitrag des kunstsinnigen Fürstbischofs Luschin unternahm er es, davon zu retten, was noch zu retten war, indem er durch Restaurirung der Bedachung und Wiederherstellung der mangelnden Fenster dem Eindringen des Regens und Wetters wehrte und durch Eisenbänder das Gebäude und die einzelnen Theile sicherte. Um so bedauernswerter muß es erscheinen, wenn erst in jüngster Zeit wieder der Bestand dieses merkwürdigen Schlosses hart gefährdet wurde. Beim Baue der Sarnthaler Straße nahm man im Jahre 1868 ganz gegen alle Vorschriften der Bautechnik knapp am Fuße des Runkelsteiner Schlossberges bedeutende Sprengungen vor, welche unbedingt den Einsturz der unmittelbar ober dieser Stelle befindlichen Bergpartie zur Folge haben mußten. Das Unausbleibliche geschah denn auch: in einer Nacht desselben Jahres stürzte eine ganze Wand des Festsaales in die Tiefe und mit ihr ein gut Theil der herlichen Gemälde, mit denen die wackern Vintler die Feste geziert haben.

---

[1]) Mensalgut = Gut, dessen Einkünfte zum Unterhalte der Kirchendiener (Bischöfe, Aebte) bestimmt sind.

Vom Schloſshofe aus fällt ſofort das ungleiche Alter der einzelnen Theile des Gebäudes auf. Die zur Rechten ſich erhebenden hohen, zerklüfteten Mauern der Kaiſerzimmer, an denen nur ſchwache Spuren mehr von der alten Pracht und Herlichkeit zu ſehen ſind, haben große, regelmäßige Fenſter und das ganze Ausſehen läſst ſie als den neueren Theil erſcheinen. Der ältere iſt der nördliche und weſtliche. Die linke Seite des Burghofes nimmt ein altersbraunes turmartiges Gebäude ein, das für den älteſten Trakt gehalten wird; hier wohnt der Caſtellan und werden auch einige unbedeutende Ueberreſte der alten Rüſtkammer aufbewahrt. Die Capelle iſt, wie bereits erwähnt, leider faſt gänzlich zerſtört. In ihr zeigt ein Bild Chriſtus den Herrn, wie er in einer Wanne liegt; das Blut aus ſeinen Wunden fließt durch Seitenröhren ab zur Heilung der Lahmen, Blinden und Breſthaften, welche ſich rings um die Wanne drängen. Im weſtlichen Theile der Burg, welcher heute dazu dient, den ziemlich zahlreichen Sonntagsbeſuchern Erfriſchung zu bieten, gab es in alter Zeit Ritterſäle und Frauengemächer, ein Bad und manche andere Gelaſſe. Noch prangen hier Wandgemälde, ein Ballwerfen der berühmten Margaretha Maultaſch mit ihrem erſten Gemahl Heinrich von Böhmen, einen höfiſchen Tanz u. ſ. w. darſtellend.

Wir überſchreiten den Hofraum, an einem anſehnlichen, mit Früchten geſegneten Feigenbaume vorbei, unter deſſen ſchattigem Laubdach einigen Beſuchern des Schloſſes eben feuriger Traminer-Wein credenzt wird, und ſteigen die breitſtufige Treppe empor, welche zu einem offenen Gange führt.

Hier finden wir an der Außenwand des Gebäudes die erſte Reihe der vielgenannten Gemälde, welche leider ſehr viel gelitten haben. Herzog Wilhelm und ſeine Gemahlin, deren feſtlichem Empfange durch Nikolaus Vintler die Gemälde ihre Entſtehung verdanken, ſind unter die Helden der Geſchichte, der Minne und Poeſie verſetzt. Daher erblickt man Hektor, Alexander den Großen und Julius Cäſar, die bibliſchen Helden Joſuah, David und Judas; an dieſe ſchließen ſich die drei beſten chriſtlichen Könige: Artus, der Held der Tafelrunde,

Karl der Große und Gottfried von Bouillon; die drei besten Ritter: Parzival, Gawein und Iwein; die drei edelsten Liebespaare: Herzog Wilhelm von Oesterreich mit seiner geliebten Aglei, Tristan und Isolde und Wilhelm von Orleans, an den sich die holde Amelei anschmiegt. Der Liebe folgt die Kraft, durch die drei besten Schwerter versinnlicht: Siegfried mit dem Balmung, der tapfere Dietrich von Bern mit dem Schwerte Sachs und Dietleib von Steyer mit dem Wolfung; drei Riesen, Asperan der „Teufelsmann", König von Oleit und der wilde Struthahn, dem die „Preußen bis ans Meer unterthan", folgen nun im Reihen, der durch die mächtigen Gestalten von drei Riesenweibern abgeschlossen wird. „Unter allen Ungeheuern mag man sie für die ungeheurigsten schreiben," lautet die Ueberschrift dieser Gruppe, welche die weiblichen Reckengestalten der sagenhaften Riesinnen Hilde, Vodelgart und Rauhin darstellt.

Durch eine mit dem Wappen der Vintler geschmückte Thüre treten wir vom Gange in das Innere des nördlichen Traktes, und wir bemerken schon beim ersten Blick die Wirkungen des Einsturzes der nördlichen Hauptmauer im Jahre 1868. Der Fußboden des ersten Stockwerkes erhielt sich halb schwebend und wurde sofort durch hölzerne Säulen gestützt. Im ersten Stock befanden sich zwei durch eine Riegelwand getrennte Säle, deren einer mit dem Bilderreigen aus „Tristan und Isolde", der andere mit Scenen aus der Tafelrunde des Königs Artus bemalt waren. Die Zwischenwand blieb beim Einsturze zwar hängen, mußte aber doch entfernt werden, und die früheren zwei Säle finden sich jetzt in einen verbunden, leider mit geborstenem Fußboden und einer schauerlichen, mit Brettern verschalten Mauerbresche gegen Norden. Von den noch sichtbaren Bildern — alle „Grau in Grau" gemalt — sind offenbar jene aus „Tristan und Isolde" nach Gottfrieds von Straßburg Dichtung die besser erhaltenen und zeichnen sich ebensowol durch Lebendigkeit als Natürlichkeit aus.

Die alten Kunstschätze Runkelsteins schmelzen immer mehr zusammen, die Reize der Natur ringsum bleiben aber unverkümmert und

ungeschmälert. Es ist bezaubernd, durch die alten Fensterbogen hinauszuspähen in den sonnigen Schmelz des weiten Bozener Gartens und auf die fernen duftigen Höhen des Etschlandes, dann wieder aufwärts in die düstern zerrissenen Abgründe des Sarnthales; dort die Glückseligkeit des südlichen Himmels, hier das wilde Bett eines Bergbaches und die verfallenden Zeugen vergangener Jahrhunderte. Dieser Winkel sammt seinen Zugängen ist so stark besetzt mit Festen, als wäre es um die Bewachung eines unermesslichen Horts zu thun gewesen. Vor dem Eingange zum Thale stehen Maretsch, Klebenstein und das stark verfallene Rennelstein; schauen wir nun in das Sarnthal hinein, so steht unten am Gries der Talfer das graue Schlösschen Ried und weiter hinten an der Felswand die schöne Ruine von Langeck, vielmehr Wangen, über dem Bache aber in schwindelnder Höhe, scharf abstechend vom blauen Himmel, erscheinen die weißen Mauern von Ravenstein. Doch auch tiefer im Thale, wohin unser Auge von den Mauern Runkelsteins aus nicht reicht, stehen noch Burgen, mehr oder weniger in Verfall. Zwei Stunden lang führt von Runkelstein die neue Sarnthaler Straße durch das felsenge Thal der Talfer, oft mit dem Wasser um den Raum zwischen den steilen Wänden kämpfend. An manchen Stellen ist sie zur Hälfte in Felsen eingesprengt, darunter brüllt und schäumt zwischen kolossalen Felsblöcken der Wildbach. Erst hinter dem Johanneskofel, einem riesigen, ganz senkrecht abstürzenden Felsen, auf welchem ein kleines schwer zugängliches Kirchlein steht, hören die Schrecken des Engpasses auf, das Thal erweitert sich zu einer freundlichen, wolbewohnten Gegend, und man erreicht, sechs Wegstunden von Bozen entfernt, den Hauptort des Sarnthales, das stattliche Dorf Sarnthein. Es ist ein sehr beliebter Sommerfrischort der Bozener; doch muß es ehedem auch hier sehr ritterlich zugegangen sein, denn noch stehen da die drei Schlösser Reineck, Kranzelstein und Kellerburg als Zeugen vergangener Herlichkeit.

4. Riva und der Gardasee.

Wer kann ihn vergessen, den herlichen Gardasee, der nur ein Mal seinen azurblauen Spiegel geschaut und seine reizvollen Ufer betreten hat? Wer wird dann seiner gedenken, ohne sich hinzusehnen auf jene Gestade, welche alle Reize wärmerer Zonen mit denen des hohen Nordens vereinen? Freilich, wenn sich der Reisende auf den Fluten des Sees wiegt, umfangen von den lieblichsten Ufern, an denen die Olive, der Granatbaum und die Aloe wuchern und die Citronengärten prangen, da ahnet er wol kaum, wie winterlich kalt es an der nahen Geburtsstätte dieser Gewässer aussieht. Während man hier den Schatten sucht und jedes kühlende Lüftchen bewillkommt, sucht man oben an dem Ursprunge dieser Gewässer jedes Sonnenplätzchen begierig auf, jeden Felsblock, welcher vor dem schneidenden Eiswinde schützt, der von den weiten Schneefeldern und Eismeeren herabweht. Dort klettert man mühsam über Bergtrümmer und das Rauschen der Eisbäche, das Gekreisch eines Lämmergeiers, das Brummen eines Bären, der Donner der Lawinen oder das Gerassel eines Felsenbruches ist die einzige, wenn auch große, aber unheimliche Musik, das Wiegenlied dieser schönen, azurnen Fluten; hier ruht der müde Wanderer, ausgestreckt im Fischernachen, kaum fühlt er, daſs er sich bewegt, und bemerkt nicht, daſs er schneller von der Stelle kommt, als vorher mit aller Kraft-

anstrengung im Schweiße seines Angesichtes; über sich den blauen Himmel, unter sich die noch dunkler blaue Fläche des Wassers, um sich die blauen Massen der Berge, wird er bald, eingewiegt von den lauen Lüften, dem Geplätscher der Wellen oder dem Liede der Schiffer, entschlummern. Mit Verwunderung wird er erwachen, sich die Augen reiben und nicht wissen, wie mit ihm geschieht, denn Alles hat sich verändert: verschwunden sind die Gebirge, welche wie Gewitterwolken den Blick hemmten, ein unbegrenzter Gesichtskreis liegt auf der weiten meerartigen Fläche, welche nur in großer Ferne durch den niedrigen Streifen des Uferrandes eingeschlossen wird. Ohne Frage vermittelt die aus den ungeheuern Eisgefilden des Monte Adamello und seiner Umgebungen kommende Sarca, der Hauptzufluss des Gardasees, die größten Gegensätze in größter Nähe, in Bezug auf die klimatischen und die daraus hervorgehenden Verhältnisse in den österreichischen Alpen.

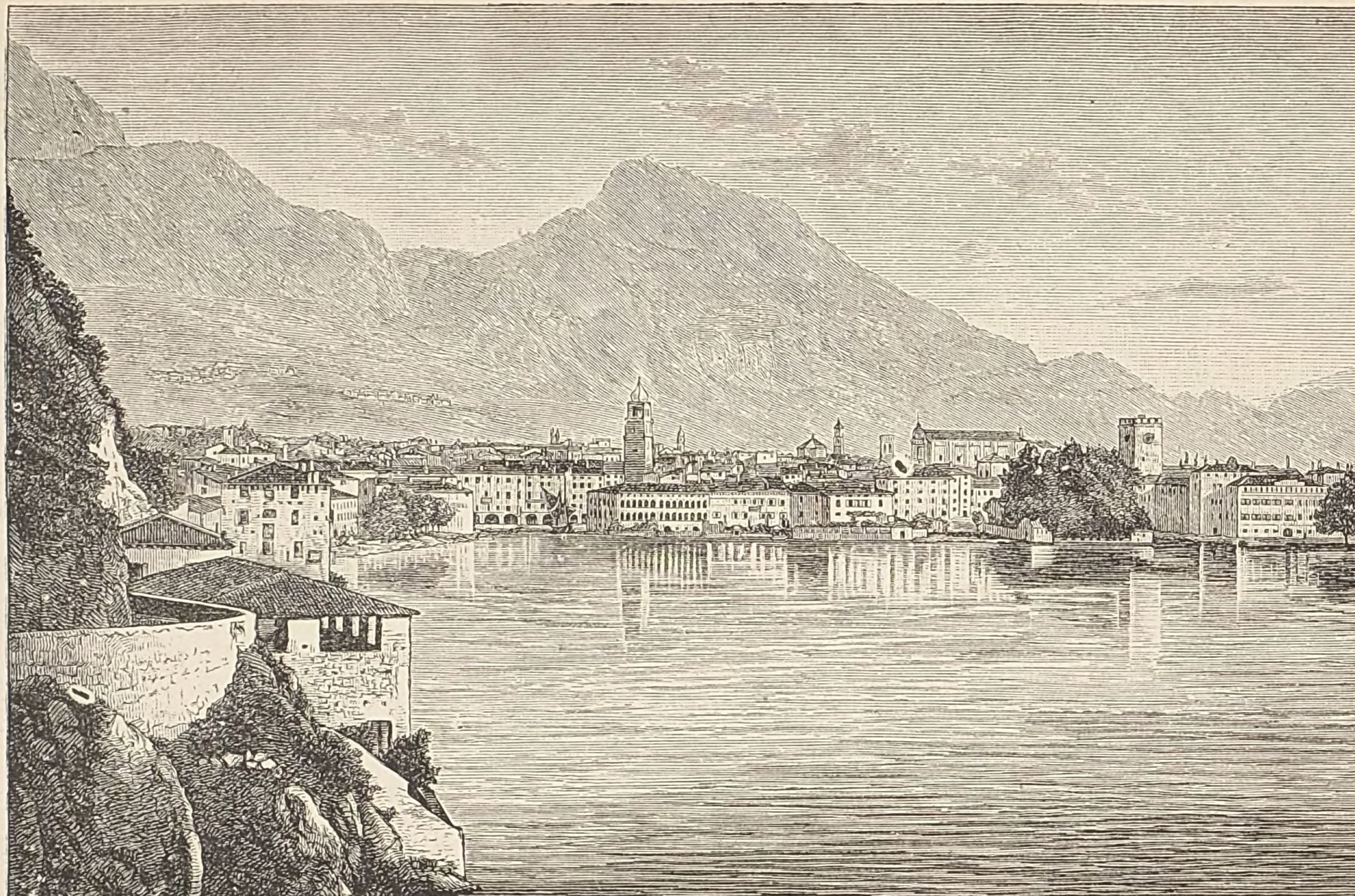
Das unserem Vaterlande angehörige Nordende des Gardasees, wo das von Citronenhainen umduftete Riva und das kleinere, wegen seiner schnellen Ruderer bekannte Torbole die reizendsten Punkte bilden, ist der Garten Oesterreichs. Im Norden von den vielzackigen, kahlen Höhen um Riva überragt, wird er im Osten von dem majestätischen Monte Baldo beherscht, dessen Abhänge und Scheitel eine eben so üppige, als reiche Alpenflora bekleidet, während ihn im Westen, wo der Ponal in brausenden Stürzen das Wasser des Ledrosees zuführt, die Höhen des Monte Tenara, der Cima Tavalo und des Monte Lanino umschließen. Inmitten dieser malerischen Gestade ruht der mächtige Spiegel des Garda, der selbst nach Süden hin bald italienisch wird, während die ihn begleitenden Höhen noch eine Strecke weit tirolisch bleiben.

Dieses wundervolle Landschaftsbild wird noch anziehender durch den altertümlichen Charakter der Hochwachten, Bergfesten, Herrensitze und Hafenbauten, die theils in Trümmern, theils wolerhalten auf vergangene Zeiten hinweisen. Als die Herschaft der Römer in die von Rhätiern bewohnten Wildnisse eingedrungen war, eröffneten die blauen

Fluten des lacus Benacus, wie die Römer den See nannten, dem Handel mit den Barbaren einen Weg, um gegen das Eisen des Gebirges die Erzeugnisse des Südens umzutauschen. Zahlreiche Denksteine aus jener Zeit zeugen von der Bedeutung, welche Riva als Stapelplatz dieses Verkehrs damals besaß, dessen Schiffer-Innung auf einem derselben besonders erwähnt wird. Als auf dem großen Völkerzuge, der die römische Macht gebrochen, die Gothen aus dem Osten eindringend sich vom adriatischen Meere bis an die Hochalpen ausbreiteten und ihr großer König Dietrich zu Verona („Bern") residirte, wob die deutsche Sage ihr goldenes Netz um die Ufer des „Gartensees" und berichtet von den Ausfahrten dieses Helden, seiner Streitgenossen und Abenteuern gegen Lindwürmer, Zwerge und ungefüge Waldfunken. Nachdem die Longobarden Oberitalien erobert hatten, trat die Wirklichkeit an die Stelle der Volksdichtung; sie erbauten Festen gegen die Einbrüche der räuberischen Franken, welche bald die weite Heerstraße durch das Etschthal erkundet hatten und sich der sicheren Plätze zu bemächtigen suchten. Als Karl der Große, im Verein mit der Kirche, die arianischen Longobarden für immerdar gebändigt hatte, gab er Riva mit seinem Gebiete Tomeo, Judicarien und das Ledrothal an die Markgrafschaft Trient, welcher bis in das 14. Jahrhundert dieser Besitz verblieben ist. Der große Karl liebte die paradiesische Gegend am Gardasee, wie vor ihm schon die Römer; auf der zungenförmigen Halbinsel Sermione, welche das breite Südende des Sees in zwei Hälften theilt, wo einst Julius Cäsar gewandelt, hatte in ländlicher Zurückgezogenheit der römische Dichter Catull seine Elegien gesungen; zu Malcesine am Ostgestade baute sich Karl der Große ein Schloss und lebte dort, wie später die gewaltigen Hohenstaufen, dem Genusse der Natur. Im 14. Jahrhundert wurde Riva mit den zugehörigen Besitzungen an die Scaliger, welche damals an der Spitze der Republik Verona standen, verpfändet; dann kam es abwechselnd in die Gewalt der mailändischen Visconti und seiner früheren Oberherren, der Bischöfe von Trient, denen der Landstrich im 15. Jahrhundert

von der mächtigen Republik Venedig entrissen wurde. Als Kaiser Maximilian im Jahre 1518 seine langwierige Fehde mit den Venetianern durch einen Frieden beendigte, wurde Riva sammt Gebiet aufs neue dem Bistum Trient zugeschlagen, aber erst unter Kaiser Karl V. die wirkliche Rückgabe an dasselbe erlangt. Endlich im Jahre 1803 kam mit der Säcularisirung der geistlichen Fürstentümer Riva mit Trient an Oesterreich.

Bis in die Mitte unseres Jahrhunderts waren diese Gebietstheile nur durch beschwerliche Saumpfade und Bergwege für Karren zugänglich. Jetzt führen von allen Seiten die schönsten Kunststraßen zum Nordende des Sees; zwei derselben verbinden Riva mit der vom Brenner kommenden Eisenbahn, welche das Etschthal durchschneidet. Die eine Straße beginnt bei der Bahnstation Ravazzone und läuft westwärts. Sie durchschneidet zunächst das fruchtbare Gelände von Mori, wo die feinsten Gemüse für den veronesischen Markt gezogen werden und die Rebe sich von Baum zu Baum schlingt. Dann steigt sie aufwärts in die Felsenwüste von Nago, wo ein Bergsturz den einsamen Loppiosee gebildet hat, windet sich nun an einem Ausläufer des Monte Baldo hinab und erreicht bei dem Fischerdorfe Torbole den See. Die andere Verbindung des Gardasees mit der Eisenbahn beträgt die dreifache Entfernung, und es erfordert eine halbe Tagereise, um von Trient nach Riva zu gelangen. Doch bietet diese Straße nicht minder als jene kürzere eine Reihenfolge theils lieblicher, theils großartiger, überraschender Gebirgslandschaften. Bei Trient überschreitet sie die Etsch und führt, zwischen Weinbergsmauern bergan steigend, zu den wilden Felsschluchten der Buche di Vela, welche der heilige Vigilius, der Apostel des Etschlandes, erschlossen haben soll durch Berührung seiner geweihten Hand, um seinen heidnischen Verfolgern zu entgehen. Jenseits dieser Felsenspalte kommt man plötzlich in fruchtbares Land; man erblickt in dem tiefen Seitenthale rechts, wie das Dorf Terlago mit dem kleinen See an die Kalkwände des Monte Gazza sich anschmiegt; dann gelangt man über



Riva am Gardasee.

Vezzano, den bedeutendsten Ort zwischen Trient und Arco, wo die Straße von der westlichen zur südlichen Richtung umbiegt, an den lieblichen See von Toblino. Auf einer schmalen Zunge erhebt sich in ihm das malerische Castell Toblino; die Umgegend ist reich angebaut. Doch bald eröffnet sich ein Bild, welches zu dem eben gesehenen den grellsten Gegensatz bietet. Nachdem man auf der Straße die Sarca erreicht und dieselbe überschritten hat, tritt man in eine ungeheuere Steinwüste, wo Trümmer über Trümmer grauenhaft gehäuft liegen. Es sind dies die Marroche, zu Deutsch „Felsenmeer", die großartigen Spuren eines Bergsturzes, der sich mit den Stürzen bei Nago und den Slavini di San Marco an der Etsch bei Roveredo nach den Chronikenschreibern aus der Zeit der Karolinger im neunten Jahrhundert in Folge von Erdbeben und Felsbrüchen ereignet haben soll. Bis in die Nähe des uralten Dorfes Drò erstrecken sich die wüsten Bergtrümmer; dann führt die Straße wieder durch fruchtbarere Gegend, bis man das inmitten üppiger Gärten gelegene Arco erreicht. Dieses, ein stattlicher Ort, mit zahlreichen Herrenhäusern, welche die Piazza (Hauptplatz) umgeben, steht im Schatten der Felsenburg gleichen Namens, welche im spanischen Erbfolgekriege durch die Franzosen unter Vendôme zerstört wurde. Hinter Arco verläſst unsere Straße die Sarca; letztere endet in südlichem Laufe bei Torbole, wo sie sich in den Gardasee ergießt, während die Straße nach Südwest wendend den nördlichsten Hafenort des Sees, das langgedehnte Städtchen Riva, erreicht.

Da liegt er nun vor uns, der Lago di Garda, dessen wunderbare Farbe schon so viele Dichter besungen haben; spiegelglatt ist die Fläche, und als blickte ein zweiter Himmel uns entgegen, so täuschend spiegelt sich der Sonne Licht in der blauen Flut. Wie schön auch die einschließenden Gestade, wie reizvoll Riva, gewiſs wird doch der Gardasee selbst zunächst das volle Interesse dessen in Anspruch nehmen, der zum ersten Male an sein Ufer tritt und den Blick südwärts schweifen läſst in die dämmernde Ferne, wo die spiegelnde Flut und der glänzende Himmel sich zu vermählen scheinen.

Das tief grünblaue Wasser des Gardasees zeichnet sich unter allen Alpenseen durch außerordentliche Klarheit aus; desgleichen durch seine hohe Temperatur. Die höchste Wärme des Seewassers an der Oberfläche ward schon zu 24° R. beobachtet, während es selbst im strengen Winter noch nie unter 3° R. über dem Eispunkt erkaltete; man erinnert sich nicht, daſs der See je zugefroren wäre. Interessant sind die Strömungen des Seewassers, welche der Garda mit den größeren Seen gemein hat, und die ihm eigentümlichen Luftblasen, welche er aufwirft. Die ersteren folgen beim Sturme der bewegten Luft und häufen dadurch das Wasser in dieser Richtung an, wogegen sie beim Nachlassen des Windes die das Wasser in Gleichgewicht bringenden Rückströmungen, die eigentlichen Strömungen (Corrivo genannt) erzeugen. Auch beobachtet man ein der „Ruhß" des Bodensees gleichendes Ebben und Fluten des Seewassers. Die aufsteigenden Luftblasen, welche namentlich an der Erdzunge Sermione bemerkbar sind, scheinen nach ihrem Gehalte einem unterirdischen Schwefelkieslager zu entstammen. Zuweilen tritt auch die magische Erscheinung der Luftspiegelung auf dem Spiegel des Sees auf.

Wie alle Alpenseen, besonders aber jene, welche am Ausgange der Thäler zur Ebene liegen, hat auch der Gardasee seine regelmäßigen Tageswinde, so lange keine Störungen in der Luft vorkommen. Der Nordwind (Sover, bei den Bewohnern von Torbole Vento paesano, Heimatswind) schwingt seinen Fittig über dem Gewässer von Mitternacht bis Mittag; nach kurzer Windstille der Südwind (Ora, auch Ander, Unterwind) von Mittag bis Mitternacht. Ohne diese kühlenden Winde wäre es kaum möglich, in der Hitze des Tages sich im Freien zu bewegen. Außer diesen regelmäßigen Luftströmungen treten häufig heftige, oft mit ungeahnter Schnelle losbrechende Stürme auf, so daſs dieser See zu den unruhigsten in der Alpenkette gehört. Der aus ferneren Gegenden kommende Nordwind, welcher den See mächtig aufregt, heißt Vento tramontana oder schlechtweg Tramontana, der aus Venedigs Gegend wehende Ostwind Vinezza bringt Feuchtigkeit und

Regen. Die Stürme auf dem Garda sind oft furchtbar erhaben und erinnern durch die Größe der Wellen und ihr Tosen an Meeresstürme; schon der Dichter Vergil stellt diesen Vergleich an in dem Verse: „Wogend und tosend, Benacus, erhebst du dich gleichwie die Meerflut!"

Durch sie wird die lebhafte Schiffahrt auf dem See bedeutend gefährdet, obwol die Schiffer behaupten, noch von keinem Unfall etwas zu wissen. Freilich, der Reisende, der das Dampfboot benützt, wird sich sicherer fühlen als jener, der in kleiner Gondel dem empörten Elemente Trotz bieten muß. Groß ist die Zahl der Segelschiffe, welche den See befahren und Getreide den Alpengegenden zuführen, dagegen Holz, das sie südwärts bringen, eintauschen. Vier bis sechs Stunden währt die Fahrt über den See. Die schneller segelnden größeren Schiffe, welche barche heißen, führen einen Mast von selbst 21 Meter Höhe, ein großes, viereckiges Segel, sind 16 Meter lang, gegen 5 Meter breit, und tragen bis zu 170 Tonnen Last. Die kleineren, barchettoni, haben nur bis zu 40 Tonnen Tragfähigkeit. Auffallend an diesen Schiffen ist die Höhe des Vorder- und Hintertheils, wie die schwarze Farbe, so daß sie den althellenischen Schiffen gleichen. Neben diesen Lastschiffen gibt es noch viele kleine Fahrzeuge zur Ueberfahrt der Personen, als barchettine und Gondeln, sowie Fischerkähne.

Als die besten, zuverlässigsten und kühnsten Schiffer auf dem ganzen Gardasee sind die Bewohner des kleinen Dorfes Torbole in der Nordostbucht des Sees berühmt, welches wegen seiner reizenden Lage und des guten Hafens viel besucht wird. Letzteren beherscht ein über dem Dorfe befindliches Fort, welches von einer Abtheilung Jäger und Artillerie besetzt ist. Die Torbolaner betreiben die Fischerei, namentlich auf Carpionen, Lachsforellen und Sardenen, als ein einträgliches Gewerbe.

Mit Recht noch gepriesener als Torbole ist die nordwestliche Hafenstadt Riva, welcher der See ein fast oceanisches Klima verleiht, so daß man sie wegen der Milde sommerlicher Wärme und der Wintertemperatur mit Recht das „Hesperien Oesterreichs" nennen

kann. Zwischen einen Bergesabhang und den See gedrängt, wird Riva von dem stattlichen Schlosse Rocca, welches ehedem den Fürstbischöfen von Trient als Winteraufenthalt gedient hatte und jetzt als Kaserne benützt wird, überragt und ist von ausgedehnten Citronengärten, von Lorbeer- und Granatbäumen umgrünt und umblüht. Das hier geerntete Getreide genügt der Bevölkerung nicht, dagegen ist das Erträgnis der Seide, des Oelbaumes und der Südfrüchte reichlich. Citronen und Orangen bedürfen zur Winterszeit des Schutzes und der Pflege; vom November an bis zum Anfange Aprils bleiben die Gärten mit Brettern gedeckt; Licht und Luft treten durch Thüren ein, die tagsüber offen stehen. Zeigt sich Frost, so wird innerhalb der Bretterverschläge in offenen Pfannen geheizt. Die zahlreichen, in regelmäßigen Abständen stehenden, 6 Meter hohen weißen Backsteinpfeiler, welche im Winter das Holzgerüste tragen, schimmern schon aus der Ferne zwischen dem saftgrünen Laub hervor. Wird im Lenze die Bretterhülle weggenommen, so gewähren die Gärten einen schönen Anblick. Die Citronenbäume, in langen Reihen stehend, prangen im saftigsten Grün und sind mit Blüten bedeckt und mit Früchten beladen, die oft die Größe eines Kinderkopfes erreichen. Häufig sind der Früchte so viele, daſs die Bäume gestützt werden müßen.

Aber nicht bloß Klima und Pflanzenwelt haben hier ein südliches Gepräge, auch die Bevölkerung ist bereits echt italienisch. Vor allem fällt dem Fremden der fortwährend ertönende Gesang auf. Alles singt hier und zwar die reizendsten Volkslieder. Am Ufer des Sees beginnen die Wäscherinen von Riva ihren Gesang mit dem ersten Hahnrufe: eine von ihnen stimmt eine Melodie an und hundert Stimmen singen mit. Der Gondoliere, welcher jede Viertelstunde sein Segelboot längs des Hôtelgartens vorübergleiten läſst, um einen Fremden zu erhaschen, singt sein „Santa Lucia" — der Fischer, der an einer Schnur ohne Ende Köderstücke in die Tiefe senkt, secundirt ihm und auf dem Lande schonen die Citronenverkäufer und Wasserträger gleichfalls ihre Kehlen nicht — es ist ein ewiges Singen und Summen, das bis tief in die

Nacht hinein währt, denn das öffentliche Leben der Bürger von Riva beginnt erst mit eintretender Nacht, wenn die Fremden ermüdet von des Tages Mühen die Ruhe suchen. Wenn Mond und Sterne über den duftenden Fluren und den dunkeln Mauern des Städtchens leuchten, halten die Rivaresen ihren Corso, d. h. sie promeniren durch die Gassen und längs des Sees oder sie lassen sich vor den Kaffeehäusern nieder und erfrischen sich an dem kühlenden Hauche des leisen Windes.

Die Umgebung von Riva ist ringsum reizend; einen der schönsten Ausflüge aber in seiner Nachbarschaft bietet eine Wasserfahrt nach dem Ponal dar, einem alten Seehafen an der westlichen Uferseite, die, jetzt gänzlich unbewohnt, sich bis Limone erstreckt, wo ein alter Grenzstein die österreichisch-italienische Grenze bezeichnet. Dieser Zugang, von Älters die einzige Verbindung mit dem westlichen Hochlande des tridentinischen Gebietes, nur zu Wasser erreichbar, liegt in einer Schlucht, worin die Scaliger einen Treppenpfad anlegten, als sie im 14. Jahrhundert an der Spitze der Republik Verona standen. Noch vor fünfunddreißig Jahren erhob sich ein kleiner Borgo in dieser Felsenklamm, wo die Waren verladen und auf Saumthieren weiter gefördert wurden; bei Eröffnung aber der neuen Straßenanlage von Riva aus wurde er abgetragen und verlassen. Nur die malerischen Trümmer eines Brückenbogens, der sich über dem Eingange des Hafens wölbte, bezeichnet noch diese Stätte und bildet mit dem durch die Schlucht niederstürzenden Abfluss des Ledrosees einen wundersamen Anblick. So weit das Auge reicht, sind Gebäudetrümmer, Treppenpfad, Grund und Fels von einem dichten Gewirr wilder Oliven, Feigen und Weinranken übersponnen, zwischen denen die unbändige Flut von Klippe zu Klippe springt und in Silberschaum zerstiebt.

Zur Zeit der venetianischen Herschaft, als die Stadt Brescia von den Visconti hart belagert und ihre Besatzung dem Hunger preisgegeben war, landete in dieser Bucht eine kleine Flotte, um den Bedrängten zu Hilfe zu kommen. Nachdem ein Versuch von Trient aus, durch Judicarien einen Zuzug von Mannschaft und Lebensmitteln

an Ort und Stelle zu fördern, durch die aufrührerischen Bauern vereitelt worden, übergab der Senat dem Sorbolo di Candia die Leitung dieses Unternehmens, welches von dem anstelligen Führer auf folgende Weise ausgeführt wurde. Er vertheilte die Ladung sammt der bewaffneten Macht auf zahlreichen Booten, womit er die Etsch hinauf bis Ravazzone in der Nähe von Mori schiffte. Hier wurden die beladenen Barken ans Land und auf Schleifen gesetzt, um bis auf die Höhe des Loppiosees geschleppt zu werden. Hier abermals flott gemacht, wurden sie bis ans Ende des Wassers gerudert, dann über Nago an der Einsattelung des Monte Baldo nach Torbole hinuntergeschleift, in dessen Hafen die kleine Armada sich sammelte und bald auf dem blauen Gewässer ihrer Bestimmung zuschwamm. Am Ponal übernahm Graf Paride ihren weiteren Schutz und die Umladung dieser Ausrüstung, welche er auf Saumthieren über beschwerliche Umwege glücklich der bedrängten Stadt zuführte.

Wir sind von unserem Ausfluge am Abende nach Riva zurückgekehrt und geben uns ermüdet in der Laube des Gasthofes am See dem „dolce far niente" (süßem Nichtsthun) hin. Mit leisem Schlag pocht die Flut an die Ufer — ein kühler Hauch zieht vom Gebirge her — über unserem Haupte senkt der schwerbeladene Feigenbaum seine reifen Früchte so tief nieder, daß wir sie fast mit der Hand erreichen können; armdicke Oleanderzweige sind zu schattigen Laubengängen gewunden, aus denen die roten Blüten sich hindurch zwängen, und die Pappel des Südens, die düstere Cypresse, nimmt, durch Schnüre gewaltsam zusammengepreßt, im Abenddunkel die abenteuerlichsten Formen an. Welcher von den zahlreichen Ausflügen in die Umgegend erscheint uns für den morgenden Tag als der verlockendste?

5. Das Ampezzothal.

Viel Wunders hört man in ganz Tirol von Ampezzo sagen. Nirgend anderswo sollen die höchsten Berge so meisterlos durcheinander geworfen, so schauderhaft anzusehen sein. Wen würden solche Schilderungen nicht hinziehen? und wer, der einmal in der Nähe, möchte nicht gerne ein paar Tage opfern, um auch mit vielen anderen sagen zu können: Ich bin dort gewesen und habe selbst gesehen!

Diesem Zuge folgend, fuhren auch wir, so erzählt Dr. Ludwig Steub, eines Tages von Bruneck an der Rienz durch die schönen Landschaften des Pusterthales gegen Toblach hinauf.

Auf dem Toblacher-Feld — der merkwürdigen Wasserscheide zwischen der Adria und dem schwarzen Meere — am hohen Kreuze zweigt sich von der Pusterthaler-Straße jene andere ab, die nach Ampezzo zieht. Der Wagen biegt um die Ecke, fährt gegen Süden, noch eine Viertelstunde und das grüne Pusterthal, das heitere Toblacher-Feld ist verschwunden, und wir stehen in einem engen, unbewohnten Thale, unten von schwarzen Fichtenwäldern eingesäumt, oben von schauerlichen Dolomitwänden überragt.

Am Anfang dieser Gegend liegt der kleine Toblach'er-See. Rings umschatten düstere Nadelwaldungen den Spiegel, über welchen sich die bleichen Dolomite erheben und ihr Bild in der Tiefe verdoppeln.

Am Gestade dieses Sees stiegen wir aus dem Wagen und begannen den Weg zu Fuß zurückzulegen. Zwei gute Stunden hatten wir zu gehen und fanden auf der langen Strecke kein Dorf, keinen Hof, keine Kirche, sondern nur einmal ein einsames Wegmacherhäuschen. Davor stand in der Dämmerung die Wegmacherin, welche uns bitterlich weinend fragte, ob wir nichts von ihrem Manne wüßten, was ihm wol passirt sein müßte? Das arme Weib, dem es sonst ganz leidlich gienge, ist nämlich nicht recht bei Troste und obgleich ihr Mann jeden Abend sicher nach Hause kommt, so wartet sie doch den ganzen Tag vor der Thüre auf ihn und klagt jedem Vorübergehenden ihre Angst. Seltsame Begegnung in dieser Wildnis.

Nach zwei langen Stunden also kamen wir bei nächtlicher Weile im Post- und Wirtshause zu Höllenstein oder Höhlenstein (italienisch Landro) an, welches einsam an der Grenze der deutschen Sprache gegen die welsche steht. Aufgenommen wurden wir in der Post so artig und liebenswürdig, wie man sich's nur immer wünschen konnte. So warm aber die Aufnahme, so kalt war die Stube im Wirtshause zu Höllenstein. Da stand zwar der Ofen vielleicht aus Kaiser Maximilians Tagen wie eine feste Burg in der Stube — vier Mann könnten ihn kaum umspannen und keiner reichte mit der Hand an seine Zinnen; aber dieser mächtige Vulcan war ungeheizt, denn wie allenthalben in Tirol, so gönnt man sich auch in Höllenstein eine warme Stube nur im Winter. Und doch zählten wir an diesem Tage schon den 19. September; da Höllenstein 1420 Meter über dem Meere liegt, fängt hier die kalte Jahreszeit viel früher an als in Meran oder Bozen.

Am andern Morgen war das Erste, vor die Thüre zu gehen und die Gegend zu betrachten. Diese ist eine flache Alpenwiese, über welche der Monte Cristallo aufragt, ein Berg, der 3244 Meter hoch, von der höchsten Bedeutung und den wundersamsten Formen ist. Gestern abends sah er so leichenblass und gespensterhaft aus, dass ich gar nichts von ihm sagen wollte, heute am sonnigen Morgen stieg



Monte Cristallo und Dürrensee.

er vor uns auf, wie eine stundenbreite Flamme, welche zu Stein geworden und über das Thal noch 1800 Meter emporragt. Unten ein schmaler Saum des dunkeln Waldes, über diesem kein Grashalm mehr. Nur zwei schmale Gletscher haben sich an des Felsen Leib gelegt. Oben züngelt er in hundert Zacken auf, in Zacken, die alle denkbaren Gestalten zeigen, von der breiten Zunge bis zur spitzigen Nadel. Uebrigens braucht kaum gesagt zu werden, dass auf beiden Seiten des Thales noch dieselben phantastischen Dolomitreihen stehen, durch die wir des Abends vorher hereingewandert, allein hier sieht man sich wenig nach diesen um, denn der Monte Cristallo schlägt sie alle todt, obwol die drei Zinnen, welche links neben ihm aufsteigen, auch sehr ansehnliche Berghäupter sind. Sie erheben sich bis zu 3000 Meter Höhe. Der Monte Cristallo, so unersteiglich er aussieht, ist in neuester Zeit doch schon wiederholt, aber mit großen Fährlichkeiten erklettert worden, zum ersten Male 1865 von dem Wiener Dr. Paul Grohmann; dieser war auch der erste, der im Jahre 1869 die drei Zinnen erstieg.

Die Ampezzaner-Straße führt von Höllenstein am Ufer eines seichten, blauen Sees weiter. Es ist das ein „verlogener“ See, der Dürrensee, welcher das Winterhalbjahr hindurch trocken liegt; erst im Frühjahre füllt sich das flache Becken wieder mit Wasser, in dem sich dann die Berge ringsum, auch der große Monte Cristallo, abspiegeln.

Beim letzten Abendtrunk hatte uns der Wirt zu Landro mit besonderer Wärme den Monte Piano zu besteigen empfohlen. Erstens sei leicht hinaufzukommen und oben eine Aussicht, wie nirgends in der Welt. Nickel, der Hausknecht, ein ehrsamer Pusterthaler, werde uns führen. Als der Morgen gekommen und der Abschied von den trefflichen Wirtsleuten genommen war, giengen wir mit dem ehrsamen Nickel dahin, zuerst über eine bereifte Wiese, dann einen Bach entlang, zuletzt hinter dem Monte Cristallo hinein und rasch aufwärts. Der Weg wurde aber immer steiler und beschwerlicher, so dass ich endlich meinen Reisegefährten fragte, ob er sich nicht entschließen könnte, den

Pfad nach dem Monte Piano mit Nicolaus, dem Pusterer, allein zu verfolgen, mich aber auf der breiten Heerstraße nach Ampezzo wandeln zu lassen. Er billigte mein Vorhaben; wir drückten uns die Hände und gaben uns ein Stelldichein auf Nachmittag im „schwarzen Adler" zu Ampezzo.

So gieng ich wieder auf die Straße hinunter und setzte bei schönem Sonnenschein meine Wanderung fort. In einer kleinen Stunde kam ich nach Schluderbach, dem letzten deutschen Wirtshause, welches nach seinem Gründer, der es 1836 erbaute und mit seinem Hausnamen der Schluderbacher hieß, zum ewigen Andenken so benannt ist. Es ist etwas weniger ansehnlich als jenes zu Höllenstein, wetteifert aber hinsichtlich der Bewirtung seiner Gäste mit diesem in rühmlicher Weise.

Die Ampezzaner-Straße, auf der ich mich nun wieder einsam fortbewegte — denn es kam mir kein Fußgänger, kein Reiter und kein Wagen, kein Mensch und kein Vieh entgegen — diese Straße war einst fast ein Weltwunder. Jetzt, da die Ingenieure der Eisenbahnen ganz andere Schwierigkeiten überwunden haben, denkt man allerdings nicht mehr so groß von ihr, wie vor vierzig und etlichen Jahren. Bis 1830 giengen nämlich auf der weiten Strecke von Brixen bis Villach nur einige schlechte, im Sommer beschwerliche, im Winter gefährliche Wege nach Friaul und Venedig hinunter. Um jene Zeit aber beschloss die Staatsverwaltung, eine Kunststraße zu bauen vom Toblacher-Feld bis gegen Belluno an der Piave und übertrug die Ausführung dem Venetianer Malvolti. Die Straße zieht in stattlicher Breite durch das öde Thal, steigt nur selten so, dass es merklich wird, hat manche örtliche Hindernisse kunstreich überwunden und ist gegen die Wut der Wildbäche und die Gefahr der Lawinen allenthalben ausgiebig geschützt. Sie ist für diese Gegenden ein großer Segen geworden und hat namentlich den Wolstand von Ampezzo bedeutend gehoben.

Wenn der Reisende die Art und Weise der Menschen kennen lernen will, sie aber unterwegs nicht trifft, so bleibt ihm nichts übrig,

als ins Wirtshaus zu gehen. Dort findet er wenigstens den Herrn, die Frau oder die Kellnerin, die ihm einstweilen als Vertreter des Volksschlages gelten können. Aus diesem Grunde kehrte ich auch, als ich erst eine oder zwei Stunden über Schluderbach hinausgekommen, in dem kümmerlichen Wirtshaus zu Ospedale ein. Es ist das erste welsche Haus an der Straße, von zerlumptem Aussehen. In seinen Räumen bewegte sich eine junge, fast elegante Dame, die Gemahlin des Hôteliers. Sie sah wirklich etwas vornehm aus; jedenfalls schien sie über ihre bescheidene Lage hoch erhaben und ihre niedere Umgebung nicht im mindesten zu beachten, denn Tische, Stühle, Fenster, Boden, Wände, ihre eigenen Kinder — alles war über die Maßen schmutzig. Ich nahm folgerichtig an, dass sich die Padrona auch um die Küche nicht halb so viel zu schaffen machen dürfte, als ihre anspruchslose Collegin in Höllenstein.

Ospedale ist übrigens eine uralte Kneipe. Da hat schon Kaiser Max gezecht, vielleicht schon vor ihm mancher andere Herscher, und jedenfalls vor und nach ihm Landsknechte, Schmuggler und Wildschützen ohne Zahl. Der Name Ospedale, Hospital, bedeutet ja selber schon, dass hier vor Alters eine Pilgerherberge gewesen. Eben so alt wie die Schenke ist das Bethäuslein daneben, ein gothischer Bau, dem heiligen Nicolaus geweiht.

Eine halbe Stunde von Ospedale liegt die Ruine von Peutelstein in enger, wilder Gegend am gleichnamigen Passe. Das Castell zu Peutelstein war seinerzeit als deutsche Grenzwacht gegen die Welschen ein sehr erhebliches Besitztum. Seine Erbauung schreibt die Sage einer vornehmen Frau zu, die sich aus Rom hieher geflüchtet. Aber Name der Gründerin und Jahr der Gründung sind unbekannt. In alten Tagen, um das Jahr 1000 herum, gehörte die Burg mit der ganzen Grafschaft Cadore zum Bistum Freising (an der Isar). Im 14. Jahrhundert saß in der Veste ein deutscher Herr, Degen von Villanders, was bei Klausen am Eisack liegt. Ihm hatte ihre Hut Kaiser Karl IV. verliehen. Bald aber fiel sie in die Hände der

Venetianer, welche sie behielten, bis Kaiser Max 1516 sie sammt dem Ampezzaner-Thal wieder für Tirol eroberte. Seit dieser Zeit residirte in der Burg ein tirolischer Schlosshauptmann mit Caplan, Köchin und „acht redlichen Knechten". Er war auch Statthalter von Ampezzo. Erst Kaiser Josef II. hob die Schlosshauptmannschaft auf und ließ die Burg mit den Gütern, die dazu gehörten, an einen Unterthanen verkaufen. Seitdem verfiel sie; aber noch im Anfange unseres Jahrhunderts stand sie mit ziemlich unversehrten Mauern hoch oben. Den Turm hat man erst vor etlichen Jahren abgetragen.

Der Pass ist hier wirklich sehr eng und wild. Unten im unsichtbaren Felsenbette stürzt der Bach dahin, die Boita, zu beiden Seiten starren die Dolomiten auf in allerlei Farben und Gestalten. Nachdem ich aber nachgerade bald vier Stunden lang mutterseelenallein zwischen ihnen hingegangen und ihre stumme Gesellschaft genossen, waren sie mir fast zuwider geworden. Im Anfang überraschen sie, nachher werden sie uns gleichgiltig und schließlich langweilig.

Ich war zuletzt ganz gedankenlos einhergeschlichen wie ein wandelndes Stück Dolomit, bis ich plötzlich rechts von der Straße eine Ruine sah und dadurch wieder an die Weltgeschichte, an die Menschheit und ihre Schicksale erinnert wurde.

Etliche Mauern, etliche Türmchen, alles grau und verfallen, das sind die ehrwürdigen Ueberreste des Edelsitzes der Herren von Zanna. Johann Maria von Zanna war unter Kaiser Leopold I. Oberstwachtmeister der Landmiliz, nährte aber dabei den heimlichen Gedanken, sich zum Grafen, Herzog oder Großherzog von Ampezzo aufzuwerfen; seine Landsleute, welche der angestammten Obrigkeit treu blieben, wußten jedoch ihm sein hochfahrendes Trachten bestens zu verleiden. Ein anderer Zanna zog Anno 1809 als Hauptmann einer Ampezzaner-Compagnie gegen die Franzosen, welche dann, als sie siegreich nach Ampezzo vorgedrungen waren, mit anderen Gebäuden auch diesen seinen Edelsitz niederbrannten, so dass er jetzt nur noch in Ruinen sichtbar ist.



Drei Zinnen.

Als ich aus meinem Nachdenken über die Wandlung der Zeiten erwachte, waren die ersten Häuser von Ampezzo schon hinter mir und allerlei Menschenvolk auf der Straße, welches mit Spaten und Hacken in das Feld gieng. Ich befand mich bereits mitten unter Welschen. Es waren zumeist Frauen und Mädchen, die mir entgegenkamen, etwas brauner als die Pusterthalerinen, mit etwas dunkleren Haaren, in welchen lange silberne Nadeln staken; auch führten sie große silberne Ohrenschwengel, wie sie die Italienerinen lieben. Ich hatte gehört, dass die Ampezzanerinen wie die Badiotinen (aus dem tirolischen Abteithal) beim Gruß den Hut abnehmen wie die Männer und war sehr gespannt auf diese Erscheinung, aber es grüßte mich keine. Ihre Tracht ist übrigens ernst und einfach — schwarze, weiche, kleine Filzhüte, rote Halstücher, dunkelblaue Röcke und Schürzen, von denen die roten Strümpfe mächtig abstechen.

Vor den Röcken und Strümpfen hätte ich aber jedenfalls noch von den Dolomiten reden sollen. Wenn man sie auch unterwegs auf dem langen Passe zur Genüge genossen hat, hier in der Landschaft von Ampezzo nehmen sie wieder einen neuen Aufschwung. Das sind wol die verrücktesten Linien, die man in der Alpenwelt sehen kann. Niemand begreift, warum diese welschen Berge das löbliche Herkommen und ehrenhaft solide Aussehen ihrer deutschen Brüder so vollkommen aufgegeben, sich so absonderlich und ungeberdig gestaltet haben. Es erscheinen da, wie am Monte Cristallo, Zungen, Stangen, Spitzen, Nägel und neben diesen schmächtigen Figuren auch wieder ungeheure, dicke, schwerfällige Massen von furchtbarer Höhe. Eine davon sieht einem Pferde mit abgehauenem Kopfe sehr ähnlich; es ist der Becco di mezzodì — zu Deutsch der „Mittagsbock". Zur linken Hand steht die mächtige, zuerst 1863 von Paul Grohmann erstiegene Pyramide des Monte Antelao, deren Spitze sich 3255 Meter über das Meer erhebt, rechts der ungeheure Stock des Monte Tofana. Alle diese Dolomiten sind kahl, bis auf die niederen Vorberge herab — an ihren schauerlichen Wänden scheint sich keine Aurikel, keine Edelraute halten zu können.

Mitten in diesem märchenhaften Kranze von Zacken und Zinnen blüht also das Dorf Ampezzo (1214 Meter), welches die deutschen Pusterthaler „auf der Heiden" nennen. Es besteht zunächst aus einem stattlichen Kerne, der enger zusammengebaut an der Straße liegt und Cortina heißt. Dort findet sich die Pfarrkirche, im vorigen Jahrhunderte vollendet, groß, aber ohne Merkwürdigkeiten, außer etwa einigen schönen Schnitzarbeiten. Etliche Schritte von der Kirche entfernt, wie es italienische Weise ist, steht der neue gothische, sehr hohe Campanile (Glockenturm). Um die Kirche herum haben sich Dechant- und Schulhaus gestellt, ebenso der ansehnliche Palazzo des Bezirksgerichtes, sowie mehrere Gast- und Wohnhäuser, alle sehr gut gehalten.

Dieser Hauptort und Sammelplatz der Gemeinde ist von zahlreichen kleineren Ansiedlungen umgeben. Jene, die sich gegen Aufgang gelagert haben, sitzen auf dem Gebirge, das da rasch emporsteigt, sind zum Theil in seinen Schluchten verborgen und fallen weniger ins Auge; die anderen aber gegen Abend liegen über eine weite und breite grüne Halde hin, welche bis an den gewaltigen Monte Tofana reicht. Die Häuser sind meist in kleinen Gruppen zusammengestellt, zwischen denen einzelne Bäume ihr Laubdach ausbreiten. Hin und wieder ragt ein kleiner Kirchturm hervor. Die Schindeldächer glänzen im Sonnenschein. Die Häuser sind zwei- und dreistöckig, säuberlich geweißt, mit Laubengängen verziert und mit der reich befensterten Vorderseite alle gegen den Hauptort gerichtet. Die ganze Halde sieht ungemein anmutig aus.

In alten Tagen hat diese Gegend, wie schon erwähnt, mit der Grafschaft Cadore als Zugehör des Stiftes Innichen (an der obersten Drau) zum Bistum Freising gehört — es hat sich aber davon weder unter den Ampezzanern noch unter den Freisingern einiges Gedächtnis erhalten. Später fiel sie, wie auch schon angedeutet, den Venedigern, nach diesen durch Kaiser Max wieder den Tirolern zu. Es hat hier wol einst, wie in Fleims (Thal des mittleren Avisio), ein deutscher Schlag gewohnt, der aber allmählich still und langsam welsch geworden.

Als kräftige, kriegerische Grenzleute wurden die Ampezzaner von der Landesherschaft immer mit besonderem Wolwollen behandelt und in ihren Freiheiten geachtet. Die Gemeinde war in Rechtspflege und Verwaltung beinahe unabhängig von den tirolischen Obrigkeiten; erst Kaiser Josef schaffte die alten Satzungen ab und führte neue Ordnungen ein. Aber uralte Gebräuche, namentlich bei den Hochzeiten, haben sich noch viele erhalten. Anno 1809 kämpften die Ampezzaner wacker mit, freilich auch nicht zu ihrem Vortheile. Dass die Franzosen damals nach Cortina vordrangen und es verbrannten, ist schon oben erzählt.

Die Luft in Ampezzo ist rauh, Südfrüchte gedeihen nicht „auf der Heiden", ja nicht einmal das gewöhnliche Obst, das im Pusterthale reift, und ebensowenig kommt der Mais fort; dagegen wachsen andere Körner und Gras in Ueberfluss, und deswegen werden Viehzucht und einträglicher Handel mit Pferden und Rindern lebhaft betrieben.

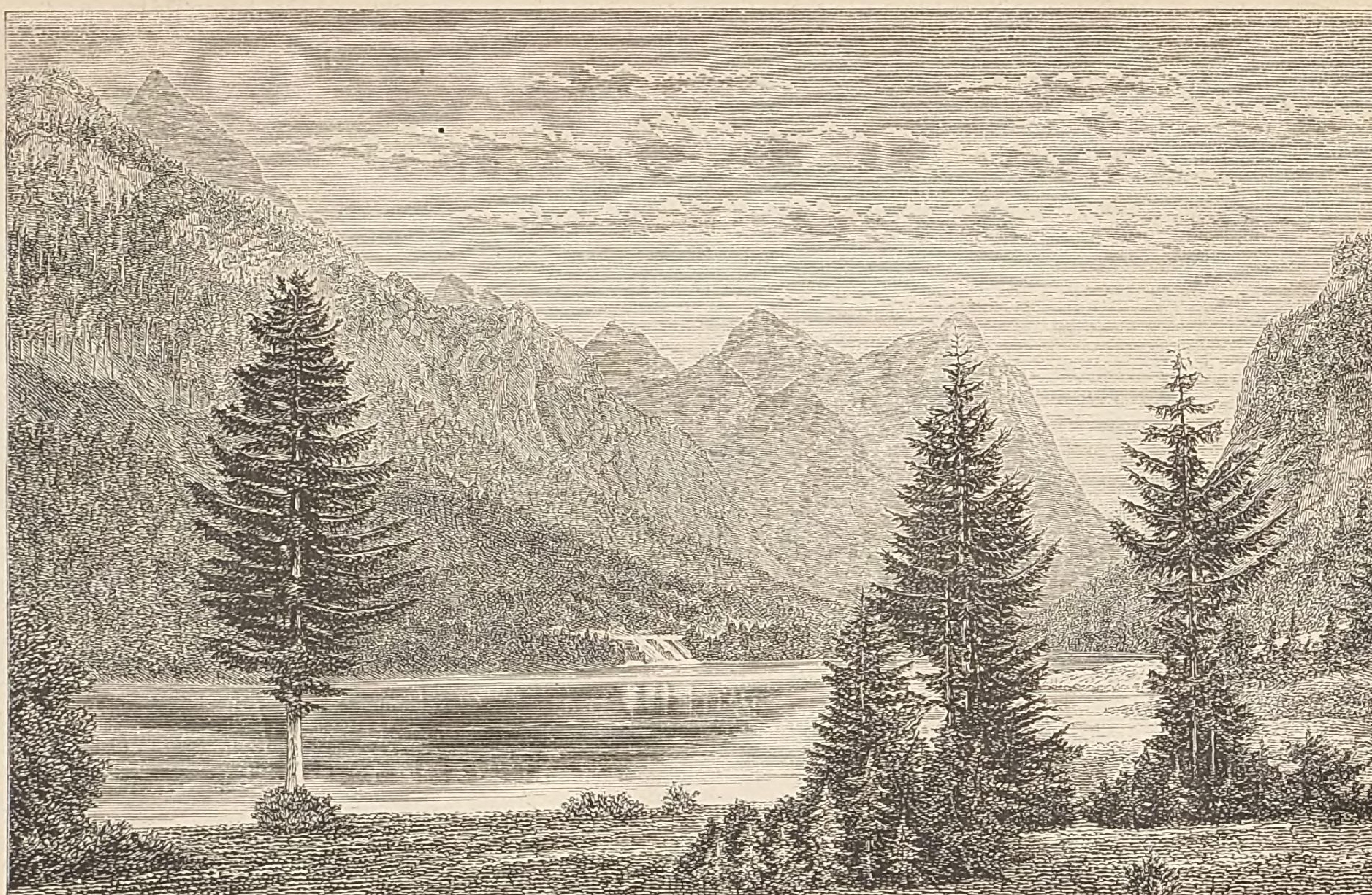
Den größten Nutzen zieht die Gemeinde aus ihren Waldungen. Was ihr der Holzhandel einbringt, soll sich jährlich auf 20.000 fl. stellen, und sie ist schon deswegen unter den ländlichen Gemeinden die reichste in Tirol. Daher auch der Glanz ihrer öffentlichen Gebäude, der Gerichtspalast und der stattliche Campanile. Dazu kommt die Durchfuhr aus dem Pusterthale, denn auch die Pusterer schlagen ihre Wälder aus und entsenden ihre „Museln", d. h. die abgeschälten mannslangen Stämme, von Ampezzo auf der Boita nach Perarolo, wo sie von hundert Sägen zu Brettern geschnitten werden, um dann weiter zu schwimmen nach Italien und bis nach Aegypten. Leicht möglich, dass ein hieroglyphenkundiger Wanderer, der den Nil hinauf nach Theben fährt, auf einem Zwerchbrett sitzt, das im Tauferer-Thal gewachsen. — Unzählige schöne Bäume in Tirol und Kärnten sind auch dem Suez-Canal zum Opfer gefallen.

Als ich in Cortina bei Herrn Ghedina im „schwarzen Adler" einkehrte, saßen im Speisesaal zwei junge Männer beim Wein, zwei Pfarrverweser, welche aus dem nahen Italien herübergekommen waren, um sich in dem gastlichen Ampezzo einen guten Tag anzuthun. Da

sie sehr artig grüßten, so fanden wir uns bald in ein lebhaftes Gespräch hinein. Dieses wandte sich allmählich den Ampezzanern und ihrer Geschichte zu, wobei etlicher Schlachtenbilder in der Kirche Erwähnung geschah. Die alten Wandgemälde erklärten die geistlichen Herren aus einer sagenhaften Ueberlieferung des Thales. Am Fuße des Monte Antelao sollen in längst vergangenen Tagen Ampezzaner und Longobarden mit einander gekämpft haben. Die ersteren aber riefen die Mutter Gottes an, welche alsbald einen dichten Nebel auf die Feinde herabsenkte, so dass diese sich selbst nicht mehr erkannten und gegenseitig niedermetzelten. Als die Ampezzaner hierauf zum Danke eine Kirche zu bauen gelobt, wies ihnen ihre Retterin selbst die Stelle an, indem sie in einer Sommernacht Schnee vom Himmel fallen ließ, welcher Platz und Umfang des Gotteshauses genau bezeichnete. So entstand die Kirche alla Madonna della difesa. In den Bildern des Gewölbes sind die kämpfenden Krieger dargestellt. Am 19. Jänner wird auch noch alle Jahre der Tag der Rettung gefeiert.

Während wir diese Dinge besprachen, traten mein Reisegefährte und Nicolaus, der Pusterer, zur Thüre herein. Sie hatten die Höhe des Monte Piano glücklich erklommen, eine unermessliche, erhabene Aussicht über die Dolomitgebirge genossen und waren dann durch das Misurinathal wieder herunter und nach Ampezzo herausgekommen.

Die geistlichen Herren nahmen nun Abschied, wärend wir unsere Wege giengen, um den Ort zu beschauen. Das Erste, was wir trafen, war wol auch das Schönste und Beste. Gegenüber des „schwarzen Adler" findet sich nämlich ein Nebenhaus, das die Familie des Wirts bewohnt, und auf ihm eine Reihe neuer Fresken, welche in diesem Alpendorf um so mehr überraschen, als sie in Zeichnung und Farbe vortrefflich geraten sind. Auf den vier Feldern, welche die Fenster begrenzen, sind vier Allegorien, Malerei, Bildhauerei, Baukunst [und Industrie, dargestellt. Auf dem linken Eckfeld erscheint auch der Gott Mercur, als der bekannte Vertreter des Handels, auf dem rechten die Dichtkunst — oben aus den Medaillons schauen uns die edlen Häupter



Der Toblacher-See.

der Maler Rafael, Dürer und Titian entgegen. Solche Wiederherstellung der alten Tiroler Sitte, die Häuser zu bemalen, würde dem Lande bald ein sehr farbenreiches Aussehen verleihen, doch sind mir nur in der Hauptstadt Innsbruck einige neuere, auch sehr gelungene Leistungen dieser Art bekannt.

Der Künstler, dem wir jene Malereien verdanken, ist eigentlich ein doppelter — Boppo und Lois, die Söhne des Herrn Ghedina, beide haben sich der Kunst gewidmet, beide in Venedig studirt und arbeiten jetzt meist zusammen. Auch im Speisesaal hängen einige hübsche Bilder von ihrer Hand.

Ueberhaupt wollen wir nicht unerwähnt lassen, dass die Anwohner der Boita sehr kunstfertig sind. In Ampezzo wurden jene Windbüchsen erfunden, welche man einst im österreichischen Heere einzuführen versuchte. Auch ausgezeichnete Uhrmacher, Sternseher, Kunstschlosser und Zimmerleute werden namhaft gemacht. Die anderen Ampezzaner, die sich nicht durch irgend eine Kunst auszeichnen, gelten wenigstens für treu und redlich, verständig und fügsam.

Mittlerweile war es Abend geworden und die Sonne hatte sich geneigt. Deshalb zogen wir wieder in den „schwarzen Adler", nahmen das Nachtmahl ein und giengen schlafen, um andern Morgens um fünf Uhr wieder ins Pusterthal hinauszufahren. Und zu dieser Stunde saßen wir im Postwagen mit seinen zerbrochenen Fensterscheiben; es war dunkel und bitterlich kalt, doch hatte uns die Kellnerin im „schwarzen Adler" wollene Decken geliehen, in welche wir uns sorgfältig einhüllten. Bald fielen wir auch in tiefen Schlummer. So kamen wir an Peutelstein, Ospedale und Schluderbach vorüber, ohne ihrer gewahr zu werden. In Höllenstein kehrten wir ein und begrüßten den Monte Cristallo, den Wirt und seine Gattin zum letzten Male. Dann erreichten wir allmählich das Toblacher-Feld. Es war längst Tag und schon angenehm warm geworden. Was mich betrifft, so war ich etwas dolomitenmüde und freute mich herzlich, die grünen Berge des Pusterthales wiederzusehen.

6. Kufstein und Umgebung.

Das Längenthal des Inn in Nordtirol wird an der Eintritts- und Austrittsstelle durch Thalengen abgeschlossen, die zugleich Wendepunkte in der Richtung des Flusslaufes bezeichnen. Aus dem schweizerischen Engadin kommt der Inn durch die wilde Schlucht von Finstermünz ins Tirolerland und nimmt in einem Querthale seinen Weg durchs Gebirge, bis unterhalb Landeck das breitere Längenthal beginnt. Bevor er Tirol verläſst, wendet er sich neuerdings nach Norden; in dieser Richtung bricht er bei Kufstein zwischen den nordtirolischen Kalkalpen und den Kitzbüchler-Alpen hindurch und geht in die bairische Hochebene hinaus. Letzterer Grenzpunkt ist von besonderer Bedeutung, da hier sowol die Straße als die heute wichtigere Eisenbahn über den Brenner nach Tirol eintreten. Auch die größere Anzahl von Reisenden, welche Tirol besuchen, erreicht mit dem Schienenwege den weiß-roten tirolischen Grenzpfahl von Norden her bei Kufstein.

Wenn man von Baiern hereinfährt, so erblickt man zunächst auf dem rechten Inn-Ufer das wilde Kaisergebirge, einen echten Kalkalpenwall, zerrissen, von vielen engen Thälern durchfurcht und in manche Spitze ausgezackt. Der Strom, welcher zumeist in Auen unter ihm vorüberrauscht, theilt hier den Ufergrund unter Baiern und Oesterreich aus, indem das westliche Gestade mit seinen grünen Waldbergen

dem ersteren, das östliche dagegen, wo sich über waldigen Vorstaffeln alsbald die graue Felswüstenei erhebt, dem letzteren Lande zugetheilt worden sind.

Kufstein ist deshalb allerdings der erste Ort, den man mittelst der Eisenbahn erreicht, aber schon lange vorher hat man, zur Linken aus den Waggonfenstern schauend, auf tirolische Ortschaften, Erl, Niederndorf, Ebbs, und in das breite Thal hineingesehen, in welchem der Walchsee eingebettet liegt. Jenes Gestade gehört unter die anziehendsten Gauen des Berglandes.

Schöne Abwechslung von Fluss-Au, Wald, Wiesen und Feldern, einladende Wirtshäuser, weite Gesichtskreise machen jenes Ufer zu einem beliebten Wanderziele. Das bairische Ufer ist wol etwas einförmiger, besitzt aber dennoch manche herzerfreuende Partie.

Die alte Feste Geroldseck, nun Kufstein geheißen, die sich auf einem steilen Felsen über dem gleichnamigen Städtchen erhebt, wird längst gesehen, bevor der Dampfwagen anhält. Von der eigentümlichen Gestalt des Felsens rührt wol auch der Name her, denn im Munde des Tirolers lautet Kufstein nicht anders als „Kopfstein" (Kopfstoa). Vom Bahnhofe gelangt man zunächst auf die Innbrücke, von welcher sich ein Ausblick nicht nur auf den großen Strom, der jäh unter ihr hindurchschießt, sondern auch auf das grüne Thal mit den grauen Bergen nach Nord und Süd eröffnet. Besonders auffallend gestalten sich in dem Bilde die blau dämmernden Berge auf dem halben Wege zwischen hier und Innsbruck in der Brixlegger-Gegend, im Norden der Kaiser und die almenreichen Grenzhöhen jenseits Niederndorf, gegen Westen aber der Pentling, der als grauer, doch oben noch mit Fichten bewachsener Kegel sich hier ein sehr stattliches Ansehen gibt. Die vielen schönen grünen Seen, die ringsum ganz in der Nähe diese Felsen und Wälder widerspiegeln, ahnt man nicht, wenn man auf der Brücke über dem schnellen, grünen Strome steht.

Von der hübschen Bogenbrücke weg steigt man die Hauptgasse des Städtchens an und betrachtet zu beiden Seiten die stattlichen

Häuser, vielfach von altertümlicher, aber bequemer Bauart, unter welchen diejenigen, die der Beherbergung dienen, nicht die geringsten sind. Kufstein unterscheidet sich nach außen wie nach innen wesentlich von anderen gleichgroßen und noch viel größeren Städten. Das Leben ist reger und betriebsamer, die Geselligkeit launiger, als anderswo. Die mannichfaltige, reiche, quellenfrische Natur, der Zufluss von Fremden, die Leichtigkeit des Verkehres unterstützen die Einwirkung, welche durch die Nachbarschaft Baierns hervorgebracht wird. Wer die Annehmlichkeiten, welche das bairische Gebirge, und diejenigen, welche Tirol bietet, vereint genießen und dabei nicht an einem einsamen Orte sich aufhalten will, der wähle Kufstein als Sommerfrischort.

Die schönste Partie in der malerischen Nachbarschaft der Stadt bildet unstreitig die Feste, welche mit einem dominirenden Ernste auf ihrem erhabenen Felsensitze hart am Flusse thront. Sie besteht aus vielen weitläufigen Gebäuden, darunter Casematten, Casernen und Bastionen; auf der obersten Bergkuppe ragt der mächtige Kaiserturm mit vier Stockwerken empor, gegen Süden und Norden in die weiteste Ferne hinausblickend. Die Festung hat nur einen einzigen verdeckten Zugang, so dass alle Bedürfnisse durch Aufzüge hinaufbefördert werden müßen.

Die Stadt Kufstein blühte zuerst unter den bairischen Herzogen, ihren Landesherren, durch Handel auf. Ihre Lage machte sie bald zur Festung, die in den alten Zeiten Geroldseck genannt wurde. Aber wie ihre älteste Geschichte, so ist auch der Anlass zu dieser Benennung unaufgeklärt. Erst unter Kaiser Maximilian I. tritt sie aus dem historischen Dunkel hervor. Als im Jahre 1503 der bairische Herzog Georg von Landshut starb, stritten sich Albrecht von München, gestützt auf das bairische Hausgesetz, und Ruprecht von der Pfalz, als Gemahl der einzigen Tochter des Abgeschiedenen, um den Besitz von Kufstein. Als Schiedsrichter trat Kaiser Maximilian auf, nahm die Burg mit Gewalt und gab sie Herzog Albrecht, dem er sie schon früher verliehen. Zum Befehlshaber ernannte er den tapfern Hans Pienzenauer, weil

er auf dessen Treue als Baiern Vertrauen setzte. Dennoch übergab sie dieser, wie es heißt, gegen ein Geschenk von 30.000 Gulden, den Pfälzern und leitete nun um so eifriger die Verteidigung gegen den heranrückenden Kaiser. Inzwischen war der Pfalzgraf Ruprecht, bald auch seine Gemahlin, die bei Anfachung der Kriegsflamme sich besonders thätig bewiesen hatte, gestorben; doch der Krieg endete noch nicht, Ruprecht hinterließ zwei Söhne.

Um die Mitte des Monats October 1504 zog Herzog Albrecht mit Kaiser Maximilian vor Kufstein. Die Aufforderung zur Uebergabe verwarf Pienzenauer mit stolzen Worten. Maximilian beschoss nun die Festung aus sieben Feldschlangen durch den ganzen Tag; allein erfolglos, denn die dicken Mauern trotzten dem ohnmächtigen Geschütze. Pienzenauer, der die Festung für unüberwindlich hielt und auf ein ganzes Jahr mit allem Nötigen versehen war, ließ zum Hohne die von den Kugeln getroffenen Stellen mit einem Besen abkehren. Maximilian, darob höchst aufgebracht, sagte zu seiner Umgebung in bitterem Tone: „Sehet, ein neues Ritterstücklein; dieser Kriegsmann will die Wunden der Mauern mit einem Besen heilen. Wir hoffen aber, dass aus diesem Rutenbunde ein Beil herausspringen werde, um ihm den Kopf abzuschlagen.“ Nun wurden auf Befehl des Kaisers die zwei Geschützstücke „Weck auf“ und „Purlepaus“, damals die größten in Deutschland, von Innsbruck auf dem Innflusse nach Kufstein gebracht, und der Kaiser feuerte sie selbst gegen die Festung ab. Diese verfehlten die beabsichtigte Wirkung nicht. Das an fünf Meter dicke Gemäuer der Feste wankte, stürzte zusammen, und mit diesem auch der Uebermut und der Mut des Commandanten. Er sandte nun zwei Edelknaben in weißen Kleidern in das kaiserliche Lager und ließ seine Bereitwilligkeit zur Uebergabe gegen freien Abzug melden. Der Kaiser aber erwiderte diesen: „So will euer Hauptmann nun endlich den Besen weglegen, mit dem er uns zuvor gehöhnt? — Geht hin und sagt ihm: Wir begehren mit einem solchen Spottvogel keinen Vertrag einzugehen. Hat er das schöne Schloss also zerschießen lassen, so mag er jetzt auch, so

lang er kann, die Trümmer behalten.“ Nachdem die Gesandten weggegangen waren, erklärte Maximilian im Zorne, keinen Mann von der Besatzung zu schonen. Er schwur sogar, einem jeden, der es wagen würde, um Gnade zu bitten, mit einer Maulschelle zu antworten. Die Belagerer erstiegen nun die Wälle, erbeuteten nebst anderen großen Vorräten einen Schatz von 30.000 Gulden und führten die Gefangenen in das Lager des Kaisers bei der Zellerburg auf dem linken Innufer. Alle wurden zum Tode durch das Schwert verurtheilt. Der erste der Vorgeführten war der Hauptmann Hans Pienzenauer, ein hoher schöner Mann von 36 Jahren. Auf Begehren erhielt er einen Trunk Wein, und sein Haupt fiel. Zehn andere theilten das gleiche Los. Da näherte sich, dieses blutigen Schauspieles satt, der Herzog Erich von Braunschweig dem Kaiser und bat um Gnade für die Uebrigen. Maximilian berührte sanft des Herzogs Wange, um den Schwur zu lösen, und sprach: „Lasst sie laufen!“ — An der Stätte, wo die Leichname begraben wurden, erbaute man in der Folge eine Capelle, welche die Baiern im Jahre 1703 zerstörten. Indessen heißt der Bauernhof am linken Innufer, wo ehemals die Capelle stand, heute noch der „Hof zu den Ainlifen“ (zu den Eilfen). Von jetzt an blieb Maximilian im Besitze Kufsteins und befestigte die auf dem Felsen liegende Festung noch mehr, besonders durch Anlegung einer Cisterne.

Das zweite geschichtlich merkwürdige Ereignis, das sich an die Feste Kufstein knüpft, fällt in das Jahr 1703. Es war die Zeit des spanischen Erbfolgekrieges. Unter den Bewerbern um den erledigten Thron befand sich bekanntlich auch der damalige Kurfürst Max Emanuel von Baiern. Dem Kaiser Leopold I. hatte er gegen die Türken in Ungarn und gegen die Franzosen in Italien und am Rhein die trefflichsten Dienste geleistet; jetzt aber bewaffnete er sich, von den Franzosen unermüdlich aufgereizt, gegen Oesterreich, das sich mit Frankreich im Kriege um das spanische Erbe befand. Der erste Angriff geschah auf Tirol und zwar am 17. Juni des gedachten Jahres so überraschend, dass die österreichische Verwaltung kaum eine Ahnung davon hatte,

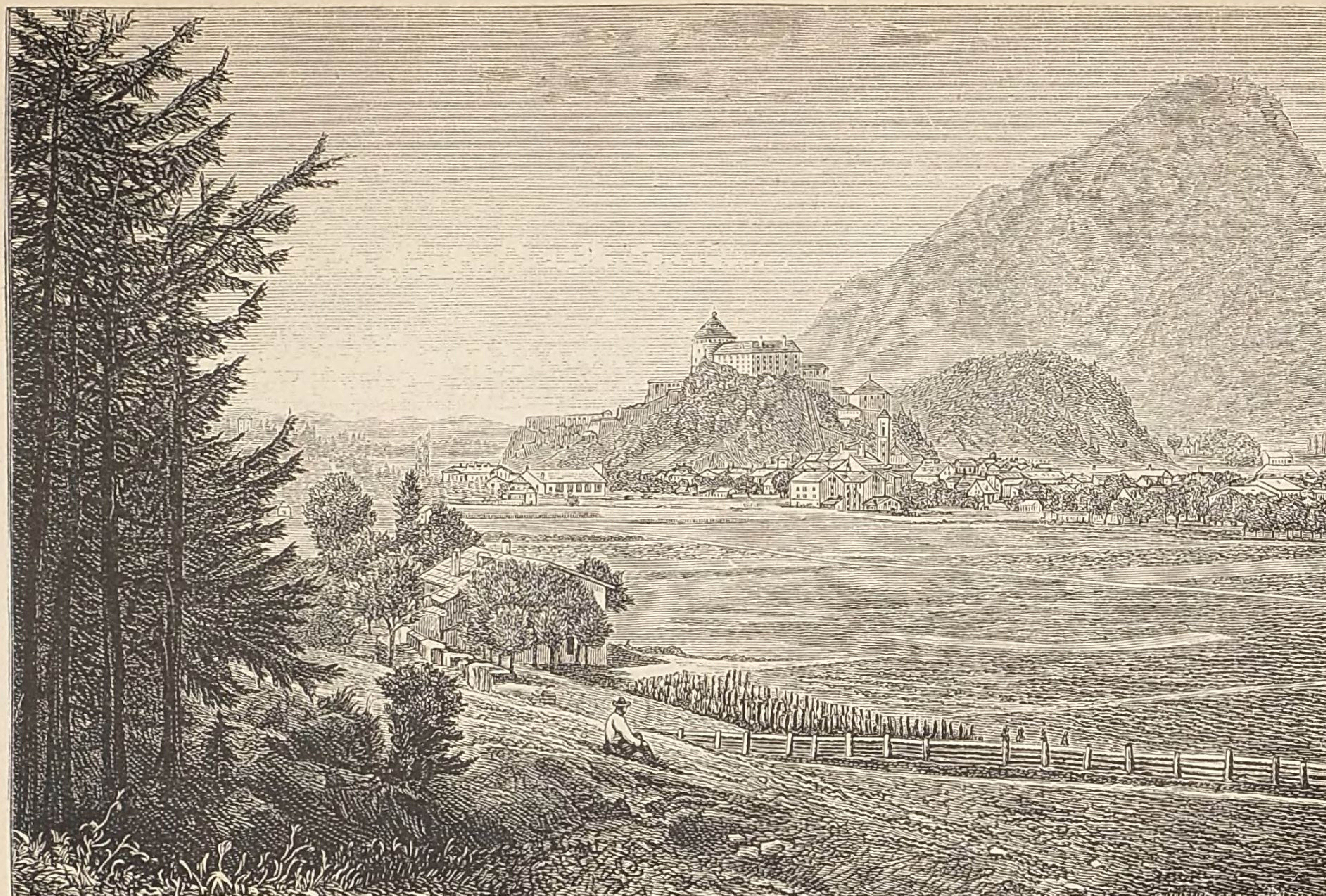
folglich in Tirol auch keine Verteidigungsmaßregeln getroffen waren. In wenigen Stunden stand ein Heer von 9000 Baiern und 2500 Franzosen vor Kufstein. Der Stadt-Commandant Peter Graf von Wolkenstein ließ sogleich die Vorstadt anzünden, vermutlich um dem Feinde das Vordringen zu erschweren; allein während des Brandes wendete sich der Wind, und es wurde nicht nur die ganze Stadt eingeäschert, sondern auch die Festung vom Feuer ergriffen. Die Kanonen brannten los, und ein reich gefülltes Pulvermagazin flog in die Luft. Nun war es den Baiern ein Leichtes, des Platzes Meister zu werden, den sie auch am 19. Juni besetzten; doch bald darauf wurde die Feste wieder von den Oesterreichern erobert.

Beim Ausbruche des Tiroler Aufstandes vom Jahre 1809 war die Festung Kufstein von den Baiern besetzt und auch der einzige Punkt im Lande, auf dem diese sich bis an das Ende ununterbrochen behaupteten. Zwar wurden wiederholt Versuche zur Eroberung der Festung gemacht, aber immer erfolglos; es mangelte das grobe Geschütz. Die Bauern hatten meist nur aus Holz gebohrte Kanonen, die mit Eisenreifen beschlagen waren und nach wenig Schüssen zersprangen. Indessen hatte man in Innsbruck bairische Kanonen erobert und benützte sie nun vor Kufstein. Die Schützen-Majore Sieberer und Speckbacher postirten eine Schützenabtheilung auf die Zellerburg mit zwei Geschützstücken von geringem Kaliber, mit welchen die Festung — allein ohne Wirkung — beschossen wurde. Eine andere Schützentruppe lagerte auf der Hochwacht, einer hohen steilen Felsenwand am Stadtberge. Auf den höchsten Punkt derselben, welcher wegen seiner überragenden Höhe die Festung vollkommen beherscht, hatte die rüstige Mannschaft drei Kanonen von sechspfündigem Kaliber hinaufgeschleppt und am 23., 24. und 25. April daraus die Festung mit glühenden Kugeln beschossen. Diese Schüsse und jene aus zwei Doppelhaken*) trafen, trotz der

*) Starke, $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meter lange Feuergewehre, welche, auf einem Gestelle ruhend, bis $\frac{1}{3}$ Kilogr. Blei schossen.

Schussweite von etwa 950 Metern, so gut, dass damit einige Mann von der Besatzung getödtet und das innerhalb der Festungswerke aufgehäufte Brennholz in Brand gesteckt wurde, wodurch große Verwirrung unter der Besatzung entstand. Die Fortsetzung dieser Beschießung hätte der Festung wirklich gefährlich werden können. Allein eine feindliche Bombe fiel in den eben angekommenen Pulvervorrat der Belagerer, der hiedurch in die Luft aufgieng. Somit nahm auch das Beschießen der Festung wegen Pulvermangels ein Ende.

Im Juni rückte Graf d'Esquille mit 300 Mann Oesterreichern vor die Festung und 1000 Mann Landesschützen unter Sieberer und Speckbacher unterstützten ihn. In der Nacht vom 27. Juni begann man eine Batterie aufzuführen für sieben größere Kanonen, die von Innsbruck hätten kommen sollen, aber nicht kamen. Indessen wurde die Festung enge eingeschlossen. Die Garnison hatte viele Kranke und litt Mangel an Lebensmitteln und Arzneien. Ein am 2. Juli versuchter Ausfall wurde zurückgewiesen. Mehrere Nächte hindurch beobachtete man das Feuer von Granaten, welche schnurgerade über der Festung in bedeutender Höhe zerplatzten. In Folge dieser Notschüsse rückte am 5. Juli Morgens die ganze Division Deroy an. Der Posten an der Kieferbrücke unter dem Innsbrucker Hauptmann Stuffer wurde geworfen und das rechte und linke Innufer mit Uebermacht angegriffen. Nach tapferer Gegenwehr zog sich Major Sieberer, um nicht in die bei einem Ausfalle der Festungs-Garnison unvermeidliche Gefangenschaft zu geraten, fechtend gegen den Thiersee-Berg zurück. Der Feind hatte zwar seinen Zweck erreicht, allein mit dem Verluste mehrerer braver Officiere. Die Nacht benützte er mit Ueberbringung von Lebensmitteln und mit Wegschiffung der Kranken. Am folgenden Morgen war dieses Hilfscorps auch schon über die Grenze zurückgezogen und die Festung von den Oesterreichern und Tirolern wieder eingeschlossen. — Der Versuch, die Innbrücke abzubrennen, sowie durch Anzünden einiger Häuser in der Stadt bei heftigem Winde die Flammen in die Festung hinaufzutreiben, mislang gänzlich. Inzwischen war während



Kufstein.

dieser Blokade Speckbacher unermüdet thätig, auf andere Art dem Feinde Schaden zuzufügen. So zerstörte er mit der größten Anstrengung die Wege, um künftig die Zufuhr von Lebensbedürfnissen für die Festung unmöglich zu machen. So führte er den kecken Gedanken aus, die am Innflusse unmittelbar unter dem Schloſsberge befestigten eilf bairischen Transportschiffe abzulösen und den Wellen preiszugeben. Dieses an sich höchst beschwerliche Wagestück ward selbst theilweise unter dem Feuer des feindlichen Geschützes zu Stande gebracht.

In Folge des Znaimer Waffenstillstandes zog alles österreichische Militär aus dem Lande; folglich mußte die Blokade von Kufstein aufgehoben werden. Mit der Uebergabe Tirols an Oesterreich 1814 ward auch diese Festung übergeben. Seither ist die kriegerische Fähigkeit Kufsteins nicht mehr in Anspruch genommen worden; es diente vorzugsweise als Staatsgefängnis. Auch der Räuber Rosza Sandor war dort verwahrt.

Mit diesen geschichtlichen Erinnerungen wollen wir von den Bollwerken Kufsteins scheiden und treten eine Fußwanderung durch die Auen an, welche sich von der Stadt auf dem linken Innufer südwestwärts gegen Langkampfen hinziehen. Hier fließen viele braune Moorwasser zwischen Gestrüpp, welche ein niederländisches Bild zusammensetzen würden, wenn die Durchblicke auf die Berge nicht wären. Die Stege, die über die leise wallenden Wasser führen, in welchen lange, grüne Algenfäden als bewegliche Rasen dem Zuge der Flut auf- und abschwebend zu folgen scheinen, die schönen Baumgruppen, die Hecken, an denen saftige Wolfsmilch wuchert, der graue Pentling und an seinem Fuß das weiße Langkampfen: das sind die Scenerien dieser Au. In ihr, dem Abhange der Berge entlang, stehen verschiedene weiße Häuser, wie man sie nirgends sauberer findet, als im Unter-Innthale.

Mitten durch die Au fließt der Inn und zieht sich der Schienenweg. Hier ist für diesen eine stattliche Brücke gebaut, deren weiße Pfeiler sich in ruhiger Wallung spiegeln, neben uns aber lispeln

unbedeutende Wellen gegen die Quadern, mit denen man den räuberischen Lauf des Flusses seitlich beschränkt hat. Hier steht dichtes Erlengestrüpp, dort Eichen. Hier schreitet man an einer mit duftigen Gräsern gefüllten Heuhütte vorüber, dort bleibt dem Fußwanderer, der sich pfadlos durch die Au bewegt, nichts anderes übrig, als die Schuhe abzunehmen und eines der lauen Moorwässer zu durchwaten, wenn er nicht weit seitwärts abschweifen und die Au verlassen will.

Mitten in der Au hört man das Geräusch der Zimmerleute, die am Ufer ein Schiff zusammenstellen; oder man sieht durch eine Lichtung des Gebüsches auf den Strom hinaus, auf welchem eben ein mächtiges Floß abwärts treibt; oder man vernimmt das Blöken von Rindern, die auf den grasigen Gründen, durch Querzäune von einander abgesperrt, im Angesichte der eiligen Wellen weiden.

Jemehr man sich Ober-Langkampfen, in dessen Nähe ein Kahn zur Ueberfuhr nach Kirchbühel bereit steht, nähert desto mehr verliert die Au den Ausdruck der Wildheit. Mitunter bemerkt man schon Maisfelder zwischen den Erlen und bald schaut der weiße Kirchturm von Ober-Langkampfen mit seinem roten Dach aus den Wipfeln.

Jetzt wollen wir uns auf das andere Ufer hinübersetzen lassen, wozu die an einem Seile wol befestigte Fähre einladet. Das Gestade ist mit feinem grauen Sande bedeckt, den zertheilten Felsen, welche der Inn allgemach von seinen Uferwänden bis hieher herabgerieben hat. Man fände in diesem sanften Boden, welcher den Umriss unserer Fußstapfen so tief sich einprägen läßt, Körnchen von Granit, Thon- und Glimmerschiefer, Gneis, Mergel, Grauwacke, Kalk — von allen Gesteinen, an welche die Welle des Flusses selbst anrollt oder von welchen Bruchstücke ihm durch die mächtigen Seitenbäche zugetragen werden.

Wir gehen nun über Kirchbühel Wörgl und Hopfgarten zu, denjenigen unterinnthalischen Landschaften, auf welche in neuester Zeit durch die Anlegung der Giselabahn besondere Aufmerksamkeit gelenkt worden ist.

Kirchbühel ist eine uralte Ansiedlung, denn es wird ihrer schon im 8. Jahrhundert Erwähnung gethan. Wie fruchtbar ist diese Gegend, zwischen Wald und Strom eingeengt, in ihren Obsthainen, welche die Häuser umschatten! Man betrachte sich beispielsweise das in geringer Entfernung von Kirchbühel südlich gelegene Oberndorf! Breit ist hier das Innthal — Wälder und Gärten und Auen lassen keinen Zoll des Bodens ohne Grün. Auch menschliche Betriebsamkeit hat sich in der Gegend angesiedelt, in welcher die Hopfgartener Ache sich dem Inn nähert. Schon lange hat uns stampfendes Gepolter darauf vorbereitet, dass wir eine der hier häufigen Cementkalk-Mühlen zu sehen bekommen werden. Ihre hohen Mauern', die ein noch höherer rauchender Schlot überragt, sind unter Reben und Winden versteckt, und über das grüne Wasser der Ache schäumt ein weißer Sprühregen aus den großen Rädern, die sie in Bewegung setzt.

Der Fußweg zieht sich an einem von der Ache abgeleiteten Canal entlang, der ihn an mancher Stelle mitunter überschwemmt, über feuchte Wiesen hin. Schon steht auf diesen zahlreich die Herbstzeitlose, Nebel legen sich auf Wald und Flur. Der Rauch von Kohlenmeilern steigt träge empor, aus versteckten Dörfern dringt der dumpfe Lärm des Dreschens an unser Ohr.

An der Stelle, wo früher das Kloster Chiemsee sich eine Alpe hielt, liegt der stattliche Markt Hopfgarten, der zu den anziehendsten unterinnthalischen Ortschaften gezählt werden kann. Von hier aus bietet die Besteigung der Hohen Salve eine ungemein lohnende Partie; die Aussicht von ihrem Gipfel, namentlich auf die Tauern des Pinzgaus, ist prächtig.

Heutzutage werden wol nur sehr wenige auf dem eben beschriebenen Fußwege nach Hopfgarten gelangen. Schier alle werden sich auf dem Bahnhofe zu Wörgl einfinden, um von dort sich der neuen Eisenbahn anzuvertrauen. Und auch die Bahnfahrt ist reich an wechselnden, interessanten Partien. Da passiren wir den ehemaligen Tunnel von Itter, der jetzt zu einem „Einschnitt“ geworden ist, durcheilen den

schwarzen Grauwackenschiefer im „Langen Grund“, den Kehrtunnel in der Windau und erblicken die Hohe Salve, welche sich mit ihrem Kirchlein immer und immer wieder in den Gesichtskreis hereindrängt.

An der stattlichen zweitürmigen, grünbedachten Kirche von Brixen, welche als eine der ältesten im ganzen Innthale gilt, vorüber gelangt man zum Dorfe Kirchberg und sodann bald zu den Mooren, in welchen der Schwarzsee liegt. Hier ragt als verborgene Pyramide das Kitzbücheler Horn empor, es erscheinen weiße Häuser vor dunklen Fichten, der graue Kaiser vielzackig zerrissen und endlich das altertümliche Kitzbüchel, dem man vor allen Tiroler Orten die Bezeichnung einer „Waldstadt“ geben möchte. Trotz seiner stattlichen Bauten und rühmlichen Wirtshäuser besitzt Kitzbüchel seinen Hauptvorzug in den herlichen Forsten, in dem unabsehbaren Grün, von welchem es auf allen Seiten umgeben wird. Wen Waldhauch genesen machen kann, der suche getrost die Stadt an der grünen Ache auf, die gegenüber den hohen Tauern von den Schieferbergen herabkommt und sich in den prächtigen, blauen Chiemsee ergießt.

7. Der Großglockner.

Wol kein Berg in unseren österreichischen Alpen übt auf den Wanderer einen so unwiderstehlichen Reiz aus, wie der Großglockner. Ernst und erhaben thront er in Mitte der ihn umstarrenden Eiswelt, kühn, einer feinzugespitzten Nadel ähnlich, erhebt er sein stolzes Haupt gegen Himmel. Und muß er auch den Ruhm, der höchste Berg unseres Vaterlandes zu sein, dem Ortler einräumen, so erreicht ihn dieser doch nimmermehr an Schönheit der Formen und an unbeschränkter Rundschau; der letztere wird in nicht gar weiter Ferne von den Ketten der Berninagruppe überragt, während jener, der unumschränkte Beherscher der Länder rings umher, in ewiger Majestät herabblickt auf die zahllosen Bergeshäupter, die sich alle in Demut vor ihm beugen.

Als ich ein kleiner zehnjähriger Knabe, so erzählt der zu früh verstorbene gründliche Kenner der Glocknergruppe, Karl Hofmann, zum ersten Male die Spitze eines Berges betrat, als vom Gipfel des Wendelstein*) die Pracht der Alpenwelt zum ersten Male sich vor meinem Auge entrollte, da wurde mir aus dem Kranze der schimmernden Eisfelder, die mächtig im Süden sich emportürmten, die schlanke Spitze des Großglockners gezeigt. „O, wenn ich doch jemals da hinaufsteigen dürfte!" das war der sehnlichste Wunsch, den ich seit jenem Tage hegte. Rasch

*) in den bairischen Kalkalpen, nordwestlich von Kufstein.

flogen die Jahre vorüber, mit immer größerer Stärke wuchs mir im Herzen die Liebe zu den ehrwürdigen Domen der Natur. Das waren die schönsten Augenblicke meines Lebens, wenn ich auf schwindelnder Höhe stand, wenn sich ins Endlose die Bergeswellen vor mir auszudehnen schienen. Und immer wieder suchte ich dann in dem Gewimmel, das mich umgab, den Riesen zu entdecken, der mir so tiefe Ehrfurcht eingeflößt. Unzählige Male hatte ich schon aus unnahbarer Ferne ihn angestaunt, da endlich kam die Zeit, wo ich ihn näher kennen sollte, wo ich die Wunder alle schauen durfte, die er in seinen Tiefen birgt. Noch war ich nicht zwanzig Jahre alt, als ich zum ersten Male das Ziel meiner Sehnsucht erreichte, zum ersten Male den glitzernden Scheitel des Großglockners betrat.

Damals war der Bergriese schon oft bestiegen worden, der bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts für unersteiglich gegolten. Dem edeln Fürsten Salm, Fürstbischof von Gurk, kommt das erste Verdienst zu, nicht nur zur Ersteigung des Großglockners angeregt und dieselbe ermöglicht, sondern auch in der That die erste Besteigung mit Ausdauer versucht und glücklich vollführt zu haben. Verschiedene Versuche von Seiten Einheimischer, die Spitze von Osten, von dem Pasterzengletscher aus zu erreichen, waren gescheitert, nun sollte dieselbe von Südosten, vom Leiterthale aus, in Angriff genommen werden. Im Frühjahre 1799 ließ Salm am Rande des Leitergletschers eine Hütte — die „Salmshütte" auf der „Salmshöhe" — erbauen, wozu das Holz aus bedeutender Entfernung herbeigeschleppt werden mußte. Von hier aus unternahmen am 15. Juni und 23. Juli 1799 drei Männer Besteigungsversuche, welche aber durch heftige Schneegestöber vereitelt wurden. Wenige Wochen später (18. August) unternahm Fürst Salm selbst in Begleitung von 30 Personen die Ersteigung, als aber die Gesellschaft am 19. morgens von der Salmshöhe aufbrechen wollte, wütete ein so heftiger Sturm, daß an ein Vorwärtsdringen nicht zu denken war. Obwol Salm vier Tage auf der Salmshöheausharrte und einmal den Versuch machte, wenigstens den Kamm zu erklimmen, war doch alles vergeblich. Wind

und Schnee nötigten die Gesellschaft, unverrichteter Dinge nach Heiligenblut zurückzukehren. Aber schon am 24. August wurde bei heiterem Wetter wieder aufgebrochen und am folgenden Tage um 12 Uhr mittags erreichte Salm mit seiner Reisegesellschaft die erste Spitze des Kleinen Glockner und pflanzte dort ein eisernes Kreuz auf. Damals glaubte man schon den höchsten Gipfel erreicht zu haben; zur Erinnerung an diese Glocknerfahrt wurde sogar eine eigene Denkmünze geprägt.

Im folgenden Jahre ließ Salm auf dem Glocknerkamme zwei Hütten aus Stein errichten und nannte den Platz der ersten „Hohenwarte" und den der zweiten höher gelegenen „Adlersruhe". Inzwischen veranstaltete Salm weitere Glocknerfahrten, und am 29. Juli 1800 wurde zum ersten Male von zwei Bauern die höchste Spitze erreicht, auf derselben ein Kreuz aufgepflanzt und ein Kasten hinterlegt, in dem sich ein Barometer und ein Thermometer befanden. In demselben Jahre wurde die höchste Spitze noch zweimal erstiegen. Die beiden Kreuze wurden von Blitzen zerschmettert, die Hütten, die Salm errichten ließ, sind vom Sturm, Schnee und vorrückenden Gletschern zerstört. Wenn aber auch alle Zeichen, die im Anfange dieses Jahrhunderts durch die Sorgfalt des Fürsten Salm auf dem Glockner errichtet worden, nun verschwunden sind, so müßen wir doch noch immer die Thatkraft und den Opfermut dieses Mannes bewundern, der die größten Mühen und Kosten nicht scheute, der Wissenschaft einen Dienst zu erweisen. Sein Name wird nie vergessen werden, so lange noch der Großglockner auf die Scharen der Reisenden seine Anziehungskraft übt, so lange es noch Menschen gibt, die der prächtigen Spitze ihre Bewunderung entgegentragen!

Durch sieben Jahrzehnte blieb H e i l i g e n b l u t im Möllthale der Ort, von dem aus der Glockner bestiegen wurde. Dies geschah bis zum Jahre 1861 etwa achtzigmal. Unter den Besteigern seien Leopold von Buch, Schaubach, Agassiz, Erzherzog Johann, James Forbes, der berühmte Gletscherforscher, die Brüder Schlagintweit und Karl von Sonklar genannt.

Seit dem Jahre 1861 gilt das Tiroler Dorf Kals im Südwesten des Großglockners als jener Ort, von dem aus der Bergriese am besten erstiegen wird. Namentlich seit J. Stüdl auf der Vanitscharte eine Hütte erbauen und einen neuen Weg auf den Großglockner herstellen ließ, wodurch die gefährliche Passage über den Kleinglockner und die Glocknerscharte vermieden wird, hat die Zahl der Glocknerfahrten rasch zugenommen; denn die Besteigung des Großglockners von Kals aus ist näher, interessanter und weit billiger als von der Kärntner Seite. Im Jahre 1863 erreichte der berühmte Nordpolfahrer Julius Payer, 1865 Erzherzog Rainer von der Tiroler Seite die Spitze des Großglockners. Auch ich nahm auf meinen drei Glocknerfahrten meinen Weg von Kals aus.

Es war am 9. September 1867, als ich mit zwei Münchner Freunden, den Herren A. Solbrig und P. Wiedenmann, aus dem Stubachthal, das vom Ober-Pinzgau sich gegen den hohen Tauernkamm zieht, über den Stubach-Kalser Tauern nach Kals wanderte, um von hier aus meine erste Glocknerfahrt anzutreten. Doch nicht so schnell, als wir dachten, sollte unser Vorhaben gelingen. Am 10. September waren wir bis zur letzten Hütte des Ködnitzthales gewandert, welches gegen den Glockner hinanführt; während der Nacht aber trat Regen und Schnee ein, wir mußten am folgenden Tage mit herabgestimmten Hoffnungen nach Kals zurückkehren. Vergebens warteten wir auf günstiges Wetter, aber schwere Wolkenmassen umdüsterten den Horizont, unserer Geduld wurden immer härtere Proben auferlegt. Wir dachten bereits ernstlich daran, unseren Lieblingsplan für dieses Jahr unausgeführt zu lassen; da endlich, am 12. September, schien eine günstige Wendung eintreten zu wollen. Ein frischer Tauernwind hatte sich erhoben, eilig zerstreute er die unheimlichen Nebelballen und fegte die an den umliegenden Bergen noch anklebenden Wolken lustig hinweg.

Schnell wurden jetzt alle Vorbereitungen getroffen, verschiedene martialische Gestalten, die Führer für unsere projectirte Partie, versammelten sich am Nachmittag im Gastzimmer, Stricke und Steigeisen



Der Großglockner.

wurden geprüft, Wein in große Kannen gefüllt, der mitzunehmende Proviant ausgesucht, und so brachen wir denn endlich, sieben Köpfe stark, nämlich wir drei und die Führer Josef Schnell Josef Kerer, Rupert und Peter Groder, am Nachmittag um 3 Uhr auf, begleitet von den Glückwünschen der freundlichen Wirtsleute und vieler Dorfbewohner, die uns beim Abschied in herzlichster Weise ein gutes Gelingen der Fahrt prophezeiten.

Von Kals weg marschirten wir zuerst östlich am Bergerbache aufwärts. Nach etwa anderthalb Stunden zweigte sich unser Weg nördlich ab in das Ködnitzthal, während der Hauptweg, die bisherige Richtung beibehaltend, über das Bergerthörl nach Heiligenblut führt. Ueberraschend war es, als wir kurz nach dem Einbiegen in das Ködnitzthal den Großglockner erblickten, der sich furchtbar steil und wild über dem Ködnitzgletscher erhob. Um 6 Uhr abends erreichten wir die Lucknerhütte, die oberste Hütte des Thales; diese war unser Ziel für den heutigen Tag. Die Luft war rein und mild, so daſs wir trotz der bedeutenden Höhe von ungefähr 2200 Metern im Freien uns lagern konnten. Ein prächtiges Bild breitete sich vor uns aus. Zu unseren Füßen in der Tiefe liegt das vielgewundene Ködnitzthal, eingeschlossen zur Linken und Rechten von der Långwand und Freiwand, von denen besonders die letztere durch ihren fast 950 Meter hohen steilen Absfall einen imposanten Anblick gewährt. Vor allem aber zog unsere Aufmerksamkeit der Großglockner auf sich, der wenige Schritte ober der Hütte sichtbar war; genau untersuchten wir mit dem Fernrohre den morgen einzuschlagenden Weg.

Die zunehmende Abendkühle trieb uns endlich in die Hütte zurück, wo unsere Führer ein großes Feuer angezündet hatten, um unser Abendessen zu bereiten. Bald saßen wir alle um den Herd herum, in abenteuerliche Gruppen eingetheilt. Fröhlich floſs uns die Zeit dahin, es wurde gelacht und gesungen. Um 9 Uhr dachten wir daran, ein wenig zu schlafen; so krochen wir denn alle zusammen in einen neben der Hütte stehenden Heuschupfen, um für den folgenden Tag

neue Kräfte zu sammeln. Aber nur kurz war die Ruhe; schon nach zwei Stunden wurden wir von den Führern wieder geweckt, indem wir, begünstigt vom hellen Vollmondlichte, möglichst bald aufbrechen wollten. Das Wetter war herlich. Rein und wolkenlos dehnte sich das Firmament ober uns aus, nur von Zeit zu Zeit gaukelte gespenstisch ein leichtes Wölkchen um die Spitze des Glockners.

Rasch wurde nun unser Frühstück genossen, wenige Minuten nach 12 Uhr verließen wir die Hütte. Unser Weg führte uns an der linken Seite des Ködnitzbaches aufwärts. Der guten Mondbeleuchtung hatten wir es zu danken, dass wir schon nach einer Stunde auf dem Ködnitzgletscher standen, während sonst diese Strecke, wenn sie mit Hilfe von Laternen zurückgelegt werden muß, immer einen größeren Aufwand von Zeit und Mühe verlangt. Nach einer Pause von einer Viertelstunde waren die Steigeisen unter unseren Füßen befestigt und wir alle in Zwischenräumen von etwa 3 Metern an einem starken Seile angebunden. Voran schritt Schnell, der Hauptführer der ganzen Partie, und dann kam immer zwischen zwei Führern je einer von uns. Noch ein lebendes Wesen befand sich in unserer Nähe: Schnell's Hund, der, im Klettern fast ebenso geübt wie sein Herr, ruhig und bedächtig neben dem letzteren herlief.

Rasch gieng es aufwärts, die Kälte zwang zu eiligem Schritte. Der Ködnitzgletscher war an manchen Stellen stark zerklüftet, so dass uns oft Spalten, mehrere Meter breit und unabsehbar tief, entgegengähnten. Mit bewunderungswürdiger Sicherheit verfolgte Schnell seinen Weg durch dieses Labyrinth. Kleinere Klüfte wurden übersprungen, größere umgangen; besonders als wir später die Ostseite des Gletschers verließen und mehr in der Mitte desselben vordrangen, legten wir in kurzer Zeit eine bedeutende Strecke zurück. Nach 2 Stunden waren wir an der letzten steilen Erhebung des Gletschers angelangt. Von da an gieng es etwas langsamer, denn die Steigung wird hier ziemlich bedeutend. Doch waren die Schwierigkeiten dadurch vermindert, dass die abschüssige Fläche von einer dicken Lage Schnees bedeckt war, in der wir immer guten Stand finden konnten.

Nach einer halben Stunde waren wir am obersten Rande des Gletschers angelangt, etwa 60 Meter unterhalb der Adlershöhe, die hier in einer schroffen, brüchigen Wand abstürzt. Tief griffen die Zacken der Steigeisen in die lose Schieferhülle ein; unter unseren Füßen lösten sich eine Menge von größeren und kleineren Felsstücken los und sausten in rasender Eile über den Gletscher hinab. Schon nach wenigen Minuten hatten wir die Adlersruhe (3453 Meter) erreicht, eine etliche Meter im Gevierte messende, fast ebene Fläche, von wo aus gegen Nordwesten der eigentliche Glockner mit seinem schlanken Doppelgipfel sich erhebt. Auf der Adlersruhe haben wir den Scheitel des Glocknerkammes erreicht. Majestätisch ist von hier aus der Glockner anzuschauen, der vor uns in scharf zugespitzter Kante emporragt; er sah schreckenerregend genug aus, und nicht ohne ein gewisses Bangen schweiften meine Blicke von Zeit zu Zeit hinauf zu dem gewaltigen Riesen.

Das Wetter war so günstig wie möglich. Die anfangs vereinzelt auftauchenden Nebelballen waren vollständig verschwunden, nicht das kleinste Wölkchen war am weiten Horizont zu entdecken, herlich strahlte der Vollmond sein glänzendes Licht auf uns herab, ein zauberhaftes Glitzern und Schimmern der uns umgebenden Eiswelt hervorrufend und mit fahlem Lichte die fernen Bergesketten übergießend. Und ihm entgegen tauchten im Osten die ersten lichten Streifen empor, von Minute zu Minute gewannen sie rasch an Ausdehnung. Es war ein Bild von unbeschreibbarer Schönheit und Großartigkeit.

Es war 4 Uhr 25 Minuten. Hier wurde nun alles überflüssige Gepäck unter der Obhut von Schnell's Hund zurückgelassen; nur das Allernotwendigste: Plaid, Fernrohr, Landkarten und etwas Wein wurde mitgenommen.

Die ersten 200 Meter geht es noch leicht und ohne Gefahr aufwärts; von da an beginnen erst die eigentlichen Schwierigkeiten der Ersteigung, die oft so sehr übertrieben, oft aber auch so unbedeutend und gering geschildert werden. Die Wahrheit liegt auch hier, wie so

häufig im menschlichen Leben, in der goldenen Mitte. Es ist nicht zu leugnen, dass diese letzte Strecke anstrengend und gefährlich ist, doch so furchtbar und grauenerregend sind die Hindernisse nicht, wie sie oft geschildert werden.

Die Neigung des von der Spitze herabziehenden Eismantels, der nur mit einer dünnen Lage von weichem Schnee bedeckt war, nimmt jetzt wieder zu und erreicht schließlich den starken Abfallswinkel von 47 Grad. Hier nun giengen zwei von den Führern voraus und hieben mittelst ihrer Beile Stufen in das Eis, ungefähr 6 bis 8 Centimeter tief. Der hiedurch hervorgerufene Aufenthalt war peinlich genug; da wir nämlich, wenn wir etwa fünf oder sechs dieser Stufen hinangestiegen waren, immer wieder warten mußten, bis die nächsten fertig waren, so hatten wir vollauf Gelegenheit, nicht nur durch den schneidend kalten Wind an Händen und Füßen zu erstarren, sondern auch durch das Hinabblicken über den rechts- und linksseitigen äußerst steilen Absturz gegen die Pasterze und den Ködnitzgletscher, die 1250, beziehungsweise 950 Meter unter uns sich ausdehnten, eine nicht gerade unterhaltende Schwindelprobe zu bestehen.

War nun dieses langsame Vordringen mit Mühen und Unannehmlichkeiten verbunden, so gestattete es anderseits auch als Belohnung manchen entzückend schönen Blick auf den von Sekunde zu Sekunde heller und deutlicher hervortretenden östlichen Horizont, der in einem überaus lieblichen Farbenspiel prangte im Gegensatz zu dem noch in fahle Schatten gehüllten Westen, wo der Vollmond gerade hinter den Bergen verschwand, seine Herschaft einem erhabeneren Lichte abzutreten. Langsam gieng es aufwärts; immerfort wandten wir die Blicke gegen Osten, wo wir jeden Moment das Emportauchen der Sonne erwarteten. Da plötzlich, als wir kaum mehr 10 bis 12 Meter unterhalb des Kleinglockners waren, flammte die vor uns liegende Spitze in glühendem Rot auf; wenige Sekunden darnach trafen auch uns die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne. Unwillkürlich jubelten wir laut auf, jeder suchte sein Staunen und sein Entzücken dem anderen mitzutheilen.

Es war ein imposantes Bild, voll Pracht und Herlichkeit. Nach wenigen Minuten hatten rings um uns die ehrwürdigen Bergriesen ihren schimmernden Hermelin mit einem zauberhaften Purpur vertauscht, während tief unten im Möllthale noch die schweren Schatten der Dämmerung ausgebreitet lagen. Und stahlblau, fast schwarz, wölbte sich ober uns das Firmament, den Uebergang von der lebhaften Glut des Ostens zu dem dunkeln Grau des Westens vermittelnd. Wem sollte nicht beim Anblick eines so wunderschönen Bildes die Brust schwellen vor Wonne und Seligkeit.

Nach kurzem Aufenthalte gieng es die letzte Strecke hinan, nach wenigen Minuten waren wir auf dem Kleinglockner angelangt. Es war 5 Uhr 25 Minuten, wir hatten von der Adlersruhe bis hieher 1 Stunde und 5 Minuten gebraucht.

Der Kleinglockner wird wol mit Recht nicht als selbständiger Berg, sondern als die niedrigere unter jenen beiden Spitzen betrachtet, welche die höchste Erhebung des Glockners bilden. Er besteht aus einem gegen die Pasterze zu überhängenden Schneegrat, aus welchem vier Höcker sich erheben. Dieser Grat muß an dem gegen den Ködnitzgletscher sich herabsenkenden Absturz überschritten werden. Die auf der anderen Seite befindliche Schneewechte war so dünn, daſs der Bergstock bei festem Einstoßen zu wiederholten Malen durchbrach und wir durch die so gebildete Oeffnung hindurch auf den tief unter uns sich ausbreitenden Pasterzengletscher hinabblicken konnten. Vorsicht ist an diesem Orte sehr notwendig, denn ein Ausgleiten oder Fallen könnte hier unter Umständen nicht nur für den Einzelnen, sondern für die ganze Gesellschaft verderblich werden. Doch ist bei sicherem, schwindelfreiem Tritt keine Gefahr vorhanden, zumal da man am Seile befestigt ist und sich immerfort unter der Obhut der starken Führer weiß.

Wir waren jetzt am letzten Theile unserer Aufgabe angelangt, der gewöhnlich als das Schwierigste der ganzen Ersteigung geschildert wird: Abstieg vom Kleinglockner zur Scharte, Ueberschreiten derselben und Emporklimmen auf die jenseitige höchste Spitze.

Es war wol den außerordentlich günstigen Witterungsverhältnissen des Jahres 1867 zuzuschreiben, wo die starke Hitze im Juli und August große Schnee- und Eismassen zum Abschmelzen gebracht hatte, dass diese Strecke beiweitem nicht so beschwerlich war, als sie sonst von vielen Glockner-Ersteigern getroffen wurde. So konnten wir beim Herabklettern vom Kleinglockner zur Scharte, wo früher oft eine äußerst steile Eiswand überwunden werden mußte, an dem festen Gestein, das überall für Hände und Füße sichere Anhaltspunkte darbot, ohne große Mühe uns herablassen, so dass wir schon nach wenigen Minuten auf der Scharte standen. Auch diese, welche aus angewehtem Schnee besteht und nach den verschiedenen Jahren eine verschiedene Gestalt hat, bald höher, bald tiefer, bald so schmal wie ein Messerrücken zulaufend, bald wieder etwas breiter ist, war diesmal außerordentlich gut zu passiren; sie besaß eine Breite von durchschnittlich 1/3 bis 1/2 Meter. Nur an einer einzigen Stelle war sie so schmal, dass man kaum die beiden Füße neben einander aufsetzen konnte. Die Länge derselben, die so verschiedenartig angegeben, in übertriebenster Weise sogar auf 56 Meter geschätzt wurde, beträgt in Wirklichkeit kaum 10 Meter.

Führer Schnell war vorangegangen und ebnete den Weg, indem er mit dem Fuße nach rechts und links den Schnee abstieß und breit trat. Am jenseitigen Ende der Scharte angelangt, fasste er festes Posto, und nun mußten wir, während das Seil hüben und drüben von den Führern stramm gehalten wurde, die Hauptproben unserer Kunstfertigkeit ablegen.

Ruhigen und sicheren Schrittes hatten wir die Scharte überwunden und jetzt befanden wir uns am Fuße des zweiten Gipfels, der sich hier anfangs furchtbar steil erhebt, dann aber wenig geneigt zum höchsten Punkte emporsteigt. Mit Hilfe der Führer, die an allen schwierigen Stellen mit Ziehen und Schieben uns unterstützten, wurde auch diese letzte Strecke rasch und glücklich zurückgelegt und um 5 Uhr 50 Minuten standen wir auf der Spitze, 3796 Meter hoch über dem adriatischen Meere. Wir hatten sonach bis hierher von der Lucknerhütte 5¾ Stunden, vom Kleinglockner aus 25 Minuten gebraucht.

Erfüllt war nun jener Lieblingswunsch, der so oft schon in Gedanken mich hatte vorauseilen lassen auf die wunderschöne Spitze, aber alle Phantasie war nicht im Stande gewesen, mir ein so majestätisches Rundgemälde vorzuzaubern, wie es jetzt in Wirklichkeit vor meinen Augen sich entrollte. Wer fühlt sich nicht freier und erhabener als die übrigen Menschen, wenn er auf dem Gipfel eines Berges steht und vor sich in unbegrenzter Ferne Gottes herliche Natur ausgebreitet sieht? Und wie viel schöner ist es dann, wenn jener Berg die höchste Zinne rings umher, der alleinige Beherscher der zu seinen Füßen sich ausdehnenden Länder ist! Da herauf dringt nicht Falschheit und Hass, nicht Eigennutz und Zwietracht, da ist alles kleinliche Streben und Treiben verschwunden und all' die Dinge, die den Menschen da drunten Kummer und Sorge verursachen; nur ein Gedanke, der der staunenden Bewunderung, füllt unser Herz. Der Gesammteindruck ist zu kolossal, als dass er mit Worten beschrieben werden könnte. Eine so überwältigende Fülle von Pracht und Großartigkeit läſst sich wol fühlen, in unserer Erinnerung können wir immer wieder die Genüsse durchleben, die uns da oben geboten waren, nie aber lassen sich dieselben durch eine schwache Feder beschreiben. Auch die begeistertste Schilderung bliebe weit hinter der Wirklichkeit zurück!

Doch nur selten wird uns auf Erden ein vollkommen ungetrübtes Glück zutheil, meist wird ein herber Tropfen dem Freudenkelche beigemischt sein. So herschte auch am heutigen Tage auf der Spitze ein so furchtbarer Sturm, dazu eine so heftige Kälte, dass wir auf dem höchsten Punkte selbst nur wenige Minuten auszuharren vermochten; wir sahen uns gezwungen, einige Meter unterhalb der Spitze uns zu lagern, wo wir gegen den Wind am besten geschützt waren und wo auch die Kälte durch die immer mehr an Kraft gewinnenden Sonnenstrahlen bald gemindert wurde. Da fühlten wir uns denn nach und nach ganz behaglich, um so mehr, da wir alle drei trotz der bedeutenden Höhe von der sogenannten Bergkrankheit: Uebelkeiten, Erbrechen, Atmungsbeschwerden, Anwandlung von Schwindel u. s. f., sowie von

Augenschmerzen, die sonst in Folge des Schneeglanzes leicht eintreten, vollständig verschont geblieben waren.

Nach und nach suchten wir uns jetzt in dem Gewimmel der uns umgebenden Berge zu orientiren. Landkarten und Fernrohr wurden zur Hand genommen, um Alles möglichst genau zu durchforschen. Was zunächst unsere Spitze selbst betrifft, so war dieselbe zur Zeit unserer Ersteigung fast ganz schneefrei, eine Folge der warmen Sommermonate des Jahres 1867. Der eigentliche Gipfel ist so schmal, daß kaum sechs Personen neben einander bequem Platz finden können; er fällt gegen Osten 1400 Meter hoch außerordentlich steil gegen die Pasterze ab — fast ebenso steil 1100 Meter hoch gegen Süden zum Ködnitzgletscher. Gegen Norden senkt er sich in jähen, unnahbaren Felsabstürzen zur Glocknerwand. Fast direct gegen Süden, mit geringer Neigung gegen Westen, zieht sich zwischen dem Ködnitzgletscher und dem Teischnitzgletscher ein steiler Felsengrat hinab, derselbe, über welchen jetzt der neue Glocknerweg angelegt ist. Auf dem Gipfel selbst ist nur noch ein kleines Andenken an jene Vorrichtungen erhalten, die hier Fürst Salm vor mehreren Jahrzehnten treffen ließ: eine etwa einen Meter hohe Pyramide aus Eisenstäben, durch welche ehemals das Kreuz festgehalten wurde.

Wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit auf das Entferntere, auf die großartige Rundschau, die sich vor uns ausdehnt. Unmittelbar zu unseren Füßen gegen Südosten, Osten und Norden liegt der schön geformte Pasterzengletscher, der in großen mächtigen Wellen vom Tauernhauptkamm gegen das Möllthal herniederflutet. Mit Hilfe des Fernrohres konnten wir die Spalten und einzelnen Theile der Moränen wol erkennen. Unterhalb des Pasterzengletschers, gegen Südosten, liegt das Möllthal, aus dem gar freundlich **Heiligenblut** mit seinem schlanken Kirchturm heraufblickt; dieses und **Stanischka**, eine Ortschaft im Kalserthale, sind die einzigen bewohnten Punkte, die man von unserem erhabenen Throne aus deutlich erkennen kann. Weiter gegen Süden steigt über dem Leiter- und Ködnitzthal die **Schobergruppe** auf, aus welcher

besonders das Pelzeck und der Hochschober hervortreten. Weiter gegen Nordwesten und Westen umgeben uns die vier zum Dorferthale herabziehenden Gletscher: Ködnitz-, Teischnitz-, Frusnitz- und Laperwitzgletscher, die häufig unter dem gemeinsamen Namen Kalserkees zusammengefasst werden. Gegen Nordwesten senkt sich der Glocknerkamm über die Glocknerwand, die sich durch ihren wilden Absturz sowol gegen den Teischnitzgletscher wie gegen die Pasterze auszeichnet, zum Romariswandkopf hinab; letzterer Gipfel verbirgt uns den weiteren Verlauf des Glocknerkammes zum Schneewinkelkopf. Und jetzt sind wir im Norden wieder beim Johannisberg angelangt, von wo aus die Pasterze ihre eisigen Fluten herabschiebt gegen das Mölltal. Den schönsten Anblick in unserer näheren Umgebung gewährt uns jedoch das Große Wiesbachhorn, das kühn und trotzig im Nordosten sich emporbaut, umgeben von mächtigen Nachbarn. Es scheint allein unter den zahllosen Spitzen, die uns rings umringen, ebenbürtig neben dem Glockner auftreten zu können.

Es sollen nun auch die Grenzen der Fernsicht, soweit ich sie mit Bestimmtheit erkennen konnte, angegeben werden. Im Süden erheben sich die Berge des venetianischen Gebietes, zur Rechten einen Blick auf die in Dunst gehüllte oberitalienische Ebene gestattend. Da die mathematische Aussichtsweite bei einer Höhe von 3800 Metern 220 Kilometer beträgt, so muß von der Spitze des Großglockners das adriatische Meer in einer Länge von etwa 60 Kilometern sichtbar sein. Aber so sehr ich mich auch anstrengte, mit Hilfe meines Fernrohres das Gesuchte aufzufinden, so konnte ich doch nichts mit Bestimmtheit entdecken. Wol sah ich einen hellen Streifen in jener Richtung, ob aber dies der Spiegel der Adria gewesen, vermag ich nicht zu entscheiden.

Einen herlichen Anblick gewähren die weiter gegen Südwesten gelegenen Kalkalpen, welche wie Türme so starr und jäh sich erheben; unter ihnen zeichnen sich die schneebedeckte Vedretta Marmolada und der Monte Cristallo durch Höhe und Schönheit der Formen

aus. Den interessantesten Theil der gesammten Fernsicht bilden jedoch im Südwesten und Westen die mächtigen Eisgebirge: Adamellostock zur Linken, Ortlergruppe zur Rechten des prächtigen Hochgall, des Culminationspunktes der bedeutendsten unter den Nebengruppen der Hohen Tauern, der Riesenfernergruppe. Noch weiter gegen rechts reihen sich daran die eisigen Gefilde des Oetzthales, während mehr in den Vordergrund tretend die Spitzen der Zillerthaler- und der Venediger-Gruppe emporsteigen. Wenden wir uns gegen Nordwesten und Norden, so erblicken wir, über unzählige Bergeswellen hinwegschauend, die schwäbisch-bairische Ebene. Von den zwischen ihr und unserem Gipfel sich ausbreitenden Bergzügen treten besonders Innthaler-, Wetterstein- und Kaisergebirge mächtig hervor, mit ihren grauen massigen Wänden die vorliegenden Pinzgauer Berge weit überragend. Zur Rechten neben dem Kaisergebirge war der Spiegel des Chiemsees wol zu unterscheiden. Am äußersten Horizont, die Aussicht gegen Norden schließend, entdecken wir in weiter Ferne über der dunstigen Ebene die Donauhöhen und den Böhmerwald, die kaum merklich von der weitgedehnten Fläche abstechen. Zwischen diesen und den Bergen nördlich des Salzachthales setzt sich der mächtige Zug der Kalkalpen weiter gegen Osten fort zum Felsmassiv des Berchtesgadner Landes. In dieser Richtung lag ein kleiner Nebelstreifen; es war dies das einzige verdeckte Fleckchen Erde von den dreitausend Quadratmeilen, die sich vor uns ausbreiteten. Oestlich vom Gebirgsstock des Berchtesgadner Landes fällt der Kalkalpenzug zum Salzachthal ab und setzt sich dann über das Tännengebirge zur Dachsteingruppe fort, welch' letztere die höchste Erhebung der nördlichen Kalkalpen aufweist. Die fernsten Grenzen im Osten sind der Schneeberg bei Wien und das Leithagebirge an der Grenze von Oesterreich und Ungarn. Näher heran treten an uns in dieser Richtung die Rauriser- und die Gasteiner-Gruppe, aus welchen Ankogel und Hochnarr weit über ihre Nachbarn emporsteigen. Noch schweift das Auge über die vielen Höhenzüge Kärntens und Steiermarks, wo besonders die

Karawanken mächtig emporragen, Terglou und Mangart als die bedeutendsten Gipfel in der Richtung über die Adlersruhe sich erheben, und jetzt sind wir wieder an der Gruppe des Hochschobers angelangt, von wo aus mit der Beschreibung begonnen wurde.

Aus den genannten fernsten Aussichtspunkten: oberitalienische Ebene im Süden, Ortlergruppe im Westen, Böhmerwald im Norden und Leithagebirge im Osten läſst sich leicht erkennen, wie umfangreich und großartig das Panorama ist, das die Spitze des Großglockners uns bietet. Es ist in Wahrheit fast des Unermeſslichen zu viel; unwillkürlich, wenn das Auge über Tausende und abermals Tausende von Gipfeln geschweift ist, wenn es die erhabenen Bergriesen bewundert und angestaunt, die uns fast schaurig und ehrfurchterregend in ihrer starren Wildheit umringen, wenn es über die weiten Schnee- und Eismassen geblickt, die sich zu unseren Füßen ausbreiten, so kehrt es immer wieder zurück zu dem einzigen Punkte, der freundlich und herzerquickend zu uns emporschaut, zu dem lieblichen Heiligenblut, dessen schimmernde Häuschen mit der in ihrer Mitte sich erhebenden Kirche uns daran erinnern, daſs noch nicht Alles ringsumher in ewigen Tod und nimmer zu erweckende Starrheit versunken ist.

Wir waren nun schon über zwei Stunden auf dem Gipfel. Die Kälte war nicht mehr so bedeutend wie bei unserer Ankunft, auch der Wind hatte fast ganz aufgehört. Doch in den westlichen Eisgefilden begannen bereits kleine Wölkchen aus den tiefer liegenden Thalmulden emporzutauchen. So dachten wir denn an den Aufbruch, wenn auch äußerst ungern, um wieder hinabzusteigen zu den übrigen Menschen, über welche wir uns in diesen Stunden so unendlich erhaben gedünkt hatten. Noch wurde dem Glockner ein freudiges Hoch gebracht, und jetzt standen wir wieder in Reih und Glied zwischen unseren Führern, am Seile befestigt, und sendeten einen letzten Abschiedsblick hinab von der schönen Spitze, die uns so herlichen Genuſs verschafft hatte.

Es war gerade 8 Uhr. Vorsichtig gieng es hinab über die oben beschriebene Wand, indem jeder Einzelne von uns von den Führern

über die böse Stelle hinabgelassen wurde. Langsam, aber sicheren Trittes passirten wir dann die Scharte, in wenigen Minuten darauf hatten wir wieder den Kleinglockner erreicht. Nun stiegen wir anfangs behutsam über die bei unserem Heraufweg eingehauenen Stufen hinab, indem wir bei jedem Schritte mit dem Absatze fest in dieselben einstießen. Später jedoch trat eine etwas schnelle Beförderungsart ein, indem wir auf den Bergstock gestützt mit großer Schnelligkeit über die glatte Fläche hinabfuhren. 50 Minuten nach 8 Uhr standen wir wieder auf der Adlersruhe, wo Schnell's Hund laut bellend uns entgegensprang und mit allen möglichen Liebkosungen seinen Herrn begrüßte. Hier nun wurde eine größere Rast gemacht und dem mitgenommenen Proviant alle Ehre erwiesen; wir konnten uns jetzt ganz gemütlich Zeit lassen zu dem Reste unseres Tagewerkes.

Von der Adlersruhe aus schlugen wir den Weg über die Hohenwartscharte und den Leitergletscher ein, um nach Heiligenblut hinabzukommen. Noch war der etwas beschwerliche Abstieg von der Scharte zum genannten Gletscher zurückzulegen und der letztere selbst, der jedoch weder eine starke Neigung, noch eine bedeutende Zerklüftung aufweist, zu überschreiten. Wenn wir diese Strecke auch nicht so bequem passirten, wie Fürst Salm, der sich auf einem Schlitten über den Leitergletscher hinabziehen ließ, so kamen wir doch gleichfalls ohne große Anstrengung an der Erdmoräne des letzteren an. Rasch war dieselbe überklettert, um 9 Uhr 30 Minuten hatten wir die Salmshöhe erreicht. Das Seil wurde nun zusammengerollt, die Steigeisen, die wir seit mehr als acht Stunden nicht von den Füßen gebracht, fanden in der Kraxe eines Führers ihren Platz. Hier verließ uns auch Führer Schnell, dessen wir jetzt nicht mehr weiter bedurften; zwei von den Führern waren bereits von der Adlersruhe aus auf dem nächsten Wege nach Kals zurückgekehrt, so dass wir nun mit Rupert Groder allein unseren Marsch nach Heiligenblut fortsetzten. Um 11 Uhr 15 Minuten langten wir bei den elenden Hütten der Leiteralpe an. Nach kurzer Rast gieng es weiter über den Katzensteig hinab, der sich auf der linken Seite

des Baches manchmal hoch über der Thalsohle an abschüssigen Abhängen hinzieht und manche unangenehme Passage darbietet. Tief unter uns rauscht der Leiterbach, oft an 60 bis 90 Meter unterhalb des Steiges. Obwol es schon Ende der warmen Witterung war, so war er doch noch an manchen Stellen brückenartig von schmutzigen Schneemassen bedeckt, den Ueberresten der hier in reichlichem Maße alljährlich niedergehenden Lawinen. Der Weg von der Leiteralpe bis Heiligenblut ist ziemlich eintönig; nur der Gößnitzfall bietet einen interessanten, doch keineswegs hervorragend schönen Anblick.

Um 2 Uhr 15 Minuten langten wir am Ziele an, freundlich begrüßt von den im Gasthause anwesenden Touristen, die uns seit dem frühen Morgen mit dem Fernrohre verfolgt hatten. Die ganze Partie war ohne den mindesten Unfall abgelaufen, wir fühlten uns keineswegs überanstrengt, so daſs wir am folgenden Tag den weiten Marsch von Heiligenblut über den großen Zirknitzgletscher, das Rauriser Goldbergwerk und den Verwaltersteig ins Naſsfeld und nach Gastein zurücklegen konnten.

8. Das Malnitzthal.

Das an schönen und merkwürdigen Partien so reiche Möllthal, welches von der Drau gegen Nordwesten zum majestätischen Großglockner hinanführt, hat zahlreiche ebenso sehenswerte Seitenthäler, unter denen die nördlichen gleich dem Hauptthale zum Grat der Hohen Tauern geleiten, wie das Malnitz-, Fraganter- und Zirknitzthal. Unter diesen Seitenthälern ist das der Malnitz das größte; indem es sich in zwei Arme ästet, bietet es zwei Wege über die Hohen Tauern ins jenseitige Gasteinerthal dar: den Malnitzer- und den Hoch- oder Korntauern. Bis Ober-Vellach streicht das untere Möllthal nach Nordwest; an der Stelle, wo die tiefer ins Hauptthal führende Straße nach Westen umbiegt, öffnet sich rechts das Malnitzthal, das von dem Malnitzbache seinen Namen erhielt.

Den Eingang zum Malnitzthale bewacht die alte Burg Groppenstein. Eine Viertelstunde von Ober-Vellach entfernt, sehen wir sie dort, wo über den Malnitzbach eine Brücke führt, zur rechten Seite der Straße auf einem Glimmerschiefer-Felsen thronen; bei 100 Meter hoch steigen dessen senkrechte Wände über den Wellen des Wildbaches empor, der seinen Fuß rauschend umfließt und bald darauf gegen Süden in die Möll sich ergießt.

Die Zeit der Gründung und die Schicksale dieser Feste bis zum Jahre 1271 liegen in unenthülltem Dunkel. Erst von jenem Jahre

an liegen Urkunden vor, welche uns benachrichtigen, dass bis zum Jahre 1486 die Familie der Groppensteiner im Besitze dieser Burg war. Käufe, Schenkungen, Stiftungen und Zeugenschaften — das sind die Berichte, welche wir aus einem Zeitraum von zwei Jahrhunderten von den verschiedenen Gliedern dieser Familie kennen lernen. Arm, wie ihre Zeit, waren auch ihre Thaten. Nach dem Erlöschen der Groppensteiner gieng der Besitz dieser Burg durch Kauf oder Erbschaft wechselnd an verschiedene Familien über, bis im Jahre 1693 die Freiherren von Sternbach Groppenstein käuflich an sich brachten, das sie noch heute besitzen.

Großentheils noch wol erhalten, ja selbst bewohnt in ihren Räumen, ist die Burg wert, näher besichtigt zu werden. Der Weg, der zu ihr emporführt, beginnt hart an der Malnitzbrücke und ist durchaus in den Stein gehauen. Der Felsen, auf dem die Burg sich erhebt, steht bloß an der Westseite mit dem Bergabhange in Verbindung; hier befindet sich die einzige Eingangspforte in der hohen, dicken und mit Schießscharten versehenen Ringmauer, von der die Hauptgebäude der Burg eingeschlossen sind. Längs der ganzen Verbindung derselben mit dem Berge läuft ein tiefer Graben, der noch vor 80 Jahren mit Wasser gefüllt gewesen sein soll. Ueber denselben führt eine Brücke in den Schlosshof. Das Schloss selbst bildet ein längliches Viereck von zwei oberen Stockwerken. Die unteren Abtheilungen sind sämmtlich aus dem Felsen gehauen und im besten Zustande.

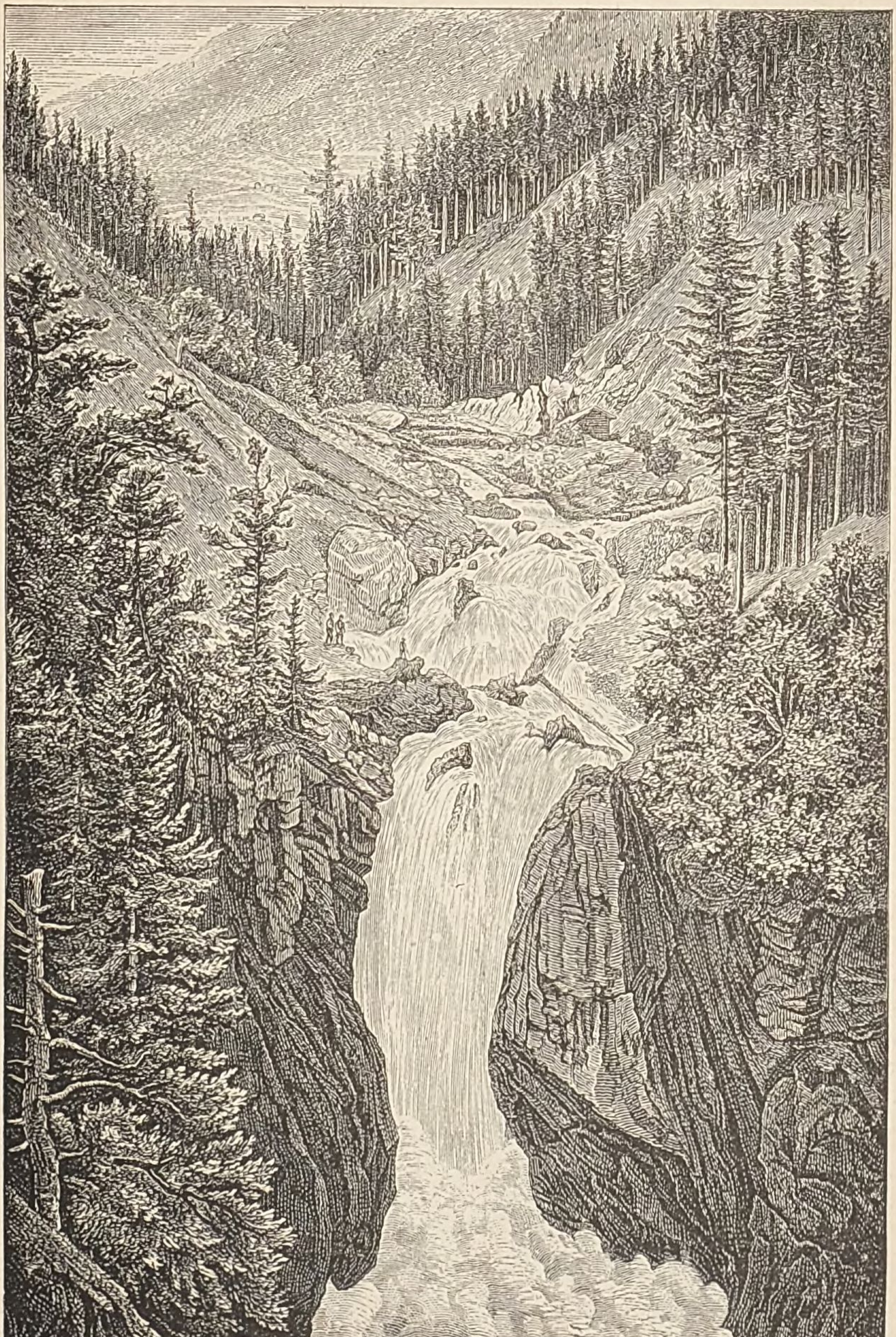
Merkwürdiger jedoch als das Schloss ist der vor demselben stehende Turm, erbaut im regelmäßigen Geviert. Er hat die bedeutende Höhe von 56 Metern und die Mauern desselben sind 2 Meter dick. Vom Boden bis zu einer Höhe von 15 Metern ist er ganz geschlossen und stand erst in jener Höhe durch einen Gang mit dem Schlosse in Verbindung. Von dieser Eintrittsstelle in den Turm, die gegenwärtig nur mittelst einer hohen Leiter zu erreichen ist, theilt sich der innere Raum in zwei Stockwerke abwärts, deren Böden bereits eingestürzt sind und in fünf geräumige Etagen aufwärts, die durch steinerne Treppen in Verbindung standen.

Einige Schritte nördlich vom Schlosse ist ein Standpunkt, vorzüglich geeignet für die Betrachtung eines höchst interessanten Schauspieles. Hoch überragend umschließt dort das schwarze Gestein mit schauerlich nächtlicher Dämmerung die brausenden Gewässer der Malnitz, die hier einen prachtvollen Absturz, den sogenannten Zechnerfall, bildet.

Wir kehren nun von Groppenstein auf die Straße zurück, die gegen Norden in das stille Thal der Malnitz führt. Aus der Tiefe zur Linken hören wir das wilde Tosen des Malnitzbaches, dessen prächtigen Fall wir eben von der Höhe aus bewunderten; zugleich sehen wir an derselben Seite über die beinahe kahle Fläche des Bergabhanges eine Quelle aus bedeutender Höhe herabrieseln, die wie ein Silberband an ihr hängt, bis sie in den Wellen der Malnitz sich verliert.

Kaum sind wir eine Wegstunde von Ober-Vellach entfernt, und schon trägt Alles, was das Auge erblickt, den Charakter der Alpennatur, des Alpenlebens. Die Hütten der Menschen stehen vereinzelt auf den verschiedenen Bergeshöhen, und rings um sie herum die Wiesen und Felder, die der Fleiß der Bewohner nur mühsam dem widerstrebenden Boden abgewinnen konnte. Nichts ist hier eben; überall Abhang und Gefahr bringender Abfall. Das ganze Bild würde ungemein lieblich sein, wenn nicht die rückwärts gegen Osten sich auftürmenden Alpengipfel ihm einen feierlichen Ernst verleihen würden. Besonders reizend ist der Anblick desselben auf der Brücke zu Lassach, die über den wilden Döſenbach gespannt ist.

Nichts kann überraschender für den Wanderer sein, als wenn er im langsamen Fortgange seiner Reise und nach etwas beschwerlichem Anstiege endlich die Höhe des Rabisch erreicht. Das Ungeahnte steht hier, wie mit einem Schlage hingezaubert, vor seinem entzückten Auge. Das niedlichste Alpenthal, durchschlängelt von der Malnitz, deren Ufer Erlengebüsche umsäumen; hie und da zwischen Wiesen und Aeckern in malerischer Lage die Wohnungen der Menschen, und im Hintergrunde das freundliche Kirchlein mit den sich anschmiegenden Hütten, während zur Rechten, zur Linken und rückwärts mächtige Berge in die Wolken



Der Zechnerfall im Malnitzthal.

sich erheben. Das Alles zusammengenommen ruft mit einemmale das Erstaunen und die Bewunderung des Wanderers hervor; und das sind die Züge des Gemäldes, in welchem uns das reizende Dorf **Malnitz**, von dieser Seite betrachtet, erscheint. Das Liebliche ist hier mit dem Großartigen in wunderbarster Harmonie verbunden.

Doch nur allzu kurz dauern in dieser Gegend die Tage des freudigen, ungestörten Genusses. Kaum drei Monate blüht sie im saftigen Grün ihres üppigen Alpenschmuckes, und schon kommen, früher als irgend anderswo, die Vorboten des feindlichen Winters, breiten ihr kaltes Tuch über diese reizenden Fluren, machen das Leben unter ihm erstarren, und nur erst der wiederkehrende Strahl der heißeren Sonne des Sommers vermag die Natur an dieser Stelle aus ihrem Todesschlummer zu wecken. Und selbst diese wenigen Monate sind nicht frei von plötzlichem, oft furchtbarem Wechsel der Witterung. Die Hohen Tauern, die wir rechts und links im Hintergrunde von Malnitz herabblicken sehen, sind mit ihren Schnee- und Eisfeldern die Erzeuger und Spender fortdauernder Gefahren. Von ihnen herab heult der Sturm, durchschauert das friedliche Thal mit schneidender Kälte selbst in der Mitte des Sommers und läßt als zerstörenden Zeugen seiner Wut oft Schnee und Hagel auf den spärlichen Aeckern seiner Bewohner zurück. Ueberglücklich mögen sie sich fühlen, wenn sie die Saat, die sie anfangs Mai der Erde anvertraut hatten, schon Ende August als gereifte Frucht in die Scheune bringen können.

Wenn wir so dastehen auf der Höhe des Rabisch, tief unter uns zur Rechten das dumpfe Brausen des Baches hören, der hier zwischen enger Felsenschlucht gewaltsam Bahn sich bricht, und das ganze Thal, welches er ruhig und sanft durchzieht, mit einem Blick umfassen, so mögen wir uns wol selbst versucht fühlen, der allgemeinen Sage Glauben zu schenken, daß dasselbe einst ein See gewesen. Die allenthalben umherliegenden großen Felstrümmer lassen wol auf einen mächtigen Bergsturz schließen, der in ungekannten Zeiten hier stattgefunden haben mag, und dessen großartige Sturzmassen die Gewalt

des gehemmten Baches nur im langsamen Gange der Jahrhunderte zu durchbrechen vermochte.

Winterweizen, Mais und Heidekorn werden hier nicht gebaut, vortrefflich hingegen gedeiht die Himalayagerste, und auch alle gewöhnlichen Küchengewächse kommen gut fort, besonders der Blumenkohl. Außer der Kirsche, die aber erst sehr spät zur Reife gelangt, trägt diese Gegend kein anderes Obst. Eines nur hat das Malnitzthal im vorzüglichen Grade: seine Alpentriften. Sie gewähren die beste Weide und das vortrefflichste Futter für Hornvieh und Pferde. Der Wolgeruch der Pflanzen und ihre stärkende Kraft behagen diesen Thieren so sehr, daſs besonders die Pferde, wenn sie auf das Flachland kommen, oft nur nach mehrtägigem Hunger dahingebracht werden können, anderes Heu zu genießen.

Die Bewohner der Malnitz zeichnen sich durch einen frommen, christlichen Sinn, Fleiß und Genügsamkeit vor allen Möllthalern aus. Ein Zögling der Natur, furchtlos unter ihren Schrecken, einfach, kraftvoll und gut, wie sie, verlebt der hiesige Gebirgsbewohner den größeren Theil seines Lebens in anhaltender Einsamkeit, während des Sommers mit seiner Herde in den hohen Alpenfluren vereinzelt, während des Winters mit seiner Familie in der kleinen, oft tief verschneiten Hütte. Er hat kaum Ahnung vom Dasein jener künstlichen Lebensbequemlichkeit und der verwickelten Verhältnisse außerhalb seines Thales. Er weiß von keinem Unterschied der Stände; der Mensch gilt hier, was er in und durch sich selber ist.

Wir treten nun in das Dorf Malnitz selbst und stehen hier am Zusammenflusse zweier Gebirgsbäche. Der eine, von dem die ganze Gegend den Namen trägt, führt in nordwestlicher Richtung in das sogenannte Naſsfeld, wo er entspringt; der andere, der Seebach, fließt im weiten Bogen von Ost gegen West aus dem Laſſacher-Winkel, den das Säuleck, die Hochalpen, die ungeheuern Gletschermassen des großen und kleinen Elend und an der äußersten Grenze der riesige Ankogel umstehen. Wir wenden uns ihm entgegen.

Heilige Schauer erfüllen die Brust desjenigen, der hier einsam wandelt inmitten der erhabensten Natur während ihres geheimnisvollen Schweigens! Jede Rückerinnerung an das Verlassene erlischt in seinem Innern, ihn erfaßt die Allgewalt der Gegenwart. Staunend blickt er hinan zu jenen ehrwürdigen Bergeshäuptern, die mit nie lächelndem Ernste zum Himmel aufstreben.

Doch nicht die Gestaltung der Gebirgsformen allein ist es, die uns hier interessiren darf, auch ein merkwürdiges Denkmal vergangener Zeiten macht uns diese Gegend wichtig. Es ist der sogenannte Heidenweg über den Korntauern, offenbar ein Werk der Taurisker, der Urbewohner jener Gebirge.

Der Korn- oder Hochtauern liegt westlich vom Ankogel. Seine Höhe beträgt 2478 Meter. Von Malnitz bis an seinen Fuß gelangt man durch das Stapitzthal in einer Stunde. Hier liegt der kleine, sogenannte schwarze oder Malnitzer-See, reich an Forellen und köstlichen Salblingen. Die Gegend selbst heißt der Seeboden und bietet eine der gemächlichsten Gemsjagden des Gebirges. Nahe am See setzt man über eine Brücke und steht am Fuße des Hochtauern. Hier beginnt der Heidenweg oder auch der alte Saumschlag, wie man ihn nennt, obgleich in dieser tieferen Waldregion noch keine Spuren einer künstlichen Straßenanlage zu entdecken sind. Erst auf den Alpenweiden über ihr zeigen sich mehrere Reste eines sanft ansteigenden, mit Rasen überwachsenen, etwa 1 Meter breiten Weges. Unbezweifelte Denkmale der Römerstraße finden sich jedoch in dem Gerölle unter den Scheinbrettern, einem steilen, ausgezackten Felsenkamm, der einen großen Theil des Grates dieses Tauern einnimmt.

Hier gewahrt man schon beträchtlich lange Strecken, die, im Zickzack sanft sich erhebend, zwischen den wild aufgetürmten Felsblöcken unter den schroffen Wänden der Scharte, dem Uebergangspunkte ins Salzburgische, entgegenführen. Der Weg ist da stellenweise mit bis zu 1 Meter hohen Mauern gegen die Tiefe unterbaut, meistens 2 Meter breit, mit tafelförmig sich blätternden Steinplatten gepflastert und mit feinem Grase überwachsen.

Die vorübergegangenen Jahrhunderte haben an diesem Menschenwerke zahlreiche Verwüstungen angestellt, so dass man an vielen Stellen keine Spur mehr von demselben entdecken kann. Auf der kärntnerischen Seite, beiläufig eine halbe Stunde unter dem Uebergangspunkte, befindet sich in einem Bassin von Granitfelsen der sogenannte kleine Tauernsee, dessen Oberfläche zum Theile mit ewigem Eise bedeckt ist. Von diesem münden gegen den Bergabhang zwei natürliche Canäle. Ueber einen derselben geht die alte Straße mittelst eines gepflasterten Weges; der andere hingegen konnte auf diese Art nicht geschlossen werden, weil sonst die Gewässer des Sees keinen Abfluss gehabt und somit die Straße gewaltsam durchbrochen haben würden. Hier geht sie nun durch die Tiefe unter das Eis und kommt jenseits wieder zu Tage. Von da zieht sie um einen felsigen Hügel in sanften Windungen der Scharte zu und kommt auf salzburgischen Boden. Von da abwärts senkt sie sich in die Tiefe des Anlaufthales und vereinigt sich endlich mit dem Wege, der von hier über Böckstein hinaus in das breite Thal von Gastein führt. Auch auf salzburgischer Seite ist dieser Römerweg an vielen Stellen nicht nur erkennbar, sondern im Kahr[1]) des Todtenstein mit einer mehr als mannshohen Schutzmauer gegen die Tiefe unterbaut.

Die Bergbaulust der vergangenen Jahrhunderte veranlasste im Möllthale, besonders zu Zeiten der Römer, einen häufigen Verkehr. Daraus läſst sich mit vieler Wahrscheinlichkeit erklären, wie diese, die durch die Hindernisse der Natur sich durchaus nicht abschrecken ließen, wo es galt, einen wichtigen Zweck zu erreichen, es notwendig finden konnten, diesen beschwerlichen Weg über ein so hohes, unwirtbares Alpenjoch anzulegen.

Auch noch in späterer Zeit scheint dieser Saumweg häufig benützt worden zu sein, besonders damals, wo der Handel zwischen Kärnten und Salzburg noch bedeutend war. Da zogen ganze Karawanen

---

[1]) Kahr (kelt.) d. i. Felsschlucht; kesselförmige Erweiterung im obersten Theile eines Thales.

beladener Pferde durch Ober-Vellach, wo noch jetzt eine Gasse, in der man sich sammelte, die „Samgasse" heißt. Als aber der Warentransport andere, minder beschwerliche Straßen gefunden hatte, hörte auch die häufige Benützung dieses Weges allmählich auf, und nur Einzelne vertrauen sich und ihr Gut seinen Gefahren, selten jedoch im Sommer, sondern meistens nur im Winter, wo Eis und festgefrorener Schnee den ganzen Gebirgsabhang mit einer glatten Fläche überziehen. Da geschieht es nicht selten, dass kühne Waghälse auf einem Brette, das ihnen statt des Schlittens dient, mittelst eines Strickes und großen Stockes, notwendig zur Lenkung, die entsetzliche Höhe von mehr als 2400 Metern bis in die Sohle des Stapitzthales in der unglaublich kurzen Frist von kaum mehr als einer Viertelstunde zurücklegen.

Gerne und häufiger wird dagegen der niedere oder Nassfelder-, auch Malnitzer-Tauern zum Uebergange gewählt. Ein Weg, dem Laufe des Malnitzthales entgegen, führt in einer Dauer von drei Stunden durch enge Schluchten zu seiner Höhe zwischen dem Gemskogel und der Ramingspitze. Dort steht seit einigen Jahrzehnten ein gemauertes Haus, zum Schutze der Reisenden erbaut, und wird von Malnitz aus mit den nötigen Lebensmitteln versehen. Bei verführerischen Nebeln und während der Gewitterstürme ruft den Wanderer seine Glocke. Auch eine Stunde unterhalb findet er eine gemauerte Kapelle, die dem Ermüdeten und Obdachlosen hinreichend Raum bietet. Was überhaupt von allen Alpenreisen gilt, findet insbesondere in erhöhtem Grade seine Anwendung auf die Reise über diesen Tauern. Unverlässlich und oft trügerisch sind die Geister der Gebirge. Darum sind keine Vorsichtsmaßregeln außer Acht zu lassen, und dort, wo die eigene Erfahrung nicht ausreicht, der Rat der Einheimischen zu befolgen. Eigensinniges Verfahren hat manchem schon den Tod gebracht in jenen Regionen.

Auf der Seite von Salzburg führt der Weg zunächst über die große Mulde des Nassfeldes, den ehemaligen Boden eines Hochsees, der aus den Schnee- und Eisfeldern der Schlapper-Ebene und des

Höllkahrs seine unversiegbare Nahrung empfieng. Gegenwärtig ist das Nassfeld mit seinen Gebirgsabhängen umher eine große vortreffliche Alpe. Diese wurde vor dem Jahre 1573 ausschließend von den Kärntnern benützt, bis sie die Gasteiner daraus verdrängten, die behaupteten, dass ihnen der Nutzen um den Ursprung der Gasteiner-Ache gebühre, nachdem sie deren Verheerungen so oft erdulden mußten. Die gerichtliche Urkunde von genanntem Jahre bestätigte ihr Recht. Die weitere Verfolgung des Weges führt uns an dem Schleierfalle, dem Bären- und Kesselfalle vorüber; an der Aufzugsmaschine des Radhausberges vorbei gelangen wir nach Böckstein und von dort nach Wildbad- und Hof-Gastein.

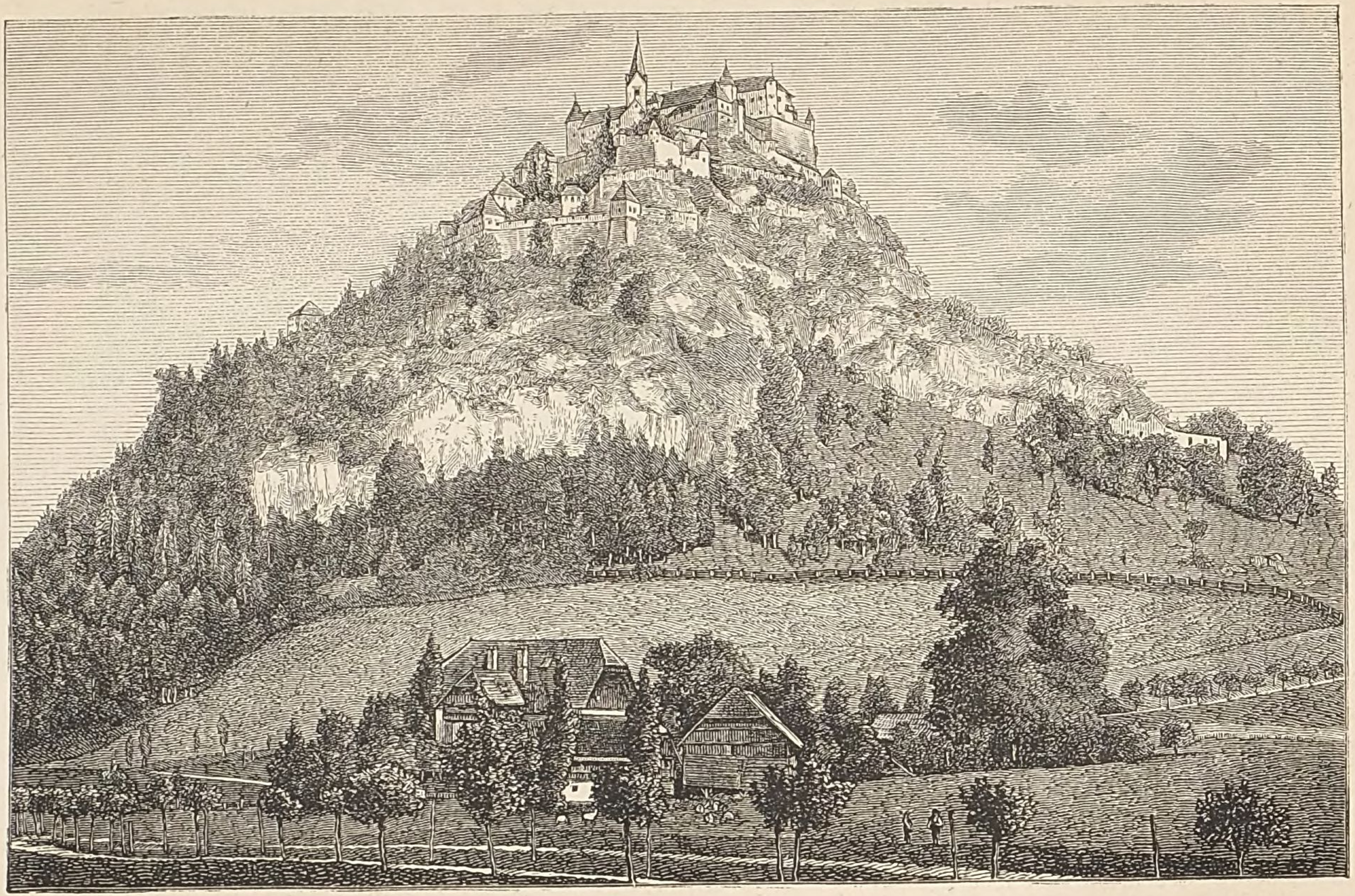
So lange der süddeutsche Handel blühte und auf der Tauernkette reiche Gold- und Silberminen aufgeschlossen blieben, war dieser Saumweg von großer Wichtigkeit. Als aber Venedigs Seemacht und Handel dahinschwanden und der Bergsegen versiegte, verödete auch er. Jetzt dient er nur einzelnen Reisenden oder Curgästen aus Gastein, die tagelangen Umweg ersparen wollen, oder den Trieben von Zug- und Schlachtvieh. Von Waren geht größtentheils nur Getreide aus Oberkärnten nach Böckstein, nach Bad- und Hof-Gastein und ins obere Pongau und Pinzgau hinab. Nicht ohne Interesse und Theilnahme ist zu sehen, wie die unverdrossenen, fleißigen Bewohner von Malnitz das Getreide über den Tauern liefern. Drei bis vier Vierling [1]) Korn oder Weizen werden auf ein Saumpferd gelegt, und dazu binden sie noch ganze Bündel Fichten- und Tannenäste. Damit erklimmen sie, meistens mehrere in Gesellschaft, den Tauern. Ist der Schnee noch nicht hart genug, so bringen sie ihre Bürden entweder ganz nach Böckstein oder noch weiter hinüber; denn unter solchen Umständen ist es für Vieh und Menschen bei trübem Wetter am gefährlichsten. Leicht ist da die rechte Bahn verfehlt; oder es hält der Schneeboden nicht fest, das Lastthier verliert ermattet das Gleichgewicht, und dann stürzt Alles rettungslos in den Abgrund. Hat aber der Schnee im strengen

[1]) 1 Vierling ungefähr gleich 1 Hektoliter.

Winter oder selbst im Sommer die gehörige Festigkeit erreicht, so werden auf der Höhe des Tauern die Thiere entlastet, die Getreidesäcke auf die mitgebrachten grünen Aeste gelegt, bis zu einem gewissen Punkte von Menschen fortgeschleppt und dann losgelassen, worauf sie mit Blitzesschnelle in die Tiefe fahren. So geht es fort, bis alles Getreide heruntergeschafft ist. Indem sie die Pferde mit einem Begleiter wieder heimwärts senden, setzen sich die übrigen Führer auf die letzte Ladung selbst und fahren mit ihr auf die gleiche Weise den steilen Berg hinab. Vorne sitzt der stärkste und gewandteste Mann, der mit einem großen eisenbeschlagenen Stocke die ganze Fahrt leitet. Sind sie zur Thalsohle gelangt, so ziehen sie die Last entweder eine Strecke lang fort, wenn der Boden es gestattet, oder sie tragen vierlingweise (beiläufig einen Zentner schwer) dieselbe an Ort und Stelle, so dass sie oft bei der grimmigsten Kälte des Winters vom Schweiße triefen.

9. Schloss Hoch-Osterwitz in Kärnten.

Unter den vielen Burgen des schönen Kärntnerlandes ist keine, deren Ruf und Herlichkeit sich so lange erhalten hat, als Hoch-Osterwitz. In eines der malerischsten Thäler des alten Herzogtums, von den Fluten der brausenden Gurk benetzt, hat die Natur einen Kalkblock hingetürmt, welcher die nachbarlichen Berge und Hügel in einem weiten Halbkreis bis hin an die Saualpe, an die Friesacher- und Gurkthaler-Gebirge überschaut. Ein Gurt von Mauern zieht sich mehrfach um den Fels, und all' die vielen Türme, Warten und Zinken dienen wie Perlen an dieser Halsschnur dem Schlosse zum Schmucke, welches auf dem Felsenhaupte als Krone sich erhebt. Des Landes alte Hauptstadt St. Veit, die Burgen des üppigen Glanthales, die noch in ihren Ruinen prangenden Schlösser Altkraig und Taggenbrunn, das hochthronende Mannsberg — mit dem buntesten Farbenwechsel der dazwischen liegenden Landschaft — entfalten dem Herabschauenden ein wunderbares Gemälde, dessen großartiges Ganze ebenso überraschend ist, wie das Einzelne anziehend durch Erinnerungen, deren Aufzählung zur Landesgeschichte würde. Wie da, wenn schon der Abend über die nahen Thäler und Tiefen seine Fittige gesenkt hat, das scheidende Tageslicht noch in den Fenstern und an den Zinnen der hohen Osterwitz schimmert, bis es allmählich im Purpur der Dämmerung verlischt, so der Rückblick auf die Geschichte dieser Feste hinab in die nachtende Vorzeit.



Hohen-Osterwitz in Kärnten.

Wann der urſprünglich wahrſcheinlich mit Gehölz bedeckte, bei 280 Meter über die Thalſohle anſteigende Felſenkegel, der heute das mächtige Hochſchloſs trägt und der eben ſo wahrſcheinlich inmitten weitreichender Bergwaldungen lag, zuerſt von jenem Gehölze entblößt und zu menſchlicher Wohnung benützt wurde, iſt wol kaum zu erforſchen. Seine weit ausſchauende Lage dürfte ſchon ſehr frühe angelockt haben, ihn als Warte, und ſeine Wildheit, ihn als wehrhaften Platz zu benützen. So wenig die Römer in der Regel ſehr hoch gelegene Orte zur Anlegung ihrer Standlager, Caſtelle, Villen oder anderer Anſiedlungen auserſahen, ſo ſcheint doch der im Schloſshofe eingemauerte Römerſtein umſomehr darauf hinzudeuten, daſs ſie hier oder in unmittelbarer Nähe gehauſt haben, als früher hier mehrere ähnliche Steine, darunter ein auf den Mithrasdienſt[1]) bezüglicher, vorhanden geweſen ſein ſollen. Wie dann ſpäter die Römerwarte zu dem ſlaviſchen Namen Oſterwitz kam, iſt unbekannt. Schon zur Karolinger-Zeit ſpielte die Feſte eine große Rolle und blieb ſpäterhin von keinem bedeutenderen geſchichtlichen Ereignis, das das jetzige Kärnten betraf, unberührt. Im Jahre 890 vergabte der Karolinger Arnulf Oſterwitz an das Hochſtift Salzburg; von dieſem erhielten es im ſpäteren Mittelalter die Schenke von Oſterwitz als Lehen. Noch ſpäter kam die Burg in den Beſitz der Landesherren, eines Zweiges des Sponheimer Grafengeſchlechtes. Als im Jahre 1269 Ottokar von Böhmen Kärnten erwarb, ergab ſich ihm auch die Feſte Oſterwitz. Nach dem Falle Ottokar's wurde 1286 Graf Meinhard von Tirol mit dem Herzogtume Kärnten belehnt, weil er zur Beſiegung des ſtolzen Böhmenkönigs thätig mitgewirkt hatte. Als deſſen Geſchlecht mit dem Tode Heinrich's von Kärnten und Tirol erloſch, erhoben die Habsburger berechtigten Anſpruch auf beide Länder und erhielten ſie auch vom deutſchen Kaiſer als erledigte Reichslehen zugeſprochen; allein Heinrich's Tochter, die

[1]) Mithras war eine altperſiſche Lichtgottheit, deren Dienſt in Rom unter den ſpäteren Kaiſern weit verbreitet geweſen.

berüchtigte Margaretha Maultasch, stützte sich auf einen älteren kaiserlichen Gnadenbrief, demgemäß sie zur Nachfolge sich für berechtigt hielt, und verweigerte die Abtretung Kärntens und Tirols an die Habsburger; diese konnten bloß Kärnten sammt Krain in Besitz nehmen, weil der Adel in Tirol sich für Margaretha erklärte. Es kam zum offenen Kampfe zwischen dem Könige Johann von Böhmen, Margarethens Vormund und Schwiegervater, der von Ungarn unterstützt ward, und den Herzogen, an deren Seite der Kaiser stand. Erst im October des Jahres 1336 wurde zwischen Böhmen, Ungarn und Oesterreich ein Friede geschlossen, in welchem Johann Kärnten an Oesterreich überließ, wogegen Tirol der Margaretha verblieb.

Die Sage hat diese Zeit der Kämpfe um Kärnten mit mancherlei Detail ausgeschmückt und namentlich in jenen der Burg Osterwitz eine glänzende Rolle zugewiesen, welche diese Feste als ein wahrhaft nationales Denkmal der Treue, des Mutes und der Anhänglichkeit an die Dynastie der Habsburger verewigt. Um den Besitz Kärntens zu retten, lautet die sagenhafte Ueberlieferung, griff Margaretha Maultasch zu den Waffen. Schon waren die Festen Hafnerberg und Dietrichstein gefallen, schon hatte der Dietrichsteiner aus seiner Väter Burg, nachdem alle Verteidigungsmittel erschöpft waren, sich mitten durch die Feinde nach St. Veit durchgeschlagen, der Wut der Männer nur allein die kahlen Mauern hinterlassend, noch zögerten die Hilfsscharen des Herzogs Otto von Oesterreich. Wie dem Tiroler seine Burg und Feste Tirol des Landes Schlüssel und Krone, ohne dessen Besitz man sich vergeblich Herr des treuen Alpenvolkes wähnt, so war dem Kärntner Osterwitz der wichtige Stein auf der Wagschale der Entscheidung. Dahin gieng nun der Maultasche Absehen und Trachten; da lagen die geflüchteten Schätze, dort hatte sich der Landadel zusammengeschart, mit dieser Burg stand oder fiel das Banner der Treue an Oesterreich. Reinher Schenk, dessen Namen die Urkunden jener Zeit vielfach nennen, lange schon das Herz und der Schild seiner Landsleute, befehligte das Schloss und verteidigte es mit 300 Reisigen.

Wie die Lava eines Vulcans wälzten sich der Maultasche Geschwader einher, Qualm und Plage verbreitend, bis ihre Gewalt an der Felsenburg brandete. Vergebens war jeder Sturm die Höhe hinan, keine Schleuder vermochte was gegen das Gestein, ohne Erfolg verschwendeten die Maschinen ihre Wurfkraft; da umgarnte die Frau die Feste, um sich mit dem mächtigsten Feinde, dem Hunger, zu verbünden. Stündlich nahm die Not zu in den von Menschen überfüllten Gemächern und Gewölben der Burg. Bereits waren 200 Mann der Besatzung dem Hunger erlegen, und der Verrat schlich gleißend in der Burg umher. Die Not machte erfinderisch; ein Stier, dem man noch kümmerlich an den Grasplätzen der Feste das Leben gefristet hatte, und ein paar Säcke Roggen waren der letzte Vorrat; es gab nichts mehr zu verlieren, sie sollten das Blendwerk für die Belagerer sein, wie beinahe ein Jahrhundert nachher der Karlsteiner List mit ihrer letzten Ziege gegen die Prager. Als der Maultasche Sendbote mit der letzten Aufforderung hinaufkam, gegen freien Abzug der Besatzung die Burg zu übergeben, da wurde er hämisch abgefertigt ob seiner Drohungen und seine Herrin zum Gastmahle geladen. Herab von der Anhöhe ließ man die Haut des geschlachteten Stiers, mit frischem Fleisch und den Körnern des Getreides gefüllt, damit sich die hohe Frau wolthun könne, während im Schlosse Alles in Bewegung war, Hörner und Pauken von dem Söller schallten und alle Fenster hell strahlten wie an dem Abend eines Hochzeitsschmauses. Da zagte die tolle Gräfin und voll Grimmes rief sie: „Ha, das sind die Klausraben, die sich Fraß und Futter auf eine lange Zeit in ihr Felsennest zusammengeschleppt haben. Die werden wir nicht so leicht in unsere Klauen fassen. Auf! lassen wir diese in ihrem hohen Neste sitzen und richten unsere Jagd auf andere und fettere Vögel!“ Auf Margarethens Befehl wurden die Lagerhütten und Zelte abgebrochen und in aller Stille nahm sie ihren Abzug. Um indessen ein Zeichen zu hinterlassen, dass es ihr nicht an Kraft, nur an Willen gebrach, befahl sie, jeder ihrer Streiter solle seine Sturmhaube voll Erde fassen und auf einem ebenen

Felde, Osterwitz gegenüber, ausschütten. Dies geschah, und aus der zusammengetragenen Erde entstand ein ziemlich ansehnlicher Hügel, der noch heute die Maultasch-Schutt heißt. Auf seiner Höhe erhebt sich über einem Kalksteinsockel eine einfache Säule aus weißem Marmor; diese soll einst „der wilden Männin Steinbild“ getragen haben, welches angeblich Georg Khevenhiller, des Schlosses nachmaliger Erneuerer, errichten ließ. Aber weder diese Ueberlieferung, noch das Bildnis Margarethens, ihr Hut, Panzerhemd und Sattel, die Stierhaut, welche im Schlosse gezeigt werden, sind im Stande, der Sage irgend welchen historischen Wert zu verleihen; vielmehr lehrt die Geschichte, dass die Maultasche nie in kriegerischer Absicht nach Kärnten gekommen sei.

Nachdem der Habsburger Herschaft über das Kärntnerland zur Anerkennung gelangt war, wird Osterwitz durch eine Reihe von 130 Jahren nur als Geburtsort mancher um Staat und Kirche verdienter Männer genannt. Es gab der Steiermark und Krain Hauptleute und Salzburg in Georg einen Kirchenfürsten. Endlich brachen aber wieder kriegerische Zeiten herein. Der unselige Zwist mit Mathias Corvinus hatte Ungarns Streitkräfte gegen Böhmen und Oesterreich gezogen. Die Türken, welche, so lange der große König lebte, das Bollwerk an der Donau nicht zu durchbrechen wagten, drangen nun wiederholt längs der Save und Drau in Kärnten und Krain ein. Im Jahre 1473 empfand letzteres zuerst ihre bluttriefende Geißel. Georg der Schenke, Herr von Osterwitz, Feldoberster der Länder Kärnten, Krain und Steier, warf sich dem türkischen Anführer Achmed Beg bei Rain entgegen. Ungleich war der Kampf; die Christen erlagen der Ueberzahl, und Georg geriet in Gefangenschaft, aus der ihn erst der Tod erlöste. Er war der Letzte der Osterwitzer gewesen und die verödete Feste bekam nun einen kaiserlichen Herrn.

Noch ehe Oesterreichs Wiederhersteller Maximilian I. die Zügel der Regierung ergriff, sollte Kärnten alle Schrecken innerer Zwietracht, barbarischer Einfälle und Zerstörungen im Uebermaße empfinden.

Mehrmals wiederholten die Türken ihre schrecklichen Besuche, ehe sie eine eindringliche Abweisung erfuhren. Ein Jahrzehnt hielten ungarische Horden das wehrlose Kärntnerland besetzt, und an all' den Ereignissen nahm Osterwitz seinen traurigen Antheil.

In den hierauf folgenden schöneren Tagen unter Kaiser Maximilian trat auch Osterwitz in die Reihe jener Festen, welche er vorzüglich bedachte. Für jedes seiner Lande errichtete er wolberechnete Vorratskammern von Geschütz und Waffen. Drei prachtvolle Pergamentbände, heute noch in der Ambraser-Sammlung verwahrt, berichten über die Einrichtung der Zeughäuser zu Wien, Osterwitz, Graz, Görz, Innsbruck und Sigmundskron.

Unter des ritterlichen Kaisers Urenkel Erzherzog Karl von Steiermark gieng das Schloss Osterwitz an die Khevenhiller über und blieb bis heute deren Eigentum. Von dem ersten Besitzer aus dieser Familie, Georg Freiherrn von Khevenhiller, rührt der zwischen den Jahren 1575 und 1582 unternommene, theilweise auch noch später fortgesetzte Bau der Thortürme und anderer Verteidigungswerke her, den zum Theil italienische Arbeiter, schon damals als genügsame und geschickte Bauhandwerker geschätzt, ausführten. Seither hat Osterwitz, einige hohe Besuche ausgenommen, wenig Denkwürdiges erfahren. Kaiser Josef II. zog das im Schloss befindliche Geschütz ab; es scheint daher entweder kaiserliches oder vielleicht ständisches gewesen zu sein, wie es damals keine Seltenheit war, dass der Landesherr oder die Stände an Besitzer von Schlössern, deren Erhaltung für des Landes Wol wichtig galt, Geschütze, andere Waffen und selbst Munition ausliehen. Die Franzosen besetzten im Jahre 1809 das Schloss, führten beim Abzuge viel Geschütz und einen großen Theil der Rüstkammer auf zwanzig Wagen mit, beschränkten sich aber auf die Angriffswaffen und verübten auch sonst keinen bedeutenden Vandalismus an den Gebäuden.

In noch neuerer Zeit verfiel Manches durch Mangel an hinreichender Ausbesserung und durch Bequemlichkeit. Man ersetzte die Zugbrücken durch stehende, nahm Thorflügel als entbehrlich weg, und

das Innere des Schlosses, welches schon in den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts ziemlich verödet war, wurde beinahe unbewohnbar und nur in einem geringen Theil für den einzigen Bewohner, einen mit der Reinigung der Waffen betrauten Schlosser, erhalten, den gegenwärtig ein Schlosswärter mit seiner Familie ersetzt. Erst seit wenigen Jahrzehnten wird der Erhaltung dieses merkwürdigen Denkmals der Vorzeit mehr Liebe und Aufmerksamkeit gewidmet, in erhöhtem Maße aber erst seit dem Jahre 1858 für die Instandhaltung des Schlosses gesorgt, so dass Hoch-Osterwitz, vor dem Untergange bewahrt, gegenwärtig zu den besterhaltenen Burgen unseres Vaterlandes zählt.

Wer auf der Rudolfs-Bahn die Strecke zwischen Glandorf und Launsdorf befährt, gewahrt in nicht zu fernem Hintergrunde gegen Osten das Schloss Osterwitz, welches sich auf steilragendem Hügel so romantisch, ja feenhaft erhebt, dass man glauben möchte, die alte Gralsburg mit ihrem ganzen Wunderwesen sei plötzlich in das Thal der Gurk versetzt worden. Von Glandorf führt eine Zweigbahn in das Görtschitzthal nach Hüttenberg; von ihrer ersten Station Launsdorf ist Osterwitz am besten zu erreichen. Vom Bahnhofgebäude daselbst führt ein anmutiger Weg in einer kleinen halben Stunde hinauf. Man kann schlechterdings nicht fehlen, denn die Ringmauern, die sich in dreifacher Umgürtung um den Schlosshügel ziehen, sind zugleich die Barrière der dem Felsen abgetrotzten Straße, die uns in Zickzack-Windungen hinaufgeleitet. Nur dieser eine Zugang gestattet den Aufstieg zum Schlosse, so steil senken sich die turmhohen Wände rings ab, deren kleinste Böschung oder vorspringendes Gesimse eine Befestigung trägt.

Vierzehn Thorhäuser, aus massiven Quadern erbaut und untereinander zumeist mit Mauern verbunden, bewachen den Fahrweg, der sich an den schwindeligen Abgründen vorbeiwindet. Besonders an der Ostseite, am sogenannten Jungfernsprung, fällt der Felsen senkrecht ab. Jungfernsprung heißt diese schwindelige Gegend, weil nach einer frommen Sage eine verfolgte Kammerzofe da hinunter gesprungen sein soll, ohne sich zu schädigen. Die Thorhäuser, zu welchen einst Zug-

brücken führten, sind mit Schussspalten und Fallgittern versehen und waren mit verschiedenen Fresken bemalt, von denen man noch mehr oder weniger deutliche Spuren sieht, außerdem sind sie mit noch erkennbaren Reliefbildern geschmückt. Die Abstände der Thorhäuser von einander sind, der Gestaltung des Felsens, der sie trägt, entsprechend, ungleich groß; sie variiren zwischen achtundzwanzig und hundertzweiundzwanzig Schritten.

Auf einem steilen Vorsprunge des Schlossberges zwischen dem neunten und vierzehnten Thore steht niederer als das Schloss und von diesem ganz getrennt eine kleine Kirche, die Gruft einiger Khevenhiller. Durch das letzte Thorhaus gelangen wir in den Zwinger vor dem eigentlichen Hochschlosse, der dasselbe größtentheils parallel mit dessen Außenmauern umgibt. Von einer ziemlich hohen und starken Zinnenmauer umgeben, bildet er einen weiten, zum Theile mit Bäumen besetzten Raum. Aus ihm gewinnen wir die Ansicht des eigentlichen Schlosses, welches ein längliches, von Südwest gegen Nordost laufendes Viereck von der einfachsten, zierlosesten Bauart bildet. Durch einen niedrigen Vorbau gelangen wir aus dem Zwinger in das Hochschloss. Im Vergleich mit den zumeist so zierlichen äußeren Thoren überrascht die Aermlichkeit des kleinen Eingangs, der über eine unzierliche, zum Theil in den natürlichen Felsen gehauene Stiege in den Hof führt. Dessen Plan ist zum Theil durch Abstemmung der Felsen entstanden, mit einigen Bäumen und einem Gärtchen geschmückt; an drei Seiten ist er vollständig von zusammenhängenden Gebäuden umschlossen, an der vierten steht ein kürzerer Bau, während den Rest eine Zinnenmauer schützt, aus welcher ein halbrunder Turm mit der Kapelle vorspringt. Diese dürfte ursprünglich im romanischen Stile aufgeführt worden sein. Der Eintretende erblickt sofort im ersten Betstuhle eine regungslose Gestalt, die in stumme Andacht versunken zu sein scheint, so dass man, um die Ruhe des Betenden nicht zu stören, auf den Fußspitzen einherschreitet. Näher gekommen, erkennt man in dem Andächtigen die lebensgroße hölzerne Statue eines Ritters

von vorzüglicher Arbeit, ganz gerüstet, doch ohne Helm. Nicht weit von der Kapelle ist ein Römerstein mit wolerhaltener Inschrift eingemauert. In einer Ecke des Hofes holt ein angeblich 94 Meter tiefer Ziehbrunnen mit gigantischer Kurbel frisches Wasser aus dem felsigen Bauche. Ueberdies fallen mehrere große kupferne Wasserbehälter in Gestalt riesiger Wannen auf.

An zwei Seiten des Hofes haben die Hauptgebäude im Erdgeschoss einen Gang, mit einfachen Arkaden auf kurzen viereckigen Pfeilern. Beginnen wir, da die ebenerdige Wohnung des Burgwärters nichts Merkwürdiges enthält, die Besichtigung der Gemächer des ersten Stockwerkes, so finden wir vorerst in dem vorspringenden Gebäude ein großes Gemach mit einem Erker auf Tragsteinen und links neben demselben eine zierliche offene Steingallerie, von welcher sich, wie von den meisten Fenstern des Schlosses, eine eben so weite als entzückende Aussicht eröffnet. In der linken Längsseite des Hauptgebäudes ist das erste Gemach ein großer Saal, dann folgen sechs kleinere Gemächer und es schließt dieser Trakt wieder mit einem größeren Wohnraume. Alles ist gegenwärtig ziemlich verödet und beinahe leer. Doch sieht man überall in den Zimmern Reste des alten Wandgetäfels, zum Theil sehr hübsch eingelegte Thüren und an einigen Stellen Schuss-spalten im Fußboden. Im zweiten Eckturme ist der Fußboden durchbrochen und es bestand hier früher nach verbürgten Sagen ein Aufzug. Ueber seine Bestimmung streiten nun diese Sagen: die eine lässt ihn zur Aufziehung der Verbrecher zum Verhöre, die andere zum schnellen Heraufbringen von Speisen bestimmt gewesen sein. Da jedenfalls das Gemach in die Reihe der Prunk- und Wohnzimmer gehört, so mag mittelst dieses Aufzuges statt des bärtigen, abgemagerten Schauerbildes eines halbverhungerten Verbrechers wol eher ein lachender gebratener Schweinskopf oder irgend eine andere Labe zum Vorschein gekommen sein.

Benachbart diesem Turmgemach ist das Nonnenzimmer, wo einst die wegen Türkengefahr geflohenen Nonnen des nahen Klosters St. Georgen am Längsee gewohnt haben sollen. Die interessantesten

Räume aber sind die Rüstkammern, welche sich im hinteren Quertracte befinden. Es sind vier große Zimmer, die mit allem nur erdenklichen Rüstzeug und anderen Merkwürdigkeiten gefüllt sind. Gleich im ersten Saale werden uns Hut und Sattel, und in einer Nische, über einem weiblichen Modell hängend, das Panzerhemd der sagenberühmten Margarethe Maultasche gezeigt, desgleichen die Stierhaut, in welche die armen Belagerten ihr letztes Korn gefüllt.

Die Wände des daranstoßenden Saales sind bedeckt mit Rüstungen und Gemälden, Ahnenbildern der Khevenhiller. Dasselbe gilt von den weiteren zwei Zimmern, die mit alten Einrichtungsgegenständen äußerst geschmackvoll möblirt sind. An den Wänden funkeln zahlreiche Rüstungen, unter denen einige seltene Stücke hängen, türkische Bogen und Pfeilköcher, in den Ecken und Nischen lehnen Hellebarden, Spieße und Schwerter. Auch eine Spritze, um die Köpfe der Belagerer mit siedendem Oel zu überschütten, sowie ein riesiges plumpes Sprachrohr werden hier verwahrt. Die vielen Geschütze, welche einst das Schloss armirten, und sämmtliche Handfeuerwaffen haben die Franzosen im Jahre 1809 mit sich genommen.

Hat man den interessanten Gegenständen der Rüstkammer zur Genüge Aufmerksamkeit gezollt, dann wendet man sich wieder mit erneuter Lust der herlichen Aussicht zu, welche man von den Fenstern des Schlosses ringsumhin genießt. Keiner, den sein Weg nach Kärnten führt, möge es versäumen, hier auf Hoch-Osterwitz die Erinnerung an die alte Zeit im Vereine mit dem Genusse einer schönen Natur auf sich einwirken zu lassen. Dass sich Viele auf dieser entzückenden Höhe Auge und Herz erfrischten, beweist das aufliegende Fremdenbuch, das in Prosa und Versen diesen Punkt feiert. Ihm sind die folgenden Strophen entnommen:

„Bin auch zu dir hinaufgestiegen,
Stolzthronende Hoch-Osterwitz,
Und sah von deinem Königssitz
Das Land zu meinen Füßen liegen.

Der Herden liebliches Gebimmel,
Es klang herauf wie Friedenshauch;
Dort Felder, Fluren, Hüttenrauch
Und drüber hin der blaue Himmel.

Beglückt, wer dich kann Heimat heißen,
O Kärntnerland, du schönes Land!
Ich bleib' dir treu mit Herz und Hand
Und will in Wort und Sang dich preisen.

10. Das Thal Gastein.

Das merkwürdige und in mehrfacher Hinsicht berühmte Thal Gastein ist das größte unter den südlichen Seitenthälern der Salzach, zehn Stunden lang, von Lend im Unter-Pinzgau bis zum Fuße des Malnitzer-Tauern. Es bildet, ähnlich dem Zillerthal, zuerst von seiner Mündung an aufwärts bis oberhalb Hof-Gastein einen fünf Stunden langen Stamm, dessen Krone sich von da an aufwärts gegen die Tauernkette ästet. Rechts zweigt sich zuerst das Angerthal ab, links das Kötschacher-Thal, das hinansteigt zur Tauernkette an die Grenze Kärntens; in der Mitte geht der Hauptast fort über das Wildbad bis Böckstein, wo er gabelt: links durch das Anlaufthal zum Ankogel und Hohen Tauern, rechts durch das Naßfeld zum Malnitzer-Tauern; der einst durch seinen Goldreichtum berühmte Radhausberg trennt diese beiden Aeste.

Im Westen des Thales Gastein, mit diesem fast seiner ganzen Länge nach parallel, zieht das Rauriser-Thal, wie im Osten das ebenfalls in gleicher Richtung streichende Großarlthal; den Südrand des Thales bildet die fast durchgehends beeiste Hauptkette der Hohen Tauern, durch welche Gastein von Kärnten getrennt wird.

Besonders schön ist in dem Gasteiner-Thal der Charakter der Seitenthäler der Salzach ausgeprägt. Die zwischen den Thalabstürzen liegenden Thalflächen heißen hier Thalböden oder auch nur Böden.

Der oberste oder hinterste Thalboden ist das Naßfeld, ein schöner, weiter Thalkessel, 1600 Meter über dem Meere; aus ihm stürzt die Ache, die sich daselbst gesammelt hat, als prächtiger Bären- und Kesselfall auf den Böcksteiner Thalboden, der 1100 Meter hoch liegt. Nach einer Stunde ruhigen Laufes erreicht sie den Absturz im Wildbad, über welchen sie in zwei schönen Fällen auf den Thalboden von Hof-Gastein (850 Meter hoch) niederstürzt. Fast fünf Stunden erstreckt sich derselbe bis zur Klamm, durch welche die Ache in wilden Fällen und zuletzt in einem kühnen Sprunge in die Salzach bei Lend stürzt (630 Meter). Das ganze Thal heißt die Gastein, einen Ort dieses Namens gibt es eigentlich nicht. Der erste Ort von unten an ist Dorf, auch Dorf-Gastein, der zweite, der Hauptort Hof (Markt) oder Hof-Gastein, der dritte das Wildbad, Wildbad in der Gastein.

Am Eingange in das Thal, auf der Brücke der Salzburger-Straße, welche fast unmittelbar unter den letzten Stürzen der Gasteiner-Ache über dieselbe führt, betrachten wir die imposanten Wasserfälle, mit welchen sich das Gewässer der Gastein in die Salzach ergießt. In wilden Zacken steigen die unten ausgewaschenen Felsen empor; schauerlich schieben sich ihre Wände ineinander; durch sie hindurch hat sich die Ache ihre Bahn gebrochen; doch ist es ihr nicht gelungen, die Wände bis auf den Fuß zu durchsägen; sie muß noch zwei kühne Sprünge wagen, um ihre an Wasserfällen so reiche Laufbahn würdig zu beschließen. Wildschäumend bricht sie links aus dem Hinterhalte hervor, wo nur die aufsteigenden Säulen zerstäubenden Wassers ihr Dasein verraten, wirft sich rechts in einen schäumenden Kessel, dessen Tiefe durch einen vorspringenden Felsen verdeckt wird, über dessen Fuß sie nochmals in entgegengesetzter Richtung in wildem Sprunge hinwegsetzt, um in einem weiteren Kessel aufgenommen zu werden, wo sie durch ein künstliches Wehr gesammelt wird; ruhig und regelmäßig stürzen die eisigen, grauen Fluten über diesen Damm herab und eilen unter der Brücke hinweg, um in der mächtigeren Salzach Namen und Selbständigkeit zu verlieren.

Die Straße übersteigt in einer weiten Windung die Kluft. Kaum hat man die Ecke der rechts hinanziehenden Straße erreicht und folgt nun wieder ihrer Richtung links, so beginnen die Bilder der Klamm, des zum Thale Gastein führenden Engpasses, wo eines das andere an Kühnheit und Größe übertrifft. Die Straße zieht sich rechts an der senkrecht abstürzenden, hie und da überhängenden Thalwand hin; der Abgrund in der Tiefe ist mit Hügeln erfüllt, in welche sich die Ache ein noch tieferes Bett eingewühlt hat. Eines der schönsten Bilder ist das erste, wo man aus dem Schatten einer Häusergruppe hervortritt: rechts die kühne Straße an der Felsenwand hängend, hie und da auf Bogen gestützt, links ein Felsenberg von gleicher Höhe; in der Tiefe die Ache, an deren schäumendem Gestade auf einer grünen, einsamen Halbinsel im Abgrund eine Mühle; jenseits die hochaufstrebende Wand des Klammhasecks. Hier warf vor mehreren Jahren im Winter eine Lawine das Steinhäuselwirtshaus in den Abgrund. Die Straße steigt ziemlich stark an, rechts über sich fortwährend drohende, oft überhängende Wände, links in der Tiefe des Abgrundes die tobende Ache; so geht es bis zum Kreuze, der Hohen Klamm, bis wohin Vorspann von Lend mitgenommen wird. Nun führt die Straße etwas abwärts, während das Bett der Ache heraufsteigt. Bisher war nur unten in der Tiefe das Bett der Ache zwischen dunkle Wände eingeklemmt, während die obere Hälfte der Wände noch weit auseinanderklaffte; doch jetzt treten auch diese zusammen und das Ganze bildet eine einzige dunkle Kluft, von kahlen Wänden umdüstert. Doch der Abgrund verschwindet, sowie man rechts um eine Felsenecke in diese Enge, die eigentliche Klamm, tritt; die Ache rauscht dicht neben uns; eine kellerartige Luft umfängt uns. An der engsten Stelle sperrte einst ein Wachhaus die Straße, dieses war der Paß Klamm. Doch nicht zu lange dauert die beengende Kluft, schon fällt ein grüner Schimmer herein. Bald darauf setzt die Straße über die Ache auf ihr rechtes Ufer; auf einem felsigen Hügel, um welchen sich die Straße schwingt, zeigen sich die Ueberreste der Burg Klammstein, die im 11. Jahr-

hundert zur Bewachung des Thales erbaut wurde. Hier wenden wir uns noch einmal um und betrachten nochmals den hinter uns liegenden Schlund der Klamm. Hoch oben an den grauen und gelbgefleckten Kalkwänden zeigt sich eine Höhle, die „enterische Kirche", da man einst hier alles Ungeheure, Große, dessen Ursprung man sich nicht leicht erklären konnte, enterisch nannte. Hier wohnten der Sage nach wilde Männer von ungeheurer Stärke, so dass sie eine Pflugschar mit leichter Mühe über das ganze Thal hinwarfen; vor dieser Höhle, ihrer Wohnung, standen Aepfelbäume, mit deren Früchten sie auf die vorüberziehenden Wanderer warfen; doch waren sie den Thalbewohnern hold und stellten ihnen oft Butter und Milch vor ihre Hausthüren.

Unweit Klammstein wendet sich ein Weg empor über die westlichen Thalwände der Klamm und jenseits gleich darauf wieder herab in die Obere Lend; es ist der alte Eingangsweg in das Thal, zu einer Zeit, als die Klammstraße noch nicht gebahnt war. Auf diesem Wege zogen einst drei Fremdlinge in das Thal, welche die Bewohner desselben auf die in den Bergen ruhenden Schätze aufmerksam machten und von den Bergleuten unter dem Namen der drei Waller verehrt wurden als die Gründer des einst so reichen, nun längst verfallenen Goldbergbaues; ihnen zu Ehren war auf der Scheideck jenes Eingangsweges eine Kapelle zu den drei Wallern erbaut. Doch schon 1212 bestand auch eine Art Saumweg durch die Klamm, denn damals ritt der Probst Pabo IX. von St. Zeno bei Reichenhall mit einem Gefährten durch die Klamm; es war Winter, sie glitten aus und stürzten in den Abgrund, wo man am folgenden Tage Pabo's Leichnam unter den Eisschollen fand. Später legten die Goldgewerke in der Gastein eine Straße an, welche der Salzburger Erzbischof Matthäus Lang 1534 verbessern ließ. Ihren jetzigen guten Zustand, der dennoch wegen der herabstürzenden Erd- und Felsenbrüche fortwährend der Nachbesserung bedarf, verdankt sie erst der neuesten Zeit.

Jetzt wenden wir uns nach Süden und werden im Gegensatz zu der Natur der bisherigen Gegend durch ein äußerst reizendes und

liebliches Bild überrascht: die Klamm war der Riegel des Thales, er ist jetzt zurückgeschoben, wir sind eingetreten in das lichte, freundliche Gemach des Gasteiner Thales. Wir haben die erste Abtheilung des Thales durchstiegen und stehen auf dem ersten Thalboden der Gastein, nämlich dem von Hof-Gastein. Dieser zerfällt wieder in zwei Unterabtheilungen, welche der Ingelsberg scheidet; denn dieser tritt von der linken Hand so weit vor, dass man die zweite Hälfte dieses Thalbodens mit ihrem Hauptort erst dort an jener Bergecke, zwei Stunden von hier, erblickt. Diese untere Strecke nennen wir den Boden von Dorf-Gastein.

Die eben noch wildtobende und schäumende Ache gleitet ruhig durch ihre weiten, grünen Fluren dahin; rechts und links erheben sich hohe, aber bis zu ihren Gipfeln mit Matten bedeckte Berge; umgürtet sind die Thalwände von Forsten, unter denen sich noch eine angebaute Region herabzieht zur Thalsohle, auf welcher zahllose Heustadel zerstreut umherliegen. Rechts oben, unweit des Weges, erhebt sich der doppelgipfelige Bärenkogel, linker Hand das Arleck und der Schuhflickerspitz; die Spitze im Hintergrunde ist der Tisch und die rechts vor ihm liegende schneegefleckte Hochebene die Erzwiese. Die Weiler Mayerhofen und Mühlbach passirend, kommen wir nach Dorf-Gastein mit siebenthalbhundert Einwohnern in etwas über hundert Häusern und mit einer sehr alten Kirche. In etwa $^5/_4$ Stunden vom Dorfe aus erreichen wir den vorspringenden Fuß des Ingelsberges und somit die zweite, obere Hälfte des Hof-Gasteiner Thalbodens.

Ein neues Gemälde liegt vor uns, andere Farben und Formen. Die innere Hochwelt der Hauptkette tritt hier als ernster Hintergrund auf, die hohe Felsenregion gewinnt die Oberhand über die grünen Matten, und Schneefelder und Streifen verkünden schon die hinterste höchste Eis- und Schneewelt. In der Gasse des Marktes Hof-Gastein erblicken wir bereits zwischen den Häusern den Ankogel, den höchsten Berg des Thales, seine Vordermänner überragend.

Im Mittelgrunde lagert sich auf einer wolangebauten Schuttanhäufung des Kirchbaches der Markt Hof-Gastein mit seinen niedlichen weißen Häusern und dem hohen gothischen Spitzturm; das Weitmoser Schlößchen hebt sich besonders hervor. Er ist der Hauptort des Thales und war im 15. und 16. Jahrhundert, als die Gastein durch den Goldbergbau blühte, der Brennpunkt derselben, so daß fast alle guten und bösen Schicksale des Thales auch den Markt trafen. Merkwürdig ist das Gasthaus des Bräuers, der ehemalige Strasserhof, zum Theil noch in seinem alten Stil erhalten, der aus Venedig und dem fernen Morgenland hier eingewandert zu sein scheint. Der Hofraum ist durch alle Stockwerke mit Bogengängen umgeben, deren Bogen alle auf steinernen Säulen ruhen. Mit diesem Gasthause steht die neu errichtete Bade-Anstalt in Verbindung, zu welcher das Wasser vom Wildbad seit dem Jahre 1831 hergeleitet ist.

Zwei Straßen führen von Hof nach Wildbad. Die alte Straße geht, ohne die Ache zu überschreiten, am Ausgange des an zerstäubenden Wasserfällen, schauerlichen Engen und wilden Bergeswüsten reichen Kötschachthales vorbei. Die sogenannte neue, aber dennoch 300 Jahre alte Fahrstraße, der „Fürstenweg", führt von dem Weiler Felding ab über die Ache, deren Laufe hier ein gerades Bett angewiesen ist. Sie wurde 1554 von Weitmoser und Zott, den beiden berühmten Besitzern der Goldgewerke in Gastein, angelegt, um ihre Erze von Böckstein leichter herabzubringen. Jenseits der Brücke kommen wir an den größten Bauernhöfen des Thales vorüber, des Stubners und Zitterauers. Dann überschreiten wir den Angerbach, der sich nur mühsam durch einen finsteren Schlund aus seinem Thale drängt. Nun erhebt sich die Straße rechts an der Wand des Stubenerkogels ziemlich steil; wie hingezaubert tritt plötzlich das Wildbad mit seinen weißen Häusern, die an der inneren Wand eines engen Felsenkessels ringsum kleben, durchstürzt von den tosenden und stäubenden Fällen der Ache, hervor; jenseits über dem Dunkel des Waldes erheben sich graudustig die Massen des Graukogels und Stuhls. Dieser Anblick gehört unstreitig



Wildbad Gastein.

zu den überraschendsten, die es geben kann. Rechts führt die höher steigende Straße nach Böckstein fort, während unsere Straße sich herabsenkt zum Wildbad.

Die Lage des Wildbades Gastein ist sehr eigentümlich. Schon oben bei der Uebersicht des Thales wurde der Thalstufen gedacht, über welche sich die Ache stäubend und donnernd wirft. Hier am Wildbad steigt das Thal plötzlich an 150 Meter hinan. Die Ache schneidet sich von oben in einen quer durch das Thal setzenden Felsenriegel, stürzt hier in einigen großen Wasserfällen vielleicht 65 Meter herab innerhalb der Kluft, schießt dann aus derselben heraus und wirft sich über einen zweiten Absturz, sich freier ausbreitend, wiederum 85 Meter herab in einen großen Kessel, welcher nördlich gegen das untere Thal zu der Ache nur eine enge, schmale Schlucht zwischen zwei hohen, mit Tannen bewachsenen Felsenpfeilern zum Auswege läßt; über Felsblöcke rauscht sie wild aus diesem merkwürdigen Kessel heraus. In dem inneren Raume desselben brechen, von unten gesehen, linker Hand in der Mitte der Wand die dampfenden Quellen hervor, und rings an den inneren Wänden jenes Kessels kleben die Häuser des Bades. An der nördlichen Wand, doch gegen Süden schauend, das Dorf und die Kirche; von der südlichen Wand, welche — ehe der untere große Fall beginnt — eine kleine ebene Stufe bildet, liegt an der Stelle der ehemaligen, 300 Jahre alten ehrwürdigen Straubinger Hütte das jetzige elegante Gasthaus Straubinger's, ihm gegenüber das Badeschloss. Der Spalt der Ache ist mit einer Brücke überspannt, jenseits welcher nebst mehreren Privathäusern die zum Promeniren bestimmte Wandelbahn sich befindet.

Die berühmten warmen Quellen der Gastein brechen am Fuße des Reichebengebirges aus lockerem Steingerölle hervor. Sie geben täglich gegen 43.000 Hektoliter Wasser. Die Temperatur der verschiedenen Quellen schwankt zwischen 38° und 28° R. Das Wasser selbst ist außerordentlich klar, ohne Geruch und Geschmack und behält diese Eigenschaft, wenn man es Jahre lang aufbewahrt; auch kalt

hat es nicht den mindesten Beigeschmack. Verwelkte, bis vier Tage an heißen Orten trocken gelegte Blumen erhalten in demselben ihre Frische, ihren Farbenschmelz und selbst ihren Geruch wieder. Das Wasser gehört zu den indifferenten Thermen, da es in 1000 Theilen nur 0·35 fester Bestandtheile enthält. Gebraucht wird es als gewöhnliches Bad, als Dunstbad, Douche- und Tropfbad, wie endlich auch zum Trinken, und beweist seine Heilkraft durch seine belebenden, auflösenden und stärkenden Eigenschaften. Alljährlich hebt sich die Zahl der Curgäste und stieg bereits auf 3000, während sie im Jahre 1830 bloß 1305 betrug. Jede einzelne Quelle ist bei ihrem Austritte gefasst. Von den vielen Quellen heißt die Anhöhe der **Badberg**. Die gefassten Quellen sind: die Fürstenquelle, Doctorsquelle, Franzensquelle, Hauptquelle, Wasserfallquelle, Grabenbäckersquelle und Fledermausquelle.

Schon vorhin betrachteten wir die Wasserfälle, und sie sind es, welche, man mag hier in der Umgebung des Wildbades hingehen, fast wo man will, immer das Auge und Ohr beschäftigen. Den unteren größten Sturz sieht man auf der ganzen Nordwand, an welcher das Bad liegt, am schönsten. Um den starken Staubregen zu mindern, mit dem ein Theil des Ortes fortwährend heimgesucht wurde, ist unter dem Falle gegenüber eine bretterne Wand errichtet; scheint die Sonne gegen Mittag gerade in die Brandung hinein, so glaubt man in das glänzendste Feuerwerk von allen Farben hineinzublicken.

Ein zweiter günstiger Standpunkt ist die Straubinger-Brücke. Hinabwärts sieht man die Ache sich mit Wut in den nicht sichtbaren Abgrund werfen; nur die weit hinausgeschleuderten Schaumflocken, der Donner und der aufwirbelnde Staub verraten die Tiefe. Blicken wir aufwärts, so bietet sich ein noch wilderes Schauspiel dar, die sogenannte „Schreck“; rechts und links senkrecht aufragende Felsen, im Hintergrunde durch eine kühne Brücke verbunden, unter welcher sich in wilden Wogen die Ache hervordrängt, um in grausigen Sprüngen durch die enge Kluft in einen tiefen Felsenkessel zu setzen. Durch ein

Felsenriff und einen Riesenblock verschlossen, drängt sich nur ein schmaler Arm aus dem dampfenden Kessel hervor; aber kaum in Freiheit gesetzt, wirft sich die Flut schäumend im stäubenden Sprunge über ein Felsenwehr in die Tiefe unter unserer Brücke. Fürchterlich, aber auch gefährlich ist dieser Anblick zur Zeit der Schneeschmelze; denn dann übersprühen die Fluten nicht nur die Brücke, sondern schleudern auch gewaltige Steine gegen und über sie hin.

Ein dritter Standpunkt ist jene obere Brücke, zu der wir eben hinaufsahen. Auch hier ein Wechsel von Ansichten; abwärts schwindelt der Blick, indem er den rasenden Stürzen der Ache folgt; aufwärts ein ruhigerer, aber schöner Wasserfall zwischen den tief von den Fluten ausgewölbten Wänden und darüber abermals eine kühne Brücke gespannt. Von hier steigen wir rechts hinan über eine Einfriedung, auf eine mit Moos, Preißelbeeren und verkrüppelten Bäumen bewachsene Höhe, die Sonnenwende. Hier möchte einer der interessantesten Punkte sein durch die grellen Gegensätze: in grausenvoller Tiefe der Schlund der Ache mit ihren Stürzen, ihrer furchtbaren Brandung in der Enge, die Straubinger-Brücke, rechts der Schlossfelsen, durch Mauerwerk gegen den Wogendrang der Ache geschützt, rechts in der Tiefe die Häuser des Ortes; in größter Tiefe die waldigen Felsenpfeiler, durch welche die Ache ihre letzten Sprünge hinaus auf den Thalboden von Hof macht, der zum Theil in seiner ganzen Lieblichkeit hereinlacht, überragt von dem Gamskahrkogel. Noch im fernen Norden in dem Winkel der grünen Berge des unteren Thales zeigt sich grauweiß ein Bruchstück der Kalkalpen, die Wetterwand.

Nach dem höher gelegenen Thalboden von Böckstein führt uns vom Wildbade die schon bekannte Straße durch die Schreck, durch das Getümmel der donnernden und stäubenden Wasserfälle. Kaum aber haben wir die oberste Brücke überschritten, so ändert sich Alles. Der eben noch betäubende Donner verhallt, die Abgründe sind verschwunden, eine Scheidewand ist zwischen uns und jene getreten, da jener Felsendamm, der das Thal durchsetzt, über die obere Thalfläche, wenn auch

nur wenig, aufragt. Friedliche Stille herscht in diesem Hochthale, kaum hörbar plätschert die Ache durch die ebenen Wiesen. Nur der Hintergrund gestaltet sich ernster; da baut sich der ganze, einst so goldreiche Radhausberg mit seinen verschiedenen Gipfeln auf, oben schneegefleckt. Rechts an den Schultern des Berges zeigt sich das eisige Haupt des Scharecks und im Hintergrunde der Thalfläche die Kirche von Böckstein. Der Wechsel vom wilden endlosen Getümmel der Wasserfälle, bei welchem man sein eigenes Wort nicht versteht, zum friedlich stillen Leben dieses Thalbodens fällt sehr auf.

Ehe wir Böckstein auf der Straße erreichen, überschreiten wir die Passauer-Brücke, welche den Anlaufbach, der hier aus seinem Thale tritt, überspringt. Böckstein, sonst das Poch-, Wasch- und Amalgamirwerk des Gasteiner Bergbaues, liegt hinter einem Felsenriegel versteckt und verrät sich durch seine Kirche, die auf einem Hügel erbaut ist. Von der oben erwähnten Passauer-Brücke führt der Weg in den innersten und höchsten Winkel des Gasteiner Gebietes, in das Anlaufthal und zum Ankogel.

Drei Stunden lang zieht das Anlaufthal von Böckstein südöstlich in den Kern des Gebirges bis zum Radeck, der letzten Alpe des Thales. Dieses bietet anfangs nichts Besonderes dar; den Hintergrund verschließen steile Wände, ringsum ist der schwarze Boden von schwarzen Waldungen umzäunt. Aber nun öffnet sich rechts die Thalwand und ein großes Amphitheater von Felsen, das Hiekahr oder Höhkahr, entfaltet sich; eine Felsenmauer erhebt sich auf den Matten über der anderen, nur der flimmernde Höhenduft läßt die höchsten Stufen weit zurücktreten und Schneefelder bezeichnen ihre Höhe. Links über die Absätze der Wand gleitet weiß schäumend der Hiekahrfall herab, verbirgt sich dann hinter einem bewaldeten Felsenstock, hinter dem er mächtiger und breiter als prächtiger Wasserfall über einige Absätze herunterstürzt. Doch erst, wenn man den Bach, indem er unseren Thalweg durchschneidet, übersetzt, bemerkt man seine wahre Größe.



Der Hiekahrfall.

Kaum ist man an der lichten Stelle des Hiekahrs vorüber, so umdüstert sich das Thal von neuem. Das Gerölle, das uns vorhin in der Ferne an dem Fuße der Wände wie Sand erschien, vergrößert sich mit jedem Schritt, ungeheuere Blöcke bedecken den Thalboden, und nur kümmerlich sprossen Fichten zwischen diesen von Lawinen und Gießbächen herabgeworfenen Felsen auf. Lieblich duftendes Veilchenmoos rötet die Trümmer. Nach einer Stunde Weges gewahrt man rechts einen zweiten mächtigen Wasserfall aus großer Höhe herniederschweben, den Tauernfall; hoch über die Waldungen steigen die Felshörner der Tauernkette auf, den Hintergrund verschließt noch dunkle Waldung. Rascher steigt nun unser Weg im Thale aufwärts durch Waldungen zur Mitteralpe und dann noch steiler hinan zu dem hintersten und höchsten Thalkessel des Anlaufthales, dem Radeck, einer Alpe. Hier übernachtet man in der Sennhütte, wenn man den Ankogel, den König der Gasteiner Berge, ersteigen will, wozu man wegen der Umwege von der Radeck-Alpe noch fünf bis sechs Stunden braucht.

Der Ankogel (3253 Meter hoch) galt lange Zeit für unersteiglich, bis ihn ein Bauer aus Böckstein, Namens Riser, erstieg. Von der Sennhütte sehr früh aufbrechend, durchschneidet man noch den Thalboden des Radecks, bis man nach einer Stunde den Fuß des Ankogels erreicht, und steigt von dort noch eine bedeutende Strecke auf einem mehrfach gewundenen Viehsteige hinan. Die Trümmer nehmen bald so überhand, daſs der Weg verschwindet und äußerst mühsam klettert man nun über das lockere Felsgeröll hinan zur Kärntner Höhe, der Scharte zwischen Ankogel und Plattenkogel. Hier hat man den beschwerlichsten Theil der Besteigung überwunden, obgleich nicht die Gefahren, welche jetzt erst, doch nur für Schwindelige, beginnen. Von der Kärntner Höhe geht man eine kurze Strecke auf der Schneide des Alpenrückens hin, steigt dann rechts durch eine enge Felsenklamm auf den nach Kärnten herabhängenden Seebachgletscher hinab, überschreitet das Geklüfte desselben mit Vorsicht, den Ankogel als Zielpunkt vor Augen; steigt wieder zur Grenzscheide hinan auf einen anderen Gletscher,

der einen scharfen Firngrat bildet, bis zum Fuße der höchsten Kuppe. Hier werden die Steigeisen angelegt und den Schwindeligen ein Seil umgebunden. Man hat nun den gefährlichsten Theil vor sich; denn eine gute halbe Stunde hat man einen Felsenkamm zu ersteigen, der sich steil in die Höhe zieht, höchstens 2 Fuß breit ist und von dem man rechts fast senkrecht 630 Meter tief auf das zerklüftete Eisfeld des Klein-Elendgletschers, links auf den eben so zerrissenen Radeckgletscher hinabblickt. Hat man diese Strecke überwunden, so hat man gesiegt fast über die ganze östliche Alpenwelt; denn erst im Westen beginnt mit der Glocknergruppe ein höheres Stockwerk der Alpen. Ueber sich das im herlichsten Dunkelblau strahlende Himmelsgewölbe, blickt man über die ungeheueren Eisfelder der Centralkette hin bis in die Ebenen Baierns und Salzburgs, während im Süden die Höhen Italiens winken in nicht großer Entfernung.

Ein zweiter großer und in mehrfacher Hinsicht merkwürdiger Ausflug von Böckstein führt uns auf den goldreichen Radhausberg, der durch die Geschichte, durch die Großartigkeit seiner Natur, wie durch seine Mineralien und Pflanzen ein besonders ausgezeichneter Punkt der hohen Tauern ist. Der Berg ist schon in den ältesten Zeiten Sitz des Goldbergbaues gewesen; denn schon die Taurisker (Noriker) kannten die Schätze dieses Berges. Nach ihnen durchwühlten die Römer die Eingeweide desselben, und nachdem alle Gruben der Umgegend von Gastein nach und nach eingiengen, hat dieser Berg noch seinen Ruhm bewahrt, nicht nur in der Sage, sondern auch in der That bis in die neueste Zeit noch fortzuleben. Der Radhausberg bildet einen mächtigen umfangreichen Gebirgsstock, dessen östlicher Fuß am Eingange in das Anlaufthal ruht, während der andere am Eingange in das Nassfeld mit dem jenseitigen Pochhart sich verbindet.

Viele nördliche Tauernthäler haben ihre Nassfelder, indem dieser Ausdruck den obersten ebenen Thalkessel der Thäler bezeichnet. Das Gasteiner Nassfeld hat den Vorzug vor allen, denn mit Nassfeld schlechtweg ist nur dieses gemeint. Der unmittelbar hinter Böckstein

weit vortretende Fuß des Radhausberges verschließt das Thal aufwärts, so daſs der Weg über diesen Felsenriegel hinführt. Nach längerem Steigen, während dessen man die Ache rechts in der Tiefe in fortwährenden Stürzen hat, biegen der Weg und die Schlucht links um in eine scharfe Felsenecke, und von neuem beginnen die großartigen und abwechselnden Scenen unseres Weges. Ein dumpfer Donner, von dem der Weg erzittert, läſst uns eine Wasserfallscene der Tauernkette erwarten, und es ist eine der wildesten und eigentümlichsten, der Kesselfall. Die Ache schießt aus enger, steiler Schlucht herab und wirft sich in einen nächtlichen Abgrund, von hohen Felsen überwölbt, auf denen unser Weg hinführt. Furchtbar ist ihre Wut gegen die sie bergenden Felsen; sie sendet Woge auf Woge gegen sie, um sie zu vernichten, aber der Fels beugt den Angriffen aus. Sie verschwindet den Augen des Wanderers. Wieder wendet sich der Weg rechts um, und bald darauf steht eines der schönsten Bilder des Thales vor uns, der Bärenfall, der Schleierfall mit dem Schareck. Gerade vor uns in der Höhe die Eingangspforte des Naſsfeldes, in deren Mitte die Riesenmasse des Scharecks als Pyramide aufsteigt in den blauen Himmel, rechts und links von Schnee- und Eismassen umlagert. Unter diesem Riesen öffnet das Naſsfeld seinen Fluten einen schmalen Ausgang, und diese werfen sich, zur Ache vereinigt, in einen tiefen Felsenkessel. Wie Schuppen decken sich die Wogen unter majestätischem Donner eine die andere; jede Nachfolgerin sucht den Glanz ihrer Vorgängerin zu verdunkeln, indem sie ihr schimmerndes Gewand über sie hinwirft. Wild kochen und toben die Fluten in dem tiefen Felsenkessel, ehe sie wieder einen Ausweg aus dieser Enge finden; weiße Dampfwolken steigen aus dem dunkeln Abgrund; unter ihnen sehen wir die Ache wieder hervorbrechen, und sich nun gerade gegen uns wendend, stürzt dieselbe über eine zweite Wand gleich hoch herab. Das sind die Bärenfälle. Jetzt wenden wir uns etwas rechts von dem Bilde erhabener Größe und Wildheit und werden durch ein neues Bild von ganz anderer Art überrascht. Eine 130 Meter hohe senkrechte Wand

steigt da vor uns auf; von ihrem obersten Rande herab sehen wir es glänzen; es ist ein klarer Bach, der Abfluss des unteren Pochhartsees, der sich hier herabwirft. Hie und da aufgehalten, theilt sich der Bach in viele kleinere Fäden, sich immer mehr und mehr zur Tiefe ausbreitend; er wird zum Theil in so feinen Staub aufgelöst, dass dieser nur sichtbar wird durch den prächtigen Regenbogen, der das untere Ende gegen die Mittagsstunde fortwährend wie ein Zauberbild umgaukelt. Unter dem zartgewebten Schleier erscheint auch die grau- und blauschwarze, rotgefleckte und gestreifte Felsenwand im eigenen Lichte. Dieses ist der Schleierfall. Die Ruhe und Stille dieses Wasserfalles, sein leichtes Schweben und Gleiten bilden einen wahren Gegensatz zu den tosenden Stürzen der Ache, die links neben und unter uns braust und donnert.

Auf den Saumweg zurückkehrend, steigen wir in dem Engthal weiter hinan über die Stürze der Ache, bis ein neuer Anblick unsere Schritte hemmt; wir setzen uns auf einen der Blöcke, die umherliegen, um das große Landschaftsgemälde, das sich hier vor unseren Augen entfaltet, zu bewundern. Der weite oberste Thalkessel von Gastein, das Nassfeld, liegt vor uns. Wir sind hiermit aus dem geräuschvollen Leben der Welt in die Stille der Einsamkeit getreten. Die Ache gleitet ruhig ohne alles Geräusch in großen Schlangenwindungen durch die weite grüne Thalfläche. Die Bäume, die eben noch am Bärenfall die Wände umdüsterten, sind verschwunden, auch kein Strauch zeigt sich mehr an den Bergwänden. Der obere Thalkessel des Nassfeldes ist eine starke Stunde lang und eine halbe Stunde breit, ein weiter herlicher Grasteppich; der Donner der Ache ist verklungen, nur ein leises fernes Rauschen verkündet noch das Leben der Staubbäche, welche allseitig von den Höhen der Eisfelder herabgleiten.

Auch das Nassfeld war schon in den ältesten Zeiten berühmt wegen seines Goldreichtums. Dort oben, wo jetzt die blaugrünen Eisfelder der Schlapper-Ebene herabsteigen, beschatteten einst hochstämmige Birkenhaine die sonnigen Matten; dort giengen tiefe Schachte in das

Innere des Berges, der sehr goldreich war. Noch vor etlichen Jahren erzählten alte Bergleute von der Heidenstraße, die hinanführte, und wollten noch die Eisenklammern gesehen haben, durch welche sie befestigt war. Doch auch hier wie anderwärts in den Hochalpen häufte ein einziger Winter solche Schneemassen an, dass der Gletscher daraus entstand, der durch sein Abbrechen die Bergstube und zwölf Knappen begrub. In ihrer Not warfen sie das Los, wer unter ihnen von den anderen verzehrt werden sollte, doch der Unglückliche suchte und fand Rettung durch den Schlot der Hütte, während die Uebrigen umkamen. Wirklich hat man 1785, wo die Gletscher von der Sonnenhitze sehr zusammengiengen, beim Zurücktreten dieses Gletschers die Ueberreste der Bergstube und viele Gerätschaften gefunden, die aus einer noch viel älteren Zeit stammten. Dasselbe war im Jahre 1861 der Fall.

Wie hier so überall in den Gasteiner Bergen ist nun seit geraumer Zeit der vormalige Gold- und Silberreichtum erschöpft, die alten Bergschachte sind aufgelassen. Der Volksmund aber weiß das Versiegen der einst so ergiebigen Erzadern — wie gewöhnlich — auf den Uebermut der Menschen, der bestraft werden mußte, zurückzuführen und hat den Verfall des Bergbaues in Sagen gekleidet. Eine solche erzählt man sich auch von der sogenannten Erzwiese, einer kleinen Hochebene am Fuße des Silberpfennigs im Gebiete des Hochthales Bockhart, zu dem man vom Nassfeld aus hinaufsteigt. Dies Revier war ehemals durch seinen Silberreichtum berühmt. Hier schoben einst die Bergknappen mit silbernen Kugeln nach silbernen Kegeln und zechten aus goldenen Bechern; doch auch hier kam Uebermut vor dem Falle. Die Knappen vergaßen sich einst so weit, einem lebenden Ochsen die Haut abzuziehen; von furchtbaren Schmerzen gequält wälzte sich das arme Thier auf der Erde. Nur wenige nahmen sich durch Warnungen des Thieres an und wurden dafür verspottet, indem die Peiniger ausriefen: „So wenig dieser Ochse noch zu brüllen oder davonzulaufen vermag, so wenig wird die Quelle unseres Reichtums versiegen.“ Da sprang plötzlich der Ochse auf, brüllte dreimal fürchterlich und

stürzte im rasenden Sprunge das Thal hinab. Erschrocken liefen die eben noch so übermütigen Knappen aus einander und kehrten traurig in ihre Hütten zurück. Als sie am andern Morgen einfahren wollten, waren die Erzadern verschwunden; sie arbeiteten tage-, wochenlang, aber vergebens, erst später fand sich wieder etwas, doch nur gerade so viel, um sich den Lebensunterhalt notdürftig zu verschaffen.

So sieht die Sage die jetzige Verarmung der Gegend an gold- und silberhältigen Erzen als ein Strafgericht Gottes an; aber zwei Quellen des Erwerbes sind geblieben, die Viehzucht und die Heilquellen, und die letzteren sind die jetzigen Goldquellen statt der Gruben geworden.

II. Der Zeller-See im Pinzgau.

Die vor wenigen Jahren vollendete Salzburg-Tiroler Gebirgsbahn oder Gisela-Bahn, welche von Salzburg nach Wörgl am Inn führt und die Verbindung zwischen den nordöstlichen und den westlichen Alpenländern Oesterreichs mitten durch das Gebirge bewerkstelligt, überschreitet, nachdem sie von Salzburg bis Bruck dem Laufe der Salzach gefolgt, hinter letzterer Station den Fluss und wendet sich nördlich in den Mitter-Pinzgau. Hier erreicht sie bald den schönen Zeller-See, an dessen westlichem Ufer sie wie die alte Straße vorüberzieht.

Der **Zeller-See** ist der größte See im Salzachthale und seiner Lage nach einer der merkwürdigsten Alpenseen, deren wenige ihm an malerischer Schönheit gleich kommen. Er liegt nämlich in einer Gebirgslücke, von der aus man nördlich eine der höchsten Gruppen der Kalkalpen, südlich eine der höchsten Gebirgsgruppen der Mittelkette mit dem Blick erreicht, während östlich und westlich das grüne Uebergangsgebirge den Rand des Seebeckens bildet. Die tiefe Mitte dieser Gebirgseinfassung ist von dem Seespiegel erfüllt, der eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit ist, während die Tiefe des Sees 73 Meter beträgt. Sein Abfluss geht südlich in die Salzach, während nördlich, nur durch einen schmalen Höhenzug geschieden, die Saalach von Westen nach Norden umbiegt. Die im Norden und im Süden

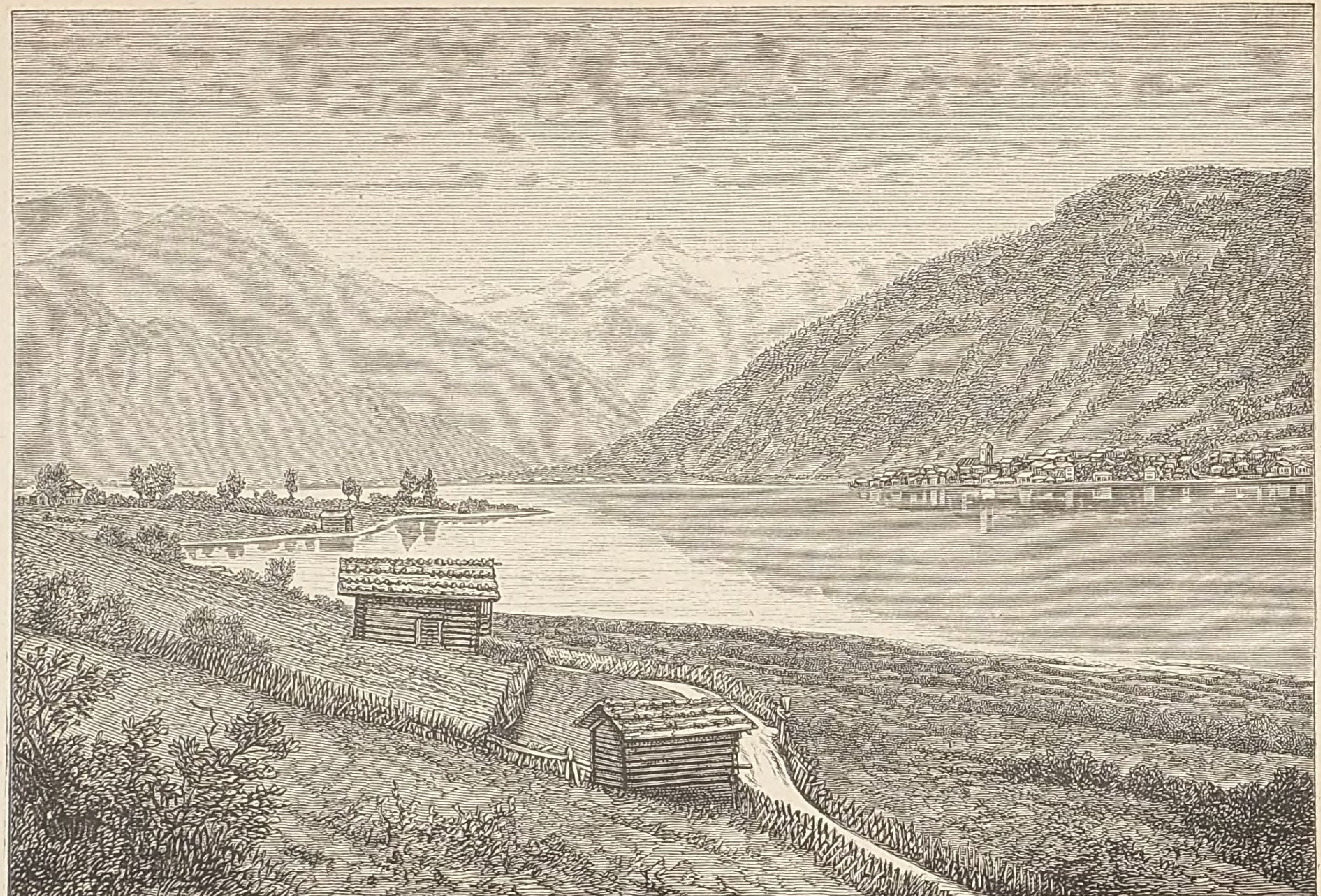
in Sümpfe (Prielauer-Moos und Zeller-Moos) übergehenden Ufer des Sees sind durch Ausfüllungen und Anschwemmungen entstanden, denn er ist wahrscheinlich der Ueberrest eines größeren Sees, der einst die ganze Weitung des Thalbodens ausfüllte. Jetzt sind die Sümpfe des Zeller-Mooses zum Theil trocken gelegt; die Anschwellungen des Sees sind durch die auf Anordnung des Kaisers Franz ausgeführten Entwässerungsarbeiten beseitigt worden, so daß der gewöhnliche Wasserstand des Sees selbst bedeutend niedriger ist, als früher.

Der Marktflecken Zell am See liegt am westlichen Gestade auf einer Halbinsel, die der Schmittenbach geschaffen hat, die er aber auch wieder zu verschlingen droht. Der Ort ist uralt. Wie schon sein Name sagt, verdankt er seinen Ursprung einem Kloster, das aber nachmals spurlos verschwand. Vor 1100 Jahren, zur Zeit des heiligen Bischofs Virgilius, entstand hier das Kloster mit einer Kirche, Cella in Bisonzio genannt. Die frommen Mönche lichteten den Urwald und bebauten die Gegend; allmählich entstand neben ihrer Ansiedelung eine Ortschaft, die sich zu einem namhaften Markte erhob.

Die Pfarrkirche in Zell, dem heiligen Hippolyt geweiht, ist ein mächtiges altes Gebäude. Sie bestand bereits im 13. Jahrhunderte, denn 1217 gab sie Erzbischof Eberhard II. von Salzburg dem Bistum Chiemsee und stellte 1218 den Probst des damals noch bestehenden alten Klosters Rüdiger von Rebeck als ersten Bischof darüber.

In dem allgemeinen Bauernaufstande des Pinzgaues im Jahre 1526 blieben die Bewohner Zells allein dem Salzburger Erzbischofe treu und erhielten dafür die Ehrenbenennung der „getreuen Knechte St. Ruprechts." Sie durften jährlich eine Wallfahrt nach Salzburg anstellen, dort im Dom ihr deutsches Kirchenlied anstimmen und rings um den Hochaltar ziehen; abends wurden sie sodann im Hofkeller bewirtet. „Die Pinzgauer wollten wallfahrten gehn," heißt es im Volkslied.

Die Lage des Marktes Zell ist reizend; doch ist die unmittelbare Nachbarschaft des Sees namentlich vor den bereits erwähnten Entwässerungsarbeiten gefahrdrohend gewesen. Einmal schwebte der



Zell am See.

Ort in großer Gefahr, an einem Tage durch Wasser und Feuer zugleich vernichtet zu werden, und wirklich gieng mehr als die Hälfte der Häuser zu Grunde.

Um den See selbst genauer kennen zu lernen, unternehmen wir an einem heiteren Abend eine Spazierfahrt auf dem von Süden nach Norden sich streckenden Spiegel. Wir nehmen die Richtung nach Thumersbach, Zell fast gerade gegenüber im Osten. Auf der Mitte halten wir und überschauen die merkwürdige Gegend. Gerade im Norden erhebt sich in einer Entfernung von vier Stunden die Kalkalpenwelt in äußerst schroffen Formen, es ist der Südabsturz der Berchtesgadener Gruppe; oben auf diesen senkrechten, nackten, wildzerrissenen Wänden breitet sich eine weite, öde Fläche aus, das steinerne Meer, dessen erstarrte Wogen hinab nach Berchtesgaden fluten. Weißrötlich erscheinen die schroffen Felsmauern, deren Steilheit keinen Schnee duldet, nur hie und da in tiefen, schattigen Rissen verrät ein Schneestreifen die Höhe der Berge; blaudunstige Schlagschatten auf den von unten bis oben nackten Wänden zaubern einen Feenpalast hin; wie von einem Altare Gottes steigen Wolkensäulen aus tiefen Schneeschluchten himmelwärts. Der Unerfahrene wird kaum ahnen, dass bis an den Fuß jener Berge, wo das Schloss Lichtenberg die Lage von Saalfelden bezeichnet, fünf Stunden sind. Jetzt wenden wir den Blick südwärts, und eine völlig andere Welt liegt vor unseren Blicken; es ist die Urgebirgswelt in ihrer ganzen majestätischen, aber ruhigen Größe. Fast erscheint sie nicht so hoch, wie die trotzigen Zacken des Kalkes, wegen der sanfteren Umrisse; doch bald wird der Beobachter ihre Größe würdigen. Gerade im Süden erhebt sich als stolze Pyramide das Inbachhorn fast 2470 Meter hoch, also so hoch wie die nördlichen Kalkwände, aber das vierkantige Felsengerüst ist noch bis zur Spitze vom Grün der Matten überschimmert; nur oben treten die braunen Urfelskanten schärfer hervor. Ueber ihm erhebt sich der tiefbeschneite Gipfel des hohen Tenn, Eisgefilde und beschneite Felsenrücken nach beiden Seiten herabsenkend. Er verbirgt das 3576

Meter hohe Wiesbachhorn. Links von dieser Gruppe fällt der Blick in das Fuscherthal bis zu seinem Tauern, welchen der im Hintergrunde aufragende Brennkogel bezeichnet. Großartiger zeigt sich rechts die Eiswelt des Kaprunerthales, dessen westlicher Eckpfeiler, das schon dick beeiste Kitzsteinhorn (3193 Meter hoch) mit der Eiskammer, stolz sein Haupt in die Lüfte hebt. Ueber die Gletscher des Hintergrundes steigen zwei gewaltige Schneeberge aus der Nachbarschaft des Großglockners auf, der Johannsberg und der Bärenkopf.

Schön ist es, wenn am späten Nachmittag der Schmelz der Matten durchglüht wird von der sich neigenden Sonne und violetten Schatten den Faltenwurf des Gebirges verraten; wenn die silberweißen Firnen über dem Grün und Grau der Vorberge erglänzen in dem Dunkelblau des Himmels. Aber schöner oder vielmehr erhabener ist der Eindruck, wenn der Abglanz der Sonne an den Kalkriesen verblichen, wenn von den grünbematteten Urbergen das lebendige Grün gewichen ist, wenn sie als dunkle Riesen im grauen Flor der Dämmerung erscheinen, wenn dann noch allein die Eiszinnen stolz im glühenden Feuer der untergehenden Sonne oder ihrer Nachhut, des Abendrots, ihr Haupt erheben und sich als Herscher dieser Welt verkünden. Dunkel deckt dann das Thal, tieferes Dunkel den jetzt schwarzen Seespiegel, aber tief hinein in den fast nächtlichen Spiegel tauchen die glühenden Eisgipfel, als ob sie der Abkühlung bedürften. — Auf dieser Fahrt können wir noch das am nördlichsten, ebenfalls sumpfigen Gestade des Sees gelegene Schloss Prielau besuchen, das in dem dort üblichen Stil (hoher Giebel und vier Ecktürmchen) erbaut ist; dabei steht eine kleine Kirche, die einen schönen Vordergrund abgeben würde, wenn sie in einem guten Stile erbaut wäre.

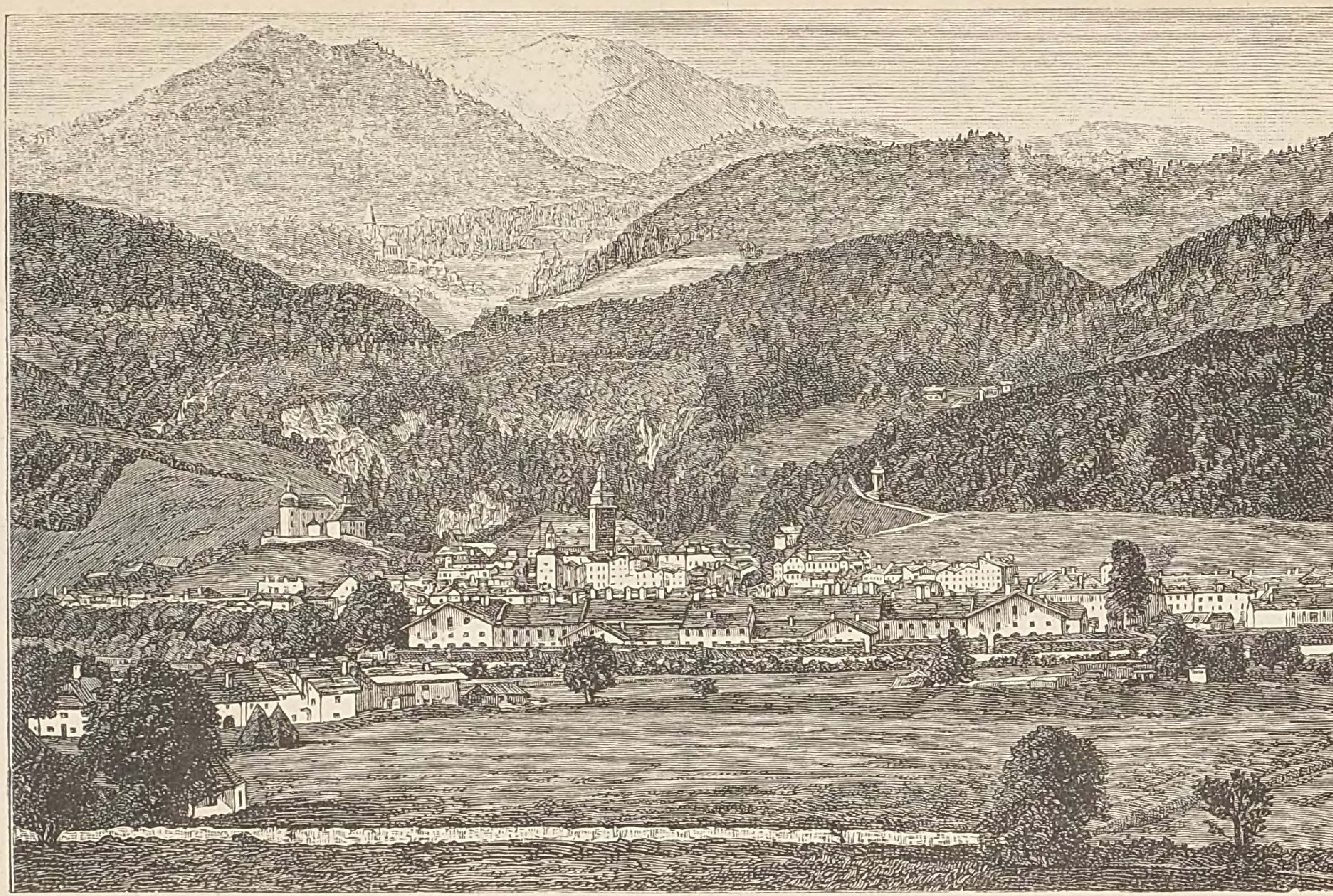
Wenn wir aus dem Fenster unseres Wirtshauses gegen Osten über den nahen Kirchhof und den jenseitigen See hin sehen, so erhebt sich dort das kaum seine Höhe verratende grüne Thonschiefer-Uebergangsgebirge. Auf seiner höchsten Erhebung zeigt sich eine dort errichtete Pyramide, als Zeichen einer weiten Aussicht. Es ist der

über 2100 Meter hohe **Hundstein**, wo sich ehemals am Jacobstage die Pinzgauer versammelten, um alle im Laufe des Jahres vorgekommenen Streitigkeiten und Händel durch oft sehr blutig endende Faustkämpfe zu schlichten; außer den ernstlichen Zweikämpfen gab es auch solche, die nur ein Spiel waren. Das waren die sogenannten „Ranggelfeste". Die Höhe des Hundsteins bildet eine ziemliche Fläche; das schönste ist aber die Aussicht: gegen Norden die furchtbaren, 2800 Meter hohen Wände der übergossenen Alpe oder des ewigen Schnees, hier Wetterwand genannt, mit ihrem großen Eisgefilde, dessen Zipfel wie ein Altartuch von dem großen, oben ebenen Berge herabhängen; gegen Süden das ganze Rauriser-Thal hinan und die sich dort erhebenden schneebedeckten Goldberge; gegen Südwesten die Eiswelt des Großglockners und des Venedigers; westlicher ein großer Theil des Pinzgaues; gegen Südosten die Gasteiner und Großarler Bergwelt. Eine ähnliche großartige Rundsicht bietet auch die, gerade westlich von Zell gelegene, 1900 Meter hohe **Schmittenhöhe** dar, ebenfalls ein bis zur Spitze grünbewachsener Thonschieferberg, von dem der erwähnte Schmittenbach herabstürzt, um den Marktflecken Zell zu durchströmen; nur mit dem Unterschiede, daß man hier, wie dort in die Rauris, in das Kapruner-Thal hineinschaut, und der Ueberblick des Zeller-Sees und der Salfelder Ebene mit den darüber aufsteigenden Kalkwänden dieser Aussicht einen noch größeren Reiz verleiht.

12. Hallein und der Dürrenberg.

Die Straße von Salzburg nach der alten Salinenstadt Hallein führt uns bei dem Nonnthore hinaus, an den Lustschlössern Leopoldskron und Hellbrunn vorüber. Prachtvoll sind die Ansichten, welche uns bald die vieltürmige Stadt in unserem Rücken mit ihrem Felsenschlosse Hohensalzburg gewährt, bald die Salzach mit ihren Auen und Dörfern, Villen und Schlössern an ihren Ufern, bald fruchtbare Ackerfelder und buntbeblümte Wiesen, die jetzt eine Allee von Linden, jetzt ein Pappelgang, dort ein Tannenwäldchen und hier Erlengebüsche durchschneiden. Bald uns zur Seite und bald vor uns erhebt der schneegekrönte, sagenreiche Untersberg seinen Atlasrücken. Die Morgennebel spielen an seinen östlichen Wänden und gaukeln wie die Berggeister in seinen Schlünden. Ueber seinem niedrigeren Bruder, dem Hohenstaufen, schwebt der Morgennebel, den nächtliche Weste aus dem bairischen Meere, dem Chiemsee, um seinen Gipfel sammelten. Wir können uns keinen prächtigeren Morgen zu unserer Wanderung wünschen.

Unmittelbar hinter Hellbrunn erreichen wir das Dorf Anif mit einem neuen gothischen Schlößchen, das in einem kleinen Weiher sich spiegelt. Hinter dem Dorfe Nieder-Alm überschreitet die Straße den Abfluss des Königssees, die Alm, welche sich hier mit der Salzach vereinigt. Nun gewahren wir zur Linken das mit mächtigen Mauern



Hallein.

umgebene Schloss Rif und eine halbe Stunde später sind wir in Kaltenhausen, wo uns die berühmten Felsenkeller einer großen Brauerei freundlich zu kurzem Aufenthalte einladen. Hier erhebt der Barmstein, ein steiler, zweigipfeliger Kalkfels, dessen Zinne eine entzückende Fernsicht bietet, seine malerischen Wände.

Von Kaltenhausen bis Hallein fesselt nun kein merkwürdiger Gegenstand mehr unseren Blick; wol aber wird die Straße immer belebter und den Fluss abwärts, an den wir hart herangekommen, befahren schwerbelastete Salzschiffe. Endlich erreichen wir, kaum fünf Stunden nach unserem Aufbruche von Salzburg, die Stadt Hallein.

Wer kein großer Freund von Fußwanderungen ist, oder wem die Zeit knapp zugemessen, der mag von Salzburg bis Hallein die Gisela-Bahn benützen. Diese zweigt bald nach der Ausfahrt von der Linzer-Bahn rechts ab und bleibt stets auf dem rechten Salzachufer, wie die Straße auf dem linken. In großem Bogen umzieht die Bahn den Capuzinerberg, durcheilt nun ein schönes, villenbesetztes Thal, passirt das durch seinen prachtvollen Park berühmte Schloss Aigen, hierauf die Schlösser Goldenstein und Urstein, führt nach dem Dorfe Puch, dann von der Salzach sich entfernend an den Schlössern Winkl und Kahlsperg vorbei und gelangt, nachdem sie die Ober-Alm auf einer Gitterbrücke übersetzt hat, zu dem Ziele unserer Fahrt.

Hallein liegt am linken Salzachufer und ist nach Salzburg die bedeutendste Stadt des Herzogtums, die über 3600 Einwohner zählt. Wie Salzburg, so besitzt auch Hallein eine große Anzahl flacher Dächer; sie verleihen der Stadt einen eigentümlichen Anstrich, welche durch die vom Rauche der Salinen und Brauereien geschwärzten Mauern der alten Häuser einen ernsten, düstern Charakter erhält. Der Ort selbst bietet keine besonderen Merkwürdigkeiten; er hat vier Plätze und fünf Kirchen, eine Cigarrenfabrik, eine Holzschnitzerei-Schule und ein großes Sudhaus, wo die aus dem Dürrenberg gewonnene Soole versotten wird.

Mit dem Schlusse des ersten Jahrtausends christlicher Zeitrechnung stand hier nur eine Kirche, von einigen Häusern umgeben; damals hieß der Ort Mühlbach. Als aber im Jahre 1123 der Salzberg, den schon Kelten und Römer genützt hatten, wieder regelmäßig zu bebauen begonnen ward, da hob sich natürlich auch der am Fuße desselben liegende Ort schnell, wuchs zur Stadt heran, und so entstand die Stadt Hallein, hauptsächlich bewohnt von der Halloren fleißigem Volke. Auch heute ist der Gewerbebetrieb ansehnlich, scheint aber nicht genug einträglich zu sein, denn es wird hier mehr gebettelt als anderswo.

Die größte Merkwürdigkeit in der Umgebung Halleins ist der Salzberg, der Dürrenberg, der uralte Tuval, den wir ersteigen wollen. Er liegt im Südwesten der Stadt, über deren Boden er sich 340 Meter hoch erhebt. Seinen Reichtum kannten und nützten, wie erwähnt, schon die Kelten und die Römer, bis er in den Zeiten der Völkerwanderung in Vergessenheit geriet. Verödet, eine Wildnis, stand das Land. Erst des heiligen Rupert segensreiches Streben rief den Bergbau im Tuval wieder ins Leben. Vom Jahre 1123 an finden wir den Bau im Salzberge geregelt, da entstand auch Hallein. Die Salzburger Erzbischöfe der früheren Zeit betrachteten den Salzberg indessen minder als eine Quelle zu Staatseinkünften, sondern mehr als Fundgrube zu Geschenken und Wolthaten. Sie gaben dem Salzburger Domcapitel, dem Stifte St. Peter, dem Nonnenstifte, St. Georgen in Kärnten, Chiemsee, Raitenhaslach, Suben, Reichersberg reichliche Antheile am Salzberge. Später lernten sie den Wert dieses Bodenschatzes besser würdigen, zogen allmählich wieder alle Antheile an sich, und seit fast vier Jahrhunderten sind die Landesfürsten alleinige Besitzer des Berges. Die Menge Salz, welche man seit acht Jahrhunderten aus dem Berge gewann, ist staunenswert und deutet auf die Mächtigkeit des hier von der Hand der Natur niedergelegten Vorrates. Man kann annehmen, dass in den letzten fünfhundert Jahren allein alljährlich an und über 17 Millionen Kilogramm Salz erzeugt wurden, und noch immer spendet der Berg in unerschöpftem Maße die Fülle seines Segens.

Von oben herab betrachtet zeigt sich dieser Berg als eine Vereinigung von Hügeln, welche gegen Süd und Südwest an die schroffen Kalkwände des Göll hinansteigen. Das Innere des Berges ist Flötzkalkstein von gelblicher und grauweißer Farbe. Doch finden sich auch buntfärbige Lager, bei denen meist die braunrote Farbe vorherrscht. Versteinerungen kommen zahlreich vor. Der hier sogenannte Buchstein besteht aus Trümmern von eisenschüssigem Sandstein und Kalkbreccie[1]). In den Schluchten ist Mergelerde, verhärteter Mergel und sandiger Töpferthon unter der Dammerde von geringer Mächtigkeit. Die Oberfläche des Berges selbst ist höchstens nur 7 bis 15 Meter tief Dammerde, Lehm und Kalksteingerölle, unter diesem liegt schon der Salzstock. Die salzhältige Gebirgsmasse in diesem Berge stellt sich als ein ungeheures Stockwerk von gemeinem Thone dar. Dieser Thon ist bläulich und schwärzlichgrau, mehr oder minder erhärtet, wo er zu Tage tritt, zuweilen lettenartig; in beträchtlicher Tiefe geht er in Schieferthon über. Es gibt blätteriges und faseriges Steinsalz in verschiedenen Farben-Varietäten. Je tiefer man gräbt, je reicher an Salz wird der Thon. Man bemerkt, daſs er gegen Süden reicher als gegen Norden ist. Das hier sogenannte Haselgebirge besteht aus einer Thonmasse, die mit Mergeladern und nur spärlich mit Steinsalzlagen durchzogen ist. Dieses Haselgebirge ist ebensowenig bauwürdig, als das Taub- oder Blindgebirge, das kein Salz enthält. Außer dem Steinsalze findet man im Berge auch „Wundersalz" (schwefelsaures mineralisches Alkali). Es ist meist hellweiß und durchscheinend.

Das Steinsalz ist entweder nur durch den Geschmack in der Thonmasse zu erkennen, oder es findet sich krystallinisch ausgeschieden in Bandstreifen von den herlichsten Farben, blau, rot, weiß und grün; kleine Adern von Gyps begleiten diese Streifen. Wegen dieses Vorkommens kann das Salz nicht anders als durch Auslaugen gewonnen werden, welches auch am kürzesten an Ort und Stelle durch

---

[1]) Breccien bestehen aus eckigen Bruchstücken verschiedener Gesteine, welche durch ein kalkiges, thoniges oder kieseliges Bindemittel verbunden sind.

hineingeleitetes süßes Wasser geschieht, nachdem zuvor große Räume, sogenannte Sulzstücke (im Oesterreichischen) oder Sinkwerke (im Baierischen), ausgehauen sind. Hat sich das dahin eingeleitete süße Wasser mit Salz gesättigt und die erdigen Bestandtheile zu Boden gesetzt, etwa in drei Wochen, so wird die Soole in Räume außerhalb des Berges geleitet, wo sie abermals stehen bleibt, um sich von allen übrigen erdigen Bestandtheilen zu reinigen, und fließt nun in die Sudhäuser, um versotten zu werden. Das ausgelaugte Gebirge heißt Heidengebirge. Da das Gebirge nicht allenthalben festes Gestein ist, so müßen die Stollen ausgebaut werden, besonders wo Luftzug stattfindet, weil in solchen das Gebirge schneller zusammenrückt und die Gänge wieder verengt, was bei luftverschlossenen nicht der Fall ist. Wo Salzwasser durchsickert, ist der Ausbau von Holz, weil das Salzwasser das Holz härtet und gleichsam versteinert; wo süßes Wasser eindringt, muß der Ausbau aus Mauerung bestehen. Ein großes Sulzstück oder Sinkwerk enthält 6388 Cubikmeter Sulze, eine Masse, welche eine Pfanne neun Wochen lang beschäftigt. Gewöhnlich sagt man: ein Sinkwerk enthält neun Bergpfannen Sulze; eine Bergpfanne ist so viel, als in einer Woche in einer Pfanne versotten werden kann, d. i. 7360 Hektoliter, woraus 2260 Hektoliter gesotten werden. 100 Kilogramm Soole geben 25 Kilogramm Salz. Gegen 350 Bergleute (Schichtler) arbeiten im Berge.

Der zwischen Süd und West liegende Salzstock hat eine Mächtigkeit von 2838 Meter Länge, 1290 Meter Breite und 516 Meter Tiefe. Der Bergbau findet in neun wagrechten Stockwerken oder „Bergen“, wie sie hier genannt werden, statt; diese tragen, von oben herab gezählt, folgende Namen: Georgenberg, Leonhards-Berg, Freudenberg, Glamerberg, Ober-Steinberg, Unter-Steinberg, Johann-Jacob-Berg, Ruperts-Berg und Wolf-Dietrich-Berg. Früher hatten alle diese Berge, bis auf den Ruperts-Berg, eigene Ausgänge zu Tage; nun sind aber jene am Leonhards- und Glamerberg aufgelassen, so dass nur mehr sechs dieser Berge eigene Ausgänge haben. Da aber

alle neun Stockwerke durch Stollen, Schächte und Rollen mit einander in Verbindung gesetzt sind, kann man leicht von einem zum andern, vom obersten in den untersten Berg und umgekehrt kommen.

Von Hallein aus ersteigt man den Dürrenberg leicht in einem Stündchen. Der Weg erhebt sich steil am Mühlbache hinan. Schon nach kurzem Steigen öffnet sich eine bezaubernde Uebersicht des Salzachthales und der Stadt Hallein mit ihrer Umgebung. Mit jedem Schritte aufwärts erweitert sich der Horizont dieses Prachtbildes. Der Mühlbach, an dem wir hinaufwandeln, bildet bei seinem Ablaufe, dicht hinter der alten Pfarrkirche, eine artige Cascade; auch der Baumbach und Adlerbach stürzen in schönen Wasserfällen über die Wände herab. Der Pfad wird immer steiler durch Gruben und Schluchten zwischen schroffen Felsenpartien. Endlich winkt freundlich aus Osten die fernhinschauende Marmorkirche auf dem Dürrenberge von ihrer grünen Anhöhe herab zu uns. Ein steiler Treppelweg führt uns auch noch diesen letzten Hang hinan, und wir haben nun das Plateau erreicht. Hier steht die berühmte Wallfahrtskirche, die zahlreichen einzelnen Knappenhäuser der Bergleute und mehrere den Zwecken des Bergbaues dienende Gebäude.

Den Bau der Muttergottes-Kirche begann im Jahre 1594 Erzbischof Wolf Dietrich von Salzburg; sein Nachfolger Marcus Sitticus legte die letzte Hand ans Werk und im Jahre 1612 war der Bau vollendet. Die Kirche ist durchaus von rotem Marmor erbaut, welcher an derselben Stätte gebrochen ward, wo sie steht. Der Turm besonders ist von mächtigen Marmorquadern gefügt, mit weißem Blech gedeckt. Seine Spitze leuchtet daher, von der Sonne beschienen, weit in das Land, und die Kirche erhielt davon im Volksmunde den Beinamen der „gläsernen". Die Ersteigung des Turmes wird durch eine herliche Aussicht, besonders gegen die höher liegenden Alpen, gegen den Göll hin belohnt. Eine Treppe von 199 Stufen führt hinan. Sie ist so bequem, dass die Sage geht, Erzbischof Paris sei hinauf geritten.

Nach Besichtigung der Kirche betreten wir das Gasthaus, wo wir uns zur Bergfahrt umkleiden. Weiße, weite Beinkleider, ein weißer kurzer Kittel, ein Schurzleder und eine schottische Mütze geben uns das Aussehen von Bergknappen. Dann geht es unter Vorantritt eines Steigers als Führer beim Scheine mitgenommener Lampen in das Innere des Berges. Wir treten in das Mundzimmer des Freudenberg-Hauptstollens, des dritten von oben herab, weil er hier der nächste ist. Das Portal ist mit weißem Marmor vom Untersberge gedeckt. Der ganze Stollen ist 555 Meter lang und wahrhaft großartig. Gegen 95 Meter weit hinein ist der Stollen elliptisch mit Marmor ausgemauert; dann ist er theils verzimmert, theils besteht er aus Salz- und Gypsgebirge. Wie glänzendes Geäder schimmert hier rechts und links rotes krystallisirtes Salz von den Wänden. Am Ende des Stollen steht man dann an der ersten Rolle, die man hinabgleiten muß, um in die tieferen Stollen zu gelangen. Es gibt vier solche Rollen im Dürrenberge; diese bestehen aus runden, glatten Baumstämmen, über welche ein Seil gespannt ist. Der Führer nimmt rittlings Platz auf dem Stamme, streckt sich auf den Rücken, ergreift mit der von einem starken ledernen Handschuh geschützten Hand das Seil und gleitet auf diese Weise blitzschnell die Rolle hinab. Hinter ihm setzen sich auf dieselbe Weise die Fremden und folgen in der Fahrt, die, zum erstenmal gemacht, etwas Einschüchterndes, Abenteuerliches hat, aber sehr bald gelernt ist, so dass man vor den folgenden Rollen nicht die geringste Scheu mehr hat. Die Freudenberg-Rolle ist 108 Meter lang und wird in $1\frac{1}{2}$ Minuten zurückgelegt. Wir stehen nun in dem Untersteinberg-Stollen. Die Strecke, welche wir in diesem Hauptstollen vom Ende der Freudenberg-Rolle bis zur Johann-Jacobs-Rolle zu durchwandern haben, ist 205 Meter lang. Von hier öffnen sich zur Linken und Rechten die Sinkwerke Alt-Widmann, Puister, Kremberger und Staberer. Das letzte ist eines der größten im Berge. Es gleicht einem ungeheueren Saale und fasst angefüllt 368.000 Hektoliter Wasser. Magisch schimmert in

der weiten Halle im Glanze der Lichter das Farbenspiel der Salze, weiß, perlengrau, gelbrot, grün, amethystfarben und blau!

Abermals gelangen wir an eine Rolle, über welche wir abwärts gleiten und wandeln nun in den Johann-Jacob-Hauptstollen, in dessen Revier sich die salzreichsten Werke befinden. Er trägt seinen Namen von dem Erzbischofe Johann Jacob von Salzburg, der diesen Stollen 1573 schlagen ließ. Am 26. November des genannten Jahres stießen die Arbeiter im harten Salzsteine auf den Körper eines Mannes, dessen Leichnam zur Mumie vertrocknet war. Man brachte ihn nach der Kirche und setzte ihn dort bei. Ein ebensolcher Fall ereignete sich 1616 im St. Georg-Stollen. Auch dort fand man eine solche Mumie. Wie viele Jahrhunderte diese Verunglückten in dem stillen Grab gelegen, wer vermöchte dies zu sagen?

Wir fahren über die dritte Rolle, die Wolf-Dietrich-Rolle, hinab. Da der Ruperts-Berg, das achte Stockwerk von oben herab, zwischen dem Johann-Jacobs- und dem Wolf-Dietrich-Berg, ohne Ausgang ist, das heißt, keine Ausfahrt zu Tage hat, und doch des Sehenswerten vieles birgt, so steigt man in der Mitte der Wolf-Dietrich-Rolle ab und geht von dort in den Ruperts-Berg. Hier betritt man zuerst eine Halle, in welcher bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Bergbeschau sich versammelte und das Protokoll abgelesen wurde. Es heißt daher diese Halle noch heute das Berg- oder Commissionszimmer. Es zeigen sich hier die Wappen des Kaiserhauses, welche an den Besuch des Kaisers Franz im Jahre 1807 erinnern, und die Monumente der Heiligen Rupert und Sigmund, Alles aus Marmor. Zur Linken des Rupert-Denkmals ist im Salzgestein ein Platz ausgehauen, in welchem die Stufen aller im Berge vorkommenden Salzgebirgsarten und mehrere über Tage vorgefundene keltische und römische Altertümer aufgestellt sind. Diese Halle ist daher in hohem Grade interessant. An dem Ruperts-Hauptstollen liegen die Werke Schendl, Ferdinand, Sigmund, Leopold, Firmian, Kaiser Franz, Mariä Empfängnis und Konhauser. Gewöhnlich werden dann

die Fremden in das Werk Konhauser geführt, in welchem sich ein kleiner Salzwassersee befindet, der in der Grubenbeleuchtung eine im hohen Grade überraschende magische Wirkung erzeugt. Das Flackern der Lichter und ihr Widerschein im See, die farbigen Salze an den Wänden, die im Salzgebirge eingesprengten Gypskrystalle, welche gleich Edelsteinen funkeln, Alles vereint sich, den Zauber der Sinne zu steigern. Wir besteigen einen Kahn, welcher von einem jenseits stehenden Bergmanne, wie von unsichtbarer Hand, an einem unter dem Wasser hingehenden und daher unsichtbaren Seile an das andere Ufer gezogen wird. Dann kehren wir durch das oben beschriebene Bergzimmer zurück und fahren die Rollen vollends hinab in den Wolf-Dietrich-Stollen. Dieser prächtige Hauptstollen ist von dem Ende der Rolle bis zum Mundzimmer, wo man zu Tage ausgeht, gegen 2500 Meter lang. Der letzte Theil des Stollens ist in weißen Marmor gehauen, ein wahres Römerwerk. Der Erzbischof Wolf Dietrich von Raitenau begann diesen Riesenbau 1596; dreiundzwanzig Jahre später war er vollendet; er mag leicht eine halbe Million gekostet haben. Durch diesen Hauptstollen fährt man nun wieder zu Tage aus. Ein langer Wurstwagen erwartet uns; wir besteigen ihn, ein Knappe zieht, ein anderer taucht rückwärts nach, und bei dem starken Gefälle des Stollens geht diese Fahrt außerordentlich schnell. Hier heißt's: Kopf gerade, nicht links noch rechts geschaut, damit Kopf oder Arm nicht an eine der Ecken des Stollens anstoßen. Ueberraschend zeigt sich am Ausgange das Tageslicht; zuerst, noch in der Mitte des Stollens, als feuriger Punkt, dann als stets wachsender Stern, immer größer, immer strahlender, und nach 10 Minuten begrüßt uns Luft und Licht im Freien nach der interessanten unterirdischen Reise. Wir befinden uns am Fuße des Berges dicht bei Hallein, und nachdem wir unsere Bergmannskleider abgelegt haben, kehren wir des lohnenden Ausfluges froh in die Stadt und zum Bahnhofe zurück.

13. Der Hallstätter See.

Wenn wir von dem vielberühmten Badeorte Ischl aus, der Bahnfahrt die Fußwanderung vorziehend, den Weg nach Hallstatt einschlagen, wird unser Auge, nachdem es schon mehrmals durch malerische Punkte des bald sich verengenden, bald sich erweiternden Traunthales angezogen worden war, durch den Anblick des reizenden Beckens von Goisern gefesselt. Aus dem reich=belebten Grunde, dessen Mitte das stattliche Dorf einnimmt, stufen sich, hier als Terrassen, dort als hügelartige Erhebungen und Vorsprünge, die von den üppigsten Wiesen, bunten Baum= und Waldgruppen, von Feldern, Obstgärten und Gehöften bedeckten Gelände allmählich zu den vielgestaltigen Alpenhöhen auf, welche das Thal zu beiden Seiten begrenzen.

Noch schwelgen wir in den freundlichen Eindrücken dieser Land=schaft, als sich mit einemmal die Scene gänzlich ändert. Der farben=reiche Culturboden, welcher uns eben noch umgab, ist verschwunden und ein düsterer See, zwischen steil und mächtig aufsteigende Berg=massen sich zwängend, erfüllt nun den Thalgrund.

Ueber die einige hundert Schritte lange Brücke bei Steg, wo die krystallhelle Traun dem durch eine breite Klause gestauten See entstürzt, gelangen wir zu dem Haltplatze der Salzschiffe, die zur Thalfahrt nach Gmunden bestimmt sind. Dort nimmt uns ein kleines

Dampfboot auf, und bald arbeiten seine Schaufeln munter in den klaren Wogen, durch welche wir noch eine Strecke lang den sandigen Grund schimmern sehen, während zur Linken ein unterseeischer Wald von dichtverschlungenem Laichkraut weithin die Untiefe kennzeichnet. Aber noch hat das Fahrzeug kaum fünf- bis sechshundert Meter zurückgelegt, als der helle Farbenton der vom Kiele durchschnittenen Flut rasch in ein intensives Schwarzgrün übergeht und der kurz vorher noch sichtbare Boden in der jäh zunehmenden Tiefe verschwindet.

Die Fahrt nach Hallstatt bietet uns genügende Muße, über die ganze Umgebung des Sees Umschau zu halten. Zunächst werfen wir noch einen Blick zurück nach Norden, wo der See in den breiten, flachen Thalboden verläuft. Dort umgrenzen nur wenig über 1800 Meter emporragende Berggipfel den Horizont des Goiserner Beckens, dessen anmutige Landschaftsfrische den tiefernsten Charakter des sich nun vor uns entrollenden Gemäldes noch greller hervortreten macht.

Zunächst über dem Westufer des Sees steigt das Ramsaugebirge mit dem Gosauhals, eine dolomitische Masse von nahezu 1600 Meter Meereshöhe auf. Hunderte von tief eingerissenen Runsen gliedern das schroffe Gehänge in eben so viele Vorsprünge und Zacken, die sich in eigentümlicher Symmetrie pyramidenförmig über einander aufbauen. Das düstere Aussehen der schwarzgrau verwitterten Felsen, in welchen nur hie und da eine frische Bruchstelle die ursprünglich lichte Farbe des Gesteins erkennen läßt, wird wo möglich noch gesteigert durch die zahllosen dunklen Flecken von Krummholz, welches hier stellenweise zum Fuße des Gebirges, d. i. bis zum Niveau von 500 bis 540 Metern herabsteigt und somit hier seinen tiefsten Standort in den Alpen erreicht. Breite Streifen gelbgrauen Schuttes, durch die grünenden Halden bis zum See herabziehend, verraten die rasch fortschreitende Zerstörung der leicht zerbröckelnden Massen, während der spärliche Baumwuchs die Unfruchtbarkeit des Bodens kennzeichnet.

Viel compacter und höher als das zerfurchte Ramsaugebirge steigt am Ostufer der Sarstein (1984 Meter) auf. Seine langgestreckte

Masse, durchaus schroff, theilweise wandartig sich erhebend, begleitet den See vom unteren bis zum oberen Ende. Die am Fuße des Berges abgelagerten Schuttlehnen sind mit Wald, an kleineren Stellen auch mit Wiesen bekleidet. Selbst einzelne Häuschen, von Obst- und Ahornbäumen umschattet, haben noch hie und da Platz gefunden, während die verschiedenen kleinen Schiffhütten am See schon andeuten, dass dieser für die Uferbewohner den Hauptverkehrsweg bildet.

Wir umschiffen nun die flache Landzunge, welche sich vor der Ausmündung des Gosauthales in den See schiebt, und machen vor der Gosaumühle, einer im Villastyle erbauten Restauration, Halt, um neue Passagiere aufzunehmen. In der Nähe fesselt eine Art Aquäduct unseren Blick. Es ist der Gosauzwang, eine 133 Meter lange, fast stegartig lange Brücke, welche, auf sieben riesigen Quaderpfeilern ruhend, 43 Meter hoch über dem Spiegel des Gosaubaches von einem Berghang zum andern reicht und die Bestimmung hat, die Soole des Hallstätter Salzberges über das Thal zu leiten.

Unser Dampfer hat sich wieder in Bewegung gesetzt und lenkt, der Krümmung des Sees folgend, nun gegen Südwest seinen Curs. Allmählich verschließt sich die Aussicht nach Norden, die Berge steigen steiler und steiler auf, der Sarstein mit der weit vorspringenden Burgau im Osten, das kolossale Dachsteinmassiv im Süden, das Salzgebirge im Westen scheinen in ein einziges Ganzes zu verwachsen und das Seethal zum Kessel abzuschließen. Nirgend erblickt das Auge einen breiteren Ufersaum, und man begreift es kaum, wie hier für die neue Straße von Hallstatt zur Gosaumühle und für die Eisenbahn Raum gewonnen wurde.

Der Schiffscapitän, gewohnt, die topographische Wissbegierde der Passagiere zu befriedigen, zeigt uns im Vorüberfahren den Jungfernsitz, welchen ein beharrliches Seefräulein einst im harten Felsen ausgesessen, das Pfaffengfäll, wo ein Priester beim Speisegange in den See gestürzt ist, in dessen Nähe aber auch der See seine größte Tiefe (124·5 Meter) erreicht, den Steingraben, in welchem

eine bis zum See herabreichende Trümmerhalde von dem gewaltigen, vor einem Jahrhundert stattgehabten Bergbruche Kunde gibt, und noch manche merkwürdige Stellen der Umgebung mehr.

Indes wird unsere Aufmerksamkeit auf einen spitzen Turm und eine hoch aufwirbelnde Dampfsäule an der südwestlichen Ecke des Sees gelenkt. Es sind die protestantische Kirche und das Salinenamt mit dem Sudwerk, die ersten auffälligen Punkte des Marktes Hallstatt, welchem wir uns nähern. Allmählich breitet sich derselbe, während das Schiff im weiten Bogen dem Ufer zusteuert, in seiner ganzen, malerischen Eigentümlichkeit vor unserem Auge aus.

Der Ufersaum ist so schmal, daſs die Häuser wie Schwalbennester an der Bergwand zu kleben scheinen; staffelförmig steigen sie hinter einander empor, so daſs sich über der einen Häuserreihe eine andere erhebt. Der Marktflecken scheint zum Theil im See zu stehen, denn fast jedes Haus hat eine wirklich in den See hinausgebaute Hütte für die Schiffe, ja mitten im Ort braust der Wasserfall des Mühlbaches von einem Felsen herab. Schuppen, grobe Mauern aus Findlingssteinen, krumme Gartenzäune schweben zwischen den Häusern über dem See. Nicht mit Unrecht nennt ein bekannter Alpenfreund Hallstatt ein „Genua en miniature".

Von Hallstatt aus überblickt man das ganze Südende des Sees. Da öffnet sich zur Rechten das kurze, von der senkrechten Echernwand und dem über 1200 Meter hohen Absturze des Hierlatz begrenzte Echernthal, in dessen Mündung die Ortschaft Lahn mit allen zu dem Complexe des Sudwerks gehörigen Gebäuden und dem Salinenamte gelegen ist. Behäbig breiten sich die zerstreuten Häuser zwischen Wiesengründen und Obstgärten hin. So freundlich und einladend sieht hier der üppig grüne Thalboden aus, daſs es Wunder nehmen könnte, warum nicht auf diesem ebenen Grunde der ganze Ort angelegt wurde, wenn nicht der breite mittägige Schatten der südlichen Gebirgswand die Angabe glaublich machen würde, daſs die Lahn durch zwei Monate, das Amtsgebäude sogar drei Monate keinen

Sonnenstrahl empfängt und selbst im Sommer nur verhältnismäßig spärlich von dem Taggestirn bedacht wird. In der That besteht auch die früher im Markte gelegene Saline erst seit dem Jahre 1750, wo eine Feuersbrunst den größten Theil von Hallstatt zerstörte, auf diesem klimatisch höchst ungünstig situirten Platze.

Wenden wir nun den Blick südostwärts, so trifft unser Auge einen gar gewaltigen Bergriesen; massig baut er sich auf, und während er in sanfter Rundung dem Dachsteinplateau entragt, stürzt er gegen den See zu furchtbar jäh ab. Weit unheimlicher noch als der hinter Hallstatt sich erhebende Plassen sieht er sich an; denn während an diesem das Auge doch noch hie und da einen Ruhepunkt in Gestalt eines grünen Fleckchens findet, starren uns da nur kahle graue Felsmauern entgegen, wild aufragend in den blauen Aether — es ist der Krippenstein (2105 Meter), der höchste unter den vom See aus sichtbaren Bergen, ein weit vorgeschobener Vorposten der meilenweiten öden Steinwüsten und starren Felskolosse, die hinter ihm lagern. Neben ihm erhebt sich eine ganz sonderbare Felsbildung, zwergähnlich im Vergleiche zu seinem Nachbar sich ausnehmend, so dass wol niemand auf die Vermutung käme, dass sich die beiden an Höhe nur um wenige Meter unterschieden: der Däumel (2087 Meter), nach seiner Gestalt treffend benannt. Ihm zur Seite sehen wir den Hirschberg, hinter diesem den kahlen Rücken des Speckbergs, dann kommen die Berge, welche in steilen Abstürzen gegen Obertraun abfallen und so das Obertrauner Thalbecken gleichsam absperren.

Der südöstlichste Winkel des Hallstätter Sees bildet nämlich die lieblich großartige Bucht von Obertraun, wo sich der Traunfluss in das von ihm gefüllte Seebecken ergießt. Die Häuser des Dorfes Obertraun liegen zerstreut auf dem ganzen Thalboden der Bucht, welche von hohen Wänden umschlossen ist; mächtige Ahorne überschatten die grünen Fluren und niedrigen Hütten. Die Einwohner unterscheiden sich von den armen, elend aussehenden Bewohnern Hallstatts durch ihr kräftiges, gesundes und blühendes Aussehen; sie hängen nicht von

anderen Menschen ab, sie sind Holzknechte, Ackersleute und Viehzüchter und ihre eigenen Herren, wenn sie sich auch oft knapp behelfen müßen. Die Volkstracht ist hier der Hauptsache nach schwarz, mit großen, breitkrämpigen weißen Filzhüten, die recht gut stehen. Ehrlichkeit, Friedsamkeit und, trotz aller Dürftigkeit, Heiterkeit sind Hauptzüge der Obertrauner.

Wir haben den Hallstätter See in seiner ganzen Ausdehnung befahren. Seine Ausdehnung ist keine sehr bedeutende, denn er ist nur 8 Kilometer lang; aber er ist unter den gepriesenen Salzkammergutseen unzweifelhaft der schönste, und mit Recht kann man von ihm sagen, daſs er die Lieblichkeit des Traunsees mit der düsteren Erhabenheit des Königssees verbinde und so diese beiden Rivalen aus dem Felde schlage. Während das Nordende und auch die Obertrauner Bucht liebliche und freundliche Bilder bieten, zeigt der größere Theil des Sees einen düsterernsten Charakter, indem rauhe steile Felskolosse ihn umragen und die ansehnliche Tiefe dem Wasser eine dunkle Farbe verleiht.

Der großartige Eindruck des Hallstätter Sees erhöht sich, wenn die umliegenden, ohnehin schauerlichen Felsenhöhen sich dunkelgraublau mit Wolken bekleiden und ein scharfer Wind weiße Wellen aufjagt. In solchem Zustande ist der See gefährlich, und die flachbödigen Ruderkähne, mit denen man ihn befährt, sind nicht geeignet, den heftigen Gewitterstürmen, von denen er heimgesucht wird, Widerstand zu leisten. Ein Denkmal an der nördlichen Wand der Seebucht bezeichnet die Stelle, wo am 18. März 1822 unweit des Dorfes Obertraun 39 Bewohner desselben, die während eines Sturmes von der Kirche zu Goisern heimfuhren, im See ertranken. Zur Zeit der Schneeschmelze im Frühling, und manchmal auch im Herbst bei frisch gefallenem Schnee, donnern zuweilen Lawinenstürze von den Bergen und der See rauscht auf.

Man hört von mancher Seite behaupten, es sei durch die Eröffnung der Eisenbahn dieser entlegene, versteckte Alpenwinkel seiner

Romantik und Poesie entkleidet worden. Nicht Alle, welche den See früher gekannt haben und ihn nun wieder besuchen, werden dieser Meinung beipflichten. Wenn man in stiller Nacht einsam auf leichtem Kahne über die dunkle Seefläche hingleitet, und es ertönt der schrille Pfiff der Locomotive und es braust das keuchende Dampfross mit dem feurigen Schweife am jenseitigen See-Ufer dahin, jetzt donnernd über eine Brücke hinwegjagend, jetzt mit gellem Pfiff in den Tunnel hineinrasend, worauf das Geräusch schwächer wird und bald ganz aufhört, der todtenähnlichen Stille, die früher herschte, wieder den Platz räumend, jetzt aber der Zug wieder aus dem finsteren Bergschlunde hervorbraust und aufs neue sein donnerndes Getöse über die stille Wasserfläche zu uns herübersendet, dann aber sich weiter und weiter entfernt und endlich für immer dem Auge und Ohre entschwindet — dann fühlt man erst recht den grellen Gegensatz zwischen der herlichen Poesie des stillen Sees und jenem modernen Verkehrsmittel, das windschnell zur Großstadt führt; dann ergreift erst recht innig der Contrast zwischen dem unruhigen Geiste unseres heutigen Lebens und der unwandelbaren Romantik der ewigen Gebirgswelt.

Haben wir uns nun an dem Genusse des Sees erquickt, kehren wir zu dem Hauptorte an seinem Gestade zurück, der dem See den Namen gab.

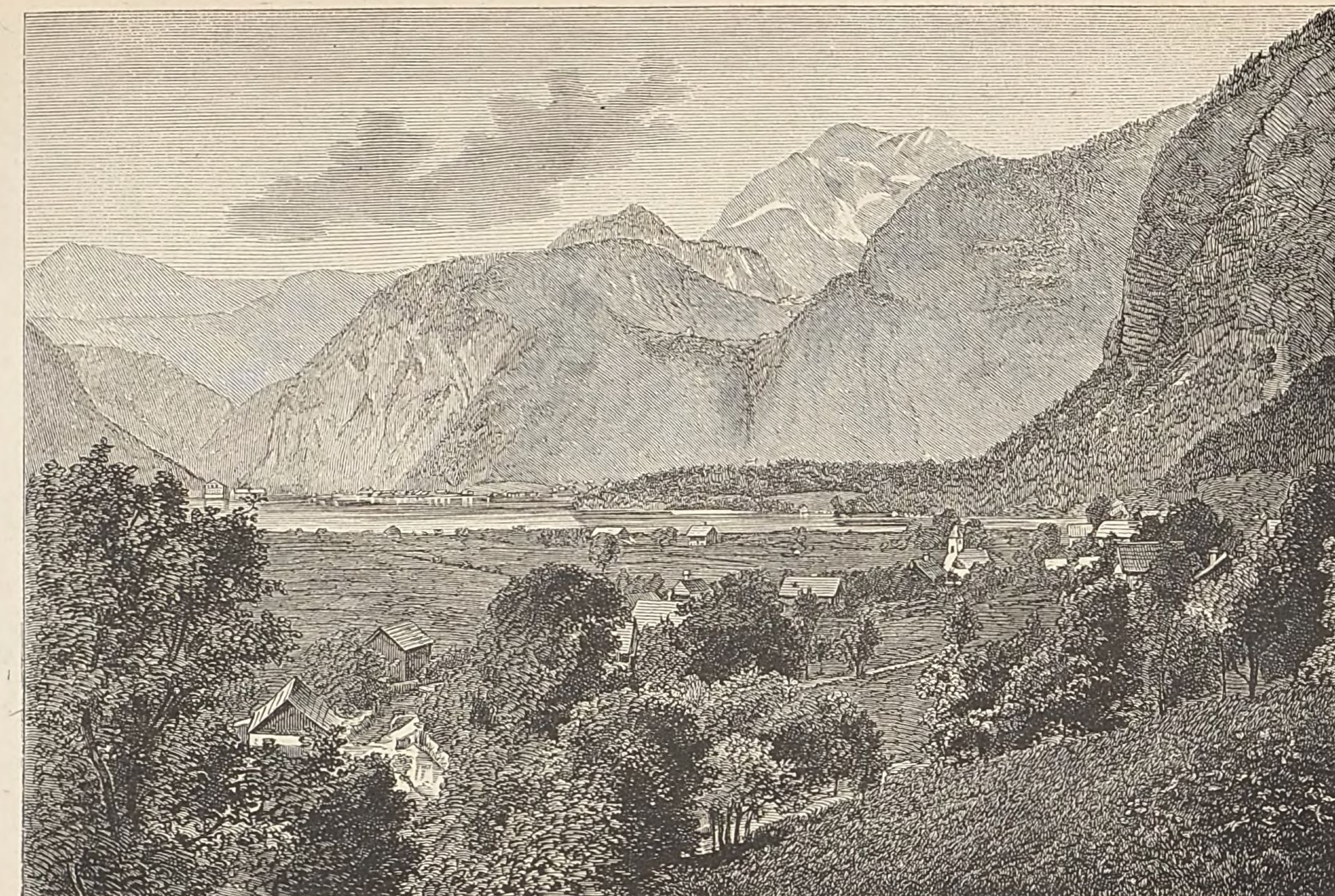
Wir landen an der Gartenterrasse des Seeauer'schen Gasthofes Einen merkwürdigeren Ort als den Markt Hallstatt gibt es nicht in österreichischen Landen. In zwei Stufen an der Felswand gelagert sind die Häuser, die dem See ihre hohe Vorderseite weisen, während sie gegen den Weg hin ganz niedrig sind. Der Nachbar muß auf sein Dach oder bis zur Dachhöhe steigen, wenn er den über dem Wege wohnenden Nachbar in dessen Erdgeschoss aufsuchen will — kein Ross kein Wagen kann die engen Gassen und Steige passiren.

Hallstatt besitzt zwei Kirchen. Das katholische Gotteshaus, ein alter gothischer Bau, im Jahre 1320 eingeweiht, liegt auf einer Felsterrasse in Turmeshöhe über dem Markte. Neben ihm befindet sich der Friedhof. Hier bleiben die Todten nur acht Jahre im Grabe,

dann werden sie exhumirt, um neuen Ankömmlingen Platz zu machen, und die Schädel im Beinhause aufbewahrt, nachdem sie mit Namen, Alter und Todestag beschrieben wurden. Der Todtengräber zeigt uns den Schädel seines Vaters, seiner Mutter, seines Großvaters — ein Grauen wandelt uns an und froh atmen wir auf, wenn wir wieder draußen in Gottes freier Natur stehen und den sich hier bietenden herlichen Ausblick über den See und die umliegenden Berge genießen. Die protestantische Kirche, welche hart am Ufer steht, ist in gothischem Stil zu Anfang der Sechziger-Jahre erbaut und zeichnet sich im Innern wie im Aeußern durch edle Einfachheit aus.

Die beiden ansehnlichen Kirchen lassen auf eine stattliche Einwohnerzahl des Marktes schließen. Wie ist es gekommen, dass in solcher Abgeschiedenheit, mitten zwischen unwegsamen Bergmassen und einem tückischen Alpensee, wo nicht für die winzigste Ackerstelle, ja kaum für einige kleine Wiesenflecke Raum vorhanden ist, wo die Natur überhaupt alle Bedingungen zur bleibenden Existenz des Menschen versagt zu haben scheint, eine nun über 1400 Bewohner zählende Niederlassung sich entwickeln konnte? Es würde dies unbegreiflich sein, wenn nicht der unterirdische Schatz des Salzberges es gewesen wäre, welcher zur Ansiedelung angelockt hätte.

Ist auch die Entstehung Hallstatts in undurchdringliches Dunkel gehüllt, so darf doch soviel als gewiss angenommen werden, dass vor zwei Jahrtausenden dieser abgelegene Erdwinkel schon bewohnt und der Salzberg in Betrieb war. Für beides sprechen unwiderlegbar nicht nur das vom Bergmeister Ramsauer aufgeschlossene keltische Leichenfeld am Rudolfs-Turme, in welchem seit 1846 gegen tausend Grabstätten aufgedeckt und aus denen die verschiedensten Gefäße, Werkzeuge, Waffen und Schmucksachen aus Bronze, Eisen, Gold, Bernstein, Glas u. s. w. zu Tage gefördert wurden, sondern auch die wiederholten Funde ähnlicher Gegenstände nebst einzelnen römischen Münzen im Gehänge und am Fuße des Hallberges, und schließlich die Entdeckung eines höchst interessanten römischen Grabmonumentes im Echernthale.



Der Hallstätter-See von Obertraun.

Die Stürme der Völkerwanderung haben höchst wahrscheinlich auch diese Gegend berührt und den vielleicht schon geregelten Betrieb des Salzberges in Verfall gebracht.

Geschichtlich taucht Hallstatt erst um den Anfang des 14. Jahrhunderts auf, wo Elisabeth, Gemahlin Kaiser Albrecht's I., welche das Salzkammergut zur Morgengabe erhalten hatte, das Bergwerk neuerdings in Gang brachte und in Hallstatt selbst das Sudwesen ins Leben rief, vielleicht aber auch nur erweiterte und regelte. Jedesfalls hatte zu ihrer Zeit der Ort schon bestanden. Sie verlieh mittelst Lehenbrief einer Anzahl Bürger die sogenannten „Junkherrechte", wodurch dieselben und ihre Erben die Befugnis erhielten, Salzpfannen zu errichten, die Salz-Erzeugung auf eigene Kosten zu betreiben und vom Hofe dafür jedes siebente Fuder als Lohn zu beziehen. Elisabeth hatte den Ort so lieb gewonnen, dass sie in demselben zeitweilig ihren Sitz nahm und selbst eine eigene Hofburg im Markte sich erbauen ließ. Theile der letzteren sollen noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bestanden haben.

Bis 1514 hatten die ertheilten Privilegien nicht nur keine Schmälerung erfahren, sondern waren noch, namentlich in Bezug auf den Salzhandel, erweitert worden. Erst das genannte Jahr, in welchem Erzherzog, nachmals Kaiser Ferdinand I., eine neue Salzwesen-Ordnung erließ, brachte einige Verkürzungen der bisherigen Gerechtsame, indem das Junkherrecht gegen Entschädigung eingezogen wurde und das ganze Sudwesen in die Regie des Staates übergieng.

Ein anderes Privilegium war das der „Salzfertiger", welches 32 Bürgern von Hallstatt, Laufen, Ischl und Gmunden die ausschließliche Verpackung und Verfrachtung des Salzes auf der Traun und Donau nach Niederösterreich in die Hand gab, ein Geschäft, welches namentlich vor der vollständigen Regulirung der Traun mit mancher Gefahr verbunden war. Dieses Privilegium wurde im Jahre 1776 gegen eine Art erblicher Jahresrente und endlich auch die letztere mit allen längst nur nominell gewordenen Rechten und Pflichten der Salz-

fertiger durch eine summarische Abfindung im Jahre 1849 für immer aufgehoben.

War die Beseitigung der erwähnten Privilegien im Interesse des Staatsschatzes ebenso vollkommen gerechtfertigt, als mit der einheitlichen Entwicklung des ganzen Salinenwesens notwendig geboten, so machte sie sich doch andererseits in dem einstigen Wolstande des Ortes mehr und mehr fühlbar, und die eingetretenen Veränderungen ließen ihre Spur in den Lebensverhältnissen der Bewohner bleibend zurück.

Treue Anhänglichkeit an seine Heimat, diesen gemeinsamen Charakterzug aller Hochgebirgsvölker, hat zwar der Hallstätter sich bis heute bewahrt, sowie zähes Festhalten an altherkömmlicher Arbeit und Sitte. Wol geriet die Uebung der alten festlichen Gebräuche seit Jahrzehnten in Verfall und nun wird der durch die neue Eisenbahn sich immer lebhafter gestaltende Verkehr sie vollends verdrängen. Aber mit eine Hauptursache davon ist die Verarmung der Bevölkerung. Bei dem gänzlichen Mangel anbaufähigen Bodens und dem Abgang jedes industriösen Sinnes hat die Bewohnerschaft Hallstatts seit jeher nahezu ausschließlich vom Salzberge gelebt. Die in jüngster Zeit angewandte Vereinfachung des Salinenbetriebes und größere Sparsamkeit bei demselben hatte zur Folge, daſs bei einer sich steigernden Bewohnerschaft die Zahl der Arbeiter stetig abnahm.

Gegenwärtig finden beim Salinenbetrieb etwa ein halbes Tausend Menschen ihren Unterhalt. Der „Berg", das Pfannhaus und der Holzplatz sind die Stätten ihrer Arbeit. Aber wie verschieden sind da und dort die Beschäftigungen, wie verschieden der Schauplatz der Thätigkeit! Während der Knappe in der kalten Nacht der unterirdischen Baue seine Arbeit vollbringt, der Pfannhauser dagegen Tag um Tag, Nacht um Nacht sich in der heißen Dampfluft des Sudwerkes abmüht, ist der Holzknecht im vollsten Sinne des Wortes ein Sohn der freien Natur, ein Bewohner des duftigen, lichtdurchglitzerten Waldes.

Zuerst dorthin, wo der noch unergründete Salzschatz von der ewig neu gestaltenden Natur vor Aeonen zwischen bergenden Alpenmassen aufgespeichert, jetzt von Hunderten rühriger Hände durchwühlt, geläutert und ans Tageslicht gefördert wird zum Nutzen des Menschen!

Unmittelbar über dem Markte Hallstatt erhebt sich der buchenbewaldete Hallberg, über den ein breiter Gehweg in zahlreichen Windungen am Rudolfs-Turme vorbei emporführt. Letzterer, am Ende des 13. Jahrhunderts erbaut und nach dem erlauchten Stammherrn der Habsburger benannt, ist durch allerlei Umbauten in ein modern aussehendes Gebäude umgestaltet und dient dem ersten Beamten des Bergwerks, dem Bergmeister, zur Wohnung. Vom Rudolfs-Turm zieht sich das Salzbergthal zuerst mit schwachem, dann aber immer wachsendem Ansteigen nahezu eine Stunde westwärts bis zu den Abstürzen des 1981 Meter hohen Plassen. Bald gelangen wir zu den ersten Stollen des Bergwerkes. Dasselbe darf sowol seiner wagrechten als senkrechten Erstreckung nach zu den ausgedehntesten unter seines Gleichen 'im Alpengebiete gezählt werden. Es zerfällt in eilf über einander liegende Stockwerke, von denen die sieben unteren mit ihren zahllosen Stollen, Schurfen, Sinkwerken, Schachten und Wehren das Salzflötz durchziehen, während die vier oberen Etagen zur Aufsammlung des für die Erzeugung der Soole nötigen Wassers dienen. Das oberste Stockwerk hat schon eine Meereshöhe von 1260 Metern.

Zahlreiche Gebäude liegen über den wellig ansteigenden Boden des Salzbergthales zerstreut umher. Es sind die Wohnungen der Schaffer und Steiger, aus denen dominirend das große Berghaus mit der Kanzlei, verschiedenen Werkstätten, Küche, Schlafstube u. s. w. hervorragt.

Werfen wir nun einen Blick in den Betrieb des Bergwerkes. Montag mittags beginnen die Arbeiten in dem unterirdischen Labyrinthe und dauern bis zur selben Stunde am Freitag. Sie sind in sechsstündige „Schichten" derart vertheilt, daſs der Knappe von 6 Uhr morgens bis mittags, dann von 2 Uhr nachmittags bis 8 Uhr abends in der Grube verweilt. Von Freitag mittags an ist der

Knappe Herr seiner Zeit und in der Lage, der Besorgung seines Haushaltes nachzugehen.

Unter den Knappen stehen die Häuer obenan. Diese haben den Abbau der Steinsalzstöcke, das Sprengen und Einhauen der Stollen, Schachte und Sinkwerke, sowie die Anlage der Wehren, in welchen das Auslaugen des Haselgebirges durch das eingeleitete Wasser stattfindet, zu besorgen. Ihnen reihen sich die Rüster an, welchen alle Arten von Grubenzimmerungen zukommen. Mit der Aufsammlung und Zuleitung der Grubenwässer in die Wehren, sowie mit der Ableitung der fertigen Soole sind die Wasserer betraut. Dann folgen die Lettenschlager, welche die in den Werken nötigen Verdämmungen mit ausgelaugtem Salzthon vollführen, und die Säuberer, welche das ausgelaugte Haselgebirge aus dem Berge zu schaffen haben.

Neben den im Bergwerke selbst beschäftigten Knappen ist eine Anzahl von Leuten in Verwendung, welche verschiedene Arbeiten außerhalb des ersteren auszuführen haben. Da gibt es Schmiede, Kohlenbrenner, Sägeschneider, Zimmerleute und mehrere Wächter. Auch die „Pastler" sind zu nennen, wahre Universal-Genies, welche überall, wo es notthut, aushelfen und alle möglichen Reparaturen vollführen.

So beschäftigt der Hallstätter Salzberg, welchem jährlich an 1½ Millionen Kilogramm Steinsalz und über 150.000 Cubikmeter gesättigte Soole entnommen werden, gegen 250 Menschen. Vier Fünftheile der Soole fließen durch die über acht Stunden lange Leitung den Sudwerken in Ischl und Ebensee zu, nur der Rest gelangt im Hallstätter Pfannhause zur Versiedung.

Nahe dem südwestlichen Ufer des Sees, am Ausgange des Echernthales, streckt sich ein ansehnliches Gebäude hin: das Pfannhaus, in welchem allstündlich 50 Hektoliter Soole zum Versieden gebracht und in festes krystallinisch-körniges Kochsalz verwandelt werden.

Verschiedene andere Gebäude, wie das stattliche Amtshaus, der hohe Getreidespeicher und das Salzmagazin, bilden die Umgebung des

Sudwerkes, bis zu welchem ein breiter Canal für die Salzzillen und Holzschiffe heranreicht.

Das Pfannhaus ist das Herz Hallstatts, in der Lahn pulsirt das eigentliche Leben des Ortes. Die Arbeiten des Berges theilt der Hallstätter mit den Einwohnern der nächstgelegenen Dörfer, die „Hütte" dagegen und deren Anhängsel werden von ihm fast ausschließlich in Anspruch genommen. Bei dem nur eine Pfanne enthaltenden Sudwerk in der Lahn sind 70 bis 80 Arbeiter beschäftigt. Allen voran stehen die Ober- und Unterpehrer, dann die Vorzieher und Salzausfasser, welche mit dem Heranziehen und Ausheben des während der Verdampfung auf der Oberfläche der Soole sich stetig ausscheidenden Salzbreies zu thun haben; dann gibt es Soolenpumper und Salzwascher, endlich am Feuerraume die Schürer und Holzeinleger. Das Formen des Salzes in den Kufen ist die Aufgabe der Stößer, bei der Dörrung finden wir die Salzeinsetzer und Dörrer beschäftigt.

Der ganze Vorgang des Sudprocesses bringt es mit sich, dass von nächtlichen und wöchentlichen Arbeitspausen, wie sie im Bergwerke stattfinden, hier nicht die Rede sein kann. Während der Dauer eines Sudes, der 12 bis 15 Tage in Anspruch nimmt, gestatten die Arbeiten an der Pfanne keinerlei Unterbrechung. Die an der letzteren Beschäftigten wechseln daher von sechs zu sechs Stunden in der Weise, dass auf jeden Mann eine tägliche Arbeitszeit von zwölf Stunden kommt.

Die Arbeiten bei der Pfanne nehmen fast durchweg ein bedeutendes Maß von Kraft in Anspruch; die Anstrengung wird noch gesteigert durch die hohe Temperatur, welche in vielen Räumen des Sudwerkes, namentlich in den Dörrkammern, herscht. Am heißesten hat es der Zurichter im Feuerungsraume, indem er, mehr liegend als sitzend, unter der Pfanne bei einer Temperatur von 35 bis 40° R. zu manipuliren genötigt ist.

Der Betrieb von Salinen, in welchen für die Versiedung der Soole ausschließlich Holz als Feuerungsmaterial verwendet wird,

bedingt nicht nur ein ausgebreitetes, wolgepflegtes Waldgebiet, sondern auch zahlreiche Arbeitskräfte zur Herbeischaffung des nötigen Brennstoffes. Der jährliche Gesammtbedarf an Holz in der Saline Hallstatt kann auf durchschnittlich 28.000 bis 30.000 Meter veranschlagt werden.

Die Herstellung dieses bedeutenden Quantums fällt den Holzknechten zu, deren beiläufig hundert als Bestandknechte, Kluber und Aufsetzer theils ständig, theils vorübergehend im Dienste der Hallstätter Saline, speciell des Forstamtes stehen. Die beiweitem größere Zahl der Holzknechte recrutirt sich jedoch nicht aus Hallstatt, sondern aus der Nachbarschaft, namentlich aus dem Gosauthale. Einsam, hart und beschwerlich, namentlich im Winter von Gefahren stets umdroht ist das Leben des Holzknechtes, der aber um den Preis der Freiheit, die er genießt, kein anderes Leben eintauschen möchte.

Da wir dem Holzknechte in einer anderen Gegend unseres schönen Alpenlandes einen Besuch abzustatten gedenken, scheiden wir von der Hallstätter Saline, dem merkwürdigen Markte und dem düsteren, romantischen See und werden gewiss zeitlebens eine Sehnsucht hieher nach Hallstatt im Herzen bewahren.

14. Das Dachsteingebirge.

Eine an das Unbegrenzte reichende Mannigfaltigkeit der äußeren Gestaltung ist der hervorragendste Charakterzug der Kalkalpen. Wenn man von einem günstig gelegenen Höhenpunkte eine größere Strecke der Kalkalpen überschaut, so sind oft in dem ganzen weiten Gesichtskreise kaum zwei Gipfel von gleichem Umrisse zu finden. Hier sind es sanft ansteigende Rücken oder Kuppen, dort senkrecht emporstrebende Wände und Zinken, welche dem Blicke begegnen. An einer Stelle erhebt sich das Gebirge als massige, ungegliederte Plateaubildung, an einer anderen erscheint es als ein tief zerklüfteter Zackenkamm. Zwischen diesen Gegensätzen der Formentwicklung und Gliederung aber finden sich zahllose Uebergänge, welche jeder Classification nach bestimmten Formen sich entziehen.

In diesem Gewirre endlos wechselnder Gestaltungen macht sich indes eine Form vor allen anderen geltend; es ist die des wenig gegliederten, steilhängig umgrenzten, oben plateauartig ausgebreiteten Massivs, wie sie namentlich in den österreichischen Nordalpen durch die Rax- und Schneealpe, das Priel-, Dachstein- und Tännengebirge, den ewigen Schneeberg und das steinerne Meer vertreten wird.

Am schärfsten ausgeprägt, am großartigsten entwickelt, mit der reichsten Abwechslung in den Einzelformen ausgestattet, findet sich jene plateauartige massige Gestaltung in dem Dachsteingebirge, dem

höchsten und zugleich mächtigsten Kalkstocke aller Nordalpen innerhalb der ganzen weiten Strecke zwischen dem Rhein und der Leitha.

Ueber einer Grundfläche von 10 geographischen Quadratmeilen Ausdehnung steigt das gewaltige Gebirge aus 500 bis 1100 Meter hohen Thalgründen bis in die Schneeregion auf. Seinen Stamm bildet eine zusammenhängende Masse von 30 Kilometer Länge und 15 Kilometer Breite. Von ihm zweigen einzelne, verhältnismäßig kurze Aeste nach verschiedenen Seiten ab, welche zwar theilweise in ihrer äußeren Gestaltung eine dem Hauptkörper gänzlich verschiedene Physiognomie zeigen, aber dennoch nach ihrer Lage und der Art ihres Anschlusses nicht anders, wie als Glieder des Ganzen aufgefasst und denselben zugezählt werden müßen.

Versteht man unter dem Namen „Dachsteingebirge" nicht bloß den Stamm, sondern auch dessen Glieder, so erscheint dasselbe von der Natur durch einen zusammenhängenden Kranz von Thälern und niedrigen Wasserscheidepunkten auf das deutlichste begrenzt.

Beginnen wir mit dem tiefsten Theile der Umrandung, so ist derselbe im Norden des Dachsteinmassivs, und zwar dort zu suchen, wo der düstere Hallstätter See dessen Fuß bespült. Vom Südostufer dieses 500 Meter über dem Meere gelegenen Wasserspiegels erhebt sich die Umgrenzungslinie, dem stark gewundenen Laufe der oberen Traun und des ihr zufließenden Kainischbaches folgend, auf einer flachen, kaum erkennbaren Wasserscheide im Thalbecken von Mitterndorf allmählich zur Höhe von 800 Metern. Nun in das obere Ennsgebiet übergehend, ist sie zunächst durch den zur Enns fließenden Salzachbach bezeichnet, welcher gleich dem Kainischbache längs der östlichen Abdachung des Gebirges, jedoch in entgegengesetzter Richtung, seinen Weg nimmt. Von der Mündung des Salzachbaches westwärts bis zum Einflusse der Mandling bildet die Enns die südliche Einfassung des Gebirges. Den höchsten Theil der ganzen Umrandungslinie schließt die westliche Begrenzung ein. Am Mandlingbache nordwärts ziehend, erreicht dieselbe schon bei dem Dorfe Filzmoos die Höhe



Der Dachstein von der Zwieselalpe.

von 1000 Metern; von hier der rasch sich erhebenden Thalsohle der warmen Mandling folgend, gelangt sie im Armkar an den schmalen, gleich steil nach Süd und Nord abstürzenden Verbindungsgrat zwischen Dachstein- und Gosaugebirge, überschreitet denselben in einer bei 1960 Meter hohen, unwegsamen Scharte und fällt nun wieder in das Traungebiet ein, vom hinteren Gosausee an das Gerinne des Gosaubaches bis zu dessen Einfluss in den Hallstätter See nicht mehr verlassend.

So erscheint das bis zu 3000 Metern sich aufgipfelnde Dachsteingebirge von den dasselbe rings umlagernden Alpenmassen durch verhältnismäßig tief eingeschnittene Thalfurchen und Wasserläufe fast inselartig losgetrennt, mit Ausnahme jenes schmalen, schartigen Felsengrates, durch welchen das wildgezackte Gosaugebirge mit dem Dachstein in Verbindung steht.

Fasst man die allgemeinsten Umrisse des eigentlichen Stockes ins Auge, so stellt sich derselbe als ein nach allen Seiten mehr oder minder schroff abstürzender, plateauartiger Hochrücken dar, dessen obere Fläche eine Ausdehnung von 23 Kilometer Länge und mehr als 7·5 Kilometer Breite erreicht. Die Plateaufläche selbst zeigt ein doppeltes, theilweise stufenartiges Ansteigen von Nord nach Süd und von Ost nach West, derart, dass die höchsten Theile des Plateaus hart an den südwestlichen Rand des ganzen Massivs gedrängt erscheinen. Doch darf das Dachstein-Plateau nicht als eine Hochfläche im strengen Sinne des Wortes aufgefasst werden. Abgesehen davon, dass der ganze Rücken, ähnlich den unebensten Theilen des Karstes, ein fast unentwirrbares Labyrinth zahlloser, bald größerer, bald kleinerer Mulden und Kessel, Wälle und Kuppen bildet, so wird derselbe sowol nach innen, als auch an den Rändern noch von zahlreichen, selbständiger hervortretenden Massen mehr oder minder bedeutend überhöht.

Nicht bald bietet eine Alpenmasse nach ihren verschiedenen Seiten einen so wechselvollen Anblick dar, wie unser Gebirge. Eine Tour entlang der ganzen Umrandungslinie gibt reichliche Gelegenheit, uns davon zu überzeugen.

Nähern wir uns dem Dachsteinstocke von Osten, etwa durch das Thal von Mitterndorf, so stellt sich derselbe als ein nicht viel über 1900 Meter ansteigendes, bis zu aller Höhe mit Holzwuchs oder Alpenmatten bekleidetes Mittelgebirge von meist abgerundeten Formen, im allgemeinen aber von ziemlich einförmiger Gestaltung dar. Nur sein nördlicher Vorsprung, der Koppen, zeigt der schrofferen Abstürze wegen einen mehr alpinen Charakter.

Lenken wir „durch den Stein", jene vom Salzabache durchbrauste, wildromantische Schlucht, welche den Grimming von der Südostecke des Dachsteingebirges scheidet, dem Ennsthale zu und durchwandern dasselbe aufwärts, so fesselt bald ein über waldbedeckten Gehängen und Schutthalden aufstarrender, zackiger Alpengrat von 1900 bis 1050 Meter Höhe, der Kamp, unseren Blick. Er bildet den östlichen Flügel im Südhange des Dachsteingebirges. Ihm folgen in steigender Erhebung mehrere Randgipfel, welche alle dem Thale zerrissene, kahle Felsabstürze zukehren. Einzelne steil ansteigende Mulden ziehen zwischen den wandartigen Felsmassen zu dem Plateau hinan. Durch sie führen die wenigen Alpenpfade auf den Rücken des Gebirges. Von den südlichen Thalhängen bei Schladming erblicken wir zum erstenmale drei dicht nebeneinander stehende, turmartige Felszinnen, die höchsten Spitzen des Gebirges; doch imponiren sie uns nur wenig, da sie durch die viel näher liegende hohe Masse des Scheichenspitz und seiner Nachbarn ganz in den Hintergrund gedrängt werden. Aber auch der Eindruck der letzteren wird hier nicht wenig geschmälert durch die Schladminger Ramsau, welche, 220 bis 350 Meter über den Thalboden steil sich erhebend, eine fast stundenbreite Vorstufe des Dachsteingebirges bildet. Auf dem Plateau der Ramsau wohnen gegen 1500 Menschen in etwa 150 zerstreut umherliegenden Höfen, auf einem Terrain, welches zum größeren Theile von Wald, Wiesen und Mooren bedeckt ist, aber auch noch zahlreiche, den Ackerbau lohnende Stellen bietet.

Wenden wir uns nun der westlichen Umgrenzung des Gebirges zu und verfolgen vom Mandlingpasse aus ein schluchtartiges Thal,

dem Laufe des Mandlingbaches entgegen, so erreichen wir nach 1½ Stunden langem, mäßigen Ansteigen Filzmoos, ein gleich der Ramsau von aller Welt abgeschiedenes Alpendorf. Nun steht uns der Absturz des höchsten Dachsteinrandes gegenüber, doch ragen nur die obersten Theile desselben über vorgelagerte Höhen auf und wir eilen, diese zu gewinnen. Da baut sich mit einenmal ein Hintergrund von unbeschreiblicher Großartigkeit vor uns empor. Zur Rechten des Röthensteins, eines steilen, tief zerfurchten Felsenhauptes, starrt über dem dunkelgrauen, wüsten Rauteneck eine glatte, vollkommen senkrechte Wand von mehr als 630 Meter Höhe auf. Von ihrem Fuße ziehen sich ungeheuere Schutthalden zu einem saftig grünen, baumbedeckten Almboden herab, während ihr Scheitel von den gleichfalls senkrecht sich auftürmenden Hörnern des Thorsteins, Mitterspitzes und hohen Dachsteins gekrönt ist. So gewaltig der Eindruck dieser himmelanstrebenden Felsmassen aber auch immer ist, so vermissen wir doch einen Hauptcharakterzug des alpinen Hochgebirges. Nur ein schmaler, kaum merkbarer Firnstreif säumt die oberste Kante der Wand zwischen dem hohen Dachstein und dem rechts ihm benachbarten Koppenkarstein; er und noch ein paar kleine Firnfleckchen sind die einzigen Wahrzeichen, daß wir Höhen vor uns haben, welche mehr als 300 Meter in die Schneeregion eintauchen.

Setzen wir nun unsere Rundreise fort, von Filzmoos aus den mühsamen aber auch durch prachtvolle Scenerien der wildesten Hochgebirgsnatur lohnenden Alpenpfad über den Steig nehmend, so tritt uns ein von dem letztgeschilderten gänzlich verschiedenes Bild entgegen. Zwischen dem theils kahlen, theils wald- und krummholzbedeckten Abfalle des Dachsteinplateaus und den Abstürzen des phantastisch zerklüfteten Gosaugebirges ziehen sich die letzten Stufen des Gosauthales hinan. In eine derselben ist jener vielbesuchte, herliche See gebettet, an dessen Nord-Ende wir stehen. Ein zweiter, gleich wundervoller Wasserspiegel, der nächsten, höheren Thalstufe angehörend, ist unserem Blicke entzogen. Dahinter erhebt sich mit steilem Abfalle die oberste

Stufe des Gosauthales, welche sich nun weiter mit allmählicher Steigung bis zu dem höchsten Südrande des Plateaus hinzieht. Auf ihr lagert der von schroffen Wänden und Felshörnern eng umgürtete, eine Stunde lange Gosaugletscher, dessen stark zerklüftete Zunge bis nahe zum Abfalle der Stufe heranreicht. Sein Abfluss, der vom Moränenschlamm milchig getrübte Kreidenbach, eilt, in hohen Cascaden niederstürzend, dem hinteren Gosausee zu. Ein zweiter kleinerer Gletscher, zur Rechten des vorigen, wird von der Schneebergwand, dem Thorstein und Reisgangkogel eingeschlossen.

Haben wir im weiteren Verfolge unserer Wanderung das Gosauthal zurückgelegt und den Hallstätter See erreicht, so schaut uns über dessen oberem Ende der nördliche Absturz des Dachsteinplateaus entgegen. Höher, mächtiger scheint sich hier das Gebirge aufzubauen, als gegenüber im Süden. Und dennoch erblicken wir nur 1900 bis 2100 Meter hohe Gipfel desselben; aber sein unmittelbares Emporsteigen aus dem See in fast ununterbrochener, wandartiger Steilheit gibt dem ganzen Hintergrunde einen großartigen Charakter.

An der Einmündung der Traun in den Hallstätter See ist uns der Ausblick nach den zwei gegen Norden vorgeschobenen Eckgliedern der Dachsteingruppe erschlossen. Ueber dem westlichen Ufer des Sees erhebt sich das Hallstätter Salzgebirge, welches durch das von zwei senkrechten Wänden begrenzte Echernthal theilweise vom Dachsteinstocke geschieden erscheint, dahinter aber breit mit demselben verwachsen ist. Mit steilem, buchenbewaldeten Abhange entsteigt es dem düsteren Wasserspiegel. An seinem Fuße klebt hart über dem See-Abgrunde das malerische Hallstatt, oben in einem tiefeingeschnittenen Hochthale schimmern die Häuser des Bergwerkes, den Abschluss bildet eine hochemporstrebende Felsmasse, der Plassen, welcher mit seinen rissigen, schuttbedeckten Wänden und zackigen Umrissen noch wie eine letzte Wiederholung jener wilden, schroffen Formen sich darstellt, die uns in den westlichen Hochgipfeln des Dachsteinrückens und im Gosaugebirge begegnet sind.

Schließen wir endlich unsere Umschau an einem von der nördlichen Umrandung nur wenig abseits gelegenen Punkte, an dem Alt-Aussee See. Wieder liegt ein dunkler Wasserspiegel vor uns, aber nicht, wie im oberen Gosauthale, ringsum von menschenleerer Alpenwildnis eingeschlossen, sondern in die Sohle eines vielverzweigten Thalbeckens gelagert, welches, von der Natur mit allen Reizen landschaftlicher Schönheit ausgestattet, seit lange ein Lieblingsaufenthalt zahlreicher Sommergäste des Salzkammergutes geworden ist. Richtet sich der Blick gegen Südwest, so fällt er zunächst auf ein am See gelegenes Dorf und auf hügelige Fluren voll üppiger Vegetation, mit Gehöften, Aeckern und malerischen Baumgruppen übersäet. Dahinter steigen waldige Vorhöhen und steilfelsige Bergmassen auf. Zwischen zweien derselben, dem Koppen und dem Sarstein, öffnet sich die Thalschlucht der oberen Traun, und über ihr schimmert ein weites Schnee- und Eisgefilde, von wüsten Hörnern und Mauern umlagert. Nochmals sind es Theile des Dachsteingebirges, welche dort unserem Auge begegnen. Da treten zunächst der Krippenstein, Zwölferkogel und Hierlatz mit ihren dem Hallstätter See zugekehrten Abstürzen hervor. Hinter ihnen tauchen graue Steinwogen des Plateaus, und mitten aus denselben die kolossale Masse des Gjaidsteins auf. Diesem zur Rechten zieht sich der breite Hallstätter Gletscher oder das Karlseisfeld, zur Linken der Schladminger Gletscher über die höchsten Stufen des Gebirges herab, beide an ihrem unteren Ende durch vorgelagerte Felswälle abgedämmt. Der hohe Koppenkarstein, die Dierndln, der hohe und niedere Dachstein, das hohe und niedrige Kreuz umspannen in weitem Bogen das blendende Firnfeld, über dessen höchstem Rande der Culminationspunkt des Gebirges als scheinbar unersteiglicher Fels-Obelisk sich auftürmt.

Gleich den verschiedenen Abdachungen zeigt auch der Rücken des Gebirges je nach den Verhältnissen seiner Erhebung ein sehr verschiedenes Aussehen. Im östlichen Theile steigt lichter Hochwald bis nahe zu den Rändern des Plateaus und weit in die thalartigen Einbuchtungen

desselben hinan. Dünne Bestände von Lärchen und Zirben, unter welchen auch noch hie und da eine verkrüppelte Fichte ihr Dasein fristet, finden sich über stundenlange Reviere des Gebirgsrückens verbreitet. Daneben bildet die Krummföhre in Verbindung mit der Alpenrose und anderem niedrigen Strauchwerk weit und breit eine dichte, manchmal nahezu undurchdringliche Decke über dem rissigen, wellenförmigen Felsboden. In den größeren, meist mit altem Moränenschutt erfüllten Mulden, wo eine saftige Kräutervegetation sich entwickeln konnte, und irgend eine kleine Quelle oder doch wenigstens eine beständige Wasserlache in der Nähe vorkommt, finden sich Almhütten in größerer oder kleinerer Zahl, je nach der Ergiebigkeit des umliegenden Weidebezirkes.

Aber schon über der Höhe von 1670 Metern beginnt die Pflanzendecke sich allmählich zu lichten, kahler Felsboden tritt in immer größeren, immer zahlreicheren Flecken zu Tage. Auf allen nicht allzu stark geneigten Theilen ist der Fels von dicht nebeneinander liegenden, mehr oder minder gewundenen Rinnen durchfurcht, welche mitunter eine Tiefe von einem Meter und darüber erreichen. Auch in dieser Höhenregion finden sich noch einzelne kleine Almböden mit je zwei, höchstens vier äußerst roh gezimmerten, wol auch aus losen Steinbrocken aufgebauten Sennhütten besetzt, deren Bewohnerinnen ihren Wasserbedarf gewöhnlich durch die Ansammlungen der Dachtraufe oder durch geschmolzenen Schnee zu decken genötigt sind.

Mit der Meereshöhe von 1900 Metern hat der Baumwuchs im allgemeinen schon seine obere Grenze erreicht. Nur hie und da strecken noch ein paar abgestorbene Zirbenbäume ihr entrindetes Astwerk gespenstig in die Luft. Niederes Krummholzgestrüppe zeichnet zerstreute dunkle Streifen oder Flecke auf die stufenartig übereinander gelagerten Felsschichten, und dürftig deckt bräunlicher, trockener Kräuterrasen den immer unfruchtbarer werdenden Boden. Hie und da aber strecken sich schon die äußersten Ausläufer jener mehrere Stunden weiten Steinwüste herein, in welche — kleine Oasen abgerechnet — alles über 2060 Meter ansteigende Terrain verwandelt erscheint.

Es hält schwer, ein anschauliches Bild von der unendlichen Oede dieser nächst höheren Region des Dachsteinplateaus zu entwerfen. Mit allem Rechte haben die Umwohner den Namen „todtes Gebirge", den eine ähnliche Felswüste des benachbarten Prielstockes trägt, auch diesem Terrain beigelegt.

Kaum vermögen die wildesten Eismeere der Centralalpen einen abschreckenderen Eindruck hervorzurufen, als das sich hier entrollende Gemälde grenzenloser Zerstörung. Werfen wir den Blick auf den nächst umliegenden Boden, so zeigt dieser ein Aussehen, als hätte es Jahrhunderte lang ätzende Säuren auf das ungleich sich auflösende Gestein herabgeregnet, so furchtbar zernagt, durchfressen, ausgewaschen erscheint dasselbe. Unzählige Runsen und Risse, bald parallel, bald wirr in einander laufend, durchsetzen die entblößten Felsschichten und zerlegen dieselben in ein Gewirre wild aufstarrender, oft messerscharfer Gräte und Zacken, welche kaum der geübteste Fuß ohne Gefährdung zu überschreiten vermag. Daneben klaffen bald unergründlich tiefe Spalten, bald brunnenartige Schlünde, deren Ränder und Wandungen mit grausigen Spießen und sägeartigen Schneiden — gleichfalls Erzeugnisse unausgesetzter Auswaschung — ausgekleidet sind. Zeitweilig tönt der Boden hohl unter den Tritten, wie über einem Gewölbe; hie und da zeigt ein tiefer Kessel mit steilen Seiten und einem Haufwerk von Felstrümmern im Grunde den Einsturz einer früher bestandenen Höhle. Der ganze Boden gleicht einem Siebe. Alles Schmelz- und Regenwasser wird von demselben durch die zahllosen Spalten und Aushöhlungen verschluckt und in die Tiefe geführt. Vergeblich sucht der Wanderer nach einer Quelle, um seinen Durst zu stillen, welcher namentlich an heißen Sommertagen durch die Trockenheit der Luft über dieser sonnendurchglühten Steinwüste oft bis auf einen peinlichen Grad gesteigert wird.

Außer der bis ins kleinste reichenden Zerklüftung und Ausnagung alles Gesteines, wie einer solchen nur der Kalk fähig ist, fesselt noch manche andere Erscheinung den Blick des kundigen Forschers. Da sind es die überall zerstreut umherliegenden Reste von Moränen, daneben

wieder deutliche Gletscherschliffe, die von einer Zeit erzählen, in welcher das Dachsteinplateau seine schuttbelasteten Eisströme bis weit über den Hallstätter See hinaus in das Traunthal entsendete. Dann fallen wieder die zahllosen Durchschnitte von Seemuscheln auf, welche besonders deutlich in den kahlen Steinflächen der Karrenfelder hervortreten. Sie zeigen ebenso unverkennbar auf den marinen Ursprung dieser ganzen, gewaltigen Kalkmasse hin, wie die deutliche Schichtung, welche sich in allen Theilen des Dachsteinmassivs, von dessen Sohle an bis zu den obersten Zinnen hinauf, verfolgen läſst.

Und nun, mein freundlicher Leser, versetze dich mit mir zu einer letzten Ueberschau auf den Gipfel des Gebirges den hohen Dachstein. Dein Fuß ruht auf einem wenige Schritte langen Grate, dessen breiteste und zugleich ebenste Stelle etwa drei bis vier Quadratmeter Fläche einnimmt. Der letztere ist derart zerklüftet, daſs es dich bedünkt, dein Standpunkt könne jeden Moment in die Tiefe stürzen, welche von drei Seiten grauenvoll heraufgähnt.

Wendest du dich gegen Südosten, so fällt dein Blick unmittelbar über einen schwindelerregenden Abgrund hinaus auf die grünen Almböden, Thalflächen und Waldberge bei Filzmoos; ein Steinwurf müßte, so scheint es, die nächsten Sennhütten erreichen. Aber nichts erinnert hier weiter an die bedeutende Höhe des Aussichtspunktes; nur fern am Horizonte ragt die Spitze des Großglockners kaum merklich empor.

Wie ganz anders ist der Ausblick nach Nordosten. Auch da schaut das Auge zunächst in einen stufenartig niederstürzenden Abgrund hinab, aber keine grüne Landschaft lagert an dessen Fuße, sondern der zerklüftete Gosau-Gletscher, welcher von einer Doppelreihe wilder Spitzen und Mauern eingeengt wird. Hart hinter seinem unteren Ende leuchten aus schon tief eingeschnittenem Thale, gleich Edelsteinen im Waldesdunkel die Gosau-Seen herauf.

Wieder anders gestaltet sich der östliche Vorder- und Mittelgrund. Nochmals starrt ein an 115 Meter hoher Absturz zu den Füßen, so steil, daſs es unmöglich schiene, auf dieser Seite hinabzusteigen, wenn

nicht das durch Eisenringe geschlungene zolldicke Tau vom Gipfel bis zum Fuße des Horns eine sichere Handhabe darböte. Ein Firnhang, zuerst in zwei Absätzen zwischen dem hohen und niederen Dachstein niedersteigend, breitet sich alsbald zu einem weiten, zerklüfteten Gletschergefilde aus, welches nach Nordost das Karlseisfeld, nach Osten das Schladminger Eisfeld entsendet. Gleich Ruinen eines von Titanenhänden aufgebauten Riesen-Amphitheaters umstehen schroffe, rissige Wände und Zinken das blendende Firnmeer, während der hohe Gjaidstein zwischen den beiden Gletschern wie eine selbständige Gebirgsinsel in gleicher Steile mächtig emporragt. Graue Karrenfelder, so wüst und kahl wie die ringsum liegenden Hochgipfel des Plateaus, ziehen längs der einen Seite des Karlseisfeldes und vom unteren Rande des Schladminger Gletschers niederwärts; dahinter aber dehnt sich der niedrigere Nordosttheil des Dachsteinplateaus hin, in welchem selbst das Auge des Kundigen nur mit Mühe die einzelnen Gipfel aus dem Gewirre der zahllosen Felsenwellen herauszufinden vermag.

Vereinigen sich so die nächsten Umgebungen des Dachsteins zu einem lehrreichen Bilde greller Gegensätze, so macht auch der weitere Gesichtskreis den Dachsteingipfel zu einem der interessantesten Aussichtspunkte im Bereiche der österreichischen Alpen durch den Einblick in manches nähere und entlegenere Thal, sowie durch die Gegenüberstellung eines beträchtlichen Theiles der nördlichen Kalkalpen, an deren innerem Rande der Dachsteingipfel selbst liegt, einerseits, und eines nicht minder großen Theiles der centralen Urgebirgszone andererseits. In solcher Weise entrollt sich vor dem Auge des Beschauers ein Gemälde von seltener Mannigfaltigkeit und Größe, ein Gemälde, dessen äußerste Grenzpunkte durch den Schneeberg in Niederösterreich, die Steiner-Alpen und den Terglou in Krain, die Gletscherkette der Hohen Tauern, die Stubaier-Alpen in Tirol gekennzeichnet sind, während gegen Nordwesten und Norden die Aussicht über Alpenkämme, Waldberge und Thalfluren bis in die ebenen Gegenden Baierns und zu den blauen Höhen des Böhmerwaldes reicht.

15. Stift Admont im Ennsthal.

In dem von West nach Ost gerichteten Längenthale der Enns bildet Admont einen Hauptabschnitt und ist in geognostisch-geologischer, wie in malerischer und geschichtlicher Hinsicht ein Hauptpunkt des Thales. Da Admont inmitten einer Erweiterung des Ennsthales gelegen, kann man füglich von einem „Thale von Admont" sprechen, welches auch das untere Ennsthal genannt wird. Wenn als dessen westliche Grenzmarke der Saalberg gelten mag, so ergibt sich als östliche Grenze von selbst der gewaltige Buchstein und der Anfang des unter dem Namen „Gesäuse" bekannten Engpasses. Die größte Länge des Hauptthales beträgt sodann etwa 15, die größte Breite (bei Admont) $5\frac{1}{2}$ Kilometer.

Vom benachbarten Oesterreich ist Admont durch eine Kette schroffer, zackiger Kalkgebirge geschieden, deren bedeutendste Gipfel, von West nach Ost aufgezählt, der Bosruck, der Bürgas, Scheibelstein, Hexenturm und Natterriegel sind, während sich gegen Nordost, am höchsten unter allen, fast isolirt aus niedrigeren Bergen der Große Buchstein (2215 Meter) erhebt. Am rechten Ennsufer ragen im Südosten der Kalbling, das Sparafeld, der Reichenstein und die grotesken zerklüfteten Wände des Johnsbacher oder Kamm-Gebirges empor, wo das Hochthor (2280 Meter) am höchsten gipfelt. Im Süden erheben sich die Scheibelegger Hochalm und der Handstein. Alle diese Gebirge gehören der

Formation des Dachsteinkalkes an, welcher stellenweise dolomitisch wird, und enthalten einige Tropfsteinhöhlen wie eine Tuffsteingrotte.

Zwischen der nördlichen Kalkkette und der Enns ist noch ein Zug minder bedeutender Berge eingeschoben; er beginnt hier mit dem hart bis zur Enns vortretenden Kulm, hinter demselben ragt der Pleschberg mit fast kahlem Gipfel hervor und vor demselben zieht sich längs der Straße nach Lietzen der Leichenberg hin. Diese Berge bestehen aus roten, grauen und grünen Schiefern, dem sogenannten Werfener Schiefer, einem Gliede der Triasgruppe[1]), und hieher gehören auch die Salzlager und der Gips bei Hall, im Norden von Admont. Bis zur Buchau, dem im Westen den Buchstein begrenzenden Thale, setzt sich diese Bildung am Fuße der nördlichen Kalkkette fort.

Der Grauwackenformation[2]) gehört nebst dem Saalberg und Schwarzenberg im Westen die südliche Bergreihe an. Sie beginnt bei Rottenmann, scheidet das Enns- vom Paltenthale und schließt sich im Südosten an den Dachsteinkalk an. Bis in die Nähe des Gesäuses läuft der Schienenweg der Rudolfs-Bahn an den Bergabhängen dieser Formation hin. Die Gesteine sind Grauwackenschiefer, Kalk, Kalkschiefer, Quarzblöcke, Conglomerate und der wichtige Spateisenstein. Letzterem verdankt diese Gegend die zahlreichen Eisenbergwerke, deren Betrieb urkundlich bis ins 12. Jahrhundert und sogar darüber hinaufreicht.

Den zwischen den bisher charakterisirten Berghöhen sich ausbreitenden grünen Thalboden durchströmt die dunkel olivenfarbige Enns in den mannigfachsten Krümmungen und hat durch das Austreten ihrer Gewässer nicht wenig zur Versumpfung der Thalgründe beigetragen.

[1]) Triasformation nennt die Geologie das älteste Gebirge der sog. secundären Formationen; die Trias besteht aus Sandsteinen, Conglomeraten, Schiefer, Kalk, Mergel, Muschelkalk, Gips und heißt wegen ihres Salzreichtums auch das Salzgebirge.

[2]) Das Grauwackengebirge, auch Uebergangsgebirge, den primären Formationen der Erdrinde angehörig, besteht zumeist aus Conglomeraten, Sandsteinen, Schiefer, Kalk und Grauwacke (einem Gemengstein von Quarz, Thon und Kieselschiefer).

Außer den Sümpfen begleiten ihren Lauf auch ausgedehnte Torfmoore, und namentlich an ihrem rechten Ufer finden sich zahlreiche Teiche. Etwa anderthalb Stunden östlich von Admont schließt sich das Thal und beginnt die hochromantische Schlucht des Gesäuses, in den Kalkalpen des Ennsthales die erste Felsenenge von West nach Ost. Durch die nahegerückten Berge eingedämmt, in ihrem Laufe durch riesige, in das Flußbett herabgestürzte Felsenblöcke gestaut, macht die Enns schäumend und tobend mit wildem Brausen sich Bahn. Die schaurige Waldeinsamkeit, der donnernde Lärm des Wassers, die grauen, himmelanstrebenden Felsenwände und Kuppen — alles dies macht das Gesäuse zu einer Naturschönheit von überwältigender Wirkung. Freilich hat seit Eröffnung der Rudolfs-Bahn, deren Schienenweg vielfach in den Fels gesprengt ist und die Enns wiederholt überschreitet, diese Enge den Charakter der wilden Einsamkeit zum Theil verloren.

Dagegen ist nun Admont mittels der Eisenbahn sowol von der österreichischen Seite als auch von der steirischen Landeshauptstadt aus bequem zu erreichen. Markt und Stift gleichen Namens liegen auf dem rechten Ufer der Enns und gewähren ein ungemein malerisches und anziehendes Bild. Ihre Geschichte reicht weit ins Mittelalter zurück.

Der älteste und eigentliche Namen ist Admunt, nach einem kaiserlichen Landgute Adamunta, welches schon zu Karl's des Großen Zeit hier bestanden haben soll. Bezeichnend, aber erst in späteren Tagen aufgekommen, ist die lateinische Benennung „Ad montes" — an den Bergen. Dies Landgut war nachmals (1005) an das Salzburger Hochstift übergegangen und auf demselben gründete nun im Jahre 1074 der Erzbischof Gebhard von Salzburg ein Benedictiner-Kloster, wozu ihm die Freigebigkeit der im Jahre 1049 verstorbenen heiligen Hemma, der Witwe des Grafen Wilhelm von Zeltschach und Friesach, die Veranlassung gab. Der erste Convent bestand aus 12 Mönchen und dem Abte Arnold. Erzbischof Gebhard starb im Jahre 1088 und wurde in der Stiftskirche beigesetzt. Einige Zeit darauf hielt sich der

als Erfinder des Steingusses berühmte Mönch Thiemo im Admonter Stifte auf. Von seinem erzbischöflichen Sitze in Salzburg durch den Gegenbischof Berthold Grafen von Moosburg, Brunzafil zubenannt, vertrieben, brachte er etliche Monate als Flüchtling hier zu und beschäftigte sich während dieser Zeit mit der Verfertigung einiger Statuen. Später machte er als Erzbischof von Salzburg in Begleitung des dritten Abtes von Admont Gisilbert einen Kreuzzug nach Palästina mit, wo beide vor Jerusalem den Heldentod starben.

Der vierte Abt Wolfold erbaute im Jahre 1128 in Admont auch ein Nonnenkloster, welches unter vielen Adeligen auch die schöne Sophie, des blinden Ungarkönigs Bela Tochter, nach dem Tode ihres Bräutigams, eines Sohnes Kaiser Konrad's III., in seine stillen Mauern aufnahm, im Jahre 1570 aber sich gänzlich auflöste. Unter dem Abte Wolfold gedieh das Stift nach innen und außen. Musterhafte Ordnung und vielseitige Thätigkeit der Mitglieder machten das Stift zu einem kleinen Staate. Unter den gebildeten Brüdern gab es schon damals manchen berühmten Namen. Die Gastfreundschaft wurde, wie in den meisten Benedictinerklöstern, als Pflicht geübt. So wuchsen auch Macht und Einfluss der hiesigen Aebte, selbst in weltlichen Angelegenheiten. Sogar das kriegerische Schwert blieb der geweihten Hand nicht fremd.

Als zur Zeit des österreichischen Zwischenreiches (1246 bis 1282) einige gute jedoch schwache Aebte das Stift dem gänzlichen Zerfalle nahegebracht hatten, wählte man den jungen, aber ungemein thatkräftigen Mönch Heinrich zum Abte, der als der zweite dieses Namens seine hohe Würde in den Jahren 1275 bis 1297 inne hatte. Um das baufällige Kloster herstellen zu können, erwirkte er die Erlaubnis einer Geldsammlung im ganzen Lande. Von König Rudolf von Habsburg erhielt er einen großen Gnadenbrief und die Bewilligung, die Feste Gallenstein als Zufluchtsort in Kriegsnöten zu erbauen. Im Jahre 1286 war der Neubau der großen gothischen Stiftskirche vollendet. Abt Heinrich war Landschreiber und später Landeshauptmann

in Steiermark und stand sowol bei König Rudolf als auch bei Herzog Albrecht in besonderer Gunst. Fehdelust veranlasste ihn zu einem Kriege mit dem räuberischen Grafen Ivan von Güns, den er jedoch mit unglücklichem Erfolge führte. Heinrich's Scharen wurden bei Radkersburg völlig geschlagen, er selbst mußte die Flucht ergreifen; doch blieb er fortwährend thätig, die Macht Ivan's zu brechen, was endlich im Jahre 1289 dem Herzoge Albrecht gelang. Als Landeshauptmann und als treuer Freund Albrecht's wurde Heinrich in die mannigfaltigen Fehden desselben mit dem Hochstifte Salzburg und den mit letzterem verbündeten Baiern und misvergnügten steirischen Edlen verwickelt. Salzburger und Baiern drangen verwüstend in das Ennsthal ein, Rottenmann wurde erobert. Abt Heinrich verteidigte sich tapfer mit seinen Reisigen an der von ihm erbauten Klause im Admontthale, er mußte jedoch weichen, das Stift preisgeben und mit den Mönchen und Klosterschätzen nach Gallenstein fliehen; Admont wurde geplündert. Auch von diesem Schlage erholte sich das Stift bald wieder durch die Umsicht und Thatkraft Heinrich's. Kaiser Albrecht I. ehrte Admont und den ihm so treu ergebenen Abt mit einem Besuche. Das Lebensende Heinrich's war ein gewaltsames. Düring Grizzer, Gemahl der Nichte des Abtes, war Burgvogt auf Gallenstein und hatte sich des Unterschleifes schuldig gemacht. Der Abt entsetzte ihn seines Amtes und hielt ihn einige Zeit gefangen. Grizzer sann auf Rache. Als Heinrich am 25. April 1297 ins Paltenthal reiten wollte, wurde er auf der Höhe des Lichtmessberges ermordet. Grizzer schoss ihn mit einem Pfeile vom Pferde, worauf zwei andere Strolche aus dem Dickicht des Waldes hervorstürzten und den Abt vollends todtschlugen. Um seiner großen Verdienste willen, die er sich um die Erneuerung Admonts erworben, nannte man ihn den „zweiten Stifter“.

Als die Lehre Luther's in Steiermark sich verbreitete, drang sie auch in die Hallen des Blasien-Münsters; der Abt Valentin Abel (1545 bis 1568), der mit Luther in Briefwechsel stand, und die meisten Mönche wandten sich der neuen Lehre zu, weshalb das

Kloster einer strengen Untersuchung unterworfen und der Abt zur Abdankung genötigt wurde.

Segensreicher wirkten die Bewohner des Stiftes auf dem friedlichen Felde der Cultur und des Wissens. Sie trugen den Sinn für Urbarmachung des Bodens, Erwerbsthätigkeit und Gesittung in die abgelegensten Thäler dieser Gegend; sie halfen mit Rat und That und giengen mit eigenem Beispiele voran. Andere widmeten ihr Leben innerhalb ihrer Zelle ernsten Studien. Einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit war der Abt Engelbert (1297 bis 1327), Heinrich's II. Nachfolger, ausgezeichnet als Theolog, Geschichtsschreiber, Dichter, Physiker und Astrolog. Um seine gelehrten Forschungen ungestört zu betreiben, zog er sich oft in die Einöde von Johnsbach zurück, wo er ein Kirchlein baute. Er hinterließ über vierzig, und darunter bedeutende Werke aus sehr verschiedenen Fächern. Auch unter den späteren Aebten gab es eifrige Pfleger und Förderer der Wissenschaften, so dass das Ansehen Admonts wiederholt ein großes war. Von dem Abte Gotthard Kugelmayr (1788 bis 1818), der sich durch die regste Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten der Steiermark und des Staates auszeichnete, pflegte man zu rühmen, dass er das Stift in eine Akademie der Wissenschaften umgewandelt habe. Die Namen eines Benno Kreil, Albert von Muchar, Ignaz Sommerauer, Hartnid Dorfmann, Ulrich Speckmoser u. a. werden noch heute mit Achtung genannt. Was aber das Admonter Stift im Schulfache leistete, lebt noch jetzt im Angedenken Aller, welche sich ein unparteiisches Urtheil bewahren. Das Stift selbst unterhält eine theologische Hauslehranstalt und eine Volksschule; in den Jahren 1819 bis 1857 war das Gymnasium zu Judenburg, 1804 bis 1870 das akademische Gymnasium in Graz mit Professoren aus dem Admonter Stifte besetzt, und noch heute sind mehrere Capitularen von Admont im Gymnasial-Lehramte thätig.

Wir wenden uns nun von den Bewohnern zum Gebäude, welches, oftmals zerstört und wieder erneuert, kaum eine Spur seines

alten Ursprungs mehr an sich trägt. Der letzte gewaltige Brand im April des Jahres 1865 legte den größten Theil des Stiftes in Asche. Die Kirche, in der Zeit des dreißigjährigen Krieges erbaut, und die meisten Tracte des Klostergebäudes wurden ein Raub des zerstörenden Elementes, welches durch vier volle Tage wütete. Von den Sehenswürdigkeiten des Stiftes giengen zu Grunde: das schöne große Refectorium (Speisesaal) mit den kolossalen in Haut-Relief ausgeführten vergoldeten Wandbildern der heil. Hemma, des Erzbischofs Gebhard und mehrerer fürstlicher Wolthäter des Stiftes, der grüne Saal mit Gemälden von Kupetzky, der steinerne Saal mit vergoldeten lebensgroßen Bildern habsburgischer Regenten, das Haustheater, das physikalische und das Naturalien-Cabinet, sowie der größte Theil des Archives. Einer fast übermenschlichen Anstrengung gelang es, die wertvolle Bibliothek zu retten; auch der Meierhof des Stiftes mit Vieh und Futtervorräten, sowie das Kastengebäude (Kornhaus) blieben verschont. Bevor das Feuer die Stiftsgebäude ergriff, waren schon 19 Häuser des Marktes und die Friedhofskirche eingeäschert worden.

Nach dem großen Brande dachte man zunächst an die Herstellung eines würdigen Gotteshauses; das Werk gedieh nach außen und innen so überraschend schnell, dass das neue Blasien-Münster schon im September des Jahre 1869 eingeweiht werden konnte. Auf den alten Fundamenten erhebt sich nun ein geschmackvoll ausgeführter gothischer Dom, der aus einem dreitheiligen Langschiffe, dem östlich vorgelegten einschiffigen Chore und der westlichen Portalhalle zwischen den beiden mächtigen Türmen besteht. Die Gesammtlänge der Kirche beträgt an 69, die Höhe der Türme fast 70 Meter. Was an inneren Einrichtungsstücken aus dem verheerenden Brande gerettet wurde, hat in dem Neubau wieder seine Verwendung gefunden; dabei wurde aber auch auf eine strenge Gothik gesehen.

Das Stiftsgebäude umschloss vor dem Brande sechs Höfe. Sämmtliche innere Tracte wurden eine Beute des Feuers; die noch vorhandenen Ruinen und Schutthügel geben einen Begriff von der



Admont.

ehemaligen Ausdehnung des Gebäudes, welches wol das größte in der Steiermark war. Da die äußeren Tracte, wenn auch nicht verschont, doch in weit minderem Grade beschädigt worden, stellte man zunächst diese wieder her, und so ist jetzt aus allen sechs Höfen ein einziger geworden. Dies nun erneuerte Gebäude stammt, mit alleiniger Ausnahme der alten Sakristei, aus dem vorigen Jahrhundert. Besonders imposant ist die über 208 Meter lange Ostfronte. Hier befindet sich der prächtigste Raum des Stiftes, der großartige Bibliotheks-saal, welchen Napoleon selbst mit neidischen Blicken betrachtet haben soll; nur schade, dass er nie hier gewesen. Treffliche Statuen des Bildhauers Josef Stammel, sowie Deckengemälde des berühmten Bartholomäo Altamonte zieren den Saal, in dem, alle Zweige des Wissens umfassend, ein Bücherschatz von 80.000 Bänden aufgestellt ist. Auf der Westseite umschließen das Stift alte Ringmauern mit Halbtürmen und Schießscharten, die zum Theil noch aus dem 16. Jahr-hunderte herrühren. Ein großer Garten mit einigen Baulichkeiten umgibt das Kloster an drei Seiten.

Admont besteht, wie bereits erwähnt, aus dem Stifte und einem Marktflecken. Letzterer kommt in früherer Zeit unter dem Namen „Häuser in der Zell" vor; erst 1418 ist vom „Markte Admont" mit etwa 30 Häusern die Rede. Gegenwärtig besteht derselbe aus 115 Häusern mit 910 Einwohnern.

Die Leute in Admont und Umgegend sind zumeist gutmütig und redlich, ruhig und friedliebend; zur Arbeitsamkeit und Mäßigkeit werden sie vielfach durch die Verhältnisse genötigt. Der Charakter des Land-manns bleibt sich im Allgemeinen überall gleich, und so sind denn auch die Admonter gegen Fremde verschlossen und mistrauisch, auch abergläubig, aber nicht mehr als anderswo. In der Tracht, in Sitten und Gebräuchen unterscheiden sie sich von ihren Landsleuten in der oberen Steiermark oder den benachbarten Oesterreichern nicht. Das rauhe Klima, die große Ausdehnung des Gebirgsterrains, der Sümpfe und Moorgründe beschränken den Ackerbau. Der wichtigste Erwerbs-

zweig ist die Rinderzucht. Die zahlreichen Wiesen und Weiden und besonders die ausgezeichneten Alpentriften weisen naturgemäß auf diese Einnahmsquelle hin. Der Auftrieb auf die „Alm" geschieht in der Regel anfangs Juni, der Abtrieb gegen Ende September, und zwar letzterer, wenn kein Unfall bei den Thieren sich ereignete, mit altherkömmlichen festlichen Gebräuchen. Das Leben einer Sennerin, hier Brentlerin genannt, erscheint wol Vielen bei einem kurzen Alpenbesuche sehr poetisch, ist aber in Wirklichkeit ein mühevolles und selbst nicht gefahrloses. Nur die Freiheit, welche die Brentlerin auf ihrer Alm im Sommer genießt und die ihr über Alles geht, entschädigt für Entbehrungen und schwere Arbeit.

Wir können von dem schönen Admont nicht scheiden, ohne wenigstens die sehenswertesten Punkte seiner malerischen Umgegend flüchtig besucht zu haben.

Auf einem vorspringenden Felsen des Klosterkogels, gegen 220 Meter über dem Spiegel der Enns und eine halbe Stunde südwärts von Admont entfernt, erhebt sich das dem Stifte gehörige Schloss Rötelstein, welches, 1665 erbaut, mit seinen Ringmauern und Ecktürmen ein romantisches Aussehen hat und einen überraschenden Ausblick auf das untere Ennsthal gewährt. Kaum halb so hoch thront im Westen von Admont auf dem Berge Kulm oder dem Frauenberg die schöne, im italienischen Stile 1683 erbaute Wallfahrtskirche Maria Opferung.

Das kleine Dorf Hall im Norden Admonts ist von diesem nur eine halbe Stunde entfernt. Wie schon der Name verrät, ist hier das Gebirge salzhältig. Aber seit Jahrhunderten werden diese Salzlager, deren Besitz im Jahre 1005 auf das Stift übergieng, nicht mehr benützt. Als Kaiser Ferdinand I. im 16. Jahrhundert zur Erhöhung der Kammergefälle und Erzielung gleicher Salzpreise in den Erblanden den gesammten Salzbedarf Inneröfterreichs aus den Salzwerken von Aussee, Ischl, Hallstatt und Gmunden, d. i. aus dem Salzkammergute, decken lassen wollte, wurden die Salinen aller Privatbesitzer eingelöst

und der Betrieb der betreffenden Salzwerke eingestellt. Damals wurden nun auch die Sudwerke zu Hall bei Admont aufgelassen, die Salzquellen verschüttet und verschlagen.

In der Nähe von Hall, auf der Höhe des Bergsattels Zirmnitz, soll das der heiligen Hemma gehörige Schloss Purgstall gestanden haben. Der Sage nach entfloh sie daraus, um den Nachstellungen ihres Burgvogtes zu entgehen, auf einem mit zwei jungen Rindern bespannten Karren, da der böse Vogt jedes andere Mittel zur Flucht sorgfältig zu beseitigen wußte. Nach drei Tagen gelangte sie an jene Stelle in Kärnten, wo später der Dom von Gurk von ihr erbaut ward. Das Schloss Purgstall aber mit dem Vogte sei versunken; zur Zeit Herzog Ernst des Eisernen sollen noch die Trümmer der Burg auf dem Boden eines tiefen Sumpfes zu sehen gewesen sein. Wenn ein Schloss der heiligen Hemma jemals hier bestand, was gar nicht unwahrscheinlich ist, so ist es möglicherweise durch einen Bergsturz zu Grunde gegangen. Urkundlich ließ sich bisher ein solches nicht nachweisen, wol aber führte im 12. Jahrhundert ein Bach dieser Gegend den Namen Purgstallbach.

Lohnend sind auch die Ausflüge nach dem Dorfe Weng und dem Grabnerhof, sowie in die Kaiserau, einem anmutigen Alpenthal mit lachenden Triften und einem freundlichen Schlosse; lohnender die Ersteigung der Admont benachbarten Gipfel Scheibelstein, Natterriegel, Kalbling, Sparafeld, von welchen man eine prächtige Rundschau genießt.

Wochenlang könnte man die Umgebungen Admonts durchstreifen und würde immer neue Punkte aufsuchen können, und stets wäre ein anmutiges oder großartiges Landschaftsbild der Lohn der Mühe und Anstrengung.

16. Maria-Zell.

Wer sollte nicht schon von dem berühmten Wallfahrtsorte Maria-Zell gehört haben, der, im schönen Thale der steirischen Salza gelegen, alljährlich das Ziel vieler Tausende von frommen Pilgern und zahlreicher Freunde malerischer Gebirgsgegenden ist? Von Norden, Osten und Süden treffen die Straßen bei dem Gnadenorte zusammen, dessen auf einem Hügel thronende Kirche von allen Seiten eine bedeutende Strecke vor Zell gesehen werden kann. Rings um die Kirche liegen auf demselben Hügel die Häuser des Marktes; schöne Waldberge schließen den freundlichen Bergkessel ein, dessen anziehenden Mittelpunkt Maria-Zell bildet.

Ehe wir von Süden her den Gnadenort erreichen, kommen wir bei der Mündung des Rasingbaches in die Salza über eine Brücke, jenseits welcher rechts am Wege ein seltsames Felsgebilde mit einer thorähnlichen Spalte unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Die Legende erzählt davon Folgendes: Beiläufig um das Jahr 1157 kam, vom Abte zu St. Lambrecht[1]), Otto VII., ausgesendet, ein Priester mit einem Marienbild im Arme in diese Gegend, um die göttliche Lehre in dieser Wildnis zu verbreiten. Bis zum Tode ermattet, sank er, nach langem Pilgern, zur Erde und setzte sein gläubiges

[1]) Im Südosten von Murau, nahe dem oberen Murthale.

Vertrauen einzig auf die Gottesmutter, deren Bildnis er mit sich trug. Da raffte er sich mit seiner letzten Kraft noch einmal auf und sah nicht gar fern gegen Norden den Forst gelichtet, was ihn auf eine wirtliche Gegend schließen ließ. Allein starr und unübersteiglich, wenigstens für seine schwachen Kräfte, stand plötzlich ein mächtiger Fels vor ihm und verhinderte jedes weitere Vordringen. Da wandte der Priester sich mit inbrünstigem Gebete zu dem heiligen Bilde der Madonna — und sieh da! durch ein Wunder theilte sich der Fels zum bequemen Thore und gestattete ihm den Zugang in das Thal, in welchem er, den Wink des Himmels erkennend, nun für die Maria eine Zelle zu erbauen beschloss. Und das ist auch der Sage nach der Ursprung des Gnadenortes, den wir betreten.

So wie von der Gruppe der Hügel, auf deren einem, dem Sandbühel, der Markt steht, drei Thäler ausgehen, so bildet Maria-Zell selbst drei in denselben Richtungen auslaufende Straßen, welche seit dem großen verheerenden Brande in der Allerheiligen-Nacht des Jahres 1827 meist aus neueren, freundlich blinkenden Häusern bestehen. Wo diese Straßen zusammentreffen, weitet sich der Marktplatz. Auf diesem stehen zahlreiche gemauerte, mit Eisenblech gedeckte Krämerbuden, die sich in zwei langen Reihen vor der Kirche hinziehen und nur der vielstufigen Treppe, welche zur Kirche führt, Platz machen. Die meisten der daselbst zum Verkaufe ausgestellten Waren aus Gold, Silber und anderem Metall, aus Holz, Glas, Wachs u. s. w. sind der Andacht gewidmet und bestehen außer kirchlichem Zierrat und Heiligenbildern in Nachbildungen von Gegenständen des gemeinen Lebens und Gliedmaßen des menschlichen Körpers u. dgl., welche letztere ex voto (auf Grund eines Gelübdes) von den Käufern in Kirchen und Capellen aufgehängt werden, um damit die Erhaltung oder Heilung des Gegenstandes zu erflehen, den die Nachbildung darstellt, oder um für erhörte Gebete zu danken. Auch an Amuleten fehlt es nicht, und die wunderthätige Medaille mit dem Bildnisse der Madonna in der Glorie hat auch einen auswärtigen Ruf erhalten.

Die Wallfahrten in großen Processionen fallen in die Zeit vom Mai bis October. Man unterscheidet zwei Wallfahrtsperioden („Concurse"); die erste beginnt anfangs Mai und endet zu Frohnleichnam, die zweite beginnt mit der großen Wiener Procession zu Maria Himmelfahrt und schließt zu Maria Geburt (8. September). Von 71 Ortschaften Nieder- und Oberösterreichs, Steiermarks, Kärntens, Böhmens, Mährens und Ungarns pflegen die Wallfahrts-Processionen an bestimmten Tagen in Maria-Zell einzutreffen und ihren feierlichen Einzug zu halten. An manchen Tagen treffen mehrere Processionen zusammen.

Ein unnennbares Gefühl bemächtigt sich der Brust des unbefangenen Zusehers, wenn die Scharen verschiedener Nationen sich vor dem Gnadenaltare sammeln, in mancherlei Sprachen und Singweisen die innigste Verehrung der heiligen Gottesmutter, das unbegrenzte Vertrauen auf deren liebevolle Hilfe, eine wahre Hingebung ihres Gemütes aussprechen und in frommer Begeisterung vor dem Bilde der Hilfreichen sich niederwerfen; wenn die heiligsten Gefühle auf jedem Antlitze sich spiegeln, strömende Thränen die beengte Brust erleichtern und zitternde Seufzer allmählich die Töne des Gesanges ersticken.

Nicht nur während der Wallfahrtsperiode herscht reges Leben im Orte, sondern auch in der Zwischenzeit, indem es fast nie an kleineren Gesellschaften und einzelnen Besuchern fehlt, die entweder der Trieb der Andacht oder die Vorliebe für reizvolle Gegenden in dieses weltbekannte Gebirgsthal lockt. Ein buntes Gewirre belebt den Marktplatz alljährlich am Dienstage vor Michaelis (29. September), wo von allen Seiten das Vieh zum Verkaufe zugetrieben und in eigens dazu errichteten Verzäunungen aufgestellt wird. Da hat man die beste Gelegenheit, die immer mehr in Abnahme kommende Volkstracht des Nordsteirers kennen zu lernen. Die bebänderten, mit Blumen und Federn geschmückten, schwarzen oder grünen Hüte der Männer, die bunten Kopftücher der Weiber, die roten oder grünen Brustflecke, kurz Haltung, Tracht und Gestalt läſst die Kinder der Alpen nicht ver-

kennen; und wer Lust hat, sich an dem Springen und Stampfen beim abendlichen Tanze zu ergötzen, der kann dieses Vergnügen hier in reichstem Maße genießen, denn nirgend vielleicht ist verhältnismäßig die Zahl der Wirtshäuser so groß, als in Maria-Zell. Die 900 Einwohner des Marktes leben auch fast ausschließlich von den Wallfahrern, indem sie ihnen Herberge bieten oder die verschiedensten Gegenstände an dieselben verkaufen.

Wir wenden uns nun vom Rahmen zum Bilde, von der Fassung zum Edelsteine, vom Markte Maria-Zell zu seiner weltberühmten Wallfahrtskirche. Noch ehe man sich auf das Einzelne dieser imposanten Erscheinung einläßt, fällt der Reichtum der Kirche schon durch die kostbare Kupferbedachung auf. Sowol der Zugang der Treppe als das Portal sind mit Statuen ohne bedeutenden Kunstwert eingefaßt. Interessanter in künstlerischer Beziehung ist das uralte steinerne Basrelief über dem gothischen Hauptportale nebst den Figuren, die in den Bögen desselben angebracht sind. Es stellt die ganze alte Geschichte des Gotteshauses dar. Rechts erblicken wir die Verehrung der Gottesmutter durch den Markgrafen Heinrich von Mähren und dessen Gemahlin Agnes, welche gegen Ende des 12. Jahrhunderts jenem wunderthätigen, von dem Lambrechter Priester in einer Hütte aufgestellten Marienbilde eine Steincapelle bauten. Links zeigt sich die Darstellung der Schlacht, welche König Ludwig I. von Ungarn gegen die weit überlegenen Heiden gewann, wofür er die kleine Capelle im Jahre 1363 mit einem großen Gotteshause umgab, von welchem noch der mittlere, 82 Meter hohe gothische Turm übrig ist. Die Kirche in ihrer heutigen Gestalt wurde 1644 gegründet und 1699 vollendet. Sie erhielt zwei neue Türme, welche zu beiden Seiten des alten Turmes sich erheben, und ein Schiff, doppelt so lang als das alte, in dessen Mitte sich eine schöne Kuppel wölbt. Sie ist unbedingt die größte Kirche des Landes, indem sie im Innern 92 Meter lang, 34 Meter breit und 31 Meter hoch ist. Ihre sieben Glocken, deren größte 5880 Kilogramm wiegt, geben ein wolgestimmtes Geläute und mächtig dröhnt

der Klang ihrer Orgel durch den ehrwürdigen Dom hin. Der Hochaltar mit dem herlichen Crucifix aus Ebenholz und Silber, zehn schöne Seitenaltäre, die mächtige Marmorkanzel, allerlei Votivbilder und Weihespenden von verschiedenem Kunst- und Geldwerte und ähnliches Beiwerk, was zu einer prächtigen Ausstattung gehört, sind ganz geeignet, den Gottesdienst auf wirksame Weise zu fördern und zu heben. Mitten in dieser würdigen Umgebung steht, umschlossen von einem silbernen Gitter, die uralte Waldcapelle mit dem Gnadenbilde, einer $\frac{1}{2}$ Meter hohen, aus Lindenholz geschnitzten Bildsäule. Ein reich verzierter Dom umwölbt nun dieses einfache Kleinod, und die ehemalige Einsiedelei hat sich in einen der besuchtesten Tempel verwandelt, in welchem jährlich mehr als 100.000 Wallfahrer Trost und Stärkung suchen.

Sehenswert ist auch die überreiche, von Gold und Silber strotzende Schatzkammer. Hier werden zahlreiche kirchliche Gefäße, Heiligenschreine, Altärchen aus kostbaren Steinen, alte Messbücher, Edelsteine, Perlen und kostbarer Schmuck aufbewahrt. Besonderes Interesse erregen die in vergoldetem Silber ausgeführten Stammbäume des Habsburg-Lothringischen Hauses und der neapolitanischen Königsfamilie; Fahne, Sporen, Steigbügel und Schwert des Königs Ludwig I. von Ungarn, sowie seine und seiner Gemahlin Hochzeitsgewänder. Eine Curiosität ist auch die goldene Feder des Dichters und Predigers Zacharias Werner, ein Geschenk des Fürst-Primas Karl von Dalberg, von Werner letztwillig der Gnadenkirche zu Maria-Zell vermacht.

Hat man die zahlreichen Sehenswürdigkeiten der Kirche einer Betrachtung unterzogen, wird man sich gerne den schönen Umgebungen des Wallfahrtsortes zuwenden.

Die schönste Ansicht Maria-Zells und der dasselbe einschließenden Gebirgslandschaft zeigt sich auf dem Calvarienberge, einer mäßigen Anhöhe oberhalb des Marktes. Rechts, beinahe gegen Norden, erscheint der felsige Oetscher, etwas näher die viel kleinere Gemein-Alm, mit



Maria=Zell.

schönen Weideflächen und einer waldigen, gegen Westen hinstreichenden Niederung, dem Brunstein; weiter gegen den Markt zu der Rasingberg. Diesem gegenüber reihen sich die dreispitzigen Zellerhüte, der etwas tiefer liegende Farenboden und die Triebein-Alm an einander und bilden das schöne Grünauthal, welches, vom Rasingbache bewässert, die fruchtbarsten Aecker und die üppigsten Wiesen umfaßt. Gegen Süden öffnet sich das Salza- und Aschbachthal zwischen der Triebein- und Sauwand-Alm. Am Eingange des ersteren liegt das Dorf Rasing mit dem romantischen Sigmundsberg. Das letztere, in welchem sich auch das k. k. Gußwerk befindet, ist im Hintergrunde durch die schön abgeflachte, hohe Aflenzer-Staritze geschlossen. Von der südlichen Sauwand weiter links erhebt die hohe Tonion ihr Felsenhaupt. Rückwärts, nach Nordosten, steigt die Bürgeralpe auf, deren südliche Vorhöhe der Sandbühel ist, auf welchem der Markt mit seinen schönen Gassen und dem geräumigen Platze sich ausbreitet, und die imposante Gnadenkirche mit ihrer doppelten Fensterreihe, der schöngewölbten Kuppel und dem hohen gothischen Turme prangt.

Verfolgen wir von Maria-Zell aus die Straße nach Süden, so kommen wir hinter dem Dorfe Rasing an der Sigmunds-Capelle vorüber, welche auf einem tannenbewachsenen vorspringenden Felsen hervorragt. Sie war ursprünglich befestigt und mit hohen Mauern umgeben, um den Angriffen der Türken zu widerstehen, die im 16. Jahrhundert wiederholt in diese entlegenen Thäler eindrangen. Bald erreichen wir das großartige Gußwerk, welches am Zusammenflusse der Salza und des Aschbachs gelegen ist. Es wurde im Jahre 1740 errichtet und und gieng 1800 in den Besitz des Staates über. Mit seinen Hochöfen, Werkstätten, Magazinen, dem Amtshause, den Beamten- und Arbeiterwohnungen bildet es eine ahnsehnliche Ortschaft. Die Eisenerze werden in den Bergwerken des drei Stunden entfernten Seebergs in der Gollrad zu Tage gebracht und geröstet, dann in den Hochöfen des Gußwerks geschmolzen und in Sand- oder Lehmformen gegossen. Man hat die nicht einträgliche Fabrication von

Galanteriewaren jetzt ganz aufgegeben und erzeugt fast ausschließlich nur gezogene Kanonen bis zum größten Kaliber.

Folgen wir nun dem Aschbache südlich, so kommen wir an der Mündung des Gollradthales vorüber nach Wegscheid, wo sich die Straßen scheiden; östlich geht es ins Mürzthal und über Mürzsteg nach Mürzzuschlag, südlich steigt die Straße über den Seeberg hinab nach Seewiesen und Aflenz bei Bruck an der Mur.

Auf der schönen Hochebene des Seebergs liegt der Brandhof, die Alpenwirtschaft des im Jahre 1859 verstorbenen Erzherzogs Johann, jetzt dem Grafen Franz von Meran gehörig. Den ehemaligen Bauernhof kaufte 1818 der Erzherzog und ließ ihn umbauen. Der anmutige Landsitz liegt nahe an der Poststraße, mit seiner Fronte gegen Osten gekehrt. Der Bau ist ebenerdig und hat zwei Flügel, aus deren Mitte die achteckige gothische Capelle vorspringt. Ein plätschernder Brunnen zwischen ihren Strebepfeilern ladet den Wanderer zur Labung, eine Ruhebank gegenüber in einem Halbkreise von Cedern, welche hier gut gedeihen, zur Rast ein. Auf dem hohen Dache, welches Wohnzimmer für Gäste enthält, erhebt sich ein gothisches Türmchen mit Uhr und Glocke. Zwei Thore führen in den geräumigen Hof, durch den die Wirtschaftsgebäude vom Wohnhause getrennt sind. Rückwärts auf einer Erhöhung blühen in einem Gärtchen, welches in einer feinen Capelle die Bildsäule Rudolf's von Habsburg umschließt, schöne Alpenpflanzen. Ringsum aber prangen üppige Wiesen, dem kargen Boden mit rastloser Mühe abgerungen, welche sich allmählich in die höheren Alpentriften verlieren. So ist das Aeußere. Einfach und prunklos, aber ein Muster sinnvoller, wahrhaft poetischer Zusammenstellung ist das Innere des Gebäudes. Es umfaßt einen Saal, die Capelle, mehrere Wohnräume und das Jägerzimmer. Alles verrät den groß- und edeldenkenden Menschen, den Verehrer geraden, schlichten Sinnes und den warmen Freund der Alpen.

Mit dem Gefühle tiefer Rührung kehren wir von dem merkwürdigen Brandhof nach Maria-Zell zurück, um von dort aus einen Ausflug

nordwestwärts zu dem schönen Erlaffee zu unternehmen. Unser Weg führt uns durch die kühlen Waldgründe der Grünau. Der tiefgrüne Spiegel des Sees, über dessen Mitte die Grenze zwischen Steiermark und Niederösterreich läuft, ist 1415 Meter lang, 840 Meter breit und bis 190 Meter tief und birgt köstliche Salblinge. Aus ihm fließt die Erlaf ab. Nicht fern von hier trifft man den kleinen Hechtensee mit dunklem, von abenteuerlichem Pflanzengeflechte durchkreuzten Gewässer, in welchem der Hecht gierig nach Raub sich umhertummelt.

Ein zweiter Ausflug, der sich noch besser lohnt, winkt nach Niederösterreich zum Lassingfalle, welchen man von Maria-Zell aus über Mitterbach, Wald, den Josefsberg und das Oertchen Wienerbrücke in drei Stunden erreicht und welcher der größte Fall Niederösterreichs ist. Gutgebahnte Wege und Anlagen, von dem berühmten Dichter Ladislaus Pyrker herrührend, erleichtern die Ansicht von allen Seiten. Eine Tafel zeigt den Weg, und in einer halben Stunde steht man vor dem Falle. Doch führen zwei Wege dahin, ein alter und ein neuer. Von der Wienerbrücke geht man an der Lassing hinab und überschreitet auf hoher Brücke den Bach, worauf sich jene Wege scheiden; der neue läuft längs dem Bache fort, der alte erhebt sich rechts zum Kollerbauer, von dem man durch den Wald zum Kaiserthron gelangt, einem vorspringenden, mit Geländern und Bänken versehenen Platze, von dem man eine herliche Uebersicht des wilden Felsenthales genießt. Auf einem steilen Pfade zum Bache hinab gelangt man auf einer Holztreppe zum „unteren Pavillon", wo man die schönste Ansicht des Wasserfalles hat, der von der großen und kleinen Lassing und vom Kienbache gebildet wird. In drei Absätzen stürzt das Gewässer, das künstlich geschwellt werden kann, an 120 Meter tief in das schwindelerregende Felsenthal hinab.

Von der Wienerbrücke führt die Straße nach Nordost weiter, um sich später nach Nord gegen St. Pölten und nach Ost gegen Hainfeld zu spalten.

17. Der Oetscher.

Im Osten durch die große Erlaf, im Westen durch die Ips von den Nachbarbergen geschieden, zieht sich der mächtige Oetscher (1886 Meter hoch) zwischen diesen beiden Flüssen beinahe geradlinig in einer Länge von $2^1/_2$ Wegstunden hin. Auf dem Boden Niederösterreichs nur vom Schneeberge an Höhe übertroffen, steigt er unweit Josefberg aus dem sogenannten Erlafboden in einem schneidigen, auf beiden Seiten steil abfallenden Rücken empor, anfangs mit mächtigem Wald bewachsen. Höher oben wird mit der Krummholz-Region zugleich sein großartiges Felsengerippe, „der rauhe Kamm", sichtbar, welches, großentheils von fetten Weideplätzen unterbrochen, sich über den Gipfel hinzieht; dieser selbst, nach dem hier aufgerichteten Kreuze der „Kreuzkogel" genannt, liegt genau in der Mitte des Gebirgsrückens und wird, an seinem westlichen Abhange sanfter abfallend, in einer Höhe von 1450 Metern nach abwärts zu wieder von Wald gedeckt. Noch ungefähr 160 Meter senkt sich hier der Rücken, steigt jedoch aus dieser Einsattelung, der sogenannten „Riffel", zu einem zweiten Gipfel mit weniger felsigem Boden empor — dem kleinen Oetscher — und endet an der Ips mit einem dritten, ungefähr 1260 Meter hohen Rücken, der seines einst mächtigen und dunkeln Waldes wegen „schwarzer Oetscher" genannt wird.

Der ganze Rücken des Oetschers von der Erlaf bis zur Ips bildet durchwegs einen schmalen Grat, der auf der Südseite steiler abfällt und dort die Schichtung seines Gesteins entblößt, daher er auch von dieser Seite einen großartigeren Anblick gewährt als von der nördlichen. Nur auf seinem Gipfel wird die schneidige Form des Rückens von einer fast ebenen, mit dem üppigsten Grase bewachsenen Fläche unterbrochen.

Die vorherschend kantige Bildung des ganzen Oetscher-Rückens schließt alle Kahre[1]) aus, wie sie so häufig in den Kalkalpen vorkommen. Nur an der nordöstlichen Seite des Gipfels findet sich zwischen diesem und der schneidigen Pyramide eines niedrigeren Gipfels, des Taubensteins, eine kleine Vertiefung, die unter dem Namen „Pfanne" bekannt ist. Sie bildet das ewige Schneebehältnis des Oetschers, wohin man nur hinabzusteigen braucht, wenn die mitgenommenen Wasservorräte ausgegangen sind, und wo man im Falle des Uebernachtens leidlich gegen den Wind geschützt ist, der auf dem Gipfel zeitweise mit furchtbarer Gewalt haust.

Eine Ersteigung des Oetschers ist ungemein lohnend, da die Rundschau von seiner Höhe mit den Panoramen mancher doppelt so hohen Bergriesen wetteifern kann, von keiner im Lande Niederösterreich aber übertroffen wird. So herlich und ausgebreitet die Rundsicht vom Gipfel des Schneeberges, des „Ostcaps der Kalkalpen", ist, so steht sie doch hinter jener des Oetschers weit zurück. Von dessen Spitze aus sieht man so recht, wie Berg auf Berg in erschütternder Hoheit sich türmen und dazwischen fügen sich die reizendsten Ausblicke in die den Fuß umsäumenden Thäler und auf ferne lachende Fluren. Die Fernsicht des letzteren steigt in ihrem Werte durch den Umstand, dass sie sich einer über alle Zweifel erhabenen Sicherheit erfreut. Wie oft wurde nicht schon der Schneeberg von tüchtigen Fachmännern zu dem Zwecke bestiegen, um dessen Panorama festzustellen,

[1]) Vergl. die Anmerkung S. 116.

und doch sind sie noch heute nicht darüber einig, ob der Dachstein in seinem Gesichtsfelde liege oder nicht.

Vom Gipfel des Oetschers übersieht man das Terrain von vier Kronländern, nämlich den größten Theil von Nieder- und Oberösterreich, einen nicht geringen Theil der Steiermark und Theile von Salzburg. Ueber zweihundert namhafte Bergspitzen umfaſst das Rundbild von der niedrigsten Erhebung, dem Kahlenberge bei Wien, bis zur höchsten, dem Hochnarr in den Naſsfelder Tauern. Von den vielen Erhebungen innerhalb der Marken Niederösterreichs seien genannt am rechten Donau-Ufer: der Schöpfel, die Lilienfelder-Alpe, der Lindkogel bei Baden, das Hocheck, der Schneeberg, Göller, Raxalpe, Schneealpe, Wechsel, Dürrenstein, Hochkahr und Sonntagberg; am linken Donau-Ufer: Schloſs Weinsberg, der Ostrong und Jauerling. Blicken wir weiter gegen Norden aus, so zeigen sich uns im fernsten Hintergrunde die Berge des Böhmerwaldes, gegen Süden herab lachende Fluren und reizende Thäler, die vom majestätischen Donaustrom und unzähligen Flüssen und Bächen durchzogen sind, ein Land reicher Cultur, des Segens und Friedens, es zeigen sich uns der Tulner-Boden, ein Theil des Marchfeldes und die Gegenden des Manhartsberges bis über Znaim hinaus. Das Häusermeer von Wien ist vom Oetscher aus nicht sichtbar, da es durch die Berge von Hütteldorf verdeckt wird.

Außerhalb Niederösterreichs reicht der Blick in nordwestlicher Richtung bis an die Grenze Baierns, von Oberösterreich sind Linz und Enns deutlich zu erkennen, man übersieht ferner den ganzen Mühlkreis und aus dem Böhmerwalde ragen der Plöckenstein und die Hochfichtel empor. Von den Glanzpunkten in südlicher und westlicher Richtung heben wir das Mariazeller-Thal hervor, ferner die hohe Veitsch, die imposante Felsenkette des Hochschwab, die mit ihren schneebedeckten Gipfeln in einer Länge von zehn Stunden den zehnten Theil des ganzen Oetscher-Panoramas einnimmt, den Reichenstein bei Eisenerz, die Rottenmanner-Tauern, die Bürgas- und Prielerkette, den Traun-

stein und vor allen den Riesenbau der vielgipfeligen Dachsteingruppe mit ihren weiten Eisfeldern und als höchste Häupter mehrere Eiszinnen der Nassfelder-Tauern, unter denen der Hochnarr besonders hervorragt.

Es versteht sich wol von selbst, dass viele dieser Objecte nur bei völlig reinem Himmel zu erkennen sind. Die günstigsten Monate hiezu sind Juli, August und die erste Hälfte des September, und die genussreichsten Stunden die des Abends und Morgens, wobei jedoch wieder erstere vorzuziehen sind, weil bei Sonnenuntergang die scharf ausgeprägten Häupter der Bergriesen als dunkle Massen in das goldene Firmament hineinragen und hiedurch recht deutlich hervortreten. Aber auch der Sonnenaufgang bietet ein effectvolles Schauspiel. Im Hochsommer kann man schon bald nach 1 Uhr nachts die Stelle erkennen, an welcher das Gestirn des Tages, gleich einem feurigen Balle, aus der Tiefe des Ostens auftauchen wird, um durch seinen Glanz alle anderen Erscheinungen zu besiegen.

Aber diese großartige Fernsicht ist es nicht allein, wodurch der Oetscher die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen; es haben auch seine Höhlen nicht wenig dazu beigetragen, welche durch ihre hohe Lage, den unterirdischen See und durch mancherlei abenteuerliche Sagen Anziehungspunkte geworden sind.

Bevor man noch zu diesen Höhlen gelangt, erregen die sogenannten „Wetterlöcher" einiges Interesse, deren der Oetscher im Ganzen drei hat; das eine ist 5 Minuten vom Gipfel, ein größeres bei 1100 Meter vom Oetscherkreuze entfernt, und ein drittes befindet sich in der Nähe des Taubensteins. Sie gehen in einen engen Schlott an der Oberfläche des Berges aus und sind auf Kalkgebirgen überhaupt nicht selten, wie am Traunstein bei Gmunden und am Untersberge bei Salzburg. Das Volk nennt sie Wetterlöcher, weil von ihnen die Sage geht, dass, wenn man Steine in dieselben wirft, sich alsbald Wolken zusammenziehen und entladen, eine Sage, die wir in vielen Gebirgsgegenden wiederfinden, so am Schneeberge, in den steierischen Alpen, in den Karpathen, im Riesengebirge und am Pilatusberge bei Luzern. Nach

dem Volksglauben sind es die Berggeister, die, durch die Steinwürfe aufgeschreckt, das Unwetter anrichten, oder, wie am Kampel, Hexen, die auf Ofengabeln reitend die Wetter machen.

Eine Verbindung der Wetterlöcher mit den eigentlichen Oetscherhöhlen ist nicht anzunehmen, da letztere zu weit nach Osten liegen. Diese Höhlen sind das Geldloch und das Taubenloch. Schon die herliche Fernsicht, die sich vor ihnen öffnet, lohnt reichlich die Mühe eines Besuches. Man übersieht die Mariazeller-Straße vom Annaberge bis in die Thalebene des Gnadenortes, dessen Kirche sich sehr stattlich ausnimmt. Rechts erheben sich die Zellerhüte, die Kräuterin, der Dürrenstein und Scheiblingstein, vor ihnen die Feldwiesalpe mit ihren vielen Sennhütten, und tief im Hintergrunde gegen Süden der Hochschwab.

Die größere der beiden Höhlen, das Geldloch oder die Oetscher-Eishöhle, gehört zu den großartigsten unterirdischen Eisbildungen unserer Monarchie. Ist in Höhlen die Eisbildung an sich schon eine höchst seltene Erscheinung, so ist in Oesterreich keine Eishöhle zu finden, wo die Eisbildung in so bedeutender Seehöhe und in solchem Maße erscheint, denn das Geldloch liegt 1469 Meter über dem Meere.

Gewaltige Felsblöcke sind vor dem Eingange der Höhle gelagert und ein tiefes Schneefeld zieht sich von da in die Tiefe des Schlundes, wo sich der berüchtigte Oetschersee befindet, von dem das Geldloch ursprünglich die „Seelucken" hieß. Die Größe des Sees, der eigentlich nur ein kleiner Tümpel ist, wechselt mit seiner Wassermenge; man hat zu Zeiten fast gar kein Wasser, sondern nur einen leicht zu durchwatenden Sumpf vorgefunden.

Haben wir nun den See übersetzt, so bietet sich bald ein Schauspiel dar, das zu den reizendsten der Höhlenwelt gehört. Man denke sich einen Strom von beiläufig 12 Meter Breite und ebensoviel Tiefe senkrecht herabfließend, bei seinem Laufe über eine doppelte Wehre stürzend und dann in horizontaler Richtung seinen Weg weiter ver-



Das Erlafthal mit dem Oetscher.

folgend, die ganze Wassermasse aber in krystallhelles Eis verwandelt, weiter oberhalb eine gewaltige Eispyramide, die 6 Meter zur Decke hinansteigt, ringsum noch glatte Eiswände und kahle geborstene Felsen, und man hat ein Bild von der Wirkung dieser imposanten Eismasse, in deren Krystallen sich noch die Grubenlichter tausendfältig brechen. Ersteigt man hierauf die Höhe der Eiswand, so gelangt man zum großen Eisdom, der an Großartigkeit noch den Wasserfall übertrifft. Er hat eine Länge von etwa 45 Metern und ebensoviel Breite und eine Höhe von 22 bis 23 Metern. Seinen Boden zieren spiegelglatte Eisflächen, aus denen sich im Hintergrunde mehrere Eissäulen und hie und da gleich Taufsteinen oder Opferstöcken einzelne Felsstücke erheben, während andere Massen an den Wänden gleich Altären oder Grabmonumenten hervortreten. Die feierliche Stille des Domes wird nur durch plätschernde Tropfbrunnen belebt, deren stärkster in der Mitte ein offenes Eisbassin füllt. Klettert man dann noch einige Meter über Felsblöcke in die Höhe, so gelangt man in den Hauptgang der Höhle, der gegen 190 Meter lang, 9 bis 11 Meter breit und verhältnismäßig hoch ist. Außer diesem finden sich noch mehrere Gänge und schachtartige Schlünde von geringerer Ausdehnung in der Höhle vor.

Eine Viertelstunde in westlicher Richtung von dem Eispalaste des Geldloches gelangt man zu dem kleineren Taubenloche, so genannt von den daselbst nistenden Bergdohlen oder Schneevögeln, welche von den Leuten für Tauben gehalten wurden und einst in großen Scharen darin gehaust haben. Die Längenerstreckung dieser wasserlosen Höhle beträgt 92, ihre Höhe 30 Meter, die größte Ausdehnung in der Breite 18 Meter. Interessant wird das Taubenloch durch seine Schlotte. Letztere sind selbst in den berühmten Krainer Höhlen sehr selten und nur die Grotte von Corgnale (bei Triest) könnte in einzelnen Partien mit dem Taubenloche verglichen werden. Ueber gewaltige Felsblöcke muß man auch hier in das Innere der Grotte hinabklettern. Ein Dom von 31 Meter Höhe zeigt sich sofort

dem Besucher. Aus diesem kommt man in einen höheren Raum, in die Capelle, in der weiß- und rotbrauner Sinter gothische Ornamente nachbildet. Nach der Ersteigung einer 7 Meter hohen Wand wird in eine Seitenbucht eingebogen, um in den höchsten Raum der ganzen Höhle, in den sogenannten großen Turm, zu gelangen, der 30 Meter aufwärts mißt und dem sich dann der zweithöchste Raum, der kleine Turm, anschließt.

Die Oetscherhöhlen gehören nicht nur zu den seltensten Erscheinungen in der Höhlenwelt, sondern sie sind ebenso sehr auch ein Gegenstand der Volkssage und Volksfurcht geworden. Schon in ältester Zeit galten sie als Aufbewahrungsort vieler Schätze, obwol im Oetscher nie edle Metalle gefunden wurden. Wilddiebe und Wurzelgräber mochten wol öfters die Höhlen aufgesucht haben, und die Welschen, welche man früher in ganzen Kraxen Schätze vom Oetscher wegtragen sah, dürften nur Wurzelgräber gewesen sein.

Als Gegenstand der Volksfurcht hat der Oetscher die Benennung „Hetschalberg" und, von Millionen böser Geister und Hexen bewohnt, spielt er darum in den österreichischen Hexensagen dieselbe Rolle, wie in den norddeutschen der Blocksberg. Er hat hierin gleiches Geschick mit allen jenen Bergen, an deren Abhängen sich wilde Einsamkeit und Romantik lagert. So hat der Böse oben zwischen dem eisigen Thorstein und dem Scheuchenspitz seine Wohnung, und wie er dort an ganz heiteren Tagen die Schneewolken einherwirbelt, so gibt er zur Nachtzeit durch feurige Funken von seiner Anwesenheit Kunde.

Der Sagenreichtum des Oetschergebiets läßt wol auf eine poetische Ader der Bewohner schließen. Und in der That leben neben den Sagen zahllose Lieder noch im Munde des Volkes fort, die mit Vorliebe im Freien, auf den Bergen gesungen werden. Namentlich sind es die jungen Dirnen, welche den Gesang pflegen und die Kehlenfertigkeit der „Schwoagerinnen" (Sennerinnen) ist sprichwörtlich geworden.

Das eigentliche Bergrevier theilen die Sennerinnen und die Holzknechte miteinander; die Berufspflicht weist den ersteren die „Alm",

den letzteren den Wald zu, während in der Tiefe der Thäler Bauern und Schmiede ihrer Arbeit walten. Finden wir aber bäuerliche und gewerbsthätige Bevölkerung überall in Niederösterreich, auf den hohen Alpenwiesen im Süden des Landes zur Sommerszeit auch überall die „Schwaigerinnen" wieder, so nimmt dagegen der Holzknecht im Oetschergebiete eine vereinzelte Stellung ein und ist anderswo im Lande unter der Enns fast gar nicht zu treffen.

Wo das Gebiet des Bauern aufhört, fängt jenes des Holzknechts an. Im Hochgebirge ist seine Heimat, dort, auf einer grünen Wiesenmatte, einem Bergquell nahe, steht seine Keusche, eine niedrige, aus übereinander gelegten Baumstämmen gezimmerte, mit Brettern gedeckte Waldhütte. Hier hat er seinen Ein- und Ausgang oft nur auf Waldesdauer. Mancher hat sich ein paar Joch Grundstücke erworben und mit Weib und Kindern auf dem Besitz angebaut. Dann ist die Hütte wohnlicher, er hält Ziegen und vielleicht auch Kühe dabei. Gewöhnlich stehen mehrere Holzknechtkeuschen beisammen und bilden die Ansiedlung aller Knechte, die in einem Schlage arbeiten.

Das Jahr hindurch hat der Holzknecht sein Brot im gutsherrlichen Walde und verdient es sich mit der Axt. Vom Forstamt wird ihm der Holzschlag zugewiesen; hier arbeitet er mit mehreren Genossen unter Leitung des Passknechts (eine Genossenschaft von Arbeitern heißt Pass) und unter Aufsicht des Revierförsters.

Mit Beginn der schöneren Jahreszeit zieht er in den Schlag. Die Last, die er mit sich trägt, ist nicht gering: zwei Zugsägen, zwei Hacken, ein Mösel, die Scheiter zu klieben, zwei Sägescheiden, ein Bohrer, eine Klafterstange, ein Schleifstein und eine Eisenfeile. Dazu wird noch das Nötige für den Lebensbedarf auf die „Kraxe" geladen, die er auf dem Rücken trägt.

Seine Arbeit im Schlag ist nichts weniger als einförmig. Zuerst kommt das Fällen der Stämme, dann das Zersägen derselben in „Brocken" (so heißen die Stücke), dann das Spalten der Brocken in Scheiter, das „Aufzainen" (Aufschichten) der Scheiter in Stöße,

endlich das „Bringen“ und das Schwemmen des Holzes bis zum Rechen.

Um den Holzknecht in seiner Eigentümlichkeit zu würdigen, muß man ihn arbeiten sehen. Seine Behendigkeit und Umsicht sind staunenswert. Der Baum fällt ihm sicher auf die Stelle, die er beim Anlegen der Axt vorbestimmt hat. Die Arbeit wird fast stets paarweise, von Zweien, in Angriff genommen. Zuerst hauen die Beiden eine tiefe Kerbe in den Stamm. Dann setzen sie auf der anderen Seite ihre Säge an und sägen, bis der Baum abgeschnitten umstürzt. Auf ebenem oder wenig abschüssigem Boden ist das keine schwere Anstrengung, wol aber auf Vorsprüngen von Felswänden, von wo oft eine einzelne schlanke Lärche oder Fichte geholt werden soll. Da müßen die Holzknechte sich nicht selten schwere Steigeisen anlegen, damit sie am steilen Abhang während der Arbeit nicht stürzen, und sich wol vorsehen, daſs der umfallende Baum auf dem winzigen Felsenantritt keinen von ihnen in die Tiefe hinabstürzt. Liegt der Baum endlich auf dem Boden, so werden zuvörderst Wipfel und Aeste abgehauen, hierauf der Stamm in kürzere Stücke zersägt. Beim Klieben der Scheiter fallen die Schläge des Möſels so dicht nacheinander, daſs ihnen der Widerhall nicht folgen kann, und in der Regel trifft der Möſel immer den rechten Punkt des Klotzes, daſs er knurrend auseinanderspringt.

Hat der Herbst den Bergen das bunte Laubkleid angelegt, so ist der erste Theil der Arbeit gethan; der Reihe nach stehen „Zaine“ (Stöße von geschichteten Scheitern) dort, wo früher der Wald war. Da kommt der Förster, die Zaine nachzumessen, berechnet den Machlohn, den der Holzknecht nunmehr abholen kann, und handelt mit ihm um das „Bringen“ ab.

Das Bringen geschieht während des Winters, für den der Holzknecht sehr reichlichen Schnee erhofft. Der Schnee ist für die Holzarbeiter im Gebirge so notwendig, wie dem Aegypter das Ueberschwellen seines Stromes. Er gleicht die Unebenheiten der Hänge aus und läſst den Schlitten zu, das bequemste aller Beförderungsmittel. Nichts fürchtet der Bergbewohner so als einen schneelosen Winter;

in solchen kann nicht der dritte Theil der gewöhnlichen Holzmenge herabgebracht werden.

Rechtzeitig setzt der Holzknecht seine Handschlitten, Schneereife, Steigeisen in Bereitschaft, richtet sich Bahnen her, baut „Riesen“ und Schwemmwerke. Unter Riesen versteht man im Gebirge breite Prügelbahnen an einem Bergabhang, der mit langen Scheitern so gepflastert ist, dass das darauf geworfene Holz über sie hinabkollert. Hat der Schnee den gefrorenen Boden unter sich, so ist die Zeit zum „Bringen“ da. Da schnallt der Holzknecht die Eisen oder Schneereife an die Füße und nimmt die Schlitten zur Hand. Die Scheiter werden aufgeladen, mit Stricken befestigt, und nun geht's auf der kürzesten Bahn und stellenweise mit reißender Schnelligkeit abwärts zur Riese oder zur wassersammelnden Klause. Die schnelle Fahrt, der ein langsamer und mühsamer Rückgang folgt, wiederholt sich, bis alles Holz aus dem Schlage gebracht ist.

Noch müßen wir einen Augenblick bei der Wirtschaft der Holzknechte verweilen. Ist im Frühjahre der „Pass“ Arbeiter im Schlag angelangt, so geht man ans „Söllen machen“, d. h. man zimmert aus rohen Baumstämmen die Notwohnung, Schlafgemach und Vorhaus, wobei letzteres zugleich als Küche benützt wird. Im Geschäft des Kochens wechselt einer mit den anderen ab; zu Mittag kommen für den ganzen Pass die unvermeidlichen „Holzknechtnocken“, morgens und abends „Schottsuppe“ (Rahm). Zur Mahlzeit legt sich jeder ein gutes Stück schwarzen Brotes bei, und dann und wann thut er einen Schluck aus gemeinsamer Flasche, deren Inhalt wöchentlich im nächsten Wirtshaus erneuert wird.

Am Samstag und am Vorabende eines Festtages stellt der Holzknecht die Arbeit zu Mittag ein, verläßt den Pass und wandert heimwärts zu seiner Keusche. Das Weib hat indes die häusliche Arbeit besorgt und die Wirtschaft geführt. Herzlicher Willkomm schallt ihm aus der Kinder Mund entgegen. Noch am Abend macht er sich ans Schleifen, Feilen und Ausbessern der Werkzeuge, die für die Arbeit der nächsten Woche bereit sein müßen. Am Sonntage wird

vorerst Gott gegeben, was Gottes ist, dann aber dem Wirtshause leider oft mehr, als der Beutel vertragen kann.

Den Holzknecht erkennt man an der grünen oder grün verbrämten grauen Lodenjoppe, dem grünen, mit Gemsbart und Schildhahnfedern gezierten Hut, dem schlanken, festen Körperbau, dem freien, oft kecken Blick und dem zierlich geschnittenen Stutzbärtchen.

Sein Einkommen ist schmal; mit Not und Mühe erhält er seine Familie und etwas zu erübrigen vermag er nicht. Ehemals half ihm das tödtende Blei seiner Büchse, freilich auf schlimmen Wegen, zu einem Nebenverdienst, und für den erbeuteten Rehbock kam mancher Gulden in die Tasche. Seitdem aber das Wild weniger und die Forstaufsicht schärfer geworden ist, geht's mit dem Wildern sehr schwer. Unter die freien Beschäftigungen des Holzknechts, die ihm einen kleinen Gewinn abwerfen, gehört das Wurzelgraben. Dieses war früher so im Schwunge, daß selbst Leute aus Tirol zu diesem Zwecke kamen und den Oetscher ausbeuteten. Gegenwärtig ist auch das Wurzelgraben nicht mehr lohnend, wenn auch noch ziemlich viel nach Enzian und Meisterwurzel gesucht wird, weniger für den Heilgebrauch als — zur Verwendung in Bierbrauereien.

Viel könnte noch über das Leben und Treiben der Holzknechte gesagt werden, die eine kleine Welt eigener Sitten darstellen. Aber nur Eines soll noch Erwähnung finden. Es ist einleuchtend, daß Menschen, welche fast das ganze Jahr über in freier Luft, bei schwerer Arbeit, unter stets drohenden Gefahren leben, gesund und mutig werden müßen. Und es ist in der That ein derbes, wackeres Geschlecht; der Schweiß ihres mühseligen Daseins hat am echten Menschen nichts verkümmert. Ihre Unerschrockenheit und Tapferkeit sind unbeschreiblich. Manches ihrer Abenteuer wäre würdig, vom Dichter besungen zu werden, und aus ihrem Treiben könnte ein Roman zusammengeschmiedet werden, von dessen Wirksamkeit sich um so mehr erwarten ließe, je mehr der Dichter sich auf die Wirklichkeit beschränkte und je weniger er von den Gebilden seiner eigenen Phantasie hineinmengte.

18. Die Semmering-Bahn.

Es sind die Alpenwege an sich schwierige, da man nur an wenigen Stellen und unter großen Hindernissen über die Alpenjoche wegschreiten kann, weshalb die Kunststraßen über diese Gebirgsrücken zu den großartigsten Werken neuerer Baukunst gehören. Noch schwieriger mußte es sein, eine Eisenbahn über die Thäler, Schluchten, Klippen und Hänge eines 1520 Meter hohen Berges zu führen, sie gegen Wildwasser, Ueberschwemmungen, Bergstürze zu schützen, ihre Steigung zu verringern und doch den Paß zu erreichen, Tunnels zu sprengen und turmhohe Viaducte zu bauen, deren Bogen wieder auf Bogen ruhen. Nur der Sachkundige vermag die ungeheuren Schwierigkeiten zu beurtheilen, welche vorher zu berechnen und zu beseitigen waren, ehe man den Bau der Bahn ausführen konnte. Mit dieser Eisenstraße kann sich keine der vielgerühmten Römerstraßen messen, von denen eine auch über den Semmering führte, obschon die Römer den Brenner als Hauptverkehrsstraße vorzogen.

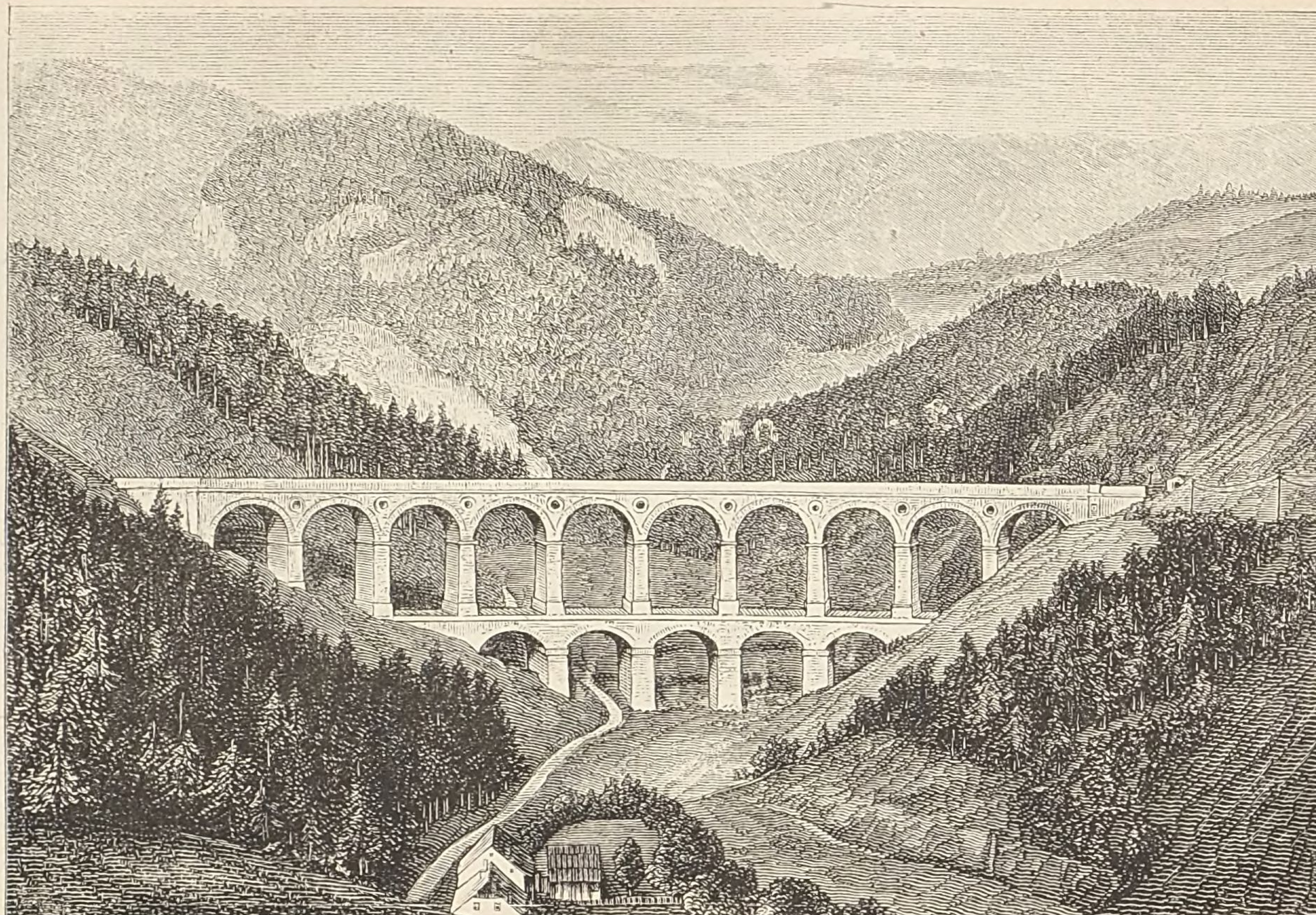
Seit der Vollendung der Semmering-Bahn sind noch andere Schienenwege über die Alpen gelegt worden; seit Jahren schon werden auch die Brenner-Bahn und die Mont-Cenis-Bahn befahren und der Bau der St. Gotthardbahn schreitet der Vollendung entgegen. Aber die Bahn über den Semmering genießt den Ruhm, die erste großartige Gebirgsbahn der Erde zu sein; hier hat zuerst der Menschengeist über

scheinbar unüberwindliche Hindernisse triumphirt, indem er die letzten Schranken des modernen Weltverkehrsmittels besiegte.

Die Semmering-Bahn ist in den Jahren 1848 bis 1854 vom Staate mit einem Kostenaufwande von 15 bis 19 Millionen Gulden gebaut worden. Die Leitung des Baues war in den Händen des Ritters von Ghega, dem in jüngster Zeit vor der Station Semmering ein schönes Denkmal errichtet worden.

Die Fahrt über den Semmering ist im höchsten Grade romantisch. Man sieht in das wildmalerische Schwarzathal mit seinen Felswänden, Schlünden, Meilern, Wäldern, Dörfern und erblickt die Bergrücken der Raxalpe, des Schneeberges und des Saurüssels; der Zug saust durch lange Tunnels, um auf der anderen Bergseite in Krümmungen über bogenreiche Viaducte, Pfeiler-Anbau und an steilen Wänden durch die Bergwildnis dahinzurasseln. Bald ist man in hellem Sonnenschein, bald in Finsternis, bald zwischen nackter Felswildnis, bald in kühler Waldung, bald über dem Thale, bald unter dem Walde. Wegen dieser stets wechselnden Scenerie ist die Semmering-Bahn der zweiten großen Gebirgsbahn unseres Vaterlandes, jener über den Brenner, entschieden vorzuziehen. Nicht minder aber auch wegen der Schönheit des Bahnbaues; denn am Brenner bauten Privatleute, daher sparsam, am Semmering baute der Staat, und er stellte Prachtbauten her. Wol bietet der Brenner einzelne Bilder von einer Erhabenheit, wie sie dem Semmering nicht eigen ist; solche Bilder gewähren die Eisfelder des Valser- und Gschnitzthales oder die Stubaier Ferner. Allein diese Punkte abgerechnet, leidet der Brenner von Innsbruck bis nach Brixen an einer gewissen starren Größe. Wundervoll freundlich und großartig zugleich und in reicherer Abwechslung im Nahen und Fernen tritt uns die Natur auf der Semmeringfahrt entgegen.

Von Gloggnitz an, wo das Thal der Schwarza enge wird, beginnt die Alpenstraße. Die Lage des Marktes ist reizend. Zu den nahen Bergen der Nord- und Südseite sind im Westen die letzten



Semmeringbahn (Kalte Rinne).

Ausläufer des Semmerings getreten. Auf ihrem äußersten Vorsprung ragt das große Schloss von Gloggnitz mit der Kirche in seiner Mitte auf. Rechts wendet sich aus der Waldschlucht an seinem Fuß die Schwarza heraus, links von demselben öffnet sich das breitere Thal, das zum Semmering führt. Hier thront das Schloss Wartenstein auf hoher Bergeskuppe und strebt der Sonnwendstein oder Göstritz zur Höhe, in der südlichen, der Gruppe des Wechsels angehörigen Bergreihe aber gewahrt man den Einschnitt des Kranichberger Thales. In der Tiefe dehnt sich dann der Markt auf beiden Seiten der Schwarza bis an den Schlosshügel von Nordost nach Südwest aus. Seine Lage nahe der nördlichen Wand des Beckens verschafft ihm ein so mildes Klima, dass dort am Silbersberg wie am Eichberg auf den gegen Süden gekehrten Seiten noch Wein gebaut wird.

Die Bergkegel des Silbersberges und des Eichberges sind die beiden Eckpfeiler am Eingange des oberen Schwarzathales, welches die Semmering-Bahn von Gloggnitz an bis Payerbach in Schlangenwindungen durchzieht. Haben wir die Thalsperre, welche jene zwei Bergkegel bewirken, hinter uns, so erschließt sich bei den stattlichen Gebäuden der Papierfabrik Schlöglmühl zuerst der Anblick des Thales von Payerbach. Die Bahn läuft an seinem Nordrande nahe dem linken Ufer der Schwarza fort; auf seiner Südseite erheben sich in ihren Nordgehängen die Berge zwischen ihm und dem Thale von Schottwien. Wir sehen die Linie der Bahn auf denselben hinanklimmen. Die Thalhänge sind reich bebaut und durch Weiler und Einzelnhöfe belebt. Nach vorn aber baut sich die prächtige Raxalpe und das übrige Gebirge des Thales von Reichenau und der Prein über Payerbach und dem herlichen Bahnviaduct auf, welcher das Thal westwärts auf das Wirkungsreichste abschließt. So kommen wir nach Payerbach, dessen Häuser in ungleicher Höhe um die alte Kirche lagern.

Schon auf der Strecke von Gloggnitz nach Payerbach hat die Eisenbahn eine bedeutende Steigung zu überwinden; die eigentliche Semmeringfahrt fängt jedoch erst bei Payerbach an. Zunächst dem

Bahnhofe leitet der prächtige, 280 Meter lange Viaduct auf neun Riesenbogen in südlicher Richtung über die Schwarza und ihr Thal. Jenseits desselben geht die Bahn sogleich in die südöstliche Richtung über und klimmt jetzt am Südrande des Payerbacher Thales mit der größten Steigung (1:40) zum Eichberg hinan. Hinreißend schön gestaltet sich der Blick hinab auf das Reichenauer Thal, der nur kurz, und jener auf das Thal von Payerbach, der lange und wiederholt sich darbietet. Ueber mehrere Viaducte und durch mehrere Tunnels kommt man auf dem Eichberg nahe über dem Markte Gloggnitz an. Die schimmernde Fläche von Neunkirchen, von den duftigen Grenzbergen gegen Ungarn gesäumt, liegt vor dem Blicke des Reisenden aufgerollt. Später nach der Wendung der Bahn nach Westen eröffnet sich die Aussicht auf Wartenstein, den Otter und das etwa 130 Meter tiefere Thal von Schottwien; auch der treueste Wächter der Semmering-Bahn, der Göstritz, hat sich eingestellt.

Nahe dem Ostende des Eichberges wendet sich die Alpenbahn im Bogen westwärts, um in ziemlich gerader Richtung an Schottwien und Klamm und weiterhin an der Weinzettelwand vorbei zur kalten Rinne zu eilen, wo sie wieder rückwärts geht und im Bogen durch die Adlitzgräben hin die Passhöhe erreicht.

Ein besonders malerisches Bild zeigt sich von der Station Klamm aus. Man sieht den 1545 Meter hohen Sonnwendstein oder Göstritz in seiner ganzen Höhe und Breite, mit den fächerartig auseinanderlaufenden Furchen, die der Wildbach riss, und dem saftig grünen Gelände, durch welches die Semmeringstraße in langen Windungen zur Klause von Schottwien herabsteigt. Von dem Abhange des Göstritz her schimmert die zweitürmige Wallfahrtskirche Maria-Schutz. Tief unten liegt, mit der Doppelreihe seiner Häuser in eine Felsenklamm eingeengt, der bis in seinen letzten Winkel aufgeschlossene Markt Schottwien. Hoch oben aber auf senkrechtem Felsenvorsprunge schaut die Ruine Klamm herab, so hoch und steil, dass man das graue Gemäuer kaum erkennen kann, und doch fliegt der Eisenbahnzug sehr bald noch viel höher als die Felswände hinan.

Hinter Klamm gelangt die Bahn zu den steilen Thalschluchten der beiden Adlitzgräben, deren Wände sich schroff ausgezackt und zertrümmert, fast senkrecht über dem engen, grünen Thalstreifen unten erheben und die sich meilenlang im Zickzack von Schottwien aus wie ungeheuere Risse ins Gebirge hinein dehnen, indem ihre Wände voll malerischer Wildheit den Gebirgsstock des Semmerings von den Thälern der Schwarza und Prein trennen. Eine Strecke lang folgt die Bahnlinie in weit ausschweifendem Bogen dieser Felsenwindung, dann zeigt sie zwei gewaltige Viaducte, welche in zwei Bogenreihen übereinander gegen 38 Meter hoch den Jäger- und den Gamperlgraben übersetzen.

Die größten Schwierigkeiten hatte der Bahnbau zu überwinden, um den Schienenweg vom unteren in den oberen Adlitzgraben zu leiten. Nackte, zerbröckelnde Felswände mit steiler Böschung, dabei vor tiefen Wildbächen eingeführt, boten die einzige Möglichkeit des Weiterkommens dar. An diesen Felswänden entlang sollte die Bahn klimmen, diese Schluchten und breiten Senkungen überbrücken, dort eine Felsenwand durchbohren. Da das Gestein jener Wände viele Risse und Sprünge hatte, so war zu befürchten, dass es mit der Zeit durch die Erschütterung der Bahnzüge immer mehr gelockert und endlich ganz auseinandergerüttelt werden möchte, daher mußte man hier bei der Weinzettelwand den Weg tief hinein in die Felswand sprengen und diese Wand durch Pfeiler und Mauern stützen, um sie vor dem Auseinanderfallen zu sichern, so dass drei Tunnels durch Galerien zu einem langen Haupttunnel vereinigt werden. Bei der Durchfahrt ist der Reisende in finstere Nacht gehüllt, die nur zeitweise zur Seite durch den Schimmer der grünen Tiefe unterbrochen wird.

Bald nachdem der Zug aus dem letzten Tunnel wieder an das Tageslicht gekommen, langt er in der Station Breitenstein an. Hierauf eilt er an der Spießwand hin, übersetzt auf hohem Viaducte den Krauselgraben und wendet sich nach Süden. Hier überschreitet nun die Bahn die Adlitzgräben an der kalten Rinne, über deren

Klüfte sie mit Hilfe gewaltiger Viaducte von zwei übereinander gebauten Bogenstellungen gelangt. Ein Hochgebirgskessel umfängt uns mit Steilwänden, an denen das Geschiebe herabsinkt und über ihm gewahren wir die Gipfel der höchsten des Gebietes, den Schneeberg und die Rax. Im Kessel widerhallt der Atemzug der Locomotive, während sie aufwärts klimmend über die schwindelnd hohe Brücke gleitet. Wieder gelangen wir auf der Fahrt durch den Wolfsberger-Tunnel in nächtliche Finsternis; hinter demselben aber erscheint wie mit einem Zauberschlage das überraschendste Bild von allen. In malerischem Gewirre von Fels und Wald überblicken wir den künstlichsten Theil der Bahn, die uns heraufgeführt, wie sie tief unten von Klamm her und dennoch hoch über der Kluft bald an der Felswand, bald in derselben sich heranwindet. Wenn zur vollen Wirkung dieses Bildes noch etwas fehlt, so wäre es der Zufall, dass eine zweite Locomotive, wie sie mit ihrer Last aus der fernen Tiefe heransteigt, als wandelnde Staffage diente.

Mit der letzten Biegung ist die Station Semmering, der Endpunkt der Bergfahrt, erreicht und die Herlichkeiten, von denen bisher nur Theile zu schnellem Genuß geboten waren, liegen in einem weiten Halbrund ausgebreitet, rechts und links die Berge des Gebietes mit ihren Gipfeln und dem massiven Unterbau; im Vorgrunde die grünen Stufen der Passhöhe, im Hintergrunde die blaue weite Niederung des Wiener-Beckens, aus welchem sich, wenn Tag und Stunde günstig sind, die hellen Punkte der Ortschaften abheben.

Unmittelbar hinter dem Stationsplatze öffnet sich der größte und letzte Tunnel der Semmering-Bahn. Er ist schnurgerade durch den Berg gebohrt worden, hat eine Länge von 1420 Metern und erreicht in der Mitte im höchsten Punkte der Bahn eine Seehöhe von 898 Metern, 459 Meter über dem Ausgangspunkte Gloggnitz. Indem man diesen Tunnel passirt, überschreitet man zugleich die Grenze Steiermarks; denn an seinem Ausgange findet man sich schon im steierischen Fröschnitzthale. Die Bahn tritt nun in ein starkes Gefälle ein und

führt ohne die Vermittlung kolossaler Bau-Objecte in diesem freundlichen Thale mit sanften Bergformen, wahrhaft smaragdgrünen Wiesen und kleinen Ansiedlungen, worunter noch Steinhaus und Spital die beträchtlichsten, nach Mürzzuschlag, dem Ende der Gebirgsbahn. Letzteres liegt freilich noch in einer Seehöhe von 680 Metern, also nur um 20 Meter niedriger als die Station Klamm.

Die ganze Bahnstrecke von Gloggnitz bis Mürzzuschlag ist 42 Kilometer lang; sie zählt 15 Tunnels von 4274 Meter Länge und 16 Viaducte von bedeutender Ausdehnung. Steigung, Krümmung, Unterschwellung und alles Technische ist mit der größten Sorgfalt berechnet, und selbst für die Wasserspeisung der Maschinen gesorgt, zu welchem Behufe die Bergwasser gesammelt, geklärt und durch Pumpenwerk oder Röhren weiter geleitet werden.

Bei den großen Eisenbahnbauten denkt man vorzugsweise an die technischen Schwierigkeiten der Bahn selbst, an die Vermessungen der Höhen, an die mühevollen Versuche, überhaupt eine Bahnlinie aufzufinden, an die Berechnung der Bogen, des Steigens und Fallens, weniger aber an die unendlichen Schwierigkeiten, welche die Herbeischaffung des Materials macht. Je unwegsamer die Gegend ist, um so mehr nehmen die Schwierigkeiten zu. Man bedarf Massen Materials, Tausende von Arbeitern; bald fehlt es an Wegen und Unterkunftsorten, bald stören elementare Ereignisse den Weiterbau, und es werden dadurch die Herstellungskosten bedeutend gesteigert, so dass schon die Herstellung einer gewöhnlichen Bahnstrecke die größte Umsicht voraussetzt. Mit welch' großartiger Thatkraft, mit welchem Ueberblick mußten daher die Erbauer der Semmering-Bahn ausgerüstet sein!

Aber nicht bloß großartig ist dieses Werk, es ist auch schön zugleich; alle Constructionen an Häusern, Viaducten, Tunnels u. s. w. genügen nicht allein ihren materiellen Zwecken, sondern sie erfreuen auch den ästhetischen Sinn durch die Leichtigkeit und Anmut der Verhältnisse. Die Viaducte in der kalten Rinne und im Adlitzgraben überraschen ebensowol durch die Kühnheit und Seltsamkeit der Anlage

als durch den vollendeten Geschmack ihrer Architektur. Dabei trägt Alles den Stempel der Festigkeit und Dauerbarkeit in so ausreichendem Maße, und die Fahrt selbst geht mit so viel Ruhe und Sicherheit vor sich, dass auf natürlichem Wege wol nirgends ein Gefühl von Unbehagen über die Gefährlichkeit der Bahn entstehen wird. Und so vereinen sich denn hier Natur und Kunst, um in dem Geiste des sinnigen Beschauers einen Eindruck hervorzubringen, den er mit Bewunderung empfängt und gewiss mit Liebe zu bewahren suchen wird.

19. Der Markt Schottwien.

Als im Jahre 1838 die Schienenlinie von Wien nach Gloggnitz schon im Bau, die von Mürzzuschlag nach Triest beschlossen war, lag es in der natürlichen Fürsorge, dem zwischen Gloggnitz und Mürzzuschlag liegenden Verkehrshindernisse, welches die Höhe des Semmerings bot, seine Beschwerlichkeit zu nehmen. Da man damals an die Ausführung einer Eisenbahn über den Semmering nicht dachte, schritt man zum Umbau, oder, richtiger gesagt, zum Neubau der Semmeringstraße, der 1839 begonnen und 1842, im gleichen Jahre mit der Eröffnung der Bahnstrecke Wien-Gloggnitz, vollendet wurde. Durch eilf Jahre, bis 1854, mußten Waren und Reisende von Gloggnitz über den Semmering mittelst Axe befördert werden, um erst wieder von Mürzzuschlag an die Eisenbahnfahrt fortzusetzen.

Hinter Gloggnitz biegt die Semmeringstraße in das gegen Südwest sich erschließende Thal. Rechter Hand hat man den steilen Südabfall des Eichbergs, auf dessen Halde man in bedeutender Höhe die Semmeringbahn gewahr wird, links erheben sich waldbedeckte Berge, unter denen der Otter am höchsten emporragt. Fortwährend aber erfreut das Auge des Wanderers das hoch thronende Schloss Wartenstein, welches das ganze Thal zu beherschen scheint. Die ziemlich belebte Straße durchschneidet, sich im Bogen westwärts wendend,

die Orte Weißenbach und Aue, bis sie sich durch vortretende Felsen plötzlich eingeengt sieht. Im rechten Winkel biegt sie nun nach Süden um, und wir befinden uns unvermutet in dem Markte Schottwien, den uns bisher die Felshöhen verbargen. Die westliche Richtung der Straße setzen die Adlitzgräben fort, über deren Eingang, zugleich über dem unteren Ende des Marktes, die alte Feste Klamm auf schroffer Felsenhöhe trotzig sich erhebt.

Schottwien besteht aus einer einzigen, längs der Straße in der durch Felsen eingeengten Schlucht aufwärtsziehenden Gasse. Es zählt 60 Häuser und über 500 Bewohner und ist trotz der beengten Lage ein freundlicher Ort, der gegenwärtig von Sommergästen und Touristen viel besucht wird. Das Ziel der Letzteren ist die gespaltene Kegelspitze des Göstritz oder Sonnwendsteins, welcher sammt der an seinem Abhang gelegenen Wallfahrtskirche Maria-Schutz schon vom Markte aus sichtbar wird.

Der Göstritz, in der erhabensten Spitze 1545 Meter hoch, ist bewaldet und reich an Alpenrosen, zeigt aber zuhöchst überall Felsdurchbrüche auf grünem Boden. Man besteigt ihn entweder von Schottwien aus über Maria-Schutz, oder besser von der Höhe des Semmeringpasses. Ueberreich lohnt er die kleine Mühe seiner Ersteigung, denn von seinem Gipfel genießt man eine Fernsicht, die weit über den südlichen Theil des Wiener-Beckens und in die österreichischen und steirischen Alpen reicht. Die größte Wirkung erzielen die Schnee- und Raxalpe und der Schneeberg. Doch am entzückendsten gestaltet sich der Vordergrund: Schottwien, die Feste Klamm, die Windungen der Semmeringstraße, jene der Semmeringbahn mit allen ihren Prachtbauten, und die Thäler und Schlösser um den Wechsel: Feistritz und Kirchberg, Steiersberg, Kranichberg und Wartenstein.

Wie bereits erwähnt, sind die heutigen Besucher Schottwiens der Mehrzahl nach Sommergäste und Touristen. Anders und weit lebhafter gieng es hier zu, als noch die Straße über den Semmering den ganzen Verkehr mit der Steiermark durch den Markt zog, wo



Schottwien.

gegen derselbe jetzt ober ihm auf der Eisenbahn vorbei braust. Die heutige Semmeringstraße, die dritte der aufeinanderfolgenden Kunststraßen über den Berg, erhebt sich in weiten Serpentinen auf den Schottwien um 410 Meter überragenden Sattel. Aber so bequem sie ist, seit der Eröffnung der Semmeringbahn liegt sie verödet.

An jenen Felsengen, welche den Eingang zu den Adlitzgräben und der einzigen Gasse des heutigen Marktes Schottwien bilden, sind zwei Niederlassungen zu unterscheiden: die Feste auf der Höhe und der Markt in der Tiefe des Thales. Die Felsenenge hieß „Chlamme“, und ihr Name wurde dann auf die Burg übertragen, die sie beherscht und, um sie zu beherschen, hingestellt wurde; denn durch die einengenden Felsen schien der Platz zur Abwehr gegen den Feind wie geschaffen.

Freilich anfangs, als man die Burg auf die stolze Felsenhöhe baute, hat man die Klamm selbst wol noch nicht befestigt; denn so lange der ganze Landstrich vom Semmering nordwärts bis an die Thalsohle der Piesting noch zur Steiermark gehörte, bedurfte die Feste des Schutzes vor dem Feinde nicht. Die ganze lange Zeit vor ihrer Vereinigung lebten die beiden Nachbarländer Oesterreich und Steiermark in Frieden nebeneinander. So blieb es auch, als der letzte Fürst von Steier, der sieche Herzog Ottokar VI., sein Land an Leopold V. von Oesterreich vererbte (1192). So blieb es aber nicht, als fünfzig Jahre später (1246) der letzte Babenberger Friedrich der Streitbare kinderlos starb und beide Länder als Ziel herschsüchtiger Bewerbung hinterließ.

Mit dem Pressburger Frieden, den König Przemysl Ottokar nach dem ersten Kampf um Steiermark mit König Bela IV. von Ungarn schloss (1254), ward der nördliche Theil des Landes bis an die Wasserscheide der Mur, mithin alles, was von Steiermark diesseits des Semmering lag bis an die Schneide der Berge, zu Oesterreich geschlagen. Damit war die jetzige Grenze hergestellt. Schottwien, Gloggnitz, Neunkirchen, Pütten u. s. f. rückten in das Gebiet von

Wien, und die Scheide dieses Gebietes bis auf den Hochrücken des Semmering hinauf.

Damals, wo König Ottokar die Sicherung seines Gebietes und einen zweiten Kampf um Steiermark im Auge hatte, war wol der natürlichste Anlass gegeben, die Stelle, wo Schottwien liegt, in ihrer strategischen Wichtigkeit zu erkennen und auszunützen. Mit der Befestigung der Klamm als Grenzwarte wurde aber auch der Ort im Thale in seinem inneren Wesen selbständig und erhielt seinen besonderen Namen „Schaidwien", d. i. Scheide des Wiener Gebietes, während der Burg über dem Orte (Klamm) der alte Name blieb.

Heute sind noch nicht alle Spuren von dem Schnürleib dahin, in welchem Schottwien seine Jugend verbracht hat. Heute noch merkt der Wanderer an den Felsen, die den Ort schützen, und neben denselben manches, was vor Zeiten Menschenkunst zu seiner Wehrhaftmachung beigestellt hat. Es lohnt sich, den Spuren zu folgen und sie zu einem Bild zu einigen.

Am oberen Ende der Klamm gegen den Semmering hin schloss eine 6 bis 9 Meter hohe Mauer in der Länge von beiläufig 20 Schritten die zu beiden Seiten steil abfallenden Felsen. Es war eine Doppelmauer. Sie enthielt das „obere Thor", rechts davon eine Oeffnung zum Durchgang des Semmeringbaches, und ober dem Thor in zwei Stockwerken einen gedeckten Gang für Büchsenschützen, um die von der Göstritzleiten herabziehende Straße zu bestreichen. Die Mauer rechts unmittelbar am Felsen war durch einen Wehrturm, links in bedeutender Höhe durch eine aus dem Fels herausgebaute Warte flankirt, deren Hinterraum wol für 40 Mann Platz hatte. Der Ausblick von hier reichte bis in den links vom Göstritz herabziehenden Göstritzgraben.

Eine gleiche Mauer, nur, wie es scheint, weniger hoch und ohne gedeckte Gänge, verband die Ränder der Klamm an ihrem unteren Ende. Dort ragen die Felsen nur an der Nordseite steil empor, gegenüber ist die Böschung sanfter. Man half durch einen massigen

Wehrturm nach und durch eine Mauer, die sich von demselben gegen den sogenannten „Probstwald" hinauf bis an die vorspringenden Felsen zog. Von der Mauer sieht man noch Reste, vom Wehrturm nicht mehr. Unter ihm floss der Bach aus der Klamm. Zwischen ihm und dem zweiten Wehrturm auf der Nordseite führte das später mit dem Steinwappen des Marktes gezierte „untere Thor" in die Klamm. Im ganzen war dieser Theil der Befestigung schon in der Anlage schwächer und forderte ein besonderes Aufgebot von Wehrkraft.

War durch die bezeichneten Festungswerke die Klamm abgesperrt, so dienten andere innerhalb derselben zu weiterer Verteidigung; zunächst einige Wehrtürme auf dem Bergrücken, der zwischen dem Semmering- und Haidbach bis nahe ans obere Thor hinzieht, später zur Aufbewahrung von Munition verwendet, wie aus der Benennung „Pulvertürme" zu ersehen ist. Zwei davon bestehen noch und genießen der Schonung, die einem Unbeachteten aller Orten zu Theil wird.

Es läſst sich voraussetzen, daſs die Burg Klamm als der beherschende Punkt der Fortification mit der unteren Klamm in unmittelbarer Verbindung war. Aber der unterirdische Verbindungsgang, von dem man sich erzählt, ist nicht mehr aufzufinden. Dagegen zeigen sich in der Felswand gegen das Weißenbachthal einige Höhlungen, die den Bestand einer für Kriegszwecke in den Stein gehauenen Gallerie außer Zweifel setzen. Sie zog in der Höhe von etwa 38 Metern beinahe horizontal gegen den Haidbachgraben, war an einzelnen Stellen durch Mauerwerk gedeckt, an anderen offen und dort nur über einen Bohlensteg gangbar, den man leicht entfernen konnte, und hatte durchwegs Raum für einen gerüsteten Mann, an einzelnen Stellen für mehr als einen. Man nennt diese Höhlungen „Türkenlöcher" — nicht ohne Grund, wie wir sehen werden. Endlich sind an der Stelle, wo über dem oberen Thor der bedeckte Gang hinlief, noch zu beiden Seiten in Fels gehauene Eingänge mit den Treppen deutlich sichtbar, die zur Verbindung der Höhenpunkte mit der unteren Klamm dienten.

An manchen Fehden und Kriegsereignissen nahm die Feste Klamm mit Schottwien thätigen Antheil. Der härteste Schlag aber traf den Ort im Jahre 1529, als die Türken unter Sultan Soliman's Führung nach Oesterreich kamen. Während das große Türkenheer Wien einschloss, zogen Streifscharen auf Beute ins Land. Eine solche erschien vor Schottwien und bedrängte den Ort in jeder Weise. Die Verteidigung scheint aufs Aeußerste gegangen zu sein, und erst nachdem ein fernerer Widerstand nutzlos war, wandten sich die Belagerten zur Flucht ins Gebirge und in die Höhlungen der Felsen, während der Feind den verlassenen Ort theilweise niederbrannte und dann abzog. Das Ereignis lebt noch in der Ueberlieferung des Volkes und findet eine Bestätigung in der großen Menge von Schädeln und Knochen, Klingen, Dolchen und Pfeilspitzen, die man nach verläßlicher Mittheilung aus einem Wiesenfleck im Innern der Klamm ausgrub.

Zu dieser Zeit, und zwar seit dem Jahre 1518, war der treffliche Staatsmann Sigmund von Herberstein, der treue Diener des Kaisers Maximilian I., Pfandherr und Pfleger von Klamm mit Zubehör und blieb es bis zu seinem Tode im Jahre 1566. Wiederholt wechselten hierauf Schottwien und Klamm ihre Pfandherren, bis sie in die Hand des Großmeisters des deutschen Ordens übergiengen, der zu Wiener-Neustadt residirte. Doch schon im Jahre 1603 verpfändete Erzherzog Maximilian, ein Sohn des Kaisers Maximilian II., als Großmeister des Ordens die Herschaft Klamm gegen ein Darleihen von 21.000 fl. an Georg Bernhard Freiherrn von Ursenbeck, der schon das nahe Pottschach und Wartenstein inne hatte und damals Landmarschall in Niederösterreich war. Die Freiherren von Ursenbeck waren die letzten Pfandinhaber von Klamm und Schottwien. Im Jahre 1651 giengen die Güter durch Kauf vom Staate in den Privatbesitz der Familie von Walsegg über, die mit dem Reichsgrafen Franz Anton 1828 im Mannsstamme erlosch. Hierauf kam die Herschaft an die Fürsten von Liechtenstein, welche sie noch heute besitzen.

Während aber die Walsegger den Herschaftssitz nach Stuppach (bei Gloggnitz) verlegten, verödete das Schloss Klamm und verfiel allgemach, bis es 1805 bei einem kläglichen Versuch von Widerstand gegen die einrückenden Franzosen mit dem Pfarrhof ein Raub der Flammen wurde. Zwar ließ zu Anfang der Dreißiger-Jahre Fürst Liechtenstein die Burg restauriren, doch liegt sie gegenwärtig, bis auf einige Mauern und wolerhaltene Räumlichkeiten, in Trümmern.

So ist die Feste, unter deren Schirm sich unten in der Klamm allmählich ein Gemeinwesen bildete, zur Ruine geworden, während ihr Schützling im Laufe der Zeit jeden Zoll Boden, der zwischen den Felsen und dem Wege lag, mit seinem Anwesen ausgefüllt hat und jetzt darin gedeiht, wenn er auch nicht mehr wachsen kann. Unbeirrt durch Mauern und Wehrtürme, waltete der stille Fleiß in der Klamm, der Menschen an Menschen bindet und im friedlichen Wettstreit am Schmuck des Landes webt.

Schottwien — urkundlich erscheint dieser Name zuerst im Jahre 1266 — hatte von dem Augenblicke an, wo es Oesterreichs Grenzfeste gegen die Steiermark wurde, die Bedeutung als solche verloren. Namentlich unter den ersten Habsburgern erlebte es mit der ganzen Umgegend ruhige Tage. Die Kriege seiner Herzoge wurden außer Landes geführt, oder, wenn im Lande, nur in den Theilen, die an Böhmen und Mähren grenzen. Das Volk in unseren Grenzbergen fühlte sie nicht oder sah nur den lustigen Flitter davon, wenn etwa der Herzog mit einer reisigen Schar oder diese im Dienste des Herzogs über den Semmering kam oder auf demselben Wege heimzog. Dafür glühte der Erzofen und pochte der Schmiedehammer in den grünen Thalgründen, scholl das Almlied auf der Höhe, lichtete sich der überwuchernde Bergwald und wuchs ein Menschenhaus um das andere aus dem Boden heraus, hoffnungsgrüne Reiser der Gesittung, vom Segen frommer Arbeit umhegt. Ja wol frommer Arbeit! Denn noch wirkte die Kraft jenes werkthätigen Christentums, das in unseren Bergen die Axt an den Wald gelegt, die Furche durch den Acker gezogen

hatte; noch waren die Boten desselben, wo wir sie finden, für Arbeit und Gebet gleich geschürzt.

Allmählich aber erst erkannte Schottwien seinen eigentlichen Beruf. Seine Väter freilich setzten sich's in den Kopf, es müße wegen der leicht zu verteidigenden Felsenenge eine Festung werden. Aber der Platz hatte noch ein anderes Merkmal, das zur Erwägung aufforderte. Er lag in der Richtung eines der wichtigsten Handelswege und ließ diesem den einzigen Durchgang offen. Diesen Durchgang zu behaupten und für die Entwicklung seiner inneren Wolfahrt auszunützen, das war ein ebenso natürlicher und dem Interesse des Ortes entsprechender Beruf. In der That hat Schottwien für diesen Beruf sich in Bande schnüren, belagern und beschießen, aushungern und verbrennen lassen, bis die Zeit kam, wo seine Väter endlich merkten, das Kind sei gescheiter als sie, und es seinen Weg gehen ließen.

Von dem Augenblicke an, wo die Schießscharten in seinen Mauern und die Luglöcher auf seinen Zinnen ihre Bedeutung verloren — man kann das Ende des 17. Jahrhunderts dafür annehmen — datirt der Aufschwung des Ortes in der ihm zusagenden Sphäre. Er fieng an von der Straße zu leben, die Straße schaffte ihm Brot und außer dem Brot noch ein Uebriges zur bequemen Gewohnheit des Lebens. Wir werden sehen, wie die Natur und die öffentliche Straßenpflege zur Betriebsamkeit in dieser Richtung mithalf. Was von den Häusern zu beiden Seiten der Straße dem dringendsten Bedarf entzogen werden konnte, wurde nach und nach zu Gasthäusern eingerichtet; der lange beschwerliche Bergweg drängte zu leiblicher Stärkung, ehe man ihn antrat, zur behaglichen Rast, wenn man ihn zurückgelegt hatte, nicht nur den Wanderer, sondern vornehmlich den Frächter, dessen schweres Fuhrwerk auf dem ansteigenden Wege schon an sich zeitweise Ruhepunkte bedingt.

Der frühere Warenverkehr über den Semmering geschah mit Saumrossen, welche die Ware trugen. Diesem entsprechend kroch in den ersten Zeiten der Saumpfad — einem heutigen Fußwege vergleichbar —

am regellos sich herabwindenden Bachufer aufwärts, lenkte, wo es nicht geradeaus weiter gieng, nach der ausgetretenen Hufspur links oder rechts ab und gelangte nach mannigfaltigen Anstrengungen und Kraftproben, wie sie hier ein steiler Anstieg, dort ein hemmender Gießbach nötig machten, endlich auf die Höhe des Passes. Schon zu jener Zeit hatte Schottwien durch seine Lage unmittelbar vor dem Anstieg den Vortheil für sich, dass Reisende und Frächter auf seine Dienste angewiesen waren. Nicht nur Herberge und Zehrung, auch die Hilfe beim Verkehr brachte ihm Erwerb. Die Bewohner hielten Saumrosse, theils um den schwerbeladenen Wagen, die durchgezogen kamen, die Last zu erleichtern, theils um selbst Waren zu verfrachten. Mit der Uebung wuchs das Geschäft.

Wenn auch in Oesterreich der Gebrauch von Wagen zum Waren-Transport schon im 12. Jahrhundert vorkommt, so bezog er sich doch nur auf Straßen, wo die Natur kein besonderes Hindernis entgegenstellte. Im Gebirge dagegen tritt er spät an die Stelle des Saumverkehrs, und zwar erst zu einer Zeit, wo man in der Construction von Achsen und Rädern so weit vorgeschritten war, dass sie den Unbilden der Straße Stand hielten, und dann vornehmlich auf privilegirten Straßen, d. i. auf solchen, die vom Warenverkehr nicht vermieden werden durften und die man um des Gewinnes willen, den Landesfürsten und von ihnen Berechtigte aus der Wegsteuer zogen, notdürftig in fahrbarem Zustand erhielt. Eine solche privilegirte Straße war die durch Schottwien ziehende. Der Handel von Venedig nach Wien und umgekehrt durfte keine andere befahren, wenn er nicht Confiscation seiner Ware und andere Strafen erfahren wollte.

Je fester man Achsen und Räder zu construiren verstand, desto mehr konnte man den Wagen belasten; je mehr man ihn belastete, desto mehr Kraft mußte angewendet werden, um ihn fortzubewegen, wobei ein kräftiger Schlag von Pferden schon mit in Rechnung kommt; und bei der sorglichsten Bedachtnahme auf das Verhältnis zwischen Last und Kraft — die man einem Frächter kaum zumuten wird — spielt

immer noch das Terrain und der Zustand der Straße unangenehm dazwischen. Eine Wagenlast, die z. B. von Wien über Neustadt nach Neunkirchen ohne Anstand bewegt wurde, hatte von Neunkirchen nach Gloggnitz und noch mehr von Gloggnitz nach Schottwien einen wachsenden Zuschuss von Kraft nötig, um in gleichem Maße fortbewegt zu werden, während von Schottwien aus zur Weiterfahrt jede Berechnung dem thatsächlichen Bedürfnis wich. Der Wagen, der mit vier Pferden herkam, brauchte sechs, ja stellenweise acht Pferde, um seine Last auf die Höhe des Passes zu bringen, und während der Fahrt stand ihm die Möglichkeit in Aussicht, noch mehr zu brauchen.

Diese Unterstützung nun wurde von Schottwien geleistet nicht nur gegen Geld und gute Worte, sondern auch, wie sich aus dem Gesagten ergibt, im Interesse des binnenländischen Handels; und aus dieser Unterstützung mit Allem, was daran hieng, zog der Ort durch Jahrhunderte seinen bürgerlichen und lohnenden Erwerb. Freilich war die öffentliche Straßenpflege dem Vorspannwesen dazumal ungemein günstig.

Ueber den Zustand der Semmeringstraße von der Zeit an, wo man sie überhaupt mit Wagen befuhr, bis zum Jahre 1728, wo die inneröstereichischen Stände sich bewogen fühlten, auf gemeinsame Kosten eine neue zu bauen, fehlen uns genügende Nachrichten. Doch lässt sich, wie gesagt, annehmen, dass man sie fahrbar erhielt, da der Vortheil Einzelner und das Interesse zweier Länder dabei im Spiele war. Nur muß man von einer kunstmäßigen Anlage, sowie von der Bedachtnahme auf besondere Terrainschwierigkeiten absehen. Wenn nun jene 1728 unter Kaiser Karl VI. eröffnete neue Straße — sie besteht noch heute als alte Straße und kann in ihren Steigungen verfolgt werden — damals als ein Wunder des Bergstraßenbaues galt, und wenn sie nicht nur wegen ihrer schnellen Vollendung — sie soll in 58 Tagen fertig geworden sein — sondern insbesondere wegen des durch sie erleichterten Warentransports allgemein gepriesen wurde, so kann man sich eine Vorstellung machen, wie es mit der älteren Semmeringstraße gestanden habe.

Den Schottwienern insbesondere war die neue Straße so günstig angelegt, als ob sie selbst deren Bau besorgt hätten. Schon von Gloggnitz herauf hatte der schwere Frachtwagen Vorspann nötig, von Schottwien weiter die doppelte, nach Umständen auch die dreifache und vierfache, und selbst der leichte Reisewagen durfte ohne ernstliches Bedenken sich dieser Hilfe nicht erwehren. Das Vorspannswesen in Schottwien erhielt einen neuen Schwung; die Fahrpost daselbst wurde im Personenverkehr eine der stärksten im Lande; die Schottwiener hatten manchen Tag nicht weniger als 200 Pferde auf der Straße, abgesehen davon, dass Tag für Tag ganze Reihen von Frachtwagen die Straße verstellten, der Vorspann harrend, bis sie verfügbar war. Schottwien hätte zu manchen Zeiten noch einmal so viel Pferde gebraucht, als es stellen konnte.

Darüber vergiengen mehr als hundert Jahre, bedeutungsvolle Jahre durch Ereignisse, die Staaten und Länder umgestaltet haben, und noch bedeutungsvoller durch die Ideen in ihrem Schoße, die auf eine völlige Umwälzung der alten Verkehrsmittel hinzielten. Mit Frankreichs Kriegen in Italien ward der Bergstraßenbau auf einen neuen Fuß gesetzt. Ganz gegen die alte Uebung, welche die Höhe auf dem kürzesten Wege zu erreichen strebte und die steileren Stellen nur so weit ausglich, dass sie mit angestrengter Kraft zu überwinden waren, galt jetzt der Grundsatz, die Kürze des Weges der Bequemlichkeit unterzuordnen und, indem man die Höhe in zahlreichen Windungen mit sanftem Anstieg erreichte, den Nachtheil des längeren Weges durch Schonung von Kraft und Material auszugleichen. So wurden die Alpenstraßen gebaut, im flüchtigen Dienste des Krieges, aber mit bleibendem Wert für den friedlichen Verkehr, den noch heute der Handel würdigt. Noch einschneidender wirkte die Eisenschiene, die im Verlaufe der genannten Zeit das Festland dem Dampfe zum Angriff bot, nachdem er auf dem Meere schon Ruder und Segel besiegt hatte, und vorerst auf ebenen Strecken zum Kampfe gegen die alte Straße schritt.

In den Dreißiger-Jahren unserer Zeit waren in Oesterreich schon mehrere Bergstraßen nach dem neuen Systeme angelegt und mehrere Eisenbahnen gebaut, bis man daran schritt, den Weg über den Semmering den neuen Anforderungen entsprechend zu gestalten. Eingangs dieses Aufsatzes wurde erwähnt, dass die jüngste Semmeringstraße gleichzeitig mit dem Bau der Bahnstrecke von Wien nach Gloggnitz ausgeführt und im Jahre 1842 eröffnet wurde. „In würdiger Weise," heißt es in einer gleichzeitigen Schilderung, „reiht sich dieser Bau an die großartigen neuen Straßenbauten der Regierung an. In einer Länge von 5800 Klaftern und mit einer Steigung von nicht mehr als 3 Zoll auf die Klafter, während die alte Straße theilweise bis 13 Zoll stieg, erreicht die neue in sechs Wendungen die Höhe von 1200 Fuß."

Mit der neuen Straße waren alle Beschwerlichkeiten des Bergüberganges, soweit es die Kunst des Straßenbaues vermochte, überwunden. Wenn man ihr nur das Viertel der Zeit gegönnt hätte, die die alte hatte, um ihre Wirkungen zu äußern, sie hätte des Dankes aller, die den alten Zustand kannten, versichert sein können. Aber die Zeit, in welche ihr Bau fiel, war eben nicht darnach, jemandem Zeit zu lassen; und dem Markte Schottwien, der den alten Zustand am besten gekannt und aus ihm Nutzen gezogen hatte, war es nicht zu verdenken, dass er für den neuen wenig Vorliebe empfand. Schottwien, durch den bequemen Bergweg im innersten Mark getroffen, erfuhr die Bitterkeit des Sprichwortes, dass das Bessere des Guten Feind sei. Sein Erwerb durch die Vorspann war vernichtet, die Gasthäuser verwaisten, und die ernste und nichts weniger als leichte Frage trat an seine Bürger heran, wie dieser Verlust für die Folge auszugleichen sei.

Da geschah noch etwas anderes, den Schottwienern, sowie anderen Unerwartetes. Die neue Straße hatte kaum ihre Honigwochen hinter sich, so erschienen Männer mit Messtischen, Wasserwagen, Zirkel und Reißbrett in der Klamm und begannen Vorarbeiten zu einer noch

neueren Straße. Auch diese hatte den Semmering zum Ziel, aber auf dem größtmöglichen Umwege und mit der sorgfältigsten Bedachtnahme auf Alles, was sie kostbar und zu einem staunenswerten Denkmal für kommende Geschlechter machen könnte. Die Schottwiener hatten von dem Schlage, den sie mit der kaum vollendeten Straße erhalten, eben noch Fassung genug, um über den neuesten Plan den Kopf zu schütteln. „Wozu hatte man denn" — meinten sie — „die eine gebaut, wenn man die andere im Sinne hatte?" — Aber gegen höhere Rücksichten, gegen das Interesse des beschleunigten Weltverkehrs hat ein solches Kopfschütteln nichts zu bedeuten. In den Wäldern und Berggründen um den Semmering tönte bald lustiger Hammerschlag, dröhnte das vom Fels gelöste Gestein in donnerndem Wiederhall, und eilf Jahre nach Vollendung der neuen Straße dampfte hoch über den Köpfen der Schottwiener ein Festzug von Gästen auf der neuesten dahin. Die Behauptung ist nicht gewagt, daſs jeder dieser Gäste von der Lage des Ortes in der Klause unten überrascht und entzückt war.

---

20. Der Curort Gleichenberg.

Wie verschieden trotz des gleichen Zweckes, der leidenden Menschheit Heilung zu bringen, ist der äußere Charakter der Curorte. Stellen wir nur des Vergleiches halber etwa Wiesbaden und eines der tirolischen Bauernbäder nebeneinander. Hier noch die unverfälschte Natur ohne die Zuthat der notwendigsten Bequemlichkeit, dort die höchste Steigerung des modernen Luxus, die weitestgetriebene Verfeinerung in der Befriedigung aller Bedürfnisse und Genüsse. Eine vermittelnde Stellung zwischen solchen Gegensätzen nimmt der steierische Curort Gleichenberg ein, der mit der wirksamen Heilkraft seiner Quellen und milder Luft schöne Lage und wolthuenden Comfort verbindet, ohne letzteren in einer dem Heilzwecke abträglichen Weise zu steigern.

Der große Geognost Leopold von Buch bezeichnet Gleichenberg nach dem Eindruck, den dasselbe auf ihn machte, sehr treffend durch das Wortspiel „Berge ohne Gleichen“. Der Charakter der angelegten Brunnen-Colonie ist der einer lieblichen Idylle; Kunst und Natur haben beide gewetteifert, diesen Wohnsitz der Nymphe mit einem besonderen Liebreiz auszustatten und ihn nicht bloß für die leidende Menschheit, sondern auch für Freunde der Natur und des Stilllebens zu einem heiteren Asyle zu schaffen. Der Anblick dieses reizenden Bildes ist vorzugsweise für den von der Südseite des Thales — also von der

Mur her — Ankommenden von überraschender Wirkung. Den Hintergrund bildet die mächtige, schöngeformte Trachyt-Pyramide des Gleichenberger-Kogels, ihm zur Linken erhebt sich die waldige Kuppe, welche die romantische Burg Gleichenberg so malerisch ziert. Ganz dem Charakter des wellenförmigen Terrains entsprechend, sind die Gebäude der Colonie nicht gassenähnlich gereiht, sie stehen mehr oder weniger gesondert in dem vielfach verschlungenen Straßennetze, das sich mit zierlichen Parkanlagen theils über das anmutige Brunnenthal, theils aber über die nahen sanft aufsteigenden Anhöhen ausbreitet. Die meisten gruppiren sich um die Heilquellen und um den rebenbekränzten Kirchenhügel.

Sämmtliche Häuser zeichnen sich durch einen gefälligen, zumeist villenartigen Stil und durch eine glücklich gewählte Lage aus; einige überraschen sogar durch ihre großartigen schönen Verhältnisse.

Sonnige und schattige Plätze in Hülle und Fülle, mit Ruhebänken ausgestattet, bieten Erholung und Erfrischung neben den lieblichsten Fernsichten auf die Gleichenberge, den Hochstraden und die angrenzenden mit Dörfern gekrönten Hügel — auf die alten Schlösser Gleichenberg, Trautmannsdorf und Straden, bis weit an die Grenzen Kroatiens, Kärntens und Ungarns.

Einen besonderen Reiz verleiht unserem Curorte das frische Grün, welches in allen Nuancen ihn umschlingt und durchzieht. Weinberge mit den ausgezeichneten Trauben Südsteiermarks, reichgesegnete Obstgärten, saftige Wiesen wechseln mit fruchtbaren Feldern oder schattigen Laub- und Nadelholzwäldern ab und bieten eine Reihe von Bildern voll Anmut und Lieblichkeit.

Das üppige Grün der Vegetation läſst auf günstige klimatische Verhältnisse schließen. Gleichenberg wird im Halbkreise von Berghöhen eingeschlossen, welche 100 bis 130 Meter hoch über der Thalsohle sich erheben; gegen Norden aber ragt der eine halbe Stunde lange, an 600 Meter hohe Rücken des Gleichenberger-Kogels empor und deckt gleich einer schützenden Wand den Curort vor den Anfällen rauher

Nord- und Nordostwinde. Südwärts dagegen ist das Thal ganz offen und gestattet ungehindert den belebenden Sonnenstrahlen den Zutritt. Deshalb genießt Gleichenberg die Wolthat eines milden Himmels und hat auch bereits als klimatischer Curort einen solchen Namen erlangt, dass selbst Kranke vom fernen Süden an seinen Quellen Heilung ihrer Leiden suchen.

Nicht minder günstig dem Pflanzenwuchse als das Klima ist der Boden dieser Gegend, denn er ist vulcanisch und Trachyt und Basalt liefern verwitternd eine fruchtbare Erde. Die geognostischen Verhältnisse von Gleichenberg zeigen eine besondere Uebereinstimmung mit jenen des Siebengebirges, der Eifel und anderer Gebirgszüge, wo den hiesigen verwandte Quellen entspringen. In einem weiten Umkreise begegnet auch hier das Auge überall den redenden Zeugen der vulcanischen Thätigkeit in den trachytischen Kegeln, emporgehobenen Basaltkuppen und anderen Schmelzungsproducten, in deren Gebiete zahlreiche Quellen aufgehen.

Die berühmten Gleichenberger Heilquellen entspringen aus den Trachytlagern des Sulzkogels in der kesselartig eingeschlossenen Einbuchtung des Thales, an der sich in Terrassen aufsteigend die einzelnen Wohnhäuser des Curortes gruppiren. Sie gehören zu den alkalischen Eisensäuerlingen, deren hauptsächliche und wirksame Bestandtheile kohlensaures Natron, Kochsalz und Kohlensäure sind. Fünf Quellen gehen im Curorte selbst auf: die Constantins-Quelle, die Emma-Quelle, die Römer-Quelle, die Karls- und Werle-Quelle. Etwa $^3/_4$ Stunden von der erstgenannten Quelle entfernt kommt die Klausen-Quelle zu Tage und an zwei Stunden südlich von Gleichenberg quillt der Johannis-Brunnen hervor, welcher dem Erzherzog Johann zu Ehren seinen Namen erhielt. Die Constantins- und die Klausen-Quelle werden sowol zur Trink- als zur Badecur, der Johannis-Brunnen zur Trinkcur und endlich die Römer- und Werle-Quelle bloß zu Bädern gebraucht. Der im Handel geläufige Name „Gleichenberger-Wasser" bezieht sich ausschließlich auf das Wasser der Constantins-Quelle, aber

auch die eisenhältigen Wasser der Klausen-Quelle und des Johannisbrunnens werden versendet und von allen drei Quellen gehen jährlich über 800.000 Flaschen in die Welt hinaus. Außerhalb Oesterreich-Ungarns beziehen namentlich Deutschland, Italien, Rumänien, Russland und Constantinopel größere Quantitäten, ja selbst Aegypten ist ein Absatzgebiet.

Die Leiden, in deren Linderung oder Heilung sich Gleichenberg besonders wirksam erzeigt, sind Lungen- und Magenkrankheiten. An 3000 Curgäste kommen alljährlich hieher, nicht nur aus den verschiedenen Gauen unseres Vaterlandes, sondern aus den meisten Ländern Europas und selbst aus Aegypten.

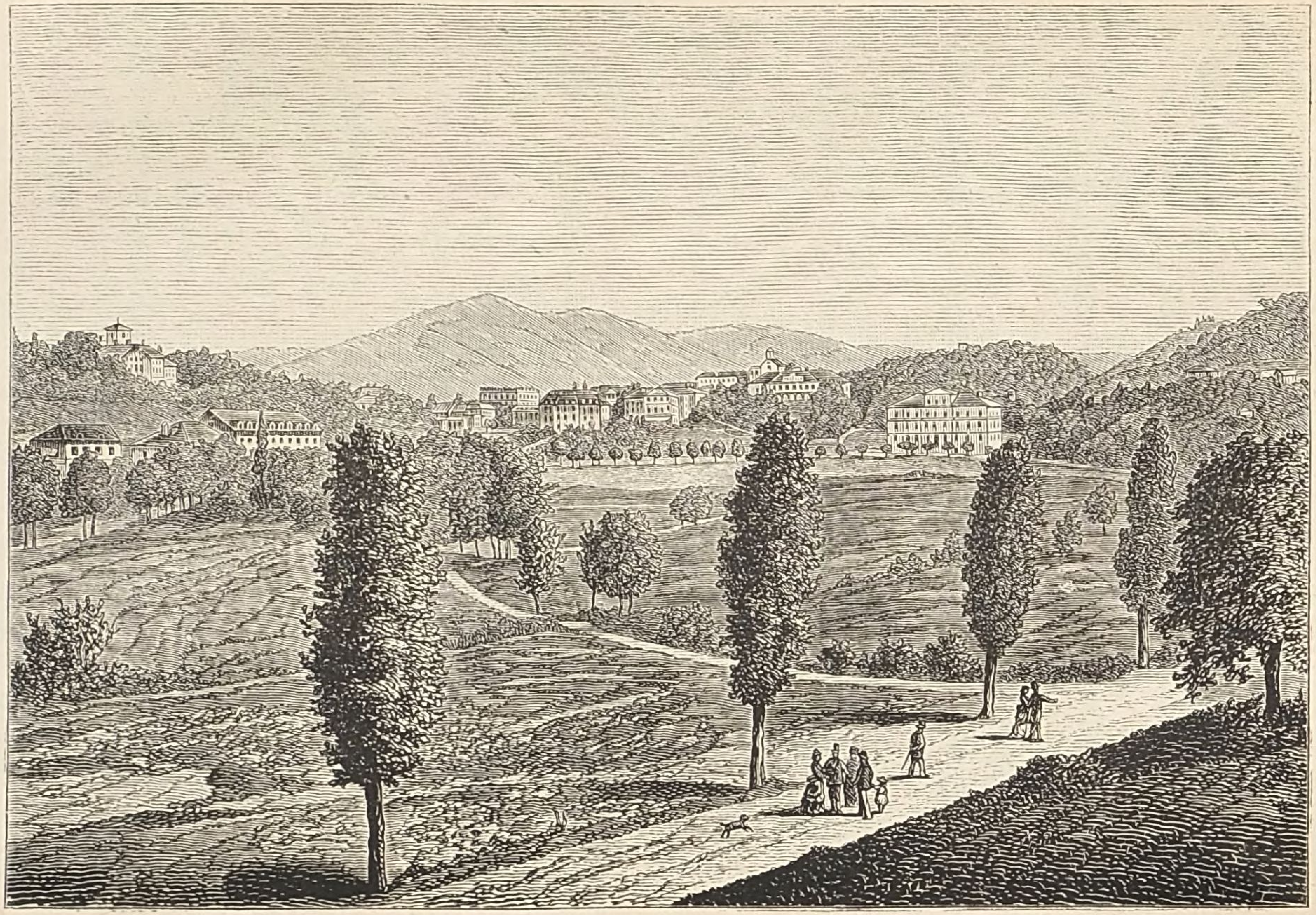
Die Gleichenberger Quellen waren schon den Römern bekannt und wurden von ihnen höchst wahrscheinlich auch benützt; wenigstens deuten zahlreiche Funde von behauenen Steinen, Gefäßen und Geräten auf eine römische Niederlassung in dieser Gegend. In den Zeiten der Völkerwanderung fand die Colonie ihren Untergang und die Gegend verwandelte sich in eine Wildnis, aus welcher erst nach Jahrhunderten der Ruf einer neuentdeckten Quelle — der Sulz, jetzt Constantins-Quelle — erscholl. Das Wasser blieb jedoch bloß ein gesuchter Labetrunk in der nächsten Umgebung; denn sein Emporkommen in weiteren Kreisen hinderten die fortwährenden Gefahren, denen die Gegend durch die verheerenden Züge der Osmanen, Ungarn und Kuruzzen[1]) ausgesetzt war. Dazu gesellten sich aber noch innere Unruhen, ununterbrochene Bauernaufstände, religiöse Wirren und endlich jene schauerliche Periode in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wo der Glaube an Hexen die Tribunale zu deren Verfolgung mit Feuer und Schwert in Feldbach, sowie in den Schlössern Gleichenberg und Trautmannsdorf errichtete. Alle diese Ereignisse waren zu erschütternd für die Verhältnisse eines ruhigen Lebens, als dass man den Quellen eine weitere Aufmerksamkeit zugewendet hätte.

[1]) So nannten sich die Anhänger des Grafen Emmerich Tököly und Franz Rakoczi's II. in Ungarn.

Erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts wuchs die Theilnahme für die Quellen; eine neue Aera für dieselben begann aber mit dem Jahre 1834, als auf Anregung des verdienstvollen Dr. J. Werle der damalige Landeschef von Steiermark Graf Mathias Constantin von Wickenburg zum Ankaufe aller Heilquellen mit den angrenzenden Grundstücken und zur Gründung einer Brunnen-Anstalt eine Actien-Gesellschaft ins Leben rief, welcher der Curort sein rasches Aufblühen verdankt. Mit einem besonderen Geschicke hat der Verein das bis dahin unwirtbare Brunnenthal binnen kurzer Frist in einen wahren Zaubergarten umgeschaffen; nach dem nahen Schlosse Gleichenberg erhielt auch die neue Brunnen-Colonie ihren Namen. Im Jahre 1837 wurde der Curort von 118 Gästen besucht, zwei Decennien später suchten bereits 1346 Leidende hier Heilung, und fortwährend ist die Zahl der Curgäste im Steigen begriffen.

In mehr als einer Hinsicht läßt sich Gleichenberg mit dem berühmten Tiroler Curorte Meran vergleichen, mit dem es gleiche geographische Breite und Seehöhe hat. Wie Meran besitzt auch Gleichenberg die Wolthat eines milden Klimas. Und wenn auch die lieblichen Umgebungen Gleichenbergs an Großartigem nichts bieten, was mit der herlichen Meraner Gegend den Vergleich aushielte, so finden wir doch hier wie dort eine Menge theils noch wol erhaltener, theils verfallener Burgen und Schlösser, welche uns die Geschichte des Landes erzählen.

Da ist vor allen das Schloss Gleichenberg zu nennen, welches sich angesichts des Curortes malerisch auf bewaldeter Höhe erhebt. Keines der Schlösser in der ganzen weiten Umgebung, mit Ausnahme der Riegersburg, besitzt eine so imposante Lage. Es wurde im Jahre 1624 durch den Grafen Max Trautmannsdorf in seiner jetzigen Gestalt aufgebaut, geriet aber bald in Verfall und blieb verödet, bis es erst wieder in der jüngsten Vergangenheit restaurirt und bewohnbar gemacht wurde. Von der Feste Trautmannsdorf im Südwesten des Curortes, dem uralten Ahnensitze des gleichnamigen Geschlechtes,



Gleichenberg.

ist gegenwärtig fast jede Spur vertilgt. Dagegen ist das zierliche Schloss Poppendorf bei Gnas, welches 1667 von einem italienischen Architekten in dem Stile der Landhäuser erbaut wurde, wie solche im Venetianischen häufig zu sehen, noch wol erhalten, wenn es auch ganz leer steht. Das im Osten Gleichenbergs gelegene Kapfenstein, durch eine herliche Fernsicht ausgezeichnet, wird noch bewohnt. Wenden wir uns von hier nordwärts dem Raabthale zu, so gelangen wir zu dem Schlosse Bertholdstein, welches sich romantisch auf einer vorspringenden Höhe erhebt, über deren Abhängen sich ein parkähnlicher Laubwald und Obstgärten ausbreiten. Es ist nun zu einem der freundlichsten Landsitze umgeschaffen und besteht aus der alten Burg und dem Neuschlosse, welche beide durch die Capelle miteinander verbunden werden. Gen Nordwest ist der Markt Feldbach gelegen, der ansehnlichste Ort im ganzen Raabthale, der früher eine Stadt gewesen, durch die verheerenden Raubzüge der Türken und Kuruzzen aber ungemein gelitten. Hier wurde in den Jahren 1674 und 1675 ein berüchtigter Hexenprocess geführt, zu Folge dessen der Pfarrer von Hatzendorf, Georg Agricola, die Purgstall'sche Pflegerin in Riegersburg, Katharina Paldauff, die sogenannte Blumenhexe, die schöne Schulmeistersgattin Maria Maurer und acht andere Personen dem Henkertod verfielen.

Südlich von Feldbach steht das malerische Schloss Hainfeld, einst den Grafen von Purgstall gehörig. Die letzte Gräfin aus dieser Familie setzte den berühmten Gelehrten und Staatsmann Josef Freiherrn von Hammer zum Erben ihres Besitzes und Namens ein. Von größerem Rufe und ansehnlicherer Bedeutung als Hainfeld ist die nordöstlich von Feldbach gelegene Riegersburg, eine der schönsten Festen in ganz Steiermark.

Auf dem Wege zur Riegersburg passirt man das zwar wolerhaltene, aber nichts Sehenswertes bietende Schloss Kornberg. Von der letzten Anhöhe dieser Straße ist der Anblick der Riegersburg, dieses Natur- und Kunstwunders, von der bezauberndsten Wirkung. Die Feste krönt die äußerste Zinne eines 490 Meter über dem Meere

erhabenen Felsenbergs, der nach Nord und West senkrecht abstürzt und dessen minder steile Abhänge gegen Süden und Osten durch gewaltige Bollwerke gedeckt sind. Die letzteren umwinden wie Kronenzinken den ganzen Berg, weshalb die Riegersburg an das Kärntner-Schloss Hoch-Osterwitz gemahnt. Auch hier steigt in vielfachen Windungen der Weg hinan und führt durch sieben Thore zum Schlosse, welches 1 Capelle, 34 Zimmer, 2 große Säle, 9 Vorsäle, 17 Kammern nebst andern Räumen in sich schließt.

Wegen ihrer besonders günstigen Lage und starken Befestigung mochte diese Burg einst als Grenzhüterin keine unbedeutende Rolle gespielt haben. Im Jahre 1239 flüchtete sich Agnes von Meran, Gemahlin Friedrich's des Streitbaren, hieher und verteidigte sich eine Zeit lang wider die Truppen des Kaisers Friedrich II. Damals bestand die Feste eigentlich aus zwei Schlössern, Lichtenegg und Kronegg. Der kühne Umbau wurde erst, kurz vor dem Uebergange der Burg an die Grafen Purgstall, im Jahre 1597 begonnen und 1613 vollendet. Ein trotziges Mannweib, Elisabeth Katharina Freiin von Galler, allgemein im Lande die „schlimme Liesel" genannt, brachte im Jahre 1653 das riesige Werk zu Stande. Gefangene Türken arbeiteten im Schweiße ihres Angesichts an den Mauern, an welchen der Ungestüm ihrer Landsleute künftighin ein gewaltiges Hemmnis finden sollte. Im Jahre 1822 gieng die Riegersburg an die Fürsten von Liechtenstein über, denen sie noch heute zu eigen ist.

Die noch wolerhaltene Feste birgt viele Sehenswürdigkeiten, unter denen der schöne Speisesaal mit vielen Porträts, der Rittersaal, das Bilderzimmer und das Hexenzimmer hervorzuheben sind. In dem letzten fesselt vorzugsweise die Aufmerksamkeit das Bildnis der bereits genannten Pflegerin des Schlosses Katharina Paldauff, welche die Sage als Märtyrerin ihrer Kunst, frische Blumen zu erzeugen, auf dem Scheiterhaufen sterben läßt. Von dem Hexenzimmer genießt man eine herliche Aussicht, die nur von jener des Gleichenberger Kogels übertroffen wird; über fruchtbares Gelände und die schönen, duftig-

blauen Gebirgszüge, welche den Horizont gegen Norden bilden, schweift weithin das entzückte Auge, wol mehr als hundert Geviertmeilen steirischen und ungarischen Landes überblickend.

Die bisher genannten Schlösser in der Umgebung des schönen Gleichenberg sind bei weitem noch nicht alle. So wären noch das wol=eingerichtete Brunnsee, das großartige Halbenrain zu nennen, oder Ober=Radkersburg bei Radkersburg, Ober=Mureck bei Mureck und andere. Wenn wir uns aber in dieser Schilderung auf die Schlösser beschränkten, so muß schließlich noch hinzugefügt werden, dass Gleichenberg auch zahlreiche andere Schönheiten und Sehenswürdigkeiten in engerem und weiterem Umkreise besitzt. Die meisten dieser Partien sind mit nur geringer Mühe zu erreichen und bieten in lieblichster Abwechslung eine Reihe der anziehendsten Bilder, so dass es wol berechtigt sein mag, Gleichenberg einen höchst schätzenswerten Ort zu nennen nicht bloß für Kranke sondern auch für Gesunde.

21. Eine Wanderung über den Predil.

Tarvis, der Hauptort des kärntnerischen Canalthales, welches sich im Angesichte des wolbekannten Dobracz zum Gailthale öffnet, ist ein Knotenpunkt von vier wichtigen Straßen. Von Villach her führt die eine den Gailfluss aufwärts an dem durch seinen Aufbau überraschenden Schlosse Arnoldstein und den mächtigen Trümmern des Dobraczer Bergsturzes vom Jahre 1348 vorbei in südwestlicher Richtung nach Tarvis, begleitet von der Rudolfs-Bahn. Die zweite Straße zieht ostwärts über Weißenfels nach Krain ins Savethal, welchen Weg auch die Eisenbahn einschlägt. Eine dritte Straße geleitet in südlicher Richtung über den Predil in das Görzische und die vierte endlich nach Westen über Malborgeth und Pontafel in das Gebiet Veneticns.

Hat man etwa von Villach her seinen Weg nach Tarvis genommen, so wurde das Auge durch eine wechselvolle Reihe herlicher Bilder erfreut. Das anfangs breitere Gailthal verengert sich bei Arnoldstein und die Gegend beginnt allmählich ihren bisherigen Charakter zu ändern. Die Berge, denen wir entgegenwandern, treten immer näher aneinander und die Gebirge des Hintergrundes erheben immer höher ihre stolzen Häupter, während in unserer Nähe die smaragdgrüne Gailitz in ihrem Sand- und Felsenbette eilend dahinrauscht. Nur mit Schwierigkeiten und Bekämpfung vieler Hindernisse konnte man

in diesem felsigen Thale für die großartig angelegte Kunststraße und die unterhalb derselben führende Eisenbahn den Raum erzwingen. Letztere ist eine ununterbrochene Aufeinanderfolge von Felseneinschnitten, Tunnels, mächtigen Aufdämmungen und wahrhaft schwindelerregenden Ueberbrückungen. Haben wir nach Passirung des Rautergrabens den Stationsplatz von Ober=Tarvis erreicht, so eröffnet sich mit einem Male die ungeahnte großartige Alpenlandschaft der Gegend von Tarvis. Die herliche Mangartgruppe, die fünf Spitzen des Schöneck, die Riesenleiche, der pyramidenförmige Königsberg, die imposante Wischberggruppe mit den glänzenden Schneefeldern des obersten Kaltwasserthales bilden, wie sie von Ost nach West der Reihe nach in die Lüfte emporsteigen, in der That ein großartiges Panorama.

Tarvis besteht aus zwei Häusergruppen, Ober= und Unter=Tarvis, welche eine Viertelstunde von einander entfernt liegen. Während ersteres ein alter Ort ist mit burgähnlichen, wappengeschmückten Häusern mit Erkern, gothischen Fenstern und Thüren, hat letzteres modernen Charakter und weist großen Fremdenverkehr auf. Wegen seiner Lage am Knotenpunkte so vieler Straßen hatte Tarvis von jeher eine besondere strategische Wichtigkeit, wie dies in den großen Franzosenkriegen vorzugsweise sich herausgestellt hat. Im März 1797 wäre hier der heldenmütige Erzherzog Karl von Oesterreich nahezu in französische Gefangenschaft geraten, wenn nicht der Oberstlieutenant Fedak mit einigen Hußaren die feindlichen Reiter am Eingange eines Hohlweges so lange aufgehalten hätte, bis der Erzherzog in Sicherheit war.

Schlagen wir nun, um auf den kürzesten Wege von hier ins Küstenland zu gelangen, die Predilstraße ein, so umfängt uns, nur eine kurze Strecke von Tarvis südwärts entfernt, an Stelle der kaum genossenen freien, großartigen Rundschau eine enge Thalschlucht. Obgleich beide Bergwände aus Triaskalk bestehen, liegen hier Porphyrblöcke zerstreut umher, ja sind oft zu Hügeln aufgeschichtet. Die Heimstätte dieser Felstrümmer erreichen wir gegenüber der Einmündung des wüsten Kaltwassergrabens; dort tritt plötzlich linker Hand eine

isolirte Phorphyrmasse auf, nelkenbraun, feinsplitterig, mit vielen kleinen, weißen Feldspatkrystallen gemengt. Der vorher dunkelgraue, weiß-durchtrümmerte Kalkstein wird jetzt weiß, denn der Dolomit beginnt.

Gerade über dem Winkel zwischen dem aus Südwest herabkommenden Kaltwassergraben und dem südwärts ansteigenden Raibler-Thal erhebt sich jetzt auch äußerst schroff eine Dolomitmasse, der Königsberg. Sein Name weckt Erinnerungen aus der ältesten Geschichte Kärntens. Als nämlich König Alboin — angeblich auf des Narses Ruf — seine Longobarden aus Pannoniens Ebenen nach den Gefilden Italiens führte, bestieg er diesen durch seine freie und imposante Lage und seine Höhe einladenden Gipfel, um herabzublicken in das benachbarte Friaul. Sein Entschluss war gefasst. Er drang ungehindert durch die Felsenschluchten und gab einer neuen Periode in der Geschichte der Völker ihren Anfang. Von nun an, sagt Paulus Diaconus, der Geschichtsschreiber der Longobarden, hieß dieser Gipfel der Königsberg.

Das Raibler-Thal selbst bietet oberhalb der Vereinigung des Kaltwasserbaches mit dem Raiblerbache ein Bild von ganz veränderter Gestalt dar. Letzterer nimmt nämlich beinahe die volle Breite der Thalebene ein. So lange, wie dies in trockenen Jahren geschieht, der Zufluss gering und die Verdunstung stark, rieselt der Bach sanft und ruhig durch das Thal; wenn aber Regengüsse kommen und längere Zeit dauern, dann wächst er zu ungewöhnlicher Höhe an, durchrauscht als wilder Bergstrom die Thalebene und wird für Gebäude und Menschen nicht selten höchst gefährlich. In diesen unbestimmten und öfter sich wiederholenden Ueberschwemmungen liegt auch der Grund der Unfruchtbarkeit des Bodens, der hier ganz mit Kalksand überdeckt ist, zwischen welchem nur spärlich einzelne Gräser Wurzel fassen können.

Raibl verdankt seinen Ursprung der reichen Bleierz-Lagerstätte, die im Innern des Königsberges liegt und seit Jahrhunderten ausgebeutet wird. Das Erz macht in den hier befindlichen Schmelzöfen auch den Hüttenprocess durch und man gewinnt jährlich an 500.000 bis 600.000 Kilogr. Blei, 670.000 Kilogr. Zinkblende und 620.000 Kilogr. Galmei.

Hoch gelegen, ringsum eingeschlossen von Gebirgen und nur Nordwinden zugänglich, hat das Raibler-Thal viel mit der Ungunst der Witterungsverhältnisse zu kämpfen. Nur wenige Monate des Jahres dauert hier die mildere Wärme des Sommers, denn der Schnee schmilzt erst gegen Ende Mai und schon im Anfange des September zeigen sich die ersten Vorboten des Winters. In diesen klimatischen Verhältnissen mag auch der Grund der sonderbaren Erscheinung liegen, dass die Krummholz-Vegetation, die sonst nur auf der Höhe gefunden wird, bis herab in die Thalebene sich zieht.

Raibl ist wie Tarvis von Deutschen bewohnt, obgleich im Canalthale schon viele Wenden wohnen; doch halten sich beide Nationalitäten streng gesondert. Die Raibler bauen wegen des rauhen Klimas ihres Ortes weder Getreide, noch Obst, sondern nur etliche Küchengewächse, und nehmen zumeist Arbeit in den Bergwerken oder den Schmelzhütten.

Zwei Wege führen von Raibl auf die Höhe des Predil; der eine, höher gelegen und, weil er im Sommer fahrbar, die „Sommerstraße" genannt, gestattet eine freiere Ansicht der Gegend; der andere hingegen, tiefer gelegen und bekannt unter dem Namen der „Winterstraße", wird dann benützt, wenn im Frühlinge die Lawinen abstürzen. Es sind deshalb auch an den gefährlichsten Stellen Schutzdächer angebracht, unter welchen der Reisende gesichert für sein Leben verweilt, während über ihn die Lawine in die Tiefe des Raibler-Sees rollt, der hart unter der Straße mit geringem Umfange zwischen himmelanstrebenden Gebirgen ruht.

Je höher wir nun auf der freieren Sommerstraße steigen, desto großartiger erheben sich die Berge um uns. So sehen wir dort, den Blick gegen Westen gewendet, zu unserer Linken den gewaltigen Seekopf, den erzreichen Königsberg zur Rechten, und zwischen beiden den riesigen Wischberg mit seinen Schneefeldern hoch hinauf in die Lüfte sich dehnen bis zu einer Region, in der jedes Pflanzenleben beinahe ganz erstirbt.

Ganz anders als hier gestaltet sich das Bild der Natur, sobald wir die Höhe des Predil und damit auch den Scheidepunkt zwischen

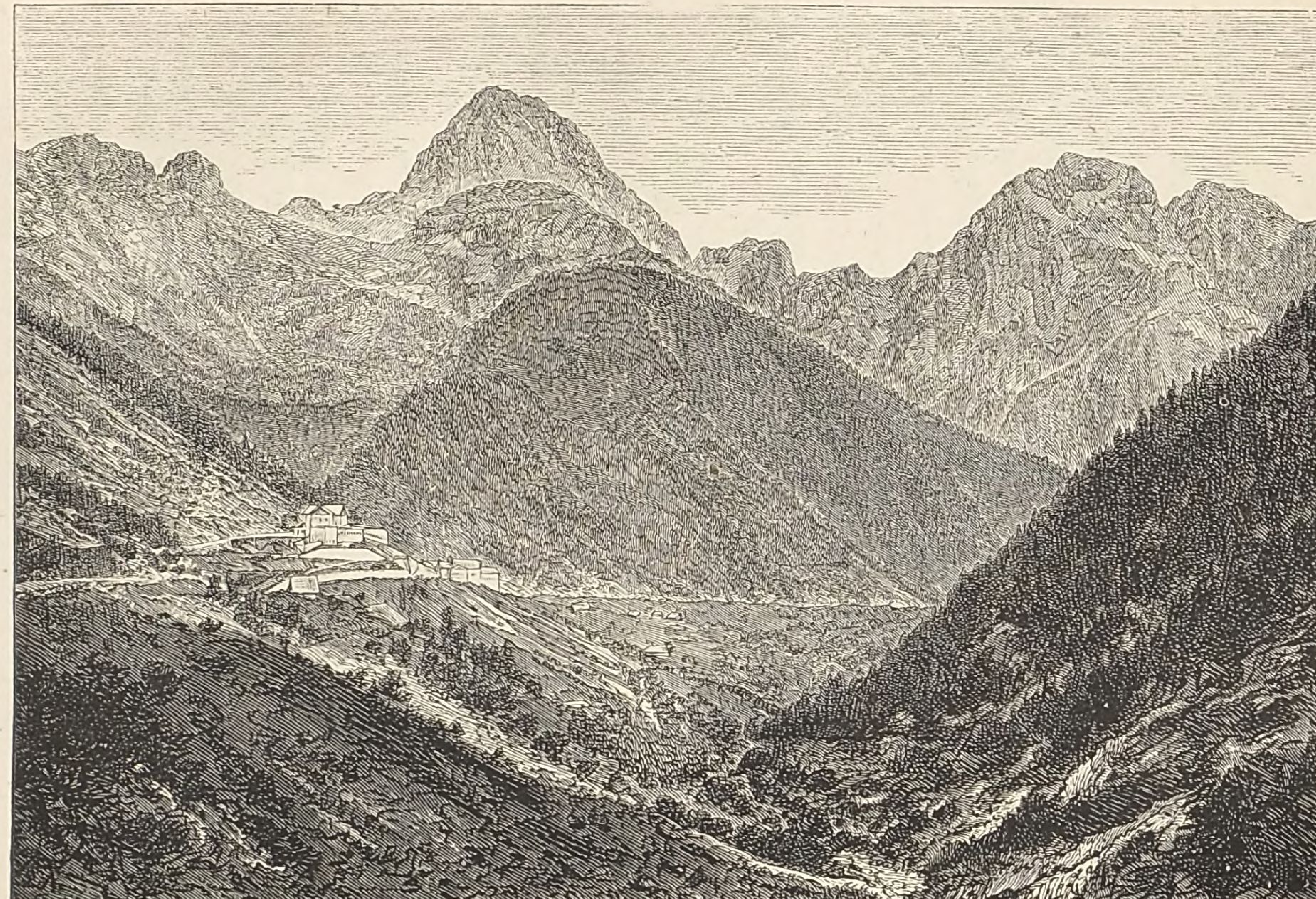
Kärnten und dem Küstenlande erreicht haben. Vor uns steht in riesiger Größe und Erhabenheit der Mangart, rechts von ihm die sogenannten Prethergebirge, die den Ursprung des Isonzo umschließen; links hingegen jene Ausläufer des Mangart, welche bis hinab zum Predil sich ziehen. Zwischen diesen Bergen sieht man als schmalen, lichten Streifen die Straße, die allmählich gegen Süden sich senkt und bei Flitsch hinaus in die Ebene von Görz sich verliert.

Der Predilpaß, an der Hauptwasserscheide zwischen dem Schwarzen Meere und der Adria gelegen und 1165 Meter hoch, gehört zu jenen niedrigen, wasserscheidenden Jöchern, welche die hiesige Gegend auszeichnen; über Tarvis ist er kaum 450 Meter erhaben, noch viel weniger über Raibl, von wo wir bloß eine Wegstunde bis auf die Paßhöhe gebraucht haben.

Etwas unterhalb der über den Predil herabziehenden Grenzscheide liegt ein in jüngerer Zeit errichtetes Fort, welches den strategisch wichtigen Paß zu decken bestimmt ist. Hier stand auch, und zwar an den Abhängen zu unserer Linken, im Jahre 1809 das Blockhaus, bei dessen Verteidigung gegen die andringenden Franzosen der Hauptmann Johann Hermann von Hermannsdorf sammt seiner heldenmütigen Schar den Tod des unvergänglichen Ruhmes fand.

Es war am Abende des 18. Mai 1809, als die Spitze einer feindlichen Division durch Oberpreth aus dem Coritenzathal hervordrang und sich schnell durch Erdaufwürfe gegen das Fort zu decken suchte. Man bemerkte sie jedoch und ein heftiges Kanonenfeuer nötigte sie zum Rückzuge. Dessenungeachtet vollendete der Feind in der Nacht sein begonnenes Werk und eröffnete am frühen Morgen des nächsten Tages sein Batteriefeuer gegen das Blockhaus; aber ohne Wirkung. Jeder Versuch, demselben näher zu kommen, war fruchtlos und lief für die Franzosen verderblich ab.

Als man nun auf diesem Wege das Ziel nicht erreichen konnte, nahm man zu Unterhandlungen seine Zuflucht; doch scheiterten die feindlichen Absichten an der unerschütterlichen Treue, mit der Hermann



Der Predilpaß.

dem einmal gefasſten und klar erkannten Entſchluſſe anhieng. „Keine Ergebung!“ war unveränderlich ſeine Antwort.

Man griff abermals zu den Waffen, doch wieder ohne den gewünſchten Erfolg. Da trat plötzlich ein Umſtand ein, welcher dieſer Lage der Dinge auf dem Predil eine für die Angreifer günſtige Wendung verſprach. Es wurden nämlich die Blockhäuſer auf Talavai bei Malborgeth nach der hartnäckigſten Verteidigung und nach dem Tode des Hauptmannes Henſel von dem über Pontafel vorgedrungenen Feinde eingenommen. Um nun die tapfere Beſatzung am Predil zu entmutigen, ſchickten die Franzoſen einige der Gefangenen von Talavai dahin ab, um durch grauenhafte Schilderung des erlittenen Schickſales die Kraft der Treuen zu erſchüttern. Doch ſchlug auch dieſer Kunſtgriff der Feinde fehl, denn Hermann gab die bündige Antwort: „Die Verteidigung dieſes Blockhauſes bis auf das Aeußerſte iſt mir aufgetragen. Ich fürchte den Tod nicht und will auf dem Felde der Ehre ſterben.“

Als nun auch dieſes Mittel, die Capitulation des Blockhauſes zu erreichen, fehlgeſchlagen hatte, wurde von franzöſiſcher Seite Alles aufgeboten, um das Fort zu erſtürmen; denn ſchmachvoll wäre es geweſen, mit einer Macht von 6000 Mann (ſo ſtark war die feindliche Colonne) vor einigen Hunderten und einer hölzernen Feſte ſich zurückziehen zu müßen. Furchtbar wogte daher der Feind unter Trommelſchlag und wildem Geſchrei gegen dieſelbe heran, um die Bruſtwehren zu erſteigen und ſich des Geſchützes zu bemächtigen. Aber reihenweiſe mähte ſie das Kanonen- und Kleingewehrfeuer der Verteidiger nieder.

Schon verzweifelte der Feind an der Möglichkeit, das Fort zu erſtürmen; da loderte plötzlich auf ihm eine Flamme empor, die von den Franzoſen mit Jauchzen begrüßt wurde. Vier Compagnien Voltigeurs hatten nämlich am Abhange des Gebirges das Blockhaus umgangen und mit unſäglicher Mühe die ſteile Höhe über demſelben erſtiegen. Von dort aus ſchleuderten ſie Pechkränze in das hölzerne Bollwerk, um es in Brand zu ſtecken, was ihnen leider auch gelang. Gefräßig und mit furchtbarer Schnelligkeit griff die Flamme um ſich;

um ihr Löschen zu hindern, stürmte der Feind mit doppelter Kraft von vorne gegen die mutigen unerschrockenen Verteidiger und suchte ungestümer als je die Redouten und Batterien des Forts zu erreichen.

Finstere Rauchwolken qualmten aus den Oeffnungen desselben, überall leckte bereits die furchtbare Flamme und schon nahte sie sich der Pulverkammer und drohte, im nächsten Augenblicke das Haus in die Luft zu sprengen. Da rief Hauptmann Hermann in höchster Verzweiflung: „Hinaus Kameraden! Nicht lebend soll uns der Feind in seine Gewalt bekommen!" Und hinaus stürzten sie alle in wilder und ordnungsloser Hast und warfen sich in den dichtesten Haufen der Feinde.

Eine kurze Zeit vergieng, und Hermann, der heldenmütige Verteidiger des Predil, fiel blutend aus vielen Wunden und neben ihm seine tapfere Schar. Nur einige Wenige blieben gerettet, um von dem schrecklichen Lose ihrer Waffenbrüder Nachricht zu geben. Der Pass war geöffnet, der Feind rückte gegen Tarvis und von dort in schnellem Siegeslaufe gegen die Donau vor.

Ein Monument, das sich hart an der Straße in würdiger Einfachheit erhebt, ehrt das Andenken der gefallenen Helden.

Die Straße, welche wir nun weiter verfolgen, zieht durch die Fortification am Südabhange des Predil zum Theil zwischen Wiesen hinab nach dem Dörfchen Oberpreth, dann in Serpentinen nach Mittelpreth, welches mit dem ganz nahen Unterpreth fast zusammenhängt. Während des Abstieges fällt unser Blick ostwärts auf die mächtigen Wände des Sebnik, an dessen Fuß die Coritenza beginnt. Von Preth abwärts verengert sich die Schlucht immer mehr, der Wildbach zerschellt an den Felswänden, bald jedoch wird das Brausen des Wassers wegen der Tiefe, in die sich hier der Bach eingegraben, matter, wir sind in der mehrfach umstrittenen Flitscher-Klause, wo am Eingange in den Boscagraben das zerstörte Festungswerk Daels liegt. Die Brücke, über welche die Straße auf das jenseitige Ufer weiter führt, ermöglicht einen Blick in die finstere,

grause Tiefe der Kluft, in der der Bach seine Fluten dahinwälzt, während sich aufwärts die Felswände gen Himmel erheben.

Unterhalb der Klause, nachdem die Straße einen kleinen Tunnel durchschritten hat, wird das Thal wieder weiter, und man gelangt in das von den wildesten Bergen umrahmte, von Wiesen und Feldern umgebene, von Weinreben umrankte Flitsch. Die Thalebene, welche der „Flitscher-Boden" heißt, ist großentheils unfruchtbar und durch die hier zusammenströmenden Bäche mit Steingerölle und Sand überschüttet; von Osten herein kommt nämlich der Isonzo aus seinem Ursprungsthale und vereinigt hier mit sich die Coritenza. Betreten wir aber die Straßen des Marktes, so werden wir aus dem ganzen Charakter des Ortes gewahr, daſs wir deutschen Boden verlassen und den Wohnsitzen der Welschen nahe gekommen; denn Flitsch zeigt, obwol die hiesige Gegend von Slovenen bewohnt wird, vollkommen italienische Physiognomie.

22. Veldes und die Wochein.

Die großartigste Gegend Krains ist unstreitig das Thalgebiet der Wocheiner Save, welches von Osten her tief in das Innere des gewaltigen Bergstockes des Triglav eindringt. Um so höher wird die Schönheit dieser Gegend gepriesen, als sich hier zum letzten Male dem contrastirenden Karst gegenüber der echte Alpencharakter zeigt, zum letzten Male die romantischen Thäler mit Seen und Wasserfällen, die über den Wäldern sich erhebenden pflanzenreichen saftigen Alpenweiden, die schneegekrönten Berghäupter. Wem sollte daher nicht ein Ausflug in die schöne Wochein verlockend und lohnend erscheinen?

Es war ein schöner Sommertag, der 24. Juli 1878, als ich [1]) und mein Freund und Schwager Fischhof auf der Rudolfs-Bahn von Villach her über Tarvis in das uns noch unbekannte Krainerland fuhren und nach Ueberschreitung der Wasserscheide zwischen der Gailitz und der Wurzener Save in das malerische Thal der letzteren gelangten. Mittag und später war's geworden, ehe wir die Station Radmannsdorf-Lees erreichten, wo man die Bahn verläßt, wenn man Veldes und die Wochein besuchen will.

Welche herliche Landschaft breitete sich da vor unseren Augen aus, als wir von Lees unserem Ziele entgegen westwärts blickten.

[1]) Der Herausgeber.

Die ganze Kette der julischen Alpen lag im hellsten Sonnenglanze vor uns; im Norden derselben sahen wir den spitzen Gipfel des Mangart, im Süden den merkwürdig geformten Alten Weiberzahn, während in der Mitte des Gebirgszuges der dreigipfelige Triglav sein hehres schneegekröntes Haupt erhob, alle ihn umgebenden Felszinnen weit überragend. Grüne Vorberge und eine smaragdene Flur füllten den Raum zwischen der Bahn und dem kahlen Hochgebirge im Hintergrunde aus, und in geringer Ferne winkte uns von hoher Felsenwand das Schloss Veldes, unter dem der Spiegel des gleichnamigen Sees sich ausbreitet.

Eine Weile noch blieb dieses prachtvolle Gebirgspanorama in Sicht, nachdem wir einen leichträderigen Postkarren bestiegen hatten und gegen Veldes fuhren. Steil wendet sich die Straße zum tief eingeschnittenen Bett der grünblauen Wurzener Save hinab, die hier schon ein recht ansehnlicher Fluss ist. An dessen linkem Ufer führt die Straße durch kleine Waldbestände langsam wieder hinan, bis plötzlich nach etwa halbstündiger Fahrt der Spiegel des Veldeser-Sees aus dem Grün der Uferpflanzungen hervorlugt und das stolz auf einer dem See lotrecht entsteigenden Felswand erbaute Schloss Veldes im Glanze der Sonne herüberleuchtet.

Vor einem einladenden Gasthause, noch oberhalb des Sees, setzte uns der Postwagen ab, und erst nachdem wir durch ein schmackhaftes Mahl uns erfrischt hatten, lenkten wir die Schritte zum Ufer hinab, das wir in wenigen Minuten erreichten.

Ungemein lieblich und anmutig ist das Bild, welches der See von Veldes mit seiner malerischen Umgebung bietet. Der kleine (nur 147 Hektare messende) grüne Spiegel bildet ein unregelmäßiges Viereck, das mannigfach gestaltete Berge größtentheils umrahmen. Während die Abhänge gegen Westen leider unbewaldet sind, besitzen die übrigen Gestade in ihrem reichen Buschwerk und den schönen Baumgruppen, zwischen denen einige Villen, ein großes Hôtel, ein stattliches Badhaus und die freundliche Pfarrkirche sich erheben, einen

reizenden Schmuck. Am nördlichen Ufer thront über einer senkrechten unnahbaren Felswand das mittelalterliche Schloss, ihm gegenüber liegen am Südufer des Sees, wo auch der Seebach zur Wocheiner Save abfließt, die kleinen Dörfer Schalkendorf und Seebach. Das alte Dorf Veldes, vom See aus kaum sichtbar, versteckt sich größtentheils hinter dem Schlossfelsen.

Die reizvollste Partie des Sees ist eine kleine runde, grünbelaubte Felseninsel, welche im Südwesten sich steil aus den klaren Fluten erhebt und die freundliche Wallfahrtskirche Maria im See trägt. Die hochaufgeführten weißen Mauern des Messnerhauses und des Kirchturmes mit der rotbraunen Kuppel leuchten aus dem vollen Grün der dichten Büsche und Bäume in schönem Farbencontraste malerisch hervor. Dieser Punkt zog uns am meisten an. Wir betraten einen der am Ufer schaukelnden Nachen und mit raschen Ruderschlägen lenkten wir dem lieblichen Eiland Inselwerth zu.

Von unserem Fährmanne erfuhren wir, dass der See ungemein reich an Fischen, Karpfen, Hechten und Wallern, sei; dass er seine größte Tiefe, 27·5 Meter, an der Westseite der Insel besitze; dass er gewöhnlich zur Weihnachtszeit gefriere und dann mit seiner glatten Fläche eine beliebte Fahrbahn für Schlitten und Schlittschuhläufer bilde. Auf der Insel führen zwei steinerne Stiegen zur Kirche; eine derselben ist, wie eine Inschrift meldet, von Herrn Marx Petschacher von und zu Schöffart dem „Jyngeren" im Jahre 1655 erbaut. Die Wallfahrtskirche, welche kein besonders merkwürdiger Bau ist, soll in manchen Jahren selbst von 10.000 frommen Pilgern besucht werden. Ein reicher Schatz, das größte Kleinod des Landes, wird in dieser Kirche verwahrt; an ihn knüpft sich eine erinnernswerte Ueberlieferung. Zur Zeit der französischen Zwischenherrschaft über Illyrien, dem auch Krain angehörte, sollte der große Kirchenschatz gleich anderen Kostbarkeiten des Landes entführt werden. Der französische Beamte, der diesen Beschluss im März des Jahres 1813 ausführen wollte, fand nebst seinen Gehilfen von Seiten der mutigen Weiber von Veldes

einen so heftigen Widerstand, dass er sein Vorhaben aufgeben mußte. Ja, dieser Weiberaufstand hatte zur Folge, dass vom französischen General-Intendanten die Weisung einlangte, mit dem Verkaufe des der Kirche gehörigen Silbergerätes innezuhalten, den Wert desselben abzuschätzen und den Kirchenschatz gegen Erlag des baren Betrages oder Ausstellung dreier Obligationen den Bezirksinsassen zu belassen, was auch geschah. So haben die mutigen Frauen von Veldes der Gnadenkirche auf Inselwerth ihren Schatz gerettet.

Nachdem ich und mein Begleiter mit unserem Kahne nach Veldes zurückgekehrt waren, besuchten wir das Louisen-Bad; denn Veldes ist ein Curort, der über sieben Quellen (drei kalte und vier warme) verfügt, von denen jedoch nur vier zu Heilzwecken benützt werden. Von den Thermen wird die wärmste, ein Natron-Eisen-Säuerling von 23° C., zum Baden verwendet. Außer dem Bade besteht hier noch eine Naturheilanstalt des Schweizers Rikli, der die verschiedensten Krankheiten verzärtelter und der Natur entfremdeter Städter durch das schöne Trifolium „Wasser, Luft, Licht" zu heilen versucht. Dampfbäder, kalte Douchen, Sonnenschein und Bewegung in frischer Luft bei schmaler Pflanzenkost werden als Heilmittel angewendet und die Patienten — befinden sich, wenigstens in Veldes, wol dabei. Frappirend ist der erste Anblick der Curgäste Rikli's auf dem Spaziergange; barhaupt und barfuß in leichtem Gewande wandeln sie um der Abhärtung willen bei der größten Sonnenhitze und im Regenschauer einher.

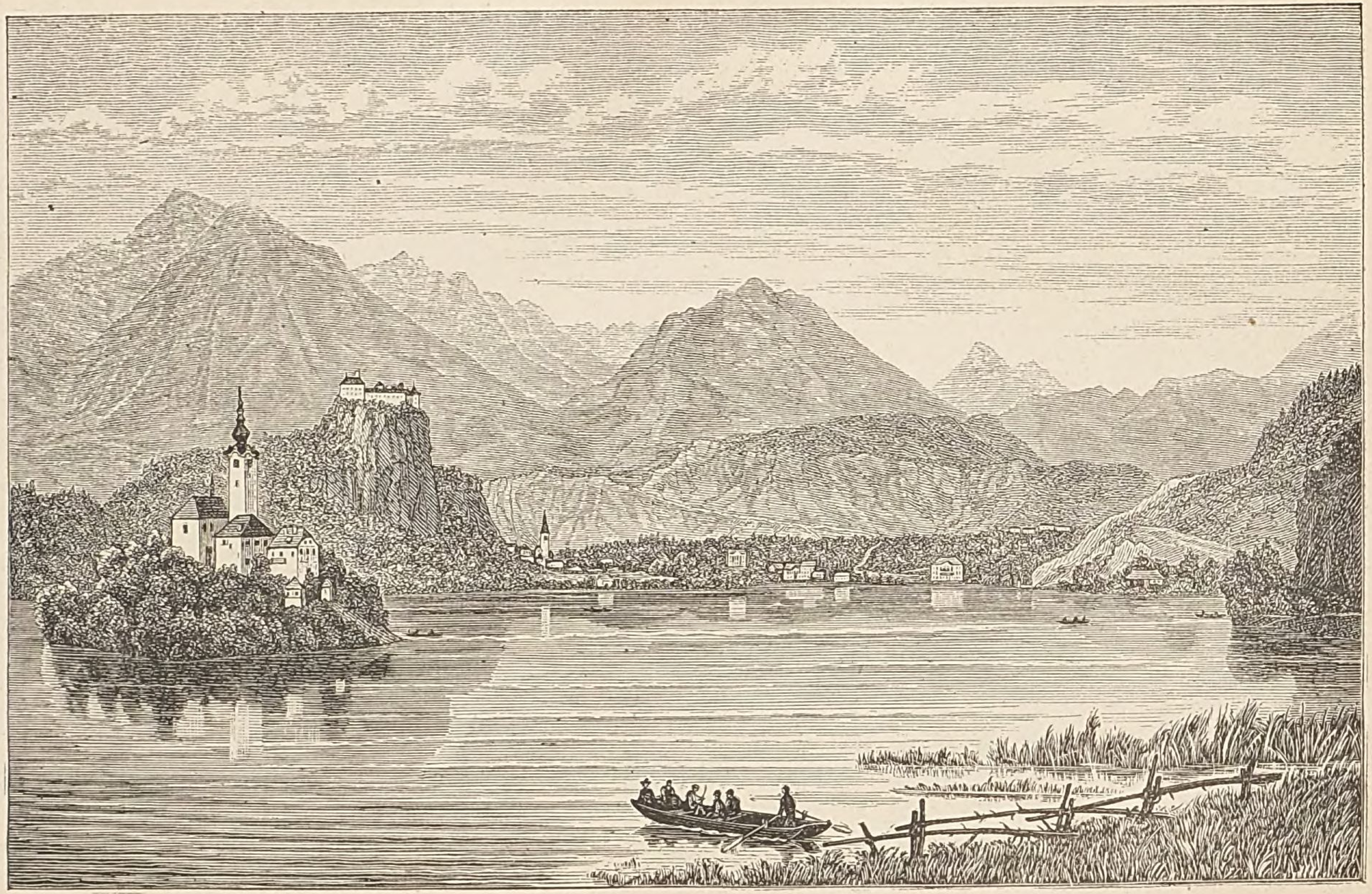
Die Sonne war inzwischen tief herabgesunken und lange Schatten warfen bereits die westlichen Berge über den See. Aber dies konnte uns nicht abhalten, auch noch das so einladend von der Höhe winkende Schloss Veldes zu besuchen. Auf einem steilen Zickzackwege neben der senkrechten Felsenwand erreichten wir bald die mit Schießscharten versehene Ringmauer des geräumigen Hofes, welcher das noch wolerhaltene Schloss umgibt. Die Freundlichkeit des Gutsherrn gestattete uns, die lohnenden Aussichtspunkte zu betreten, und entzückt ruhte nun das Auge auf der vor uns sich ausbreitenden Landschaft. In östlicher

Richtung sahen wir Lees und Radmannsdorf, dahinter die Kette der kahlen Karawanken und in blauer Ferne die schönen Steireralpen. Nach Norden hin versperrte leider ein dichter Wolkenschleier die Aussicht; den schönsten Anblick aber genossen wir südwärts, wo sich zu unseren Füßen der Spiegel des Sees hinbreitete, umschlossen von einem Kranze niedrigerer Berge, über welche im Hintergrunde mächtige Riesen ihr Haupt erhoben. Von diesem herlichen Bilde konnten wir uns nicht trennen. Immer dunkler ward's; die ferneren Berge verschwanden allmählich hinter dem Schleier des wolkenschweren Abendhimmels; dafür tauchten längs des Seegestades viel freundliche Lichter auf und plötzlich erklang aus der Mitte des Wassers von der Felseninsel her der traute Klang der Vesperglocke und verkündete uns den Frieden der Nacht.

Das Schloss Veldes hat eine alte Geschichte, die bis zum Beginn des 11. Jahrhunderts zurückreicht. Kaiser Heinrich II. der Heilige schenkte auf Fürbitte seiner Gemahlin, der heiligen Kunigunde, im Jahre 1004, zur Zeit, da Vatilo Graf im Kraingau war, Veldes dem tirolischen Gotteshause Brixen, wo damals Albuin von Säben Bischof war. Er selbst sowie später Kaiser Heinrich IV. fügten dieser Schenkung noch andere Gebiete hinzu; und auch in der Folge wurde die Herschaft Veldes durch Geschenke, fromme Vermächtnisse und Kauf immer mehr und mehr vergrößert, bis sie endlich den größten Theil des krainischen Oberlandes umfasste.

Kaiser Friedrich II. setzte im Jahre 1236 den Herzog von Kärnten zum Vogt des Gotteshauses Brixen ein und befahl demselben, über die Herschaft Veldes zu wachen und Sorge zu tragen, dass der Bischof, der sich Veldes als Tafelgut vorbehalten, im ungestörten Besitze desselben bleibe. Mit Tirol gieng auch die gedachte Vogteiherlichkeit an den Habsburger Herzog Rudolf IV. von Oesterreich über.

Die Herren von Kreigh, Herbart von Auersperg, Landeshauptmann von Krain, dessen tragisches Ende 1575 in einem Gefechte mit den Türken den Vergleich mit dem Heldentode des Leonidas wol



Veldes-See.

aushält, und Georg Freiherr v. Lenkowitsch, gleichfalls Landeshauptmann von Krain 1593, ein siegreicher Vorfechter gegen die Türken, waren urkundlich Hauptleute des Brixener Gotteshauses zu Veldes. Herbart von Auersperg wurde diese Hauptmannschaft genommen, weil er Protestant war, und dem Katholiken Lenkowitsch gegeben. Das Edelgeschlecht derer von Kreigh ist in Diensten des Gotteshauses Brixen zu großer Wolhabenheit hinangestiegen. Sie hatten auch die Herschaft Veldes, und zwar bis 1533, pfandweise im Besitze, worauf die Hauptmannschaft von Veldes mit der Landeshauptmannschaft von Krain vereinigt wurde. Die Reformation und Gegenreformation riefen in Veldes und Umgegend große Unruhen und blutige Kämpfe hervor. Als die alte Ordnung der Dinge nach vollendeter Gegenreformation wieder hergestellt war, verwalteten die Brixner die Herschaft Veldes selbst, bis sie im Jahre 1651 Wolfgang Engelbrecht Graf von Auersperg und Gottschee, Landeshauptmann von Krain, von dem Brixner Bischofe Anton als eine Pfandschillings-Herschaft erhielt, in welcher Eigenschaft dieselbe auch auf Anton Fürsten von Eggenberg, als er Landeshauptmann in Krain war, übergieng. Später hatte Brixen die Herschaft wieder in eigener Verwaltung.

Als das Bistum Brixen im Jahre 1803 säcularisirt wurde, gieng Veldes in Staatseigentum über. Endlich im Jahre 1858 brachte der Gewerksherr von Sava, Victor Ruard, die Herschaft durch Kauf an sich, welche er noch heute besitzt.

Für den künftigen Tag hatten wir uns eine Wanderung in die Wochein vorgenommen; doch giengen wir mit geringer Hoffnung auf schön Wetter zur Ruhe und erwachten am frühen Morgen des 25. Juli bei nebelschwerem Himmel. Dennoch unternahmen wir die beabsichtigte Partie, und unser Vertrauen in das Wetter wurde bald gelohnt, da die höher steigende Sonne Nebel und Wolken rasch vollends verscheuchte und nun das reinste Blau auf uns herniederlachte.

Unser Weg führte zunächst das Seeufer entlang in südwestlicher Richtung zu einer Höhe, welche den Seekessel von dem benachbarten

Thal der Savica (Wocheiner Save) scheidet. Von diesem Höhenrücken genossen wir die herlichste Aussicht auf den hellglänzenden Kalksteinzug der Karawanken hinter uns, in die sich vor uns erschließende Wochein und auf das tiefeingeschnittene steilumrandete Thal der Savica. Bald erreichten wir das nette Dorf Wocheiner-Vellach (slov. Vellač) mit einer freundlichen Kirche inmitten des kleinen Friedhofes; dann gieng's auf der wolgepflegten Straße zwischen Feldern am linken Flussufer weiter, der nahen Thalenge entgegen.

Auf den Feldern waren Bauern mit der Ernte des Weizens beschäftigt; sie boten uns freundlichen Morgengruß, da wir an ihnen vorüberkamen. Die Bewohner der Wochein, wie fast des ganzen Krainerlandes, sind bekanntlich Slovenen. Hier an der Savica erschienen sie uns besonders kräftig und wolgebaut; namentlich begegneten uns wiederholt höchst anmutige Kindergesichter, die uns freundlich anlächelten. Reinlichkeit und einige Wolhabenheit verraten die Wohnhäuser in den Dörfern, welche alle so ziemlich gleichmäßig aufgeführt sind. Auf einem Unterbau von Stein erhebt sich ein hölzernes Stockwerk mit einem offenen Gange und vorspringenden Lattendache. Selten fehlt der Schmuck von Blumen; besonders beliebt sind rote Nelken, die in reichen Blütengarben aus den Fenstern herabhängen. Ackerbau wird hier wenig getrieben, ausgedehnter ist die Viezucht. Neben Mais- und Weizenbau gibt es auch Obstcultur, namentlich sahen wir die prächtigsten Nussbäume am Wege. Das Getreide wird, wie auch in Steiermark und Kärnten, in sehr kleine Garben gebunden und diese auf den sogenannten „Getreideharfen“, hohen Gerüsten mit zahlreichen übereinander angebrachten Querstangen, aufgehangen und so aufbewahrt. Indem die Straße sich senkt, tritt sie auch in das enge werdende Thal ein, welches nun einige Stunden lang zuerst südwärts, dann gen Westen in den inneren Kessel der Wochein führt. Die beiderseits einschließenden Gehänge sind meistens steil, aber bewaldet, mitunter großartig an Höhe, von wildem Charakter. An einzelnen Stellen streben kahle Wände hoch auf und zeigen deutlich die Schichtung der Gesteinsmassen, Dachsteinkalk und Dolomit.

Hie und da gibt es auch grasbedeckte Halden, wo kleines braunes Vieh geweidet wird. Die Pferde sind ebenfalls klein, aber kräftig. Von weitem schon wurde uns der Weideplatz einer solchen Herde verraten durch den Gesang ihres Hirten, dessen zwar klanglose aber unübertrefflich gewaltige Stimme das Echo der Berge wachrief. Dann antwortete ihm auf der gegenüberliegenden Thalseite von der Höhe herab ein anderer Hirte und dieser in seiner einfachen Melodie doch eigentümliche Wechselgesang in dem sonst menschenleeren unbewohnten Thale machte einen ergreifenden Eindruck. Auf einem fast dreistündigen Wege durch dies Engthal trafen wir kein Dorf, kein Haus und nur wenige Leute kamen uns entgegen. Desto bevölkerter war das klare, smaragdgrüne Wasser der Savica, wo sich Forellen und andere Fische in ganzen Scharen herumtrieben. Endlich erweitert sich wieder das Thal, man bekommt zuerst Felder, dann Häuser zu Gesicht und erreicht nacheinander die Dörfer Neuming (slov. Nomen) und Ledece. In der Nähe des letzteren stürzt rechter Hand von der Straße ein ziemlich hoher, wenn auch nicht wasserreicher Fall in vier Cascaden malerisch herab.

Nach fast fünfstündiger Wanderung hielten wir bei brennender Sonnenhitze unseren Einzug in Feistritz (slov. Bistrica). Es ist dies der Hauptort eines weiten majestätischen Bergkessels, der eigentlichen Wochein, von den Slovenen Bucova Dolina d. i. Buchenthal genannt. Feistritz erscheint seiner Anlage und der Bauart seiner Häuser nach als ein echtes Gebirgsdorf mit engen winkeligen Gassen, unterscheidet sich aber zu seinem Nachtheil von den bisher durchschrittenen Dörfern des Savicathales durch große Unreinlichkeit; nur das hübsche Schulhaus macht eine wolthuende Ausnahme. Unter den Feistritz überragenden Bergen dominirt der nahe Černi perst, von dessen Gipfel man eine weite Aussicht bis auf das Meer und Venedig genießt; auch durch seine Flora ist er ausgezeichnet. Die Vorhöhen desselben sind mit zahllosen kleinen Stadeln bedeckt, wo das Bergheu aufbewahrt wird, bis die glatte Schneebahn des Winters den Transport des

Heues ins Thal hinab auf Schlitten ermöglicht. Denn die Mehrzahl der hiesigen Bewohner beschäftigt sich mit Viehzucht; der Ackerbau ist gering. Da aber die Landwirtschaft nicht genügenden Unterhalt bietet, haben sich die Wocheiner frühe der Eisenindustrie zugewandt; die ansehnlichen Eisenwerke zu Feistritz und Althammer sind uralt und datiren wol aus der Römerzeit. Auf dem Heidenhügel bei Wochein findet man noch Spuren römischer Gebäude.

Zu Feistritz kehrten wir im Gasthause des Postmeisters Zupanc ein, der sich in der freundlichsten und aufmerksamsten Weise um unseren Mittagstisch bemühte. Dann bestiegen wir ein einfaches Bauerngefährte, um rascher den Wocheiner See zu erreichen. Auf dem Wege dahin trat unmittelbar hinter dem Dorfe der Triglav vor unsere Augen; stolz schaute er von hohem Throne in die zu seinen Füßen gelegene Thaltiefe herab, um so ernster dreinblickend, als finstere Wolkenballen sein Haupt zu umlagern begannen.

In kurzer Frist waren wir am Ostende des Sees angelangt, dessen grünblauer ruhiger Spiegel, von wildromantischen Höhen umrahmt, einsam dalag. Der Wocheiner See erstreckt sich eine Stunde lang zwischen West und Ost, ist eine halbe Sunde breit und etwa 45 Meter tief. Die Savica, welche ihn speist, fließt an seiner Ostseite ab. Von seinem oberen Ende her blickten uns saftige Alpenmatten lieblich entgegen; aber die von der Höhe des Triglav entsendeten Wolken bedeckten schon in dichtem Schleier den größeren Theil des Himmels, so dass wir beschlossen, nur mehr den Fall der Savica noch aufzusuchen und dann an die Rückkehr zu denken.

Der langsamen Kahnfahrt die Benützung unseres Wagens vorziehend, lenkten wir auf die an der Südseite des Sees hinführende Straße ein. Zwischen Grün, im Angesichte der mächtigen Berge und des schimmernden Sees, an einer vereinsamten Capelle vorbei, gelangten wir bald an die Savica, welche mit gewaltigem Schwalle ihr klares Wasser den dunklen Fluten des Sees spendet. Nun verließen wir den Wagen und schritten durch dichten Buchenwald weiter. Der Fall

des Savicabaches kündete sich schon von ferne an durch sein dumpfes Gedröhne; trotzdem wurden wir durch den Anblick des großartigen Schauspiels, das sich jetzt unseren Blicken bot, wahrhaft überrascht. Aus einem Felsenloche stürzt die wasserreiche Savica hervor und wirft sich 75 Meter tief in den tobenden Abgrund hinab. Schwer nur trennten wir uns von dem herlichen Bilde; aber wir mußten umkehren, denn schon hatte sich der ganze Himmel in Wolken gehüllt, die uns nichts Gutes verkündeten.

Bald erreichten wir das Gefährte, welches am Seeufer unserer harrte; dann gieng es rasch nach Feistritz zurück, wo wir noch rechtzeitig anlangten, um den Postwagen zur Heimfahrt nach Veldes zu benützen.

Freilich einen geringen Theil nur von den prächtigen Sehenswürdigkeiten des Triglav-Gebietes hatten wir besucht; aber schon jene Partien, die wir gesehen, lohnten in vollstem Maße unseren Ausflug in die Wochein. Lohnender noch soll der Besuch der „sieben Seen" des Triglav sein, welche nordwärts oberhalb des Savica-Ursprungs in einsame Felsen eingebettet liegen. Die Krone gebührt aber unzweifelhaft dem mächtigen Beherscher dieses ganzen Gebietes, dem dreigipfeligen Triglav, dessen schneetragende Kalkmasse die Gewässer zu drei Flüssen, der Drau, dem Isonzo und der Save, entsendet, und dessen großartiges Panorama selbst Theile von Tirol, Steiermark, Istrien, der oberitalischen Tiefebene und die ehemalige Meerbeherscherin Venedig inmitten der Lagunen umfasst.

Unsere Fahrt nach Veldes gieng langsamer von statten, als wir es wünschten. Auf halbem Wege brach das Unwetter los, welches schon so lange gedroht hatte — ein echtes Hochalpengewittter. Mit Mühe nur deckten wir uns in dem halboffenen Wagen gegen den strömenden Regen; übler aber war der Kutscher auf dem Bocke daran und am schlimmsten das bedauernswerte Pferd, welches schließlich in dem entsetzlichen Gusse bei allzufrüh hereinbrechender Dunkelheit kaum mehr vorwärts kam. Und ohne Unterlass zuckten die Blitze und ihre

Donner riefen ein grauenvolles Echo wach, das mit den stets sich erneuernden Schlägen in einen endlosen Donnerlaut verschmolz. Als wir bei Vellach die Höhe des Bergrückens zwischen dem Savica-Thal und dem See von Veldes erreichten, da giengen die Blitze in unserer unmittelbarsten Nähe nieder und schlugen wiederholt in Bäume und Telegraphenstangen, welche rasselnd zerbarsten. Froh waren wir, als uns, zwar durchnäßst aber sonst heil, um 1/2 9 Uhr abends der Wagen vor Jekel's traulichem Gasthause absetzte.

23. Das Höhlenschloss Lueg in Krain.

Unter den charakteristischen Erscheinungen des so merkwürdigen krainischen und küstenländischen Karstes sind es die zahlreichen Höhlenbildungen vor allem, welche dieses Gebiet zu einer der sehenswürdigsten Landschaften der Monarchie, ja von Europa machen. Die an prächtigen Tropfsteingebilden überreiche Adelsberger Grotte erfreut sich auch seit Jahrhunderten schon des ihr gebührenden Ruhmes und wird alljährlich von mehreren tausend Reisenden besucht. Aber außer ihr gibt es noch viele höchst sehenswerte unterirdische Naturwunder im Karste, welche, von der Hauptverkehrsstraße — der Bahn — entlegener als sie, minder bequem zu erreichen sind und bei geringerer Frequenz auch einen weniger weitreichenden Ruf genießen.

Ein ganz besonderes Interesse nehmen unzweifelhaft die Lueger Grotten für sich in Anspruch, einestheils weil hier fünf Grottenmündungen in einer Felswand neben- und übereinander zu Tage gehen, anderntheils weil mit dem Naturwunder der Grotten sich die Romantik einer alten Burg, welcher Geschichte und Sage besonderen Reiz verleihen, in seltener Weise vereint.

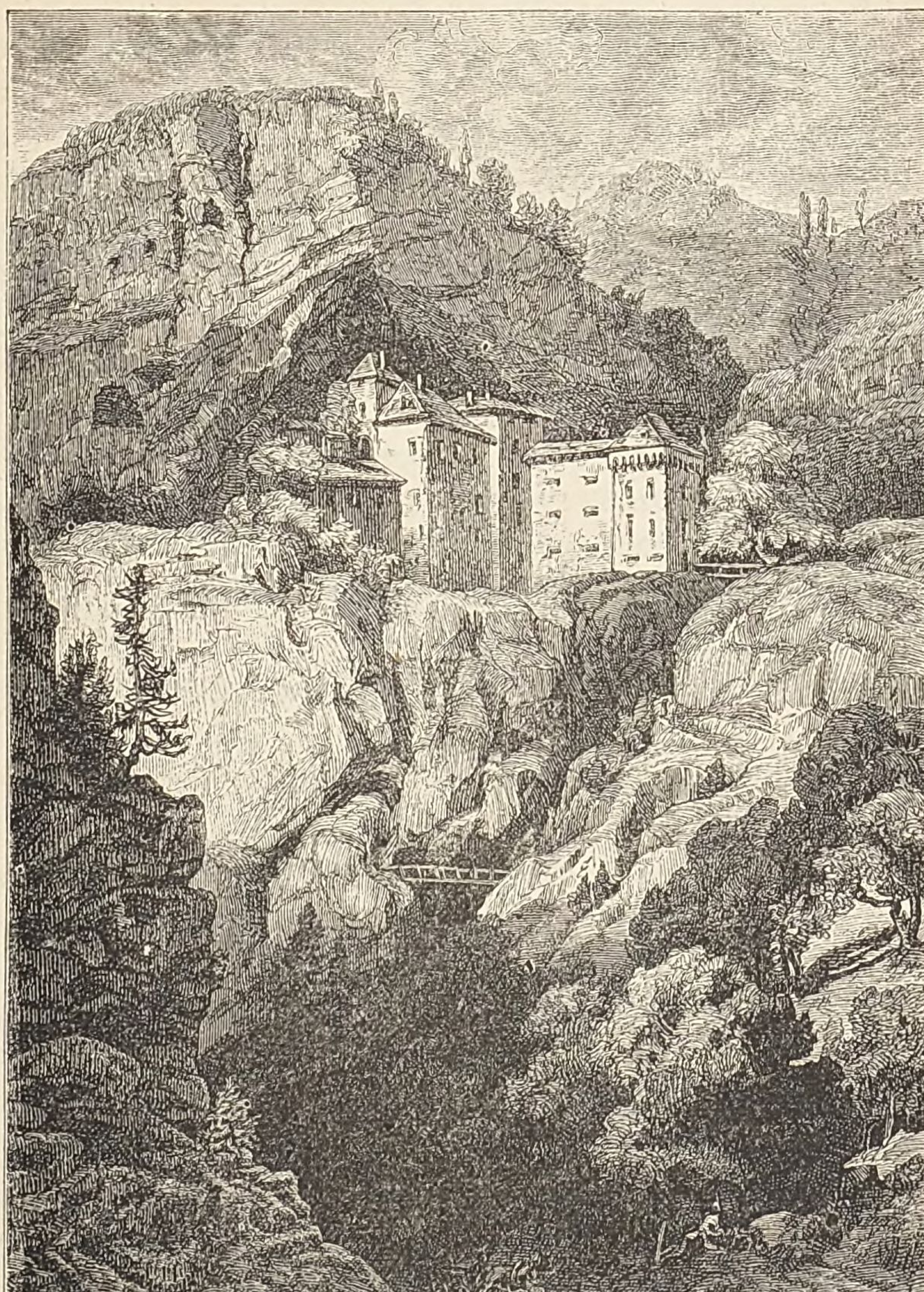
Gewöhnlich besucht man Lueg von Adelsberg aus. Man hat die Wahl auf der Triester Straße bis Hrasche und dann auf Landwegen über Landoll und Brinie in $2^1/_2$ Stunden nach Lueg zu fahren,

oder in derselben Zeit nordwestwärts über Ottok, Sagan und Prestawa dahin zu gehen. Dieser Fußpfad ist nicht unangenehm; abwechselnd führt er durch Wiesenland, Heide und Holzung und namentlich ist es interessant zu sehen, wie scharf sich die Vegetation des Kalkbodens von der üppigeren Flora des Sandsteines zunächst der Poik abscheidet. Denn in der Kalkformation des Karstes finden sich auch größere oder kleinere Bildungen von Sandstein, welche wasser- und pflanzenreicher sind als der Kalk.

Die kleine Häusergruppe des Dörfchens Lueg (slov. Predjama) liegt am östlichen Rande einer tiefen Wiesenschlucht, in welcher der Lokva-Bach ein paar Sägemühlen treibt. Nördlich wird diese Schlucht von einer Kalkwand geschlossen, welche aus derselben über 120 Meter hoch äußerst schroff emporsteigt. In dieser Wand befinden sich die Mündungen der fünf Lueger Grotten, nämlich der Schloss-Grotte, des Belvedere, der großen Grotte, der oberen Grotte und der Lokva-Höhle.

Von dem Dorfe geht man am Bergabhange fort zu dem neuen Schlosse Lueg, welches im Jahre 1570 von dem Grafen Johann Cobenzl erbaut wurde und seit 1846 im Besitze der Fürsten Windischgrätz sich befindet, deren Verwalter hier wohnt. Das Schloss hat drei Stockwerke, wol eine sehr lange Fronte, aber nur geringe Tiefe und enthält wenig Gelass. Es ist zwar nicht in eine Höhle hineingebaut, aber allerdings dicht an die Bergwand, und die Felsen hängen an einigen Stellen über das Dach des Nebengebäudes vor.

Hinter den im dritten Stockwerke befindlichen Gastzimmern ist ein breiter gedeckter Raum, welcher auf eine kleine Terrasse, den sogenannten „Garten" führt, unmittelbar am überhängenden Felsen. In einer Ecke gewahrt man hier im Felsen einen Schlott mit einer Holztreppe und hinaufgestiegen findet man sich im Belvedere, einer kleinen Grotte, nach Art einer großen Theaterloge gebildet, wo man an der Thalseite eine schützende Brustmauer aufgeführt hat, um ungefährdet den Ueberblick der Landschaft genießen zu können; ein allerliebstes Plätzchen.



Schloss Lueg (Innerkrain).

Am Fuße der breiten Treppe zu dem dritten Stockwerke des Schlosses hinauf befindet sich eine schmale Thüre; tritt man dort ein, so sieht man sich mit Erstaunen vor der senkrechten Felswand, und hoch über sich eine Brücke zu derselben führend. Links ist eine schmale steinerne Treppe an der Hinterwand des Gebäudes angebracht, auf welcher man zu dem Gefängnisse und zu den Dachräumen gelangt. Durchschreitet man letztere, so kommt man, an der Schlossglocke vorbei, auf eine gedeckte Terrasse, die gleichfalls eine massive Brustwehr hat und eine anmutige Aussicht darbietet. Von der Treppe rechts führt aber ein hölzerner Steg hinüber zu der alten Höhlenburg, die man von unten und außen nicht sehen kann, weil sie durch die Dachungen des neuen Schlosses ganz versteckt wird. In der Bergwand ist hier eine über 23 Meter hohe, aber nur halb so breite Höhlenmündung, nach unten und oben sich verengend. Die untere Kluft wurde mehrere Meter herauf vermauert, bis zum Niveau des inneren oberen Höhlenraumes; von hier an steigt die eigentliche Frontemauer der Lueger Burg noch um 6 Meter empor, die ganze Breite der Höhle schließend.

Ein einfacherer kunstloserer Bau läßt sich nicht denken, aber unbezwinglich war das Nest seinerzeit gewiss. Man denke sich das neue Schloss hinweg, so hat man die schroffe hohe Wand vor sich, deren vorspringende Klippen nicht einmal Warttürme zu tragen brauchten, denn nur eine wilde Katze mochte sie erklettern. Wahrscheinlich führte die Zugbrücke aus dem Türmchen, zu welchem man auf dem bereits erwähnten Stege gelangt, auf einen vorspringenden Felsen, von wo dann eine Strickleiter herabgelassen wurde. Vielleicht geleitete von dort ein Steg, etwa 9 bis 10 Meter lang, an der Wand rechts abwärts, wo sich im Felsen eine schlottähnliche Höhlung befindet, in welcher ungesehen und geschützt eine Leiter 12 Meter tief bis auf den gangbaren Bergabhang herabführen konnte; die untere Mündung dieses Schlottes ist neben der jetzigen Gesindestube im zweiten Stockwerke des neuen Schlosses.

Betreten wir das Innere der alten Burg, jetzt ein Greuel der Verwüstung. Diese alte Burg befand sich wirklich vollständig in der

Höhle, ohne ein Dach zu brauchen. Die Grotte zieht sich steil nach aufwärts und bildet zwei Absätze, auf deren oberstem die Cisterne sich befindet, welche noch jetzt das ganze Schloss mit Wasser versieht. Ein paar kurze Klüfte reichen noch höher ohne weitere Verbindung.

Erasmus Lueger war im 15. Jahrhundert Besitzer dieser Burg. Er war ein Waffenbruder jenes unglücklichen Andreas Baumkirchner gewesen, welcher, um Kaiser Friedrich III. vor Gefangenschaft zu retten, sein Leben eingesetzt hatte, später, da ihm kein Sold bezahlt wurde, sich empörte und schließlich mit Hinterlist nach Graz gelockt dort im Jahre 1473 enthauptet wurde. Lueger, ein tüchtiger Kriegsmann, der mit dem Schwerte leicht zur Hand war, erschlug 1483 im kaiserlichen Hoflager den Marschall Pappenheim, der seines Freundes Baumkirchner Andenken verunglimpfte. — Er mußte fliehen, rettete sich in seine Höhlenburg, damals rings von undurchdringlichen Wildnissen umgeben, und lebte fortan vom Stegreife. Nicht genug, dass er der Schreck seiner Nachbarn war, zog er sogar die Türken auf den Karst und führte sie selbst vor Triest, wo sie aber die Bürger mit blutigen Köpfen heimschickten. Kaspar Rauber, Hauptmann zu Triest, erhielt nun Befehl, diesem Unwesen ein Ende zu machen und sich Luegers um jeden Preis zu bemächtigen, dessen Schlupfwinkel aber nicht auszuspüren war.

Lueger wurde dadurch immer verwegener, erschien einst sogar vor Kleinhäusel, einer nun in Trümmern liegenden Burg bei dem Markte Planina im Norden von Adelsberg, wo Rauber mit seiner Schar sich eben aufhielt, und schickte diesem Botschaft, er wolle ihm den Weg auf seine Burg zeigen und ihn daselbst bewirten. Es gelang zwar nicht, den Tollkühnen einzuholen, aber der Hufschlag seines Pferdes leitete endlich bis vor seinen Höhlensitz. Luegers Pferde und sonstiger Viehstand, vor der Höhle untergebracht, fielen in die Hände der Truppen, aber Rauber erkannte alsbald die Unbezwingbarkeit der Burg. Kaiser Friedrich III. befahl die Besatzung auszuhungern; der Winter gieng indes erfolglos vorüber und in der Fastnacht des nächsten

Jahres 1484 ließ Lueger, den Soldaten zum Hohn, einen in vier Theile zerstückten Ochsen hinabwerfen. Die Belagerer hielten dies zwar nur für eine List, aber zu Ostern kam ein Lamm, sodann sogar etliche lebende Schöpse herab, und Lueger lud den Hauptmann Rauber wiederholt ein hinauf zu kommen, um sich zu überzeugen, wie trefflich er vorgesehen sei, und betheuerte, er würde ihm gerne von seinem Ueberflusse herablassen, wären die Stricke nur lang genug; gegen sicheres Geleite für den Boten wollte er ihm aber gerne einige Leckerbissen mittheilen. Dieses Anerbieten wurde angenommen und Luegers Hoffart war sonach die Falle, die er sich selbst legte.

Sein vertrautester Diener, zugleich sein Schreiber, wurde zu der Botschaft ausersehen; auf einer Leiter stieg dieser bis zur großen Grotte, worauf die Leiter wieder hinaufgezogen wurde, indem er dann weiter auf den Berghang klettern konnte. Er brachte dem Hauptmann Rauber ein Körbchen mit Erdbeeren und Kirschen mit dem Vorgeben, sie seien in der Höhle gewachsen, obwol sie aus dem Wippacher Thale, wo alles mehrere Wochen früher reift, gebracht waren. Nun wußte man, dass die Höhlenburg durch einen geheimen Gang stets neu mit Proviant versehen werden müße. So oft dann Rauber persönlich vor der Burg erschien, schickte ihm Lueger Obst, Fische u. dgl., aber der Diener ließ sich endlich bestechen und verriet seinen Herrn. Er bezeichnete ein Loch in der Felsenwand, das heimliche Gemach, auf welches die Feldstücke gerichtet werden sollten; wenn nun sein Herr sich dahin begeben würde, wie er allnächtlich zu thun pflegte, so wolle er an einem andern bezeichneten Orte ein Licht ausstecken, worauf dann die Stücke alle zugleich losgebrannt werden sollten. Es geschah, und die Geschützkugeln trafen zwar nicht den Ritter, aber Felsenstücke sprengten sie ab, deren eines ihn am Schienbein, das andere am Kopfe zu Tode trafen. Der Schreiber übergab hierauf die Feste und offenbarte den Höhlengang, welcher aus der Burg zu Tage führte.

Mit Erasmus Lueger starb sein altes Geschlecht aus; das Besitztum gieng an den Landesfürsten über, die Wildnis ward nach und nach urbar gemacht und ein Dörfchen entstand gegenüber der Burg. Im Jahre 1566 brachte der erzherzogliche Kanzler Johann Cobenzl die Herschaft an sich und begann das neue Schloss zu bauen, welches Graf Johann Philipp Cobenzl renoviren oder vollenden ließ.

Der unterirdische Verbindungsgang, welcher zum Birnbaumer Wald geführt haben soll und durch den Lueger seinen Mundvorrat bezog, ist nicht mehr aufzufinden. Noch um das Jahr 1629 kamen durch denselben Diebe in das Schloss; sie wurden ertappt, mußten den schon damals verschollenen Gang, den sie selbst zufällig entdeckt hatten, zeigen und der Herschaftsbesitzer Hanus Markovič ließ denselben dann vermauern und auch die Mündung über Tags verlegen.

Viel ausgedehnter als die bisher besuchten Hohlräume ist die mittlere große Grotte, zu der man den sehr steilen mit Rasen bedeckten Abhang heruntersteigt. Die eiförmige Mündung befindet sich etwa 75 Meter unter dem Gipfel der Bergwand und ist gleichfalls durch eine alte Befestigungsmauer halb geschlossen, zu deren Thor ein Steg von dem Berghange hinüberführt. Innerhalb des Thores ist ein gegen 9½ Meter hoher Dom mit einem Tropfbrunnen. Links befindet sich eine geräumige Oeffnung, durch welche man in die unterste Höhle auf den Bach hinabsieht. Die Grotte ist ein mäßig weiter Gang, der sich plötzlich nach etwa 190 Metern senkt und zu einer Kluft führt, über welche seit dem Jahre 1847 ein Steg gelegt ist; früher war man über diese Kluft nicht vorgedrungen. Ein niederer, von Menschenhänden ausgesprengter Durchgang führt dann in eine hohe Halle, wo Felstrümmer von einem ehemaligen Einsturze aufgehäuft liegen. Die Höhle ist weiterhin mit enormen Massen von Schlamm erfüllt, der wellenförmig den ganzen Boden bedeckt und stellenweise mehrere Meter dick abgelagert ist. Tropfsteinbildungen fehlen nicht; es sind vorwiegend Stalagmiten, aber sehr unrein, grau gefärbt und weit

entfernt von den mannigfachen zierlichen Gestalten in der Adelsberger Grotte. Meistens sind es parabolische Kegel; der größte hat die Gestalt eines Heuschobers und mag an der Basis über 2 Meter im Durchmesser haben.

Die Grotte endet, 835 Meter vom Eingange, an einer aufwärts gehenden engen Kluft, aus welcher ein sehr heftiger Luftstrom kömmt, der auf eine Verbindung nach außen schließen läßt. Bei dem Trümmerberge zieht sich links ein niederer Seitengang sehr steil mit mehreren Abstürzen hinab zum unterirdischen Bette des Lokva-Baches, der bei Hochwasser die ganze Grotte erfüllt. Aus jenem Seitengange gelangt man auch zurück in die vorerwähnte Kluft unter dem Stege.

Kehren wir zu dem Trümmerhügel in dem Hauptgange zurück, wo wir eine nach aufwärts führende Leiter gesehen haben. Sie ermöglicht uns, das oberste Stockwerk dieses Höhlenraumes, einen etwa 380 Meter langen, stellenweise sich sehr verengenden Gang, zu erreichen, welcher an der Vorderseite der Bergwand hoch über dem neuen Schlosse mündet, von wo hölzerne Stiegen und Leitern über die Felsen herabgeleiten zum Schlossthore. Diese Mündung dort oben wurde erst im Jahre 1846 entdeckt; die ganze Höhle bezeichnet man aber als die obere Grotte.

Am Fuße der Kalkwand endlich öffnet sich die fünfte Höhle, die Lokva-Höhle nämlich, in welche der Lokva-Bach sich verliert. Man kann nicht weiter als etwa 20 Meter in der Eingangshalle über die herabgestürzten Felsblöcke hinabsteigen, denn die Hinterwand senkt sich plötzlich und so tief herab, dass nur das Wasser darunter hin seinen Weg zu finden vermag; natürlich kann man nur bei sehr kleinem Wasserstande selbst so weit vordringen.

Seit alten Zeiten herscht die Meinung, dass die Lokva unter dem Nanoš, der höchsten Erhebungsmasse des Birnbaumer-Waldes, fortfließe, sich mit noch anderen unterirdischen Gewässern vereinige und dann fünf Stunden weit nordwestlich von Lueg als Wippach-Fluss bei dem gleichnamigen Schlosse wieder hervorbreche.

Da die „große Grotte“ allein — abgesehen von dem mit ihr in Verbindung stehenden obersten Gange — fünf Stockwerke oder Etagen enthält, ist also, die anderen vier Grotten mitgerechnet, der Berg in neun verschiedenen Ebenen von größeren und kleineren Höhlen durchschnitten, eine Eigentümlichkeit, die von keinem anderen Berge im Karste bisher bekannt ist.

24. Pola.

Das tief gesunkene, in jüngster Zeit wieder neu sich erhebende Pola hat unter allen Städten in Istrien mit dem antiken Namen auch die Spuren einstiger Römerherschaft am treuesten bewahrt. Wenngleich erst spät in der Geschichte erwähnt, war es doch sicherlich eine der ältesten Niederlassungen an der Küste der istrischen Halbinsel, worauf schon die von Plinius, Strabo und anderen alten Schriftstellern erzählte Sage deutet, dass eine Schar kolchischer Männer auf der Verfolgung Medeas hierher gelangt seien und den Ort angelegt hätten. So viel ist wahrscheinlich, dass die der Seeräuberei ergebenen Bewohner Istriens, welche dem thrakischen Stamme angehörten, Pola wegen seiner beherschenden Stellung zu einem ihrer Haupthäfen machten. Doch schon im Jahre 178 v. Chr. unterlagen sie der höheren Kriegskunst der Römer. Ganz Istrien wurde erobert und Pola eine römische Colonie, auf dessen Besitz die neuen Herren hohen Wert legten; sie schufen die alte Stadt zu einer Grenzfestung ihres Gebietes gegen die auf den quarnerischen Inseln hausenden Liburnier, sowie gegen die benachbarten Dalmater. Bald blühte Pola als wichtiger Hafen- und Handelsplatz und erfreute sich großen Wolstands.

Da sollte die Stadt ein trauriges Schicksal haben. In einem Bürgerkriege nach Cäsars Tode ließ Augustus aus Rache ganz Pola

zerstören, weil es zu Brutus und Cassius hielt. Aber nur kurze Zeit lag es in Trümmern: denn infolge der Wichtigkeit seines Hafens ward Pola auf desselben Augustus Befehl wieder und umso prachtvoller aufgebaut. Von nun an hieß es „Pietas Julia", und nicht lange dauerte es, so überflügelte die neue Stadt um vieles ihre frühere Größe. Pietas Julia hatte ein mit Mauern und Türmen umgebenes Capitol auf dem Gipfel desselben Hügels, der noch jetzt mitten in Pola liegt. Rings um das Capitol besetzten die Häuser der eigentlichen Stadt den ganzen Hügel, an dessen Fuße sich die Umfassungsmauern hinzogen. Die Vorstädte lagerten sich im Halbkreise um den capitolinischen Berg auf den anderen sechs Hügeln. Vom Capitol aus führten mehrere Straßen strahlenförmig durch prachtvolle Thore, sowol zu den Vorstädten als auch nach dem Hafen und den anderen Städten Istriens. Herliche Tempel und andere öffentliche Gebäude ließ die Prachtliebe der gleich Rom auf sieben Hügeln gelegenen, reichen Stadt aufführen, und einige dieser Denkmale überlebten um fast zwei Jahrtausende ihre sterblichen Gründer und erregen noch heute die Bewunderung des Beschauers.

Fast sieben Jahrhunderte währten die glücklichen Zeiten der Römerherschaft für Istrien und Pola. Seit dem Ende der letzteren verfiel die so großartige und wolhabende Pietas Julia und wurde ein elender, unbedeutender Ort; denn widerwärtig waren ihre späteren Schicksale und Handel und Schifffahrt verließen ihren Hafen.

Im Jahre 493 kam Istrien unter die Gewalt der Gothen. Als aber Justinians Feldherren Belisar und Narses Italien dem byzantinischen Reiche unterworfen hatten und dieses zum Exarchat von Ravenna gemacht wurde, schlug man auch Istrien zu dem letzteren und sein Statthalter nahm den Sitz in Pola. Im Jahre 789 bemächtigte sich Karl der Große der ganzen Halbinsel, wiewol die bedeutenderen Küstenplätze erst eilf Jahre später in seine Gewalt kamen. Pola blieb auch fernerhin die Hauptstadt der Provinz und ein Markgraf von Istrien erhielt die Führung der Verwaltung. Obwol aber die Städte



Pola.

Bestätigung ihrer früheren Rechte erhielten, begann trotzdem jetzt der vollständige Verfall Polas, denn die staatlichen Veränderungen führten einen allgemeinen, gewaltigen Umsturz herbei, die der Blüte Istriens förderlichen Ursachen hörten auf, da Handel und Verkehr nun andere Wege eingeschlagen und Polas nicht mehr bedurften. Da die Gemeinden das Recht hatten, sich gegenseitig zu bekriegen und gleich unabhängigen Mächten miteinander zu verhandeln, so war dies eine weitere Quelle des Elends und Verfalls für die istrianischen Städte. Nun wurde es den Venetianern leicht, den ganzen Handel und die ganze Schiffahrt der Adria an sich zu reißen, sowie auch die istrischen Städte, welche von einander durch Feindschaft und Hass getrennt waren, nach Belieben zu demütigen. Ein Krieg mehrerer Städte der Halbinsel mit der stolzen Republik endete im Jahre 1150 mit der Eroberung und Verheerung Polas. Als sich nun dieses den mit der Inselstadt rivalisirenden Freistaaten Pisa und Genua in die Arme warf, zerstörte Venedig zu wiederholten Malen dessen Mauern und hintertrieb jeden neuerlichen Aufschwung der Stadt.

Seit dem Jahre 1230 waren die Patriarchen von Aquileja die Markgrafen von Istrien; aber ihre Absicht, die ganze Provinz wieder zu vereinigen, blieb unausgeführt, da ihre Autorität keiner großen Achtung genoss.

In diesen Zeiten bildeten sich zwei Parteien in Pola, eine demokratische und eine autokratische. An der Spitze der ersteren stand die Familie der Jonatasi, während die andere Partei, welche die Herschaft einem einzigen, mächtigen und tapferen Oberhaupte übertragen wissen wollte, die Familie der Sergier zu Führern hatte. Diese verstanden es, sich das Amt und die Würde eines Generalcapitäns des Volkes übertragen zu lassen. Allmählich maßten sich die Sergier die absolute Herschaft an, da sie die militärische Gewalt in ihren Händen hatten. Sie residirten in dem Schlosse von Pola, dem ehemaligen Capitol, welches die ganze Stadt beherschte, und nahmen auch von diesem Castell den Namen de Castro-Pola an. Als die Poleser ihr

Streben, die Alleinherschaft dauernd an ihr Haus zu fesseln, erkannten, beschlossen sie die neue Tyrannei gewaltsam zu stürzen. Während einer feierlichen Procession am Charfreitage abends des Jahres 1271 wurden mehrere Glieder der Familie in der Kirche San Stefano meuchlings ermordet, indessen ein anderer Haufe gedungener Mörder das Castell überrumpelte, um die übrigen Sergier der Freiheit zu opfern. Nur ein einziger Knabe wurde von einem Diener aus Mitleid ins Franciscaner-Kloster gerettet und dort vor der Wut des aufgebrachten Volkes bewahrt. Dieser Sprössling pflanzte jedoch die Familie fort und kam später wieder zu Ansehen.

Im Jahre 1328 war Pola neuerdings mit den Genuesen verbunden, was die Venetianer bewog, die Stadt abermals zu verheeren. Da nun die Poleser die traurige Erfahrung gemacht hatten, dass sie ein entfernter Freund gegen einen feindlichen Nachbarn nicht zu schützen vermochte, und da ohnehin die anderen sieben istrischen Städte sich bereits der Republik Venedig unterworfen hatten, so beschlossen sie, ebenfalls die Herschaft der mächtigen Inselstadt anzuerkennen. Venedig nahm die Bedingungen der Poleser an und schickte im Jahre 1331 einen Podestà mit Grafentitel nach Pola.

Nachdem sich die Küstenstädte an Venedig unterworfen hatten, wurde 1374 der Herzog von Oesterreich Graf von Istrien, welches von nun an zwischen zwei Herschaften getheilt war. Das österreichische Gebiet, auf die meist öden und rauhen Gegenden des Landes beschränkt, blieb arm, unbeachtet und mit seinen Bedürfnissen von den venetianischen Küstenstädten abhängig. Aber auch die Zustände der letzteren verschlimmerten sich immer mehr und mehr; denn Venedig beutete in selbstsüchtiger Weise die Einnahmsquellen des Landes, Salzgärten, Oelpflanzungen, Wälder, zu seinem eigenen Vortheile aus, ohne sich die Wolfahrt der Bewohner im geringsten angelegen sein zu lassen.

Namentlich unglücklich war jedoch Pola, welches in einem Kriege zwischen den Venetianern und Genuesen von den letzteren 1379 völlig zerstört wurde. Aus den Ruinen sich langsam wieder erhebend, litt es

später, mehrmals auch von der Pest heimgesucht, durch die räuberischen Einfälle der slavischen Uskoken. Die Stadt kam durch alle diese Widerwärtigkeiten so herab, dass sie kaum 600 Einwohner zählte, als 1797 die Republik Venedig ihr Ende erreichte und die istrische Küste an Oesterreich fiel. Die düstere Schilderung eines französischen Reisenden, der Pola damals besuchte und der da sagt: „Die Garnison besteht aus neun Mann, die den Hunger mehr fürchten als den Feind!" dürfte gar nicht übertrieben sein.

Wenn dieser Reisende das heutige Pola zu sehen vermöchte, er würde es nicht wiedererkennen! Vor drei Jahrzehnten wurde Pola zum Centralhafen der österreichischen Kriegsmarine gemacht und hat sich in solcher Eigenschaft zu einer Seefestung ersten Ranges emporgeschwungen. Seit jener Zeit wurden Berge abgetragen und Buchten ausgefüllt, und dem hiedurch gewonnenen Raume entstiegen nach und nach alle jene Bauten und Etablissements, welche dem jetzigen Stande des Seekriegswesens entsprechen. Die meisten Hügel in der Runde krönten ihr Haupt mit mächtigen Forts, während die seit Römerzeit verlassenen und nur von Neugierigen besuchten Steinbrüche sich wieder belebten. Zahlreiche Privatbauten, sowie öffentliche Alleen und Anlagen, denen man große Sorgfalt widmet, haben Pola ansehnlich verschönert und aus einem früher kaum bewohnbaren Neste zu einer erträglichen Stadt gemacht, welche bereits mehr als 10.000 Einwohner zählt. Seit jüngster Zeit ist auch Pola als Endstation der Istrianer-Bahn mit dem Eisenbahnnetz der Monarchie in Verbindung gesetzt und dadurch der übrigen Welt nähergerückt.

So mag der Fremde Pola mit dem größten Interesse besuchen; er findet in den vielen Bauresten des römischen Altertums, sowie in den großartigen Etablissements der Marine für seine Tour einen reichlichen Lohn.

Wenden wir zunächst unsere Schritte nach dem Rathausplatze, dem Brennpunkte des gesammten Lebens, so stehen wir auf classischem Boden, dem Forum der Augusteischen Colonie. Die eine ganze Seite

des Platzes nimmt das Rathaus ein, mit seinen Arkaden und seinem Balcon ein hübsches Muster des venetianischen Stils. Ursprünglich stand hier ein römischer Tempel, der Diana geweiht, von welchem aber nur die Rückwand erhalten ist. In dessen Reste baute man um das Jahr 1300 mit vielem Geschicke den „Palazzo di Signori" hinein, wo der venetianische Statthalter residirte. 1581 wurde dann das verfallene Gebäude leider nicht ganz stilgerecht restaurirt.

Auch die den Platz umgebenden Häuser mit ihren Säulenbalconen, hohen Kaminen und Rundbogen sind ganz im venetianischen Geschmacke; in ihren Erdgeschossen haben sich Kaffeehäuser aufgethan, welche ihre Tische nach italienischer Mode vor den Thüren stehen haben, und in und vor denen sich abends die italienische Männerwelt mehr zum Schwatzen und Rauchen, als zum Verzehren versammelt.

Wenige Schritte durch die der Rathausfaçade parallel laufende Gasse bringen uns zu dem zierlichsten der erhaltenen Römerwerke, dem der Stadt Rom und dem vergötterten Augustus geweihten Tempel, einem fast unversehrten Porticus von sechs korinthischen Säulen, hinter welchen die Cella eine kleine Altertümersammlung umschließt. Das ganze ist nur $8^1/_3$ Meter hoch und $15^2/_3$ Meter breit, aber von trefflichen Verhältnissen und schöner Ausführung. Seine Erhaltung dankte es dem Umstande, daſs es während der Epoche der Renaissance als Getreidespeicher verwendet wurde.

Vom Rathausplatze führt eine gerade Straße nach der Porta aurata, einem zierlichen, antiken, reichverzierten dreibogigen Thore im korinthischen Stile. Der ursprünglich ganz einfache Bau wurde von der hier heimischen Familie der Sergier an der inneren Façade durch einen prächtigen Bogen geschmückt. Unweit davon erkennt man an der halbkreisförmigen Einsenkung im Hügel die Stelle des alten Theaters, welches im Jahre 1501 noch unversehrt stand; von seinen Steinen erbauten die Venetianer im 17. Jahrhundert an der Stelle des römischen Capitols ein Castell, das Kaiser Franz wieder herstellen ließ. Letzteres liegt im Osten der Stadt und der Weg zu ihm führt durch

die Porta Gemina, ein um 150 n. Chr. erbautes Stadtthor, welches erst 1845 durch Ausgrabungen freigelegt wurde, ebenso wie das Herculesthor, an welchem man noch neben dem Schlussstein den gewaltigen Kopf und die Keule des namengebenden Gottes erblickt. Zwischen diesen drei Thoren zieht sich die antike Stadtmauer hin, durch vielfache mittelalterliche Anbauten häufig verdeckt, aber in ihrem Laufe noch deutlich erkennbar.

Von jenen oben erwähnten Tempeln aus führt eine Straße nach Norden zuerst durch zwei Reihen venetianischer Häuser des 15., 16. und 17. Jahrhunderts, dann zwischen elenden Hütten, endlich durch Gärten. Nachdem man darauf eine kleine, neu entstandene Militärstadt von Baracken, Pulvermagazinen, Casernen u. dgl. durchschritten, steht man vor dem großartigsten römischen Bauwerke Polas, der Arena, die schon vom Meere aus den Blick des ankommenden Reisenden fesselt.

Die ganze äußere Umfassungsmauer ist noch fast unversehrt erhalten, während leider von der inneren Einrichtung, die größtentheils verschwunden, nur große Schutthaufen, einzelne mächtige Quadern, sowie Gräben und Canäle sich dem Auge darbieten. Doch läßt sich selbst unter dem Schutte die Anordnung der Zellen für die wilden Thiere und die der Gänge ganz deutlich erkennen. Ja der Mangel des inneren Baues verleiht dem Ganzen einen großartigeren Charakter, denn man übersieht mit dem Aeußeren durch die vielen Bogen und Fenster gleichzeitig auch das ganze Innere. Jedesfalls macht dieses Amphitheater einen erhabeneren Eindruck auf den Beschauer, als das in Verona, welches um ein ziemliches größer ist, aber fast nur die inneren Baulichkeiten erhalten hat.

Das Amphitheater in Pola ist wie die meisten anderen in Form einer Ellipse gebaut. Die äußere Mauer besteht aus zwei Bogengängen und einem dritten Stockwerke mit quadratischen Fenstern, ist 24 Meter hoch und hat in jeder Reihe 72 Arkaden. Die eigentliche Arena, auf der die Kampfspiele stattfanden, ist 63 Meter lang und etwa 47 Meter

breit. Sie war von einer mannshohen Mauer eingefasst, über welcher, von ihr durch einen schmalen Gang getrennt, die Stufenreihen sich erhoben. Die Zuschauer auf den untersten Sitzen waren durch ein Gitter gegen die Wut der kämpfenden Bestien geschützt. Zu den Sitzen gelangte man vermittelst Stiegen, die unter den Sitzreihen selbst angebracht waren und mit viereckigen Oeffnungen ins Innere mündeten. Die Arena hat zwei Haupt- und mehrere Nebenthore; erstere liegen an den Endpunkten der großen Achse.

Im obersten Gesimse der Umfassungsmauer bemerkt man viereckige Durchbrüche, aus welchen die Zeltstangen hervorragten, denn zum Schutze gegen die Sonnenhitze wurde das ganze Theater mit Zelten überzogen. An der äußeren Umfassungsmauer gewahrt man noch ferner vier turmartige Anbauten, die zu einander in einem Rechtecke liegen, deren Zweck aber nicht klar ist. Die Sitzreihen boten Raum für mindestens 15.000 Zuschauer.

In der Arena wurden nicht bloß Thier- und Gladiatorenkämpfe, sondern auch Wasserschlachten oder Naumachien abgehalten. Das zu diesem Zwecke bestimmte Bassin ist noch vorhanden; in dasselbe mündet ein Canal, welcher Wasser aus jenem Aquäducte zuleitete, der auch die oberen Theile der Stadt mit Wasser versorgte. Ein zweiter Canal steht noch jetzt mit der See in Verbindung.

Noch im 14. Jahrhunderte war das um 150 n. Chr. erbaute Amphitheater ziemlich unverletzt, weil strenge Befehle des Patriarchen von Aquileja die Verschleppung von Steinen verboten. Statt der auf einander eindringenden Gladiatoren, oder der sich bekämpfenden Schiffe, übten sich Tempelritter, die unweit davon ein Kloster besaßen, hier im Turnier, und bis 1425 fanden regelmäßige Feste mit Lanzenwerfen und Scheinkämpfen statt. Dann aber sank Pola in Trümmer, und kein Verbot konnte mehr die armen Ueberlebenden hindern, Marmorstufen und Quadersteine nach Venedig zu verhandeln. Gegenwärtig wird für die Erhaltung dieses kostbaren Monumentes so gut wie nichts gethan; Hirten weiden ihre Schafe und Ziegen darin und es

ist ein Ort der Unreinlichkeit und des Schmutzes, den man sich scheuet zu betreten.

Dennoch macht dieses Bauwerk noch heute einen großartig erhabenen Eindruck und erfüllt die Seele mit Gefühlen mächtigster Bewunderung. Am schönsten erscheint es an einem ruhigen Frühlingsmorgen vor Sonnenaufgang von der Seeseite aus gesehen. Himmel und Meer sind in der Morgendämmerung purpurrot und veilchenblau gefärbt, und das Bild des imposanten Baues spiegelt sich im klaren Wasser wieder, während das Auge durch die Bogen und Fenster der aufgehenden Sonne entgegenblickt. Bei Nacht und wenn der Mond mit seinem fahlen Lichte den kolossalen Bau überzieht, ist es eine unheimliche geisterhafte Erscheinung, gleich einem immensen gebleichten Knochengerüste, und man wagt es kaum daran vorüberzugehen. Einen anderen magischen Anblick genießt man, wenn das Innere mit Pechkränzen beleuchtet ist, was bei besonders feierlichen Gelegenheiten zu geschehen pflegt.

Wie verschieden davon ist der Eindruck, welchen das Hauptwerk des neuen Pola, das im Hintergrunde der Bai gelegene Arsenal, auf den Besucher macht! Von diesem gewaltigen Gebäudecomplexe, zu dem im Jahre 1856 der Grundstein gelegt wurde, rühmt man namentlich, dass es nach einem einheitlichen woldurchdachten Plane und gleichsam aus einem Gusse errichtet wurde, wogegen andere ähnliche Anstalten nur eine Anhäufung einzelner Bauten sind, sowie sie das Bedürfnis und die Umstände auszuführen geboten. Das Arsenal besteht aus zwei Theilen, deren einer am Ufer in drei parallelen Reihen sämmtliche durch ein dichtes Eisenbahnnetz verbundenen Magazine und Werkstätten umfasst, während der andere auf der kleinen vorgelagerten Oliveninsel die Werfte, Sägemühlen und Trockendocks in sich begreift. Hier sieht man einen Balancedock, den ersten, welcher in Europa gebaut wurde, und der im Stande ist, in äußerst kurzer Zeit Linienschiffe und Panzerfregatten, also ein Gewicht von 5000 bis 6000 Tonnen behufs Visitirung und kleinerer Reparaturen der unteren Theile ganz

außer Wasser zu heben. Für größere Reparaturen, sowie für Neubauten sind zwei Schlittenbahnen bestimmt, deren jede zwei Linienschiffe oder drei Fregatten faßt und wo eine eigene Maschine die fertigen Schiffe in den schwimmenden Dock drückt, oder die zu reparirenden aus demselben ans Land zieht. 1500 Menschen sind im Arsenale beschäftigt, darunter eine Anzahl Frauen beim Bedienen der Nähmaschinen, welche die Segel fertigen. Die übrigen sind nur zum kleineren Theile freie Arbeiter, zumeist Schmiede und Zimmerleute. Im übrigen liefert die jährliche Militärstellung in den Küstenländern 200 bis 300 Schiffsbauhandwerker von Beruf, von denen etwa nur die Hälfte zur See geschickt wird, während man die anderen den beiden Handwerkercompagnien in Pola überweist. Dort arbeiten sie während ihrer ganzen Dienstzeit in ihrem Handwerke weiter, wofür sie außer dem Matrosensolde noch einen täglichen Arbeitslohn erhalten.

Nur zwei Eingänge zum Arsenal gibt es, und diese sind streng bewacht; vom Handelshafen wird der seinige durch eine schwimmende Schranke getrennt, und gegen die Landseite schließt eine hohe Mauer jedes Spähen von Unberufenen ab. Längs dieser Mauer führt eine lange baumbepflanzte Straße bergauf in das militärische Viertel, auf einen öffentlichen Spaziergang, der auf drei Seiten von reinlichen, regelmäßigen, aber langweiligen, gleichsam uniformirten Häusern, den Wohnungen der Officiere und Beamten, umgeben ist. Welch scharfer Gegensatz zu der italienischen Stadt dort unten, die ihren Mittelpunkt auf dem Rathausplatze hat! Hier oben Alles neu und frisch, unten die Reste vergangener Jahrtausende; oben die deutsche Einfachheit, Ordnung und Sauberkeit; unten die anziehende graciöse italienische Unordnung und der Schmutz; oben einfache Toiletten, blonde Haare, rote Backen und gesetztes Betragen der Frauen, unten überladener Putz, schwarzhaarige, bleiche, lebendige Weiber; oben trinkt man Bier, unten Wein! Hier oben könnte man sich nach einer Stadt Deutschösterreichs versetzt glauben; unten, wenn nicht gerade ein österreichischer Seemann zum Hafen eilt oder ein slavischer Bauer zum Markte kommt, nach einer lombardischen Stadt.

25. Fiume und Umgebung.

Zwischen Istriens Ostküste und dem gegenüberliegenden Festlande, das zum Königreich Kroatien gehört, ziehen sich zwei Reihen langgestreckter Felsinseln hin, welche meist aus demselben Kalke bestehen, wie der Karst und ein Theil der Südalpen: innen, nahe dem Festlande, die Inseln Veglia, Arbe und Pago, außen, mehr seewärts, Lussin und Cherso. So entstehen drei Meeresstraßen, die sich weit in südlicher Richtung hinziehen: der Canal della Morlacca zwischen dem Festlande einerseits, Arbe und Veglia andererseits, zwischen letzteren und Lussin und Cherso der Canal des Quarnerolo und schließlich zwischen Lussin und Cherso und der istrischen Küste der Quarnero. Insel und Klippen, langgestreckte Halbinseln, tiefeinschneidende Meeresbuchten und stets steil aufsteigende Küsten sind die charakteristischen Merkmale dieses Gebietes, welches der Geograph in derselben Weise, wie die von den Hellenen besiedelten Länder nicht in Meer und Land zerlegen darf, sondern gemäß der Amphibien-Natur seiner Bewohner in seiner Zusammensetzung aus Fels und Wasser als ein Ganzes zu betrachten gezwungen ist. Wie die einzelnen Gipfel und Spitzen einer Alpenkette die von der gewaltigen Bora und den schäumenden Wellen zernagt und ausgefressen sind, ragen die Eilande über dem Meere empor.

„Man stelle sich,“ sagt Heinrich Noë, „die Thäler der Schweiz bis dahin, wo die grüne Matte an das graue Gestein grenzt, mit Wasser angefüllt vor: die hohen Gebirge ragen noch über seinen Spiegel hinaus, die niederen sind von ihm begraben, die mittleren schauen mit schmalem Rücken notdürftig darüber hinweg — das ist Dalmatien, über solche wellenbedeckte Gebirgsthäler trägt uns tagelang das Schiff.“ Wenn sich aber die Bora von den Höhen des Karstgebirges herabstürzt auf das adriatische Meer zu ihren Füßen, oder von Süden die Winde heraufblasen, so finden sie wol in den weiten Golfen von Triest und Venedig Raum genug zum Austosen; hier aber in den engen Canälen brechen sie sich und verfangen und wühlen die Gewässer der fast rings umschlossenen amphitheatralischen Becken so mächtig auf, dass die erfahrensten Schiffer — und bessere als die liburnischen und dalmatinischen sucht man seit den Römerzeiten weit und breit vergebens! — sich nicht aus den tiefen, stillen und sicheren Zufluchtshäfen herauswagen.

Ueberaus reich an Fischen ist dieser Meerbusen, so dass die Bewohner seiner Küsten nicht im Stande sind, den Ueberfluß zu bewältigen, und die Fischer von Chioggia vom venetianischen Strande herüberkommen, um ungestört ihren Theil an dem Meeressegen einzuheimsen. Im November verlassen sie, wol 250 Leute auf 50 bis 60 Barken, die „Bragozzi“ heißen, ihre Heimat und verweilen bis gegen Ostern hin in den österreichischen Gewässern.

Der Reihe nach machen fortwährend einige der Barken die Rückfahrt nach Chioggia und Venedig, um dort ihren Fang abzusetzen, der durchschnittlich im Jahre 400.000 Kilogramm betragen und einen Wert von 60.000 Gulden repräsentiren soll. Eigentümlich ist diesem Meerestheile eine Art Krebse, scampi genannt, die nur in norwegischen Fjords wieder vorkommen sollen und als Zuthat zum Risotto hoch in Ehren stehen.

Die größte Stadt der ganzen Gegend ist Fiume im innersten, herlichsten Winkel des ganzen Golfes. So kahl und jedes Pflanzen-

wuchses bar die Felsgestade des Quarnero bei der Punta di Promontore, Istriens südlichster Spitze, und nördlich davon sind, so lachend und fruchtbar erscheinen sie, sobald man die engste Stelle des Canals hinter sich hat, von Moschienizze bis Fiume. Dort gleicht das Land, durch die Insel Cherso gegen den Wind geschützt, einem reichen Garten. Aber setzt man die Umfahrung des Golfes von Fiume weiter südlich über Porto Ré und Buccari bis Novi und Zengg fort, so tritt man bald wieder in das Gebiet der grauen nackten Felswüsten ein.

Fiume, von den Deutschen vormals „St. Veit am Flaume" geheißen, kroatisch Rěka, eine königliche Freistadt, bildet mit drei Dörfern das sogenannte ungarische Litorale, einen zur ungarischen Krone gehörigen Annex. Diese einzige Hafenstadt Ungarns nimmt sich von außen mit ihren weißen, palastähnlichen Häusern, der schönen Schiffslände und den hohen Bergen dahinter, stattlich genug aus. Der weite Hafen, der 30 bis 40 Dreimastern und doppelt so vielen Küstenfahrern Aufnahme gewährt, die ansehnlichen Werften, die gefüllten Magazine, der breite Corso, die sprudelnden Brunnen, Alles gibt ihr den Anschein einer blühenden, thätigen, sich rastlos entwickelnden Stadt. Durch zwei Bahnen mit dem getreidereichen Ungarn verbunden, nimmt sie auch im Handel keine unbedeutende Stelle ein und besitzt außer dem Schiffsbau eine lebhafte Industrie in Mehl, Chemikalien, Segeltuch, Leder und Papier. Die Magyaren, welchen im Jahre 1868 Fiume sammt Gebiet wiedergegeben worden ist, haben sich nach Kräften bemüht, durch nicht unbedeutende Opfer die Stadt zu heben, und allerorts ist auch ihr Walten zu erkennen. Während die meisten Städte dieses Küstenlandes die ein halbes Jahrtausend währende Herschaft der Venetianer in ihrem Aeußern keinen Augenblick verleugnen, ist es in Fiume, wenigstens in der Unterstadt, deren Grund und Boden zum großen Theile seit etwa sechzig Jahren dem Meere abgewonnen worden ist, den Ungarn gelungen, Alles zu magyarisiren. Da findet man einen Corso Deak, einen Adamich-Platz, eine Kossuth-Straße und Urmeny-Promenade; da sind große Brauereien mit

freundlichen, weißschürzigen Kellnerinnen und schnurröckigen Musikanten, wie in Budapest, und jedes Gasthaus hat zur ebenen Erde seine „Schwemme“; in magyarischer Sprache sind auch die Bekanntmachungen und Ladenschilder abgefasst.

Dieser neumodische Ueberzug verschwindet aber sofort, wenn man den Uhrturm des Corso hinter sich hat und die schmutzige Altstadt betritt, die spöttisch Gomila, d. i. Haufen, heißt. Stufenförmig zieht sich dieselbe den Berg hinan, und enge Treppen führen unter niedrigen Bogen hindurch zu winkeligen Gässchen, wo in unsauberen Osterien (Wirtshäusern) italienischer Gesang erschallt und neuer Wein getrunken wird. Noch weiter hinauf sind niedliche Villen am Bergeshange zerstreut, und dann sperrt ganz oben der graue nackte Fels, von dem sich schäumend die Fiumara hinabstürzt, den Weg.

Dieser Fluss entspringt als Rečina etwa 18 Kilometer nördlich von Fiume und mündet im Osten der Stadt ins Meer. Er hat in Vorzeiten ein ziemlich ausgedehntes Alluvial-Delta aufgeschwemmt, welches jetzt von reichen Gemüsegärten besetzt ist, denen die Nähe des Wassers besonders zugute kommt. Zwischen diesen Gärten erstreckt sich die im Sommer sehr besuchte kühle Wandel-Allee „Scoglietto“. Die alte Mündung der Fiumara — dem Flusse selbst grub man eine neue — wurde schon unter Maria Theresia durch Ausbaggern zu einem Hafen, dem zweiten Fiumes, umgewandelt und mit mächtigen Ufermauern versehen, an denen alle Holzschiffe ankern. Dort ist der hübscheste Platz in Fiume, vormals Fiumara-, seit 1850 Jellachich-Platz genannt. Die alten Bäume am Ufer überragen noch die Masten der dort ankernden Schiffe; gut gebaute Häuser begrenzen die breite und belebte Anlände und eine Reihe von Pfählen, deren jeder einen lebensgroßen geschnitzten Türken- oder Ungarkopf trägt, trennt den Fuß- vom Fahrwege. Dieselbe Verzierung findet sich übrigens an den Schlussteinen der Thore von sämmtlichen bedeutenderen Gebäuden der Stadt an allen Bogen, ja selbst an den Schmucksachen, den Ohr- und Armringen aller Anwohner und Anwohnerinnen des Quarnero bis



Terzatto.

hinauf zu den Fiumaner Damen wieder. Es wird vermutet, daſs dies eine festgewurzelte, wenn auch jetzt unverstandene Erinnerung an jenen Sieg sei, den der Ungarkönig Bela IV. im Jahre 1232 bei Grobnik, unweit Fiume, über die Osmanen davontrug.

Wenn früher erwähnt wurde, daſs seit einem Jahrzehnt das magyarische Element in Fiume auffällig in den Vordergrund getreten sei, so kann doch nicht daraus gefolgert werden, daſs dadurch Fiume selbst eine magyarische Stadt geworden. Bei einer so verkehrsreichen See- und Handelsstadt kann überhaupt nicht eigentlich von Nationalität die Rede sein. Man sagt freilich: irgend einer Nation müßen die Bewohner jedes Ortes angehören; sie können doch nicht ohne Nationalität sein? Das gilt freilich von jedem Einzelnen; aber eben weil die Einzelnen so vielerlei Nationen angehören, kann man der Gesammtheit nicht eine der vielen Nationalitäten zuschreiben. In Fiume ist der größere Theil derjenigen Familien, welche durch Handel, Industrie und Rhederei dem Platze Leben und Verkehr geben, außerordentlich mannigfaltiger Abstammung. Krainer, Deutsch-Tiroler, Italiener, Magyaren, Engländer, Westdeutsche, Griechen haben sich, auf die vielversprechende Naturanlage dieser Gegend rechnend, des Erwerbes wegen als Kaufleute, Fabrikanten, Rheder hier etablirt, und zusammen den Ort weit mehr emporgebracht, als die kleine Zahl eingeborner illyrischer Unternehmer, die, mit wenigen Ausnahmen, der Zeit nach erst später als jene Fremden sich emporgeschwungen haben. Wer gute Geschäfte machte und sich bereicherte, siedelte sich in der rasch vorrückenden Neustadt an, baute selbst Häuser dort und zog hiemit wieder einen großen Theil der Bevölkerung nach sich. In der Altstadt blieb fast nur jener Theil der Eingebornen zurück, der nicht im Stande war, es denen in der Neustadt gleich zu thun oder sich daselbst zu verwerten. Diese Altstadt ist der Theil der Stadt, wo man etwa von Nationalität sprechen könnte.

An merkwürdigen Gebäuden besitzt Fiume sehr wenig; die alte Capitel- oder Hauptkirche, deren Frontispiz nach Art des römischen

Pantheons gebaut ist, die St. Veitskirche, eine Nachahmung der Kirche Maria della Salute in Venedig, das geschmackvoll aufgeführte Casino mit dem Theater, das Gouvernements-Palais und das Rathaus sind einzig der Erwähnung wert. Die interessanteste Baulichkeit liegt außerhalb des Ortes: es ist das alte Schloss der Familie Frangipani auf dem Berge Trsat oder Terzatto, welcher den Namen der einstigen Römerstadt Tarsatica bewahrte. Neben demselben erhebt sich ein Franciscanerkloster, ein Wallfahrtsort, zu welchem eine Treppe von 400 Stufen führt, die sich über der Schlucht der Fiumara an den Felsen hinaufzieht. Schon unten bei der Stadt, wo die Treppe unter einem hübschen Thorbogen ihren Anfang nimmt, hat eine wunderthätige Madonna ihren Sitz, welcher Städter wie slavische Bauern gleicher Weise ihre Huldigung darbringen. Damen, in Trauerkleidern und von Dienern begleitet, entledigen sich unter dem Bogen ihrer Schuhe und steigen barfuß die 400 Stufen hinan.

Die Trümmer des Schlosses der Frangipani wurden im Jahre 1813 Eigentum des Feldmarschalls Grafen Nugent, eines Irländers in österreichischen Diensten, der sie vor völligem Untergange bewahrte und den einstmaligen Kerker zu seiner Gruft bestimmte. Nur hat er zwischen die alten Umfassungsmauern aus dem 12. und 13. Jahrhundert und den hübschen viereckigen Turm aus der Zeit der Renaissance ein kleines Museum römischer Altertümer in Gestalt eines schrecklich modernen, weißen griechischen Tempels hingepflanzt, der den Eindruck des Ganzen arg stört. Herlich aber ist die Aussicht, die man von der Spitze des Turmes genießt, wendet man nun seine Blicke landeinwärts, wo man das steil abfallende Thal der Rěka oder Fiumara mit den zahlreichen industriellen Anlagen, die ihre Wasserkraft benutzen, hinaufsieht, oder läßt man das Auge weit hinaus über das Meer und seine felsigen Inseln schweifen.

Historische Erinnerungen mancherlei Art werden dort oben wach. In einem kleinen Gärtchen vor jenem Tempel steht die Siegessäule mit Adler und Inschrifttafel, welche die Franzosen auf dem Schlacht-

felde von Marengo errichteten, während das Franciscanerkloster die Gräber der Frangipani birgt. Erinnerungen an dieses Grafengeschlecht begegnet man überall an diesen Gestaden. Die Frangipanis, welche in den Kämpfen der Guelfen und Ghibellinen im 12. und 13. Jahrhundert eine hervorragende Rolle spielten, waren eine römische Adelsfamilie. Ein nach Ungarn übersiedelter Zweig derselben wurde am Ende des 12. Jahrhunderts von König Bela III. mit Fiume belehnt. Mehrere Glieder dieser Linie werden in der Geschichte Oesterreichs und Ungarns vielfach genannt. So Franz Christoph Graf von Frangipani, welcher, nachdem er im österreichischen Interesse gegen Venedig und die Türken tapfer gefochten, sich dem Gegenkönig Johann Zapolya anschloss und Slavonien gegen den Grafen Batthyányi verteidigte. Bei der Belagerung der Burg von Warasdin tödtlich verwundet, starb er bald darauf. Nikolaus Graf von Frangipani zeichnete sich in den Kriegen Kaiser Rudolfs II. gegen die Türken aus und ward vom Kaiser Mathias zum Ban von Dalmatien, Kroatien und Slavonien ernannt; er starb im Jahre 1647 zu Wien. Franz Christoph Frangipani, Graf von Trsat, stand mit dem Palatin Wesselenyi, Franz Nadasdy und seinem Schwager Peter Zriny an der Spitze der Empörung gegen Kaiser Leopold I. in Ungarn. Der Aufstand wurde niedergeworfen, Frangipani aber mit Zriny am 30. April 1671 zu Wiener-Neustadt enthauptet. Seine Güter wurden eingezogen und seine Familie des Adels beraubt.

Das Kloster auf dem Trsat ist sehr malerisch, wenn auch seine Wände sehr unehrerbietige Gemälde tragen, die kaum einer italienischen Kneipe zur Zierde gereichen würden. Interessant ist die zweischiffige, der Längsachse nach getheilte Kirche, nur dass ihr wiederholte Restaurationen vom Jahre 1291, 1430 und aus dem Anfange des laufenden Jahrhunderts arg zugesetzt haben. Die Grabmäler der Frangipani sind einfache Leichensteine, zum Theile mit dem Reliefbilde des Betreffenden, die unbeachtet in einem Winkel der Kirche liegen und von den Tritten der Kirchgänger früherer Jahrhunderte oft sehr gelitten haben.

Ein etwas einförmiger Weg führt von Fiume westwärts am Meere entlang nach Prelucca. Zuerst kommt man bei dem Bahnhofe der Triester Bahn vorbei, dann bei einigen Fabriken, Brennereien, einer Torpedogießerei und bei einzelnen einsamen Gärten und Obstbaumpflanzungen, in die alte eiserne Thorgitter einen Einblick gestatten, und wo Statuen von Faunen und ländlichen Göttern verstümmelt im hohen Grase liegen. Dann aber bekommt der Wanderer drei lange Stunden nichts weiter zu sehen, als Hirtenjungen, die mit ihren Schafen hoch oben an den Bergen herumklettern oder auf den Strandfelsen hocken. Endlich öffnet sich die wol versteckte, nach allen Seiten gut geschützte Bai von Prelucca, an welcher man nach Sprengung der Felsen Hütten zum Thunfischfang errichtet hat. Die Vorrichtungen zu dieser Fischerei, dem Reichtume dieser Küste, sind überaus einfach und bestehen in zwei Observatorien von 20 Meter Höhe, riesigen, schräg gegen die See hin aufgestellten Leitern, auf deren oberem Ende sich ein Sitz für den Späher befindet. Am Fuße des Berges lehnt sich eine nach drei Seiten hin offene Bretterhütte an die Felswand; sie hat eine über den Erdboden erhabene Dielung, auf welcher die Fischersleute schlafen. Deren sind etwa zehn, darunter ein Schiffsjunge, alles Einwohner der Inseln Cherso und Veglia.

Sie sperren den Meerbusen mittelst eines großen Netzes auf einen Theil seiner Breite ab; von oben überschaut nun der Ausluger, der immer drei volle Stunden auf seinem luftigen Sitze aushalten muß, das Meer und gibt ein Zeichen, wenn die Beute in die Bai geraten ist. Sofort schließt der, welcher unten die Wache hat, mit einem zweiten Netze die Oeffnung und versperrt damit den Thunfischen jeden Ausweg. Mit leichter Mühe werden dann dieselben ans Ufer getrieben und gefangen. Ist das Glück günstig, so machen diese Leute oft brillante Geschäfte: ganze Bänke von Thunfischen fallen ihnen zu und jeder Fischer erhält dann außer seinem Lohne Tausende von Pfunden als seinen Antheil, zudem alle kleinen Fische, die in die Maschen des Netzes geraten und die er im nahen Volosca verkauft.

26. Die Plitvicer-Seen.

Das südliche Hochland Kroatiens ist trotz seiner Armut reich an Wunderwerken der Natur. Es steht fest, dass der kalkige Karst in diesem Hochlande zum größten Theile kahl und uncultivirt ist, es finden sich in demselben keine grünen Wälder und keine üppigen Thäler; das Getreide gedeiht hier nicht am besten, auch findet man in demselben keine große Anzahl von Quellen; dagegen ist dieses kalkige, kahle Hochland mit Naturwundern bedacht, derengleichen man wenige auf Erden finden wird. In dieser steinigen Hochlandswüste ragen hohe Felsen, welche ausgedehnte Höhlen in sich schließen, in grausenerregende Schluchten und tiefe Abgründe stürzen noch nie gesehene Wasserfälle und verlieren sich Flüsse zu unterirdischem Laufe.

Das größte unter den Hochlandswundern Südkroatiens sind aber die Plitvicer-Seen, welche sich am südlichen Abhange des Kleinkapela-Gebirges, unweit des türkischen Kroatiens, eingebettet haben.

Wenn es dir einmal gelingt, in das schöne Gackathal, welches sich zwischen dem Velebit und der kleinen Kapela einige 460 Meter über dem Meeresspiegel erhebt, und nach Otočac zu kommen, so versäume ja nicht, den Plitvicer-Seen einen Besuch abzustatten.

Das Gackathal, in welchem Otočac liegt, bildet eine schöne und fruchtbare Ebene, eine Oase in der Steinwüste. Die Gebirge, welche

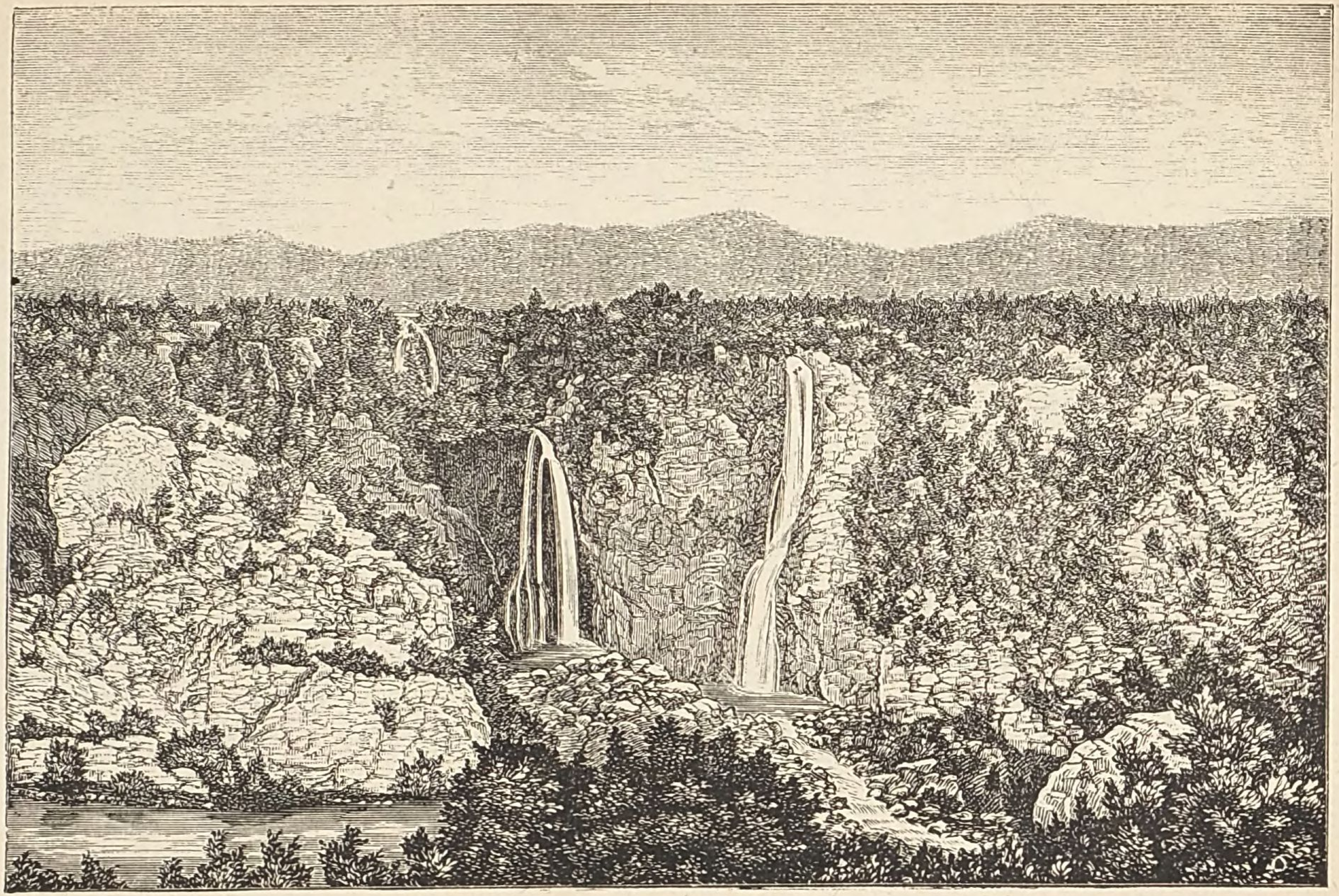
sich über dieses Thal erheben, sind kahl und von finsterem Anblicke, gleich als ob dieselben Denjenigen gegenüber ein finsteres Gesicht zeigen wollten, welche sie des schönen Grüns beraubt haben. In den kahlen und zerrissenen Felsen und zahlreichen Abgründen verliert sich ein jeglicher Tropfen Wassers und daher ermangelt die ganze Umgegend des feuchten Elementes. Das finstere, gleichsam zersplitterte Gebirge besteht aus Dolomit und Jurakalk.

Von Otočac aus gegen Osten den Plitvicer-Seen zureisend gelangt man in den Ort Vrhovine, 60 Meter über dem Gackathale. Hier beginnt eine Hochlandsflur, von Vrhovine bis Babinpotok sich eine Stunde lang ausdehnend. Sobald man diese Höhe erklommen, verschwindet der Anblick der durchwanderten Steinwüste und der kahlen Jura-Kalkfelsen und die Augen erlaben sich an dem schönen Grün und den wellenförmigen Hügeln, die aus Mergel und Kreide zusammengesetzt sind. Nach einigen Augenblicken erreicht man das Kleine Kapela-Gebirge, mit schönen Wäldern bewachsen, und zwischen den einzelnen Stämmen erblickt man hie und da einen Abgrund oder eine Schlucht.

Dem Rande des Gebirges folgend kommt man in das Dorf Prieboj, zwischen der Kleinen Kapela und der Plešivica gelegen. Prieboj ist für die Besteiger dieser beiden Höhen ein willkommener Rast- und Ausgangspunkt.

Die Straße zu den Plitvicer-Seen macht in Prieboj einen Einbug in das Gebirge, Riesenstämme von Buchen und aus dem Boden hervorragende Gesteinsrippen begleiten sie rechter Hand, links ist das Gebirge bewaldet, am Rande der Straßen breiten sich einige Felder und Wiesen aus, von welchen die Seen umgrenzt sind. Soweit der Boden bebaut wird, kannst du fahren, weiter muß man sich auf die Kraft der eigenen Beine verlassen.

Jeder irrt, wenn er glaubt beim ersten Anlangen zu den Seen die ganze Pracht und die Wunder aller dreizehn Seen mit einem Male wahrnehmen zu können. Die Seen ziehen sich nämlich in einer krummen Linie und sind durch Bäume, Gestrüpp und Felsen von einander getrennt



Plitvica=Seen.

und deshalb dem Auge auf einmal unzugänglich. Ein guter Führer wird dich an einen solchen Punkt führen, von wo aus du mit einem Blick zwei oder drei Seen und mehrere Wasserfälle erblicken kannst. Solch ein passender Punkt ist die Waldwiese vor dem See Galovac, wo sieben Seen und unzählbare tosende und schäumende Wasserfälle zugleich sichtbar werden; ein zweiter Ort ist die Quelle der Korana, von wo man einerseits den Plitvicafall, andererseits den Galovacfall zu sehen bekommt. Der trefflichste und umfangreichste Beobachtungspunkt wäre der Berg „Metla" (zu deutsch: Kehrbesen), von welchem die ganze Pracht aller Seen übersehen werden könnte. Aber der Berg ist schwer zu ersteigen und es bedarf noch der Hand des Menschen, den Weg dorthin zu bahnen.

Wer daher alle Seen sehen will, muß sie alle vom ersten bis zum letzten der Reihe nach besuchen; aus den einzelnen Eindrücken wird er sich erst ein Gesammtbild dieses wunderschönen Gebietes verschaffen. Die Seen sind gleichsam in tiefen Kesseln eingebettet, deren Ufer Kalkwände umranden, während in weitem Umfange Gebirge und Waldungen sie einschließen. In der ganzen Umgebung herscht Ruhe und Stille. Man vernimmt nur das Brausen der Wasserfälle und das Klappern einer Sägemühle, der einzigen, welche in dieser Wildnis steht. Das Blöken der Schafe, das Meckern der Ziegen, die hie und da weiden, höchstens der Ruf eines Hirten oder die Klänge seiner „sviralica" sind die Laute, welche sich zeitweilig in das Tosen der Wasser mengen.

Es sind dreizehn Plitvica-Seen an der Zahl. Zwölf sind durch Wasserfälle untereinander verbunden, das dreizehnte Seebecken des Bakinovac ist von den anderen abgetrennt. Das kroatische Volk erzählt, dass einstens an den Plitvica-Seen eine „schwarze Königin" hauste, deren Hauptquartier am Kozjak-See gestanden. Sie soll die einzelnen Seen hergestellt und dieselben durch Mauerwerke geschieden haben. Nach ihrem Tode verwandelten sich die Mauern in den Kalktuff und stehen noch heute in diesem Zustande da.

Die Plitvicer-Seen erstrecken sich von Südwest gegen Nordost in einer Länge von 7·9 Kilometer und enden mit dem Flusse Korana. Der erste See, Prošćansko, ist 800 Meter, der zwölfte, Novakovića brod, nur 647 Meter über dem Meere gelegen. Die Seen fallen in Abstufungen von Südwest gegen Nordost aus einer Höhe von 153 Meter.

Südlich von den Plitvica-Seen erhebt sich der Berg „Kuk" (Hüftbein) bis 1090 Meter hoch. Von diesem Berge fließt der Bach Crna rieka (schwarzer Fluß), welcher bei Lieskovac sich in einer Schlucht verliert, dann wieder zum Vorschein kommt und mit dem Bache Vrhovska den ersten See bildet: Prošćansko jezero, 1264 Meter lang, 422 Meter breit. Der Wasserfall dieses Sees ist 10 Meter hoch und bildet den zweiten See: Ciginovac, 320 Meter lang, 152 Meter breit. Von hier aus führt wieder ein Wasserfall in den dritten See: Okrugljak gornji, 442 Meter lang, 148 Meter breit, dessen Wasserfall, 7 Meter hoch, ihn mit dem vierten See verbindet: Crno jezero (schwarzer See), 240 Meter lang, 4 Meter breit. Hierauf folgt der fünfte kleine See: Vir, 142 Meter lang, 57·5 Meter breit. Nach ihm folgt der sechste See: Galovac, 758 Meter lang, 587·7 Meter breit. Der Wasserfall dieses Sees besteht aus drei Cascaden, die sich über Kalktuff-Felsen stürzen, ist 28 Meter hoch und verbindet den Galovac mit dem siebenten, dem Gradinsko-See, welcher 652 Meter lang und 347 Meter breit ist. Der Wasserfall aus diesem führt in den größten und schönsten See: Kozjak (Ziegensee), 3075 Meter lang, 613 Meter breit. In den Kozjak ergießen sich noch drei Bäche: Mala Riečica, Matijaševac und Jesenovac und füllen sein Becken noch reichlicher. Nach dem Kozjak folgen noch der Milans-See, 425 Meter lang, 190 Meter breit; Okrugljak dolnji, 266 Meter lang, 125 Meter breit; Kaludjerovo jezero, 284 Meter lang, 64 Meter breit, und endlich Novakovića brod, 53 Meter lang, 68 Meter breit. Mit diesem enden die Plitvica-Seen; sein Abfluss stürzt sich 29 Meter tief in die Quelle des Koranaflusses, demselben eine reichliche Wassermenge zuführend.

Neben den zwölf erwähnten ist noch der dreizehnte See Bakinovac, welcher mit den übrigen in keiner Verbindung steht.

Unter allen aufgezählten Seen ist der Kozjak oder Ziegensee der herlichste. Ein neuerer Reisebeschreiber, der die Plitvicer-Seen besucht hat, schildert ihn folgendermaßen: „Stelle dich, Leser, an 760 Meter hoch über dem Meeresspiegel und steige noch um 60 Meter über die Ebene, auf welcher sich der Kozjak-See ausbreitet, denke dir ringsherum üppige Wälder von hundertjährigen Buchen und Tannen, überziehe die Ufer mit einem weichen Teppiche des frischen Grüns und das, was dir von Kalk knapp am Ufer weiß erscheint, nenne eine künstliche Milchstraße eines englischen Prachtgartens; in die Mitte des Wassers versetze eine Insel als Spielgerät der wogenden Wellen und dazu stelle am anderen Ufer eine Mühle unterhalb des Felsens auf, unter einem zweiten Felsen rechts eine Säge, spanne alle Sehnerven an, um dein Auge am dunkelsaphirischen Wasserblau weiden zu können, richte deine Ohren nach allen Seiten, um dich an dem Brausen der Wasserfälle zu ergötzen. Auf diese Art wirst du dir doch in etwas ein Bild dieses Wundersees schaffen können. Damit das Bild vollkommen wird, hat die Natur Felsen erhöht, mit Dickicht und Moos überwachsen, über welche sich der See Galovac ergießt, sich den Weg durch dieselben bahnend. Damit die andrängenden Wasser die Zartheit des Kozjak nicht verletzen, erhebt sich von der Tiefe ein gewaltiger Felsen unterhalb des Galovac-Sees, dessen Wasservorrat aus dem linken Winkel dieses Felsens herunterstürzt. Von diesem Punkte siehst du beinahe die Hälfte des Kozjak, welcher die Grundlage mehrerer Seen zu bilden scheint, sowie vier große Wasserfälle, durch welche das Wasser aus den höher gelegenen kleinen Seen dem Kozjak zueilt, und dann erspähst du den Galovac und erblickst den mächtigsten Wasserfall in diesem Kreise. Wenn du dir dies Alles anschaust und dir das künstliche Hellbrunn bei Salzburg und Terni im römischen Gebiete mit dem berühmten Tibur ins Gedächtnis zurückrufst, dann glaubst

du, dass eine Künstlerhand das Wasser oberhalb des „Kozjak“ in die Kluften zwingt und es durch die Spalten künstlich herausfließen lässt, um so auf die Beschauer erhabener einwirken zu können. In diesem Kreise sind noch fünf kleinere Wasserfälle von jenem Punkte dem Auge zugänglich.“

Es gibt 20 bis 30 Wasserfälle, welche die einzelnen Seen verbinden; von allen aber zeichnen sich besonders drei aus. Der erste verbindet den Galovac mit dem Gradinsko-See und ist 28 Meter hoch. Der zweite führt das Wasser aus dem Novakovića brod der Koranaquelle zu. Knapp an den Seen stürzt sich der Bach Plitvica, welcher von Nordwest kommt und den Seen seinen Namen geliehen, an einer 78 Meter hohen Wand in den Koranafluss und bildet zwei übereinander liegende Wasserfälle.

„Gleich neben dem Wasserfalle des Novakovića brod,“ sagt der oberwähnte Reiseschilderer, „erhebt sich ein mächtiger Felsen, an welchem der Bach Plitvica in mehreren Strahlen herunterfällt, welche einem ziemlich entfernten Beschauer als Strahlen aus reinstem Silber erscheinen, und weil sich das Wasser, obwol mit keiner Gewalt herunterfallend, zerstreuet, erscheint der ganze Fels wie übersilbert. Wenn es möglich wäre, in diesen Winkel einige Sonnenstrahlen werfen zu können, so reflectirte der ganze Winkel einen Zauberglanz.“

Das Wasser der Plitvicer-Seen ist klar und hell, auf der Oberfläche von grüner Farbe und in der Tiefe mehr blau. An den die einzelnen Seen von einander trennenden schmalen Landstreifen setzt sich der Kalktuff an, aus den Kalktheilchen, welche im Wasser in großer Fülle enthalten sind, sich bildend. Diese Ränder müßen in Folge dessen immer höher werden und das Wasser könnte nicht abfließen, wenn nicht die Menschen dies durch das zeitweise Durchbrechen der Kalkränder verhindern würden. Das Höherwerden derselben wird durch Zufuhr von Pflanzen und Bäumen begünstigt. Einige Thiere, besonders Conchilien, setzen sich auf dem Kalktuffe fest, sterben ab, versteinern und vergrößern das Gestein.

Daraus kann man schließen, dass, als sich das Wasser hier zum ersten Male den Weg bahnte, keine Seen, sondern ein geneigtes Flussbett, hier tiefer, dort seichter, existirte, das Wasser aber auf die besprochene Art Seen bildete. Deswegen könnte man diese Seen mit vollem Rechte einen in seinem Laufe gestörten Fluss nennen. Die Flora an den Plitvicer-Seen ist von keiner hohen Bedeutung. Neben den Buchen, Tannen, Föhren und Fichten des Waldes sind zwei Pflanzen erwähnenswert und zwar eine Art der Spierstaude (Spiraea cana) auf den Felsen des Milan-Sees und eine Schaumkrautart (Cardamine chelidonia), beide ziemlich selten. In Hinsicht der Fauna muß die große Anzahl ausgezeichneter Forellen erwähnt werden.

„Wenn man diese Seen mit anderen weltberühmten Orten vergleicht," endet der erwähnte Reisebeschreiber, „dann sieht man ein, dass der Mensch aus dem Dunkel Licht und umgekehrt schaffen kann. Wenn sich irgendwo entlang eines Ufers eines noch so unbedeutenden Bächleins eine grüne Wiese erstreckt, werden dortselbst gleich Paläste errichtet und in die Welt geschrieen, dass solche Gegenden selbst in der Schweiz nicht existiren. Wenn irgendwo zwei Felswände oberhalb einer Schlucht sich zusammenneigen, wird diese Höhe gleich überbrückt, um von der Brücke diese Grausen anschauen zu können; wenn irgendwo ein Wasserfällchen zum Vorschein kommt, baut man gleich Straßen, damit die Stadtbewohner in diese romantische Gegend pilgern können. Und unser Riesenwunder, ausgezeichnet durch allerlei Wunderscenen und durch die allerzartesten wie allergrausigsten Erscheinungen, bleibt im Dunkel der Vergessenheit. Dreizehn Seen, an dreißig größere, fünf kleinere Wasserfälle, vier Bäche, ein Fluss, eine große Zahl von Bergen und Hügeln mit lieblichen Thälern und grausenerregenden Abgründen, mit Urwäldern und dem üppigen Grün saftiger Wiesen und dazu noch das Trinkwasser, welches selbst die Götter nicht verschmähen möchten, zieren dieses Perpetuum mobile der Wasserwelt, welches sehr Wenigen in der Heimat, noch weniger Jemandem in der Fremde bekannt ist."

„Wenn die große Mehrzahl der europäischen Kranken eines frischen erquickenden Wassers und der Bewegung in prächtigen Gegenden bedarf, dann gibt es keinen passenderen Ort für sie als die Plitvica. Der Jugend würde sich viele Unterhaltung bieten, namentlich in dem Klettern auf den zahllosen Klippen, die Männer fänden Gelegenheit zum Jagdvergnügen in den Urwäldern, selbst die Greise würden sich in Paradieseswonne versetzt dünken, wenn sie das behende Bewegen betrachteten, das Sausen und Brausen der Wasser, das Schreien und Singen der Menschen und der Natur hörten. All dem aber setzte der nächtliche Forellenfang einen Kranz auf.

Wer von einem zweimonatlichen Aufenthalte in einer solchen Gegend nicht gesund wird, kann sich gleich ins Grab niederlegen. Aber die erhabenen Plitvicer-Seen bleiben unzugänglich, von den Menschen vernachlässigt, bis auf bessere Zeiten, wo wenigstens die Maler der Heimat es als eine Pflicht betrachten werden, uns und der Welt das herliche Plitvicer-Gebiet in die häusliche Stille zu übertragen."

27. Dalmatinische Landschaften.

Eines der interessantesten Gebiete unserer Monarchie ist das langgestreckte Küsten- und Inselland Dalmatien, welches, in seiner physikalischen und landschaftlichen Beschaffenheit in vollstem Contraste zur gegenüberliegenden Seite Italiens stehend, als eine geographische Individualität zu betrachten ist. Dies merkwürdige Land wollen wir besuchen, das erst die Griechen zu mächtigen Niederlassungen, wie Epidaurus (Ragusa), Kerkyra (Curzola), Pharia (Lesina), einlud, das den Römern wegen des Reichtums an Wald, Oel und hochgewachsenen kriegerischen Menschen höchst begehrenswürdig erschien, wo die Templer in den Jahrhunderten der Kreuzzüge festen Fuß faßten, und wieder die Venetianer im heftigsten Ringen gegen die kroatische und türkische Macht sich zu behaupten suchten, aus demselben Grunde, wie die Römer, weil das Land ihnen Holz und Leute lieferte. Auch Napoleon hat dasselbe auf Jahre unter seiner Herschaft gehabt. Und wenn alle diese Colonisten und Eroberer dem Lande Andenken hinterlassen haben, von den griechischen Münzen an bis zu den von Marschall Marmont angelegten Landstraßen und Befestigungen, so ist jetzt die österreichische Regierung bemüht, durch Eisenbahnen die ärmere Küste mit dem reichen Hinterlande zu verbinden und die Verkehrswege nach jenen bisher türkisch gewesenen Provinzen

zu eröffnen, welche in unseren Tagen in den Besitz des Kaiserstaates übergegangen.

Dalmatien ist ein Karstland von großartiger Zersplitterung der Küste und der vorgelagerten Inseln. Das Gewühl von Meerengen, Straßen und Buchten zwischen den zahllosen Inseln, Scoglien und Landzungen könnte an das norwegische Gestade mit seinen Scheeren und Fjorden erinnern. Aber während die Fjordbildung bedingt ist durch die Erhebung von Steilküsten in Verbindung mit Gletscherbildung, ist die dalmatinische Küstenzersplitterung hervorgebracht durch allmähliche Senkung eines Gebirgslandes mit vielen von Nordwest nach Südost streichenden Thälern. Das ganze Gerippe war fertig, ehe die Senkung begann, an der Fjordküste aber beginnt die Spaltung und Ablösung erst mit der Hebung. In Folge seiner überreichen Gliederung ist das dalmatinische Küstenland reich an Häfen, an Zufluchtsorten für die Schiffe; deswegen hat aber auch im Mittelalter hier die Piraterei wie kaum irgendwo geblüht.

Das vorherschende Gestein, aus welchem die Gebirge Dalmatiens bestehen, ist der Kreidekalk; stellenweise ist auch der Nummulithenkalk sehr stark vertreten. Die Nummulithen oder Münzsteine sind die, kleinen Münzen an Umfang gleichenden Schalenreste gewisser niedrigster Thiere, die einst in so ungeheuren Mengen existirten, daſs sie, zu Boden gesunken und durch einen Schlamm verkittet, das Material zu dicken Schichten einer sehr harten Felsart wurden.

Wegen jenes zur Küste parallelen Streichens der Gebirge gehört die Fluſsentwickelung senkrecht zur Küste zu den Ausnahmen, und die dem Kreidekalk ganz besonders eigene Zerklüftung ist überhaupt der Ansammlung des atmosphärischen Wassers höchst ungünstig. Es rächen sich hier die Sünden der waldverderbenden Vorfahren auf furchtbare Weise. Denn es war einst anders, als Wald, Unterholz und Moosdecke den das Wasser haltenden Schwamm bildeten und Festland und Inseln sich des üppigsten Aussehens erfreuten. Die Waldlosigkeit und der stellenweise gänzliche Pflanzenmangel reicht vom

nördlichen Dalmatien bis zum Meerbusen von Cattaro; nur einzelne Oasen, der Waldbestand der Inseln Curzola und Lacroma, erquicken vorher das Auge. Dann wieder zwischen Ragusa und der Bocca ist eine grauenvolle Felswüste, deren Schrecknisse und melancholisches Aussehen nur durch die vollkommen kahlen, im Sonnenschein wie Schnee glänzenden Hochgebirge des Hinterlandes übertroffen werden. Der Farbencontrast zwischen den bewaldeten und den unbewaldeten Strecken ist ein so auffallender, dass von altersher die dichter bewaldeten Punkte darnach benannt wurden, womit zugleich bewiesen ist, dass die Entblößung schon vor Jahrtausenden begonnen hat. Die „schwarze“ Kerkyra hieß die Insel Curzola, die noch heute wegen ihrer, wenn auch schon stark gelichteten Kiefernwälder auf diesen Namen Anspruch hat.

Ueberall aber, wo man in diesen südlichen Küstenlandschaften noch kleine Waldbestände antrifft, muß man mit Ingrimm Zeuge sein der sinnlosesten und barbarischsten Ausrottung dieser Reste. Wir haben uns die ganze Ostküste der Adria bis Griechenland herunter einst bedeckt zu denken, die höheren Strecken mit Waldungen der Schwarzföhre und der Steineiche, die niedrigeren Strandgegenden mit der Strandkiefer. Von der letzteren ist auf dem lieblichen Eiland Lacroma bei Ragusa noch ein Bestand. Dieser Baum gewinnt durch seine dünnen, langen, hellgrünen, locker stehenden Nadeln und die zahlreichen feineren Verzweigungen der Aeste ein sehr lichtes, fast durchsichtiges Ansehen und bringt bei leisem Luftzuge ein ganz eigentümliches Säuseln hervor. Unzweifelhaft giengen schon die ersten Ansiedler, um Raum für ihre Anpflanzungen von Getreide und Wein zu bekommen, an die theilweise Ausrottung dieser Wälder. Auch dass die schifffahrtkundigen Männer nicht sparsam mit dem Bauholze umgiengen, ist begreiflich; ihnen half in der Vernichtung des Baumwuchses ihre stete Begleiterin, die Ziege. Das Zerstörungswerk ist bis heute ununterbrochen im Gange geblieben. Ein neuerer Reisender macht auf den Holzbedarf für den Fischfang aufmerksam,

nämlich beim Stechen mit der vierzackigen Gabel bei Kienfeuer, auf die durch grenzenlosen Leichtsinn hervorgerufenen Waldbrände, auf das barbarische Entrinden der jungen Bäume behufs Gerbung und Festigung der Netze, endlich auf das Kalkbrennen, wozu man die letzten Stümpfe und Wurzeln ausrodet.

Wie gesagt, ist schon im Altertum der Weinstock für den Waldbaum angesiedelt worden und mit ihm auch der Oelbaum. Das erstere Gewächs verlangt unausgesetzte Pflege; für geringere Mühe der Lockerung des Bodens und des Beschneidens spendet der Oelbaum seinen Segen. Er ist in Dalmatien allenthalben angepflanzt, wo nicht die Sorglosigkeit der früheren Bewohner das kostbare Erdreich ganz ins Meer hat schwemmen lassen; doch ist er weniger als die verdrängten Nadelbäume zu einem farbigen Vegetationsbilde geeignet. Hohe, schattengebende Exemplare sind selten, und meist bietet der Oelbaum einen prosaischen Anblick.

Von späteren Eindringlingen in unser Land können wir noch der Aloestaude gedenken, die auf Lesina so üppig gedeiht, dass sie auf dem Festungsberge ein natürliches Verhau bildet, sowie einzelner Palmen, die zu venetianischer Zeit in die Gärten gekommen zu sein scheinen. Wenden wir uns aber wieder der gemisshandelten Natur zu, so tritt unter der sparsamen Strauch- und Gestrüpp-Vegetation einiger Districte, namentlich von Lesina, der Rosmarin hervor. Schon wenn man sich dieser bevorzugten Insel nähert, bringen die Lüfte 3 bis 4 Kilometer weit das starke Aroma des Rosmarin entgegen,. des mit dem schlechtesten Boden vorlieb nehmenden Wunderkrautes, das dem Landmanne in seinem Notstande noch Glück und Segen verheißt, zumal ihm die Cultur desselben keinen einzigen Tropfen Schweiß abnötigt. Man schneidet Ende Mai die zwei- und dreijährigen Zweige ab und destillirt auf rohe Weise aus den getrockneten Blättern das ätherische Oel, dessen Ertrag sich für die Stadt Lesina auf jährliche 30.000 Gulden beläuft. Der wichtigste Verbrauch des in Triest eingeführten Rosmarinöles besteht darin, dass man das für

technische Zwecke bestimmte Olivenöl damit ungenießbar macht, um eine Steuerherabsetzung bei der Einfuhr des letzteren zu erzielen.

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, daſs die sparsame Vegetation die Abhänge und Thäler nur mit dürftigem Schleier bedeckt und ihnen, zumal wenn die höher gestiegene Sonne gewirkt hat, kaum eine andere Farbe gibt, als das Weißgrau des 3 bis 10 und 12 Meter breiten, völlig nackten Strandgürtels. Wandert man in der schweren Mittagsglut über die steinigen Pfade hin, so will sich nichts recht zu einem erfreulichen Bilde gestalten; geht aber die Sonne zur Rüste, dann verwandelt sich das fahle Antlitz, das die Landschaft bis jetzt gezeigt, in eine Farbenpracht sondergleichen. Sie erglüht in Rot und allen Tönen von Gelb und Violet, und diese die Landpartien umkleidenden Farben vereinigen sich mit der Abendbläue des vielzerstückelten Meeres zu einem wunderbaren Gesammt-Effect.

Dalmatien birgt aber auch Landschaftsbilder, welche nicht des magischen Abendrotes bedürfen, um auf den Beschauer einen mächtigen Eindruck zu machen. Ist über alle Beschreibung herlich die Wirkung des Meeres zwischen den zahllosen Höhenzügen, Landzungen und Scoglien, die man von dem Gipfel eines der Küste benachbarten Berges überblickt, so gibt es auch im Innern des Landes Punkte, welche die Mühe, sie aufgesucht zu haben, in reichlichstem Maße lohnen. Eine der gerühmtesten Partien im dalmatinischen Binnenlande sind die Wasserfälle der Kerka, welche nicht nur den Einheimischen als ein Weltwunder gelten, sondern auch in ganz Europa ob ihrer Schönheit zu einem gewissen Rufe gelangt sind. Ihnen wollen wir einen Besuch abstatten.

Der Reisende, der in den kleinen Hafen von Sebenico einfährt, bemerkt es kaum, daſs an der Nordseite desselben zwischen zwei mit Ginster und Oelbäumen bedeckten Steinhügeln eine Wasserstraße in das Festland hineinführt, oder besser gesagt, aus demselben heraus. Denn es ist die Kerka, einer jener wenigen dalmatinischen Küstenflüsse, die, aus starken Quellen entspringend, nach kurzem Laufe sich wie Selbstmörder in das Meer stürzen, nachdem sie sich umsonst bemüht, irgend

eine nützliche oder segenbringende Thätigkeit zu entfalten. Auch der Ausdruck „stürzen" ist auf die Mündung der Kerka nicht gut angewendet, man sollte es eher ein Schleichen nennen; denn die Strömung des Wassers ist eine so schwache, dass sie bei Ebbe kaum bemerkbar ist, während bei Flut das Meer in das Flussbett weit hinaufdringt und das süße Wasser der Kerka in Brackwasser verwandelt. Romantik kann man den Ufern der Kerka nicht absprechen, aber es ist eine echte Seeräuber-Romantik, die sich dem Auge des Reisenden darbietet. Steine, Felsen und zackige Klippen, kein Graswuchs, kein Baumschlag, kein Gesträuch. Die fahle Farbe der Felsen wird nur von breiten, schmutziggrünen oder rötlichen Flecken unterbrochen, bescheidenen Flechten, die seltener Regen und heißer Sonnenschein nach jahrhundertelanger vereinter Arbeit entstehen ließen.

Stellenweise treten die Ufer weiter zurück und gestatten eine etwas freie Aussicht über die Uferfelsen auf die umliegenden Berge. Auch von dort blickt der nackte Felsen herüber, jedes Pflanzenwuchses bar, in gelblichem Scheine der dalmatinischen Sonne. So hell sind die Berge gefärbt, dass man auf Entfernungen bis zu einer Stunde einzelne auf den holprigen Gebirgswegen einherschreitende Menschen als schwarze Punkte sieht, die sich scharf von dem hellen Gesteine abheben. Ueber dem Ganzen schwebt dann wol ein einsamer Adler oder ein Falke unbeweglich und dunkel am leuchtenden Himmel.

Die Fahrt durch den schmalen, aber tiefen und für Seedampfer zugänglichen Fluss dauert nicht lange. Nach einer Stunde etwa öffnen sich plötzlich die Ufer zu einem weiten Bogen, dessen Enden durch vorspringende Felszacken, wie durch Coulissen verborgen werden und die Kerka ist mit einem Male zum See geworden, zum weiten, ruhigen, an den Ufern mit hohem Schilf und Röhricht bewachsenen See Prokljan, den man durchschifft, um wieder in den engen Fluss einzufahren, der abermals, aber nun in etwas stärkerer Strömung, zwischen Felswänden dahingleitet. Mit dem See und seinen flachen Ufern hat aber auch die Sumpfregion begonnen und die armen Morlaken,

die allenfalls auf ihren Kähnen dem Meere zufahren, zeigen die hohlen Wangen, die großen glanzlosen Augen, welche die Fieberluft erzeugt.

Ein zweites Mal öffnet sich die Scene. Ein zweiter, kleinerer See — der Mali Prokljan — windet sich zwischen den zurücktretenden Bergen, an dessen nordöstlichem Ende Scardona liegt. Es ist nicht das alte Scardona, dessen schon Plinius, Ptolemäus und Strabo erwähnen, auch nicht das Scardona des Mittelalters, aus welchem die kleinen enterhakenbewaffneten Flottillen ausliefen, um venetianische Barken und Ragusaner Handelsschiffe zu capern. Das heutige Scardona, welches von außen fast orientalisch aussieht, ist eine verhältnismäßig kleine neue Stadt, deren Häuser, aus Steintrümmern recht und schlecht erbaut, mit ihren weißen Mauern das Auge blenden und ihre weiß angestrichenen Dächer der erbarmungslos glühenden Sonne entgegenstrecken. Im Inneren unterscheidet sie sich nicht sehr von einem etwas schmutzigen deutschen Landstädtchen. Eine lange Gasse, in welche verschiedene kleine übelriechende Sackgassen münden — im Ganzen eine öde, von Fieberluft beherrschte Ansiedlung, in welcher Schmutz und Langeweile aus allen Fenstern schauen. Wo die alte Stadt Scardona eigentlich gestanden, weiß heutzutage niemand mehr. Hat ein Erdbeben sie verschlungen, hat sie ein Bergsturz überdeckt oder wurde sie von den Avaren so gründlich zerstört, dass heute sich auch nicht eine Spur mehr von derselben vorfindet?

Abermals verengt sich der See bei Scardona zu einem Flussbette, wieder bilden nackte Steinmassen die einzige Aussicht des berganfahrenden Reisenden; aber das Wasser ist hier nicht mehr salzhältig, fließt bedeutend rascher und in demselben tummeln sich prachtvolle Lachsforellen.

Noch eine Stunde währt die Wasserfahrt stromaufwärts zwischen den öden Steinwänden. Das Brausen und Rauschen, das man schon lange vernommen, wird stärker, steigert sich endlich zu donnerndem Gebrüll und mit einem Male öffnen sich nach einer scharfen Biegung die Ufer und der Reisende befindet sich in einem

anderen Lande, vor einem der prachtvollsten Bilder, die der an Naturschönheiten so reiche Süden Europas zu bieten vermag.

Am besten ist es, wenn man in einer Barke zu den Fällen fährt, denn dann übersieht man von der Mitte der wassererfüllten Schlucht aus beide Stürze, den westlichen „Fall von Scardona" (den größeren) und den östlichen „Fall von Sebenico". Der Fußweg von Scardona windet sich längs der Bergwand hin, die bald als Geklipp vorspringt, bald als Schlucht zurücktritt. Je näher den Wasserstürzen, desto ausgedehnter werden im Golfe die Riedinseln, zwischen welchen sich Millionen weißer Schaumflocken, vom Winde aufgepeitscht, dahindrängen. Nunmehr erscheinen die breiten, glänzenden Stürze hinter ungeheuerlichen Wolken, die ruhig und stetig von ihrem Fuße emporsteigen. Das Auge vermag solches Licht nur auf einige Augenblicke zu ertragen — es wendet sich von dem Schauspiel ab, um angezogen sofort wieder zu ihm zurückzukehren.

Die Wasserfälle befinden sich in einem weiten Thale, das sich im Halbkreise öffnet. Der Berg, welcher dieses an der Nordseite begrenzt, fällt in riesigen Staffeln ab. Sein Gipfel, sein Abhang, sein Fuß und die in schönem Halbkreise geschwungenen Ländereien, die sich an denselben anschmiegen, sind mit reicher üppiger Vegetation bedeckt. Ueber die unteren Stufen stürzt brausend, zischend, schäumend und donnernd die Kerka in hunderten von großen und kleinen Fällen in die Tiefe. Auf den Landzungen und Inseln unter den Stürzen haben sich mehrere Mühlen angesiedelt, welche der Landschaft zur freundlichen Staffage dienen.

Wesentlich unterscheidet sich der Wasserfall der Kerka von den Stürzen der Alpen. Er ist mehr in die Breite als in die Höhe ausgedehnt und gleicht einer Riesencascade im Stile derjenigen, wie man sie in den Gärten sieht, die im Geschmacke von Versailles angelegt sind. Von den bekannteren Naturerscheinungen der Art dürfte der Rheinfall seiner Structur, freilich nicht seiner wol bedeutenderen Wasserfülle nach am besten mit ihm zusammengestellt



Kerkafälle.

werden können. Der „Fall von Scardona“ stürzt über etwa sechs Absätze herab. Er hat mit nichts mehr Aehnlichkeit als mit einem Gletscher, der in der Mittagssonne glänzt. Die dunkleren Zwischenräume, beim Gletscher die Klüfte, das sind hier die langen Linien, an welchen der Fels durch den Schaum blickt. Nur der aufstäubende Wasserdunst beeinträchtigt den Wert dieser Vergleichung. Am frühen Morgen dagegen bietet der Wassersturz ein anderes Bild. Da erscheint der untere Theil der Schaumwolken in dunklem Blau; erreichen sie aufsteigend das Licht der Sonne, so schimmern sie in milchigem Glanze, aber doch scheint der Strudel des Sturzes durch sie hindurch. So werden die blauen Dünste aus dem Abgrund ins Licht zurückgeschleudert, aus dem sie gekommen sind.

Seitwärts vom Falle die Höhe hinansteigend, gelangt man in eine Wildnis voll üppiger Vegetation. Rosmarin und wildwachsender Thymian, Wachholdersträuche, Feigenbäume von Reben hoch umschlungen, ernstblickende Oelbäume und schlanke Pappeln, die riesigen Kerzen gleich über das niedrige Gestrüpp hinausleuchten, bedecken den Boden. Hier sieht man mit Entzücken — besser vielleicht gesagt, mit Wehmut — was dieses Land sein könnte, wenn der menschliche Wahnsinn mit seinen Wäldern nicht zugleich auch seine Quellen und Bäche vernichtet hätte. Man ist von der Steinwüste, die hundert Schritte vor dem Wasserfall beginnt und sich fast über das ganze Land hin ausdehnt, in ein schattiges Reich getreten, aus der östlichen Oede in einen lieblichen Winkel des deutschen Garten- und Waldlandes.

28. Die Bocche di Cattaro.

Der Eingang zu den weltberühmten Bocche von Cattaro befindet sich zwischen mäßig hohen Bergen, die von Norden her die mit einem Festungswerke gekrönte Landspitze Punta d'Ostro weit vorschieben. Zwischen dieser und dem kleinen Felseneiland Scoglio della Madonna di Zagnizza liegt die gegen 1700 Meter breite Haupteinfahrt, nach deren Passirung das Dampfschiff noch volle zwei Stunden braucht, um, bald nach Osten, bald nach Norden, bald nach Süden steuernd, im innersten Winkel des Golfes sein Ziel, Cattaro, zu erreichen.

Je tiefer man in die Bocche hineinfährt, desto mehr entwickelt sich allmählich ein Bild, welches von allen anderen Naturerscheinungen unseres Erdtheils im allgemeinen nur mehr mit dem Vierwaldstätter-See, im einzelnen seiner Theile aber nur mit noch mächtigeren und erhabeneren Bildern der Alpenwelt, wie etwa mit dem Königssee, verglichen werden kann. Bei solcher Vergleichung muß man sich jedoch fortwährend daran erinnern, dass hier Großes mit verhältnismäßig Kleinem zusammengestellt wird.

In der That vermögen jene Alpenseen keineswegs jenen großen Gesammteindruck hervorzubringen, wie das Meer zwischen diesen öden Kalkfelsen, auf deren Geröll nur Ansiedlungen kleben, deren Name schon uns mitten in die wildesten Töne serbischen Kriegsgesanges hinein-

führen und auf deren Felsen Jahrhunderte lang in den Kämpfen zwischen Christen und Osmanlis das Blut in Strömen floss. Freilich, wenn man die Bocche und den Vierwaldstätter-See auf einer Landkarte betrachtet, so ergibt sich eine Aehnlichkeit, wie sie in den Umrissen der Ufer eines Gewässers schwerlich zum zweiten Male wieder gefunden wird. Die nämliche Anzahl von Verästelungen und Auszweigungen in die Gebirge hinein, das nämliche Labyrinth von Felsen und Wasser, die nämlichen Ueberraschungen, welche die sich öffnenden Felsenpforten urplötzlich bieten, indem sie unerwartet den Blick in ein neues Wasserbecken zwischen dem hohen Gebirge gestatten. Aber wie das Meer gewaltiger ist, als die Lacke des Binnensees, wie die wüsten Gebirge des Ostens nur Erinnerungen von Hass und Kampf, von Blut und Brand, von der heldenmütigen Verzweiflung der Serben und der Zerstörungswut der Osmanen in Wort und Lied bewahren, so lassen sich die Empfindungen desjenigen, der aus der ungestümen Adria in diese Schlucht hineinfährt, in welcher das graue Kalkgestein aus dem grünen Meer bis zu den Wolken ragt, keineswegs mit den Eindrücken desjenigen vergleichen, welcher vom Dampfer des genannten Schweizersees aus die zierlichen Pensionen der Gestade mustert oder sich beim Anblick der Tellsplatte für eine Heldenthat zu begeistern trachtet, welche nie geschehen ist.

Hat das in die Bocche von Cattaro einfahrende Schiff die Punta d'Ostro passirt, so gelangt es in die erste Bucht, welche bis zu der nach Süden vortretenden Spitze Kobila reicht; letztere bildet mit dem rechts liegenden Festlande von Porto Rose eine zweite, engere Bocca, der gegenüber man das Städtchen Castelnuovo erblickt. Dieses ist der bedeutendste und volkreichste Ort in der ganzen Meeresbucht und gewährt von der See aus mit seinen alten Mauern und Türmen einen überaus malerischen Anblick. Auf einem Felsen unten am Meere erhebt sich das Castel di mare, während im Norden das Castel di terra die Stadt gegen Angriffe vom Lande her zu decken bestimmt war. Aber Umfassungsmauern wie Türme und Bastionen haben dermaßen

durch Erdbeben gelitten, dass sie heute zum größten Theile nur Ruinen sind und jegliche fortificatorische Bedeutung verloren haben. Eine solche bewahrt einzig das Fort Spagnuolo, welches eine halbe Wegstunde nördlich von der Stadt in beherrschender Lage auf einer Anhöhe sich erhebt und die Erinnerung an die Spanier und ihre Besetzung von Castelnuovo seit dem 16. Jahrhundert bis heute bewahrt hat. Die um 1380 von dem serbischen Könige Tvrtko I. gegründete Stadt wurde nämlich 1538 von den gegen die Türken verbündeten Spaniern und Venetianern belagert und erobert und blieb im Besitze der ersteren, welche damals das Fort Spagnuolo anlegten. Allein schon im folgenden Jahre erschien der türkische Admiral Chaireddin Barbarossa mit 120 Schiffen und 30.000 Reitern vor dem Orte, eroberte ihn nach zweimonatlicher Belagerung und ließ die gesammte Besatzung und Einwohnerschaft über die Klinge springen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es den Venetianern erst 1687, sich wieder in den Besitz der Stadt zu setzen und darin zu erhalten, bis sie darin 1806 von den Russen abgelöst wurden; 1807 kamen die Franzosen hieher und seit 1814 ist die Stadt mit ganz Dalmatien den Oesterreichern unterthan.

Als einzige Reste der anderthalbhundertjährigen Türkenherrschaft haben sich in Castelnuovo noch mehrere Inschriften erhalten, eine arabische neben dem Thore am Eingang in das Fort Spagnuolo, wonach dasselbe 1548 von dem Großvezier Simân-Beg ausgebaut worden ist; ferner eine zweite arabische an dem nach Ragusa führenden Thore der Stadt und eine türkische am Brunnen auf dem Hauptplatze.

Was in Castelnuovo den Blick besonders auf sich zieht, ist der üppige Pflanzenwuchs, der das Ufergelände bedeckt. Zum ersten Male sieht man Baumgruppen, die etwas einem Gehölze Aehnliches bilden, und daraus leuchten weiße Häuser, lachende Villen reicher Bocchesen hervor. Dann aber, in gewisser Höhe, hört die Vegetation mit einem Schlage auf und kahl, schroff, silberweiß steigt das Gebirge empor, dessen Gipfel von leuchtendem Dunste umwallt ist. Jenseits Castelnuovo

bedecken zahlreiche Dörfer den Strand und spiegeln sich in der Meerflut, die fast immer glatt und eben wie ein Tisch daliegt, weil die Uferberge den Winden jeden Zutritt versperren.

Die Punta d'Ostro mit der zunächst folgenden Bucht gehören zum Gebiete von Ragusa; an der Punta Kobila beginnt das Territorium Sutorina, welches von dem Kamme des genannten Vorgebirges und der Punta Kobila als schmaler Streifen nordwestlich ins Innere des Landes, zur Linken des Golfes von Castelnuovo, sich erstreckt.

Zur Rechten um Porto Rose biegend gelangt man durch einen engeren Pass in die dritte Bucht des Canales von Cattaro, deren sanft geschwungenes nördliches Gestade zur Linken, Bijela genannt, gut bebaut und mit Häusern belebt ist. Rechter Hand vertieft sich der Canal in die Baien von Krtole und Teodo, welche durch die Landzunge Prevlaka und die vorliegende Klippe San Marco von einander getrennt sind. Am Ende der beiden Baien erblickt man die nach Südosten sich zuspitzende Ebene Župa. Das Gestade der Bai von Krtole ist, im Gegensatze zum gegenüberliegenden nördlichen Ufer des Canales, wüste, das der Bai von Teodo nur spärlich bewohnt.

Hat man Teodo verlassen, so fährt der Dampfer nordostwärts in einen engen Canal, „Le Catene" (die Ketten) genannt. Kaum ein Kilometer ist die eine Felsenspitze von der andern entfernt, so dass man an der Wahrheit der Tradition nicht zweifelt, wonach im Jahre 1381 König Ludwig von Ungarn, um Cattaro vor dem Angriffe der Venetianer zu schützen, die Meeresstraße mit Eisenketten gesperrt hat.

Die Enge der Catene endet einem hohen, ganz nackten Berge gegenüber, an dessen Fuße der Flecken Perasto liegt. Hier öffnen sich zwei Buchten: eine nordwestliche, in deren innerstem Winkel der Flecken Risano sich birgt, und eine größere nach Südost, die eigentliche Bucht von Cattaro, welches man bereits im fernen Hintergrunde weiß erglänzen sieht.

Immer wilder und düsterer wird die Umgebung, die Berge immer höher, und nur einen schmalen Uferstreifen lassen sie zwischen sich und dem Meere, auf welchem einzelne größere Flecken, wie rechts Stolivo und Perzagno, links Dobrota, sich erheben, letzteres vorzugsweise der Wohnort der reichen Schiffsherren, welche auch sonst an diesen unfreundlichen Gestaden ihre zerstreuten Villen stehen haben, so dass z. B. das Ufer von Cattaro bis zu den Catene von einer selten unterbrochenen Häuserreihe bedeckt erscheint. Jene Rheder und Capitäne sind meist weitgereiste Leute und haben reiche Ersparnisse; aber sie verschmähen es doch, sich mit ihren Schätzen auf einem lieblichern Flecken Erde niederzulassen, sondern kehren stets wieder in die Heimat zurück. In dunkler, halb städtischer, halb national slavischer Tracht wandeln sie, den langen Tschibuk in der Hand, gemessenen Schrittes durch die Straßen, sitzen mit ihren Genossen plaudernd in einem der kleinen Kaffeehäuser oder spähen auf der Marina (Küste) unter den ankernden Küstenfahrern herum, ob sich nicht in irgend einer Weise ein vortheilhaftes Geschäft, irgend ein Handel machen lasse. Weib und Tochter aber bleiben unter allen Umständen zu Hause — es wäre eine Schande, wenn sie sich auf der Straße und vor fremden Männern sehen ließen, eine Schande für den Herrn des Hauses, für die Weiber, für die Familie. Man fühlt, dass man sich hier an der Grenze des Orients befindet. Dobrota am östlichen Gestade der Bucht macht noch einen anmutigen Eindruck; dann aber werden die Berge immer höher und schroffer; ihre Farbe wird schwarzgrau, tiefe Schatten breiten sich über die enge Bucht, in welcher zur Winterszeit die Sonne erst zwei Stunden vor Mittag aufgeht. Am Ende dieser düstern Bucht liegt eine kleine Masse altertümlicher Häuser, von alten Mauern umgeben und von einem Fort überragt — es ist Cattaro.

Die kleine Stadt, von den Slaven Kotor genannt, liegt vollends eingeengt zwischen den Abhängen des Lovčan und des Eliasberges; so unmittelbar scheinen die steilen Felswände in das Meer abzustürzen, dass es aussieht, als hätten die ersten Ansiedler dort den Stein weg=

sprengen müßen, um Raum für ihre Häuser zu schaffen. Eine der drei Kirchen der Stadt, deren Vorderseite an einem kleinen Platze steht, stößt hinten unmittelbar an die Felswand, deren schroffe Spitzen ihren Glockenturm weit überragen.

Drei Thore führen durch die Wälle hindurch: die Porta Fiumara, wenn man von Norden, von Dobrota her, kommt, die Porta Gordichio oder Francesco von Süden (Budua) her und die Porta Marina von der Seeseite aus. Vor der letztern ist vor nicht allzulanger Zeit ein Stück Meer zugeschüttet worden, um einen Landungsplatz und Raum für Spaziergänge zu gewinnen.

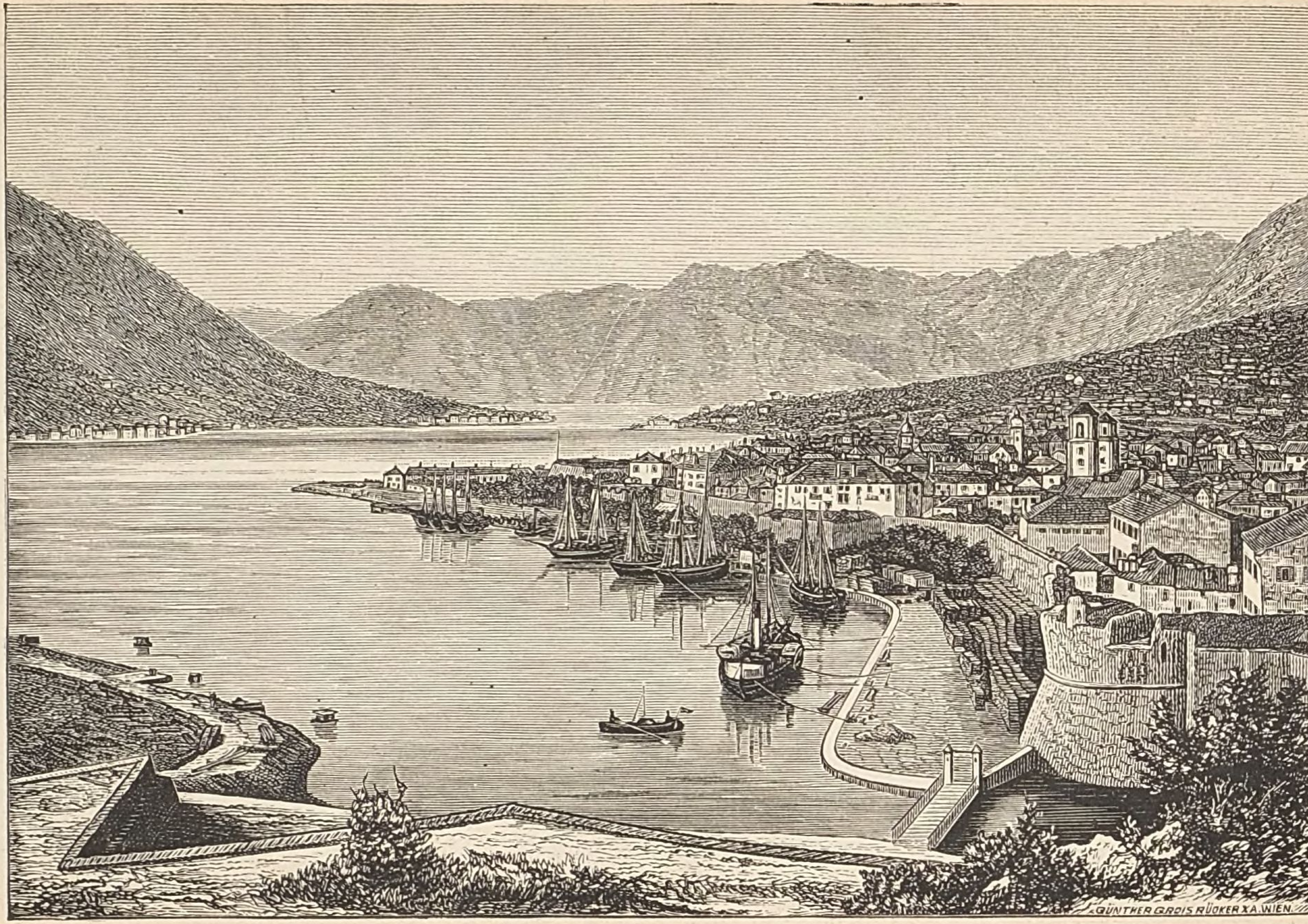
Steil steigt der Berg hinter der Stadt empor; wo er in etwa 250 Meter Höhe eine Einsattelung macht, ist das Fort San Giovanni erbaut, welches mit der befestigten Stadt unten im Grunde durch vielfach gezackte Mauern und kleine Befestigungen in Verbindung gesetzt ist. Diese Felswände rauben dem Orte im Winter das Licht und erhitzen im Sommer die Temperatur auf eine so unerträgliche Weise, dass der des Klimas Ungewohnte sich des Nachts schlaflos auf seinem Lager wälzt. Auch der alsdann meist wehende Nordwest, der anderen Küstenplätzen eine große Erfrischung gewährt, wird durch die vorliegenden Berge von Cattaro abgehalten. Erst vom September an ist der Morgen des Tages erträglich; aber oft im October schon liegt Schnee auf den Bergen. Zur Winterszeit regnet es viel, wie denn die Stadt an Wasser nicht Mangel leidet, weil überall innerhalb und außerhalb ihrer Mauern ebenso wie im Meere selbst der poröse, höhlenreiche Kalkstein eine Anzahl starker Quellen hervorsprudeln läßt, die ihren Oberlauf oder Ursprung mehr landeinwärts haben. Trotz alledem ist aber das Klima durchaus gesund.

Vom Landungsplatze gesehen macht Cattaro einen freundlichen Eindruck; innen ist es ein Gewirr enger, mit großen Steinplatten gepflasterter und mit hohen Häusern besetzter, aber reinlicher Gassen, in denen nicht viel über 2000 Einwohner hausen. Gleich an der Porta Marina liegt der Hauptplatz der Stadt mit der Caserne; rechnet

man noch den Dom des heiligen Tryphonius mit seinen Bildern hinzu, so ist man mit der Aufzählung der Merkwürdigkeiten fertig. Unverkennbar in der Architektur der altertümlichen Gebäude ist der Einfluss Venedigs, welches seit dem Jahre 1420 in Cattaro herschte.

Der anziehendste Ort der Stadt ist der Bazar der Montenegriner unweit der Porta Fiumara, namentlich am Montag, Donnerstag und Freitag, wenn die Söhne und Töchter der Schwarzen Berge in Scharen auf der 1844 erbauten Straße herabgestiegen kommen, welche sich in zweiundsechzig Windungen zu der nahen Grenze hinaufzieht und Cattaro mit Njeguš, der Heimat des dortigen Fürsten, und Cetinje, seiner Residenz, verbindet. Auf diesem Bazar müßen die Montenegriner zuerst ihre sämmtlichen Waffen ablegen, ehe sie die Stadt betreten dürfen, und die österreichischen Behörden überwachen diesen Punkt genau, weil sich nicht selten zwischen den Montenegrinern und den Cattarinern Streit erhebt. Der Mann oft zu Pferde, die geplagte Frau mit schweren Lasten bepackt, so wandern die Leute sieben, acht Stunden weit über Berg und Thal und bringen Käse, Fische, Kartoffeln, Gemüse, Eis zur Bereitung des Sorbetto (Kühlgetränk), Geflügel, im Winter Hasen und Federwild, auch Reisig zum Brennen, Sumachblätter für die Gärber und Sumachholz für die Färber von Cattaro. Um spärlichen Gewinn schleppen die armen Weiber auf gekrümmten Rücken Lasten herbei, welche in anderen Ländern kaum Männer zu tragen im Stande wären.

Nicht minder belebt als der Montenegriner Bazar ist der Markt auf der Marina, wo sich die Bocchesentrachten mit den montenegrinischen mischen und namentlich viel Fische zum Verkaufe ausgestellt werden. Denn Seefische, Reis, Polenta und Gemüse, Schaf- und Ziegenfleisch sind die gewöhnlichen Speisen in den Bocche. Rindfleisch kommt selbst in Cattaro nur selten vor und in der Fastenzeit, welche streng beobachtet wird, ist Stockfisch (Banolà) fast das tägliche Essen. Das gemeine Volk begnügt sich auch außer den Fasten mit Banolà, Zwiebeln, Polenta und Scoranzen, einer Art kleiner Weißfische aus Montenegro.



Cattaro.

Geistige Getränke werden gerne und viel genossen und sehr beliebt bei Reich und Arm ist schwarzer Kaffee.

Auffallend ist auf der Marina der Contrast zwischen dem Aeußern der Bäuerinnen aus den Bocche und der Aermlichkeit ihres Einkaufs: sie sind über und über mit Schmucksachen bedeckt und dabei holen sie mit Bedacht ein paar Kreuzer aus der Tasche hervor, um die sonderbarsten Speisen, gekochte Ochsenfüße, an welchen noch die Hufe sitzen, Schwarzbrot, das aus schlecht gehacktem Stroh bereitet zu sein scheint, und dergleichen einzukaufen. Auch die Männer tragen häufig Stickereien und wertvolle Waffen im Gürtel, die ihnen schweres Geld gekostet haben und oft ihren ganzen Reichtum ausmachen. Ueberhaupt bekommt man hier die verschiedensten Costüme zu sehen, denn in der Bocche hat jedes Dorf fast seine eigene Tracht und bewahrt dieselbe aufs strengste. Der Contrast zwischen denselben ist oft ganz bedeutend und erstreckt sich gleicherweise auf Schnitt wie auf Farbe des Gewandes. Während in Cattaro, Perasto und Perzagno die meisten Männer sich nach europäischer Weise kleiden, tragen die Risaner ein großes graues Wamms und eine betreßte Weste mit goldenen Knöpfen, weiße von roten Strumpfbändern gehaltene Strümpfe und einen roten Fez mit goldener Puschel, dagegen an Feiertagen reich mit goldenen und silbernen Litzen und Stickereien bedeckte, lange Ueberkleider und Westen von dunkelgrünem Tuche. Dazu im Gürtel kostbar verzierte Waffen, Handschar und Pistolen, und oft eine damascirte Flinte mit perlmutterbedecktem Kolben. Die Bewohner von Dobrota und die meisten Katholiken überhaupt gehen von Kopf bis zu Fuß schwarz: kurze, faltenreiche Beinkleider von schwarzem Zeuge, bei Reichen von Seide, schwarze Strümpfe und Schuhe, schwarze Weste und Jacke, dunkle Leibbinde und schwarzes Käppchen, dass man meinen sollte, sie hätten Trauer; nur an Weste und Käppchen ist etwas Goldstickerei angebracht.

Werfen wir schließlich einen Blick auf die Geschichte Cattaros. Welcher Ort zu Römerzeiten an dessen Stelle gestanden hat, ist nicht mit Sicherheit auszumachen, wenn auch dort gefundene Inschriften

beweisen, dass er damals schon bewohnt war. Ascrivium, das dort gelegen haben soll, lässt sich seiner Position nach überhaupt nicht festlegen. Im Jahre 867 unserer Zeitrechnung kommt Cattaro zum ersten Male anlässlich eines Saracenenüberfalls glaubhaft in der Geschichte vor. Bis 1178 war es eine Republik unter dem Schutze der serbischen Könige, dann bis 1204 eine byzantinische Stadt, dann stand es wiederum bis 1368 unter serbischem, nachher unter ungarischem Protectorate. 1378 von den Venetianern erobert und geplündert, machte es sich später wieder selbständig, unterwarf sich aber 1420 aus Furcht vor den Türken freiwillig den Venetianern, welche versprachen, ihm seine Verfassung zu belassen, die Einkünfte nur für die Stadt selbst zu verwenden und dieselbe nie einer andern Macht abzutreten. Zu wiederholten Malen machten die Türken zu Wasser und zu Lande den Versuch, sich Cattaros zu bemächtigen, aber stets wurde ihre Absicht durch das rechtzeitige Erscheinen der venetianischen Flotte vereitelt. Im Jahre 1797 kam dann die Stadt durch den Frieden von Campoformio an Oesterreich, welches dieselbe bis 1806 behauptete. Dann besetzten es die Russen, danach die Franzosen unter Gautier, welcher Anfang 1814 durch englische Schiffe unter Hoste zur Capitulation gezwungen wurde. Hoste überließ die Stadt den Montenegrinern, deren Freude über den Besitz eines Seehafens freilich von kurzer Dauer war. Denn die Oesterreicher rückten bald heran und erzwangen sich am 19. Juni 1814 Einlass in die Stadt, welche seitdem bei Oesterreich verblieb.

Es ist keine besonders glänzende Geschichte, die die Stadt gehabt hat, vielmehr eine voller Unglück und Kämpfe. Die Geißeln vieler dalmatinischer Orte, Pest, Erdbeben und Türken, haben auch Cattaro schwer heimgesucht: 1563 kam mehr als die Hälfte der Einwohner bei einem Erdbeben um, und dasjenige von 1667 zerstörte Cattaro nebst Budua und Castelnuovo vollständig. Diese Schicksale haben wol ebenso viel dazu beigetragen wie die düstere beengende Lage der Stadt, um ihre Einwohner zu den ernsten, einfachen, aber braven Menschen zu machen, als welche sie sich dem Fremden gegenüber zeigen.

29. Der Donaustrudel bei Grein.

Das Stück der Donau, das man zwischen Linz und Wien befährt, ist ohne Zweifel der herlichste Theil des ganzen großen Flusses, denn es haben sich hier Natur und menschliche Cultur in einem so hohen Grade bemüht, die Ufer und Anlande reich zu schmücken, wie sonst nirgends mehr auf der ganzen 2770 Kilometer weiten Strecke des Flusslaufes. Die von Ottensheim bis Linz von Bergen eingeengte, ungetheilte Donau tritt unterhalb dieser Stadt in das überaus anziehend gestaltete, mit so reichem Schmucke der Natur und mit dichtem und fröhlichem Menschenleben gefüllte Becken von Linz. Verläſst man diese Stadt mit dem Dampfboote, so erreicht man bald die Stelle, wo die Donau in zahlreiche, von großen und kleinen Inseln untereinander getrennte Arme sich zu spalten anfängt. Erst bei Ardagger nähert sich der Strom einer neuen Enge und durchströmt, in ein ungetheiltes Bett vereinigt, eine 75 Kilometer lange, oft düstere, nur stellenweise lichtere Waldschlucht; bis bei Krems die Berghöhen wieder zurücktreten und der flacheres Land gewinnende Strom die Arm- und Inselbildung wieder beginnt, welche sich bis über Wien hinaus fortsetzt.

An vielen Stellen heben sich aus dem Flusse Sandbänke so hoch, dass sie aus dem Wasser hervorragen. Häufig hat sich auf ihnen ein dichter Pflanzenwuchs entwickelt und dann führen sie den Namen „Auen“.

Haine auf diesen von Espen, Erlen und Ahornen wechseln hier mit blassgrünem Weidengebüsch oder kleinen Grasflächen. In früheren Zeiten waren sie die Aufenthaltsorte zahlreichen Wildes, die Wohnstätte von Bibern; heute gewähren sie nur mehr verschiedenem Wassergeflügel eine mehr oder weniger sichere Zuflucht. Bieten diese grünen Inselflecke inmitten des Stromwassers, auf dem das Schiff rasch thalwärts gleitet, bald höchst anmutige, bald wieder wildromantische Bilder, so erhöhen Dörfer und Schlösser in buntem Wechsel mit kleineren Städten oder stolzen Klosterbauten die landschaftlichen Schönheiten der Donaugelände zwischen Linz und Wien. Namentlich die wilden Insel- und Auen-Ansichten sind es, welche dieses Stück der Donau von der mit ihm so oft verglichenen Rheinpartie von Mainz bis Bonn charakteristisch unterscheiden. Sie, die dem Rheine vollständig fehlen, verleihen der österreichischen Donau nur noch mehr Reize. Diese Schlösser, im Schilfe versteckt, diese Inseln, nur hier und da von einem einsamen Fischer bewohnt, diese vielgespaltenen Flussadern, die sich ganz in Wildnis verlieren und zu verlieren scheinen, und doch nach einiger Zeit wieder aus den Wäldern klar und unversehrt hervorkommen, um sich mit dem großen Strome zu verbinden — bilden einen Reiz, dessen der Rhein entbehrt, wo man alles mehr an den Ufern, im Flusse weniger suchen darf.

Das Schiff gelangt auf seiner Thalfahrt zunächst an der Traun-mündung vorbei. Am jenseitigen Ufer gewahrt man, hinter einer baumbewachsenen Insel halb verborgen, das Dorf Steieregg; nur das höher liegende, gleichnamige Schloss tritt hervor. Höheres Interesse erregt weiter unten Mauthausen, dem Ennseinflusse gegenüber. Dies Gemälde ist den Rheinbildern ähnlich. Der Ort ist uralt, liegt dicht am Ufer des Flusses, das verfallene, turmähnliche Pragstein in der Nähe, das in den Strom hineinragt. Sonst läſst sich hier im Ganzen wenig erblicken, denn die Enns strömt auf einem niedrigen, flachen Vorlande, welches sie sich selbst geschaffen hat, in die Donau ein. Die grüne Farbe behält das Wasser noch auf weiter Strecke hin, nachdem

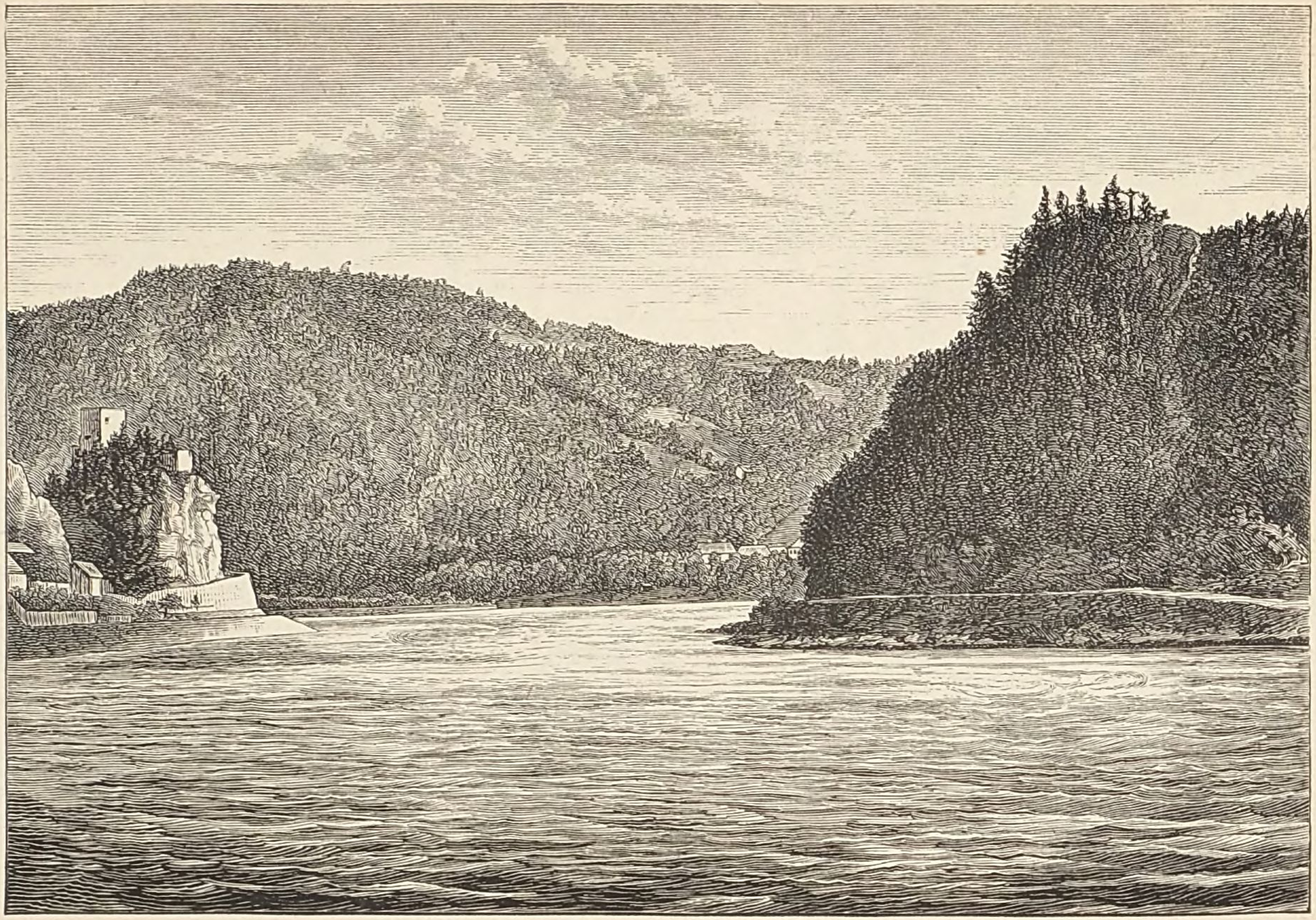
sie sich in die Donau ergossen. Bald verflacht sich nun auch das linke Ufer und die Fahrt bietet bis Wallsee nichts besonders Bemerkenswertes dar. Hier beginnen aber wieder Landschaften von anziehender Schönheit das Auge des Reisenden zu fesseln. Zunächst sind es Markt und Schloss Wallsee, die den Blick auf das rechte Ufer lenken. Auf senkrecht abfallenden Felsen, welche die Donau wie in leidenschaftlicher Umarmung rauschend umströmt, erhebt sich das stattliche, von einem hohen Turm überragte Schloss, einst Eigentum des Feldmarschalls Daun. Auf der andern Seite sieht es sich von schönen, üppigen Gefilden umlagert, und fern, in den Hintergrund zurückgedrängt, stehen die Bergriesen, die Häupter von dunklen Waldungen umschattet. Die anderen herlichen Ansichten, die sich von Wallsee aus entfalten, müßen jeden zum Entzücken und zur Bewunderung hinreißen. Ruinen und Schlösser, Klöster und einsame Capellen, friedliche Dörfer, kleine Städte, ferne Berge, nahe Türme, dunkle Schluchten, offene Thäler, schroffe Abhänge, lachende Auen, das Alles ist in wirkungsvollem Wechsel durcheinander gemischt.

Hunderterlei hübsche Täuschungen führt der vielgewundene Lauf des Stromes herbei; hunderterlei Erwartungen, kleine Hoffnungen und Befürchtungen macht er rege. Zuweilen zieht er sich langgestreckt vor den Blicken hin, wie eine große Chaussee und stellt in nebliger Ferne viel Schönes in Aussicht. Zuweilen ist er wie in Stücke zerhackt, Berge schließen ihn von allen Seiten ein, und wir fahren wie in dem engen Kreise eines einsamen Bergsees. Wir drehen uns, und wieder schießen wir in eine solche abgeschlossene Wassermasse hinein; es scheint, als reihe eine Kette von Seen sich aneinander, an deren schroffen, felsigen Ufern wir zu scheitern fürchten. Und welche geschichtlichen Erinnerungen tauchen hier in uns auf! Da liegt der Nibelungenhort in der Donau, da ziehen die Nibelungenhelden an ihren Ufern herab. König Etzel zieht herauf ihnen entgegen; die Klänge der Hunnenschlachten tönen im Donauthale wieder. Karl der Große dringt siegreich herab und kehrt triumphirend zurück. Da kauern sogar

noch die Geister der Römer in zahllosen Scharen, und die italienischen Weiber kommen weinend und den Germanen fluchend herbei, um den Tausenden ihrer hier gefallenen Geliebten einen Kranz zu winden. — Dann wieder ziehen deutsche Bebauer, Franken, Baiern und Schwaben, siegend den Fluss herunter. Aber der Ungarn wilde Schwadronen stürzen über das Alles herein, und, durch die Donauschluchten dringend, bringen sie Trauer und Wüste wie eine mächtige Flut über die entferntesten Völker. Doch zwischen alledem welch' neuer Wechsel, welche mächtigen Klänge, welche frommen Gesänge! Hunderttausend und aberhunderttausend Männer, Ritter aus Norden und Westen wallen den Strom in wenigen Jahrhunderten hinab in ferne Zonen, um des Erlösers Grab mit Thränen und Blut zu netzen.

Bei Ardagger wendet die Donau sich plötzlich nordwärts. Das Flussbett wird enge, zu beiden Ufern treten hohe Waldberge an den Stromlauf heran; wir nähern uns dem altberühmten Strudel, der merkwürdigsten Partie des Stromes auf der Strecke zwischen Linz und Wien. Bevor jedoch die Donau in den düstern, von schwarzen Waldungen beschatteten Schlund eingeht, werden noch kurz vorher Schönes und Liebliches zu einem höchst romantischen Landschaftsgemälde zusammengedrängt. Freundlich grüßend spiegelt der Strom die Bilder des hübschen Städchens Grein und des ansehnlichen Schlosses Greinburg zurück, bis er endlich, melancholisch von den Fichtenwaldungen gefärbt, in die eigentliche Enge eintritt.

Der bis jetzt noch breite und majestätische Strom, plötzlich aus seinem südnördlich gewendeten Laufe nach Osten umgeworfen und bald nachher auf den zehnten Theil seiner früheren Breite zusammengedrängt, beginnt nun zwischen und auf kolossalen Granitklippen sich zu drehen und zu schwingen und wallend zu bewegen. Das ist der Greiner Schwall. Eine halbe Stunde unter Grein folgt der Strudel. Zwischen schauerlichen Felsen liegt wie ein verfallener Brückenpfeiler mitten im Thorwege des Strudels die Insel Wört, auf deren Nordseite ein Felsblock die Trümmer der Burg Werfenstein trägt. An derselben



Strudel an der Donau.

Seite stürzt die Hauptwassermasse des Stromes in starkem Falle brausend hinab; schon in weiter Entfernung hört man dieses Getöse als ein dumpfes Rauschen.

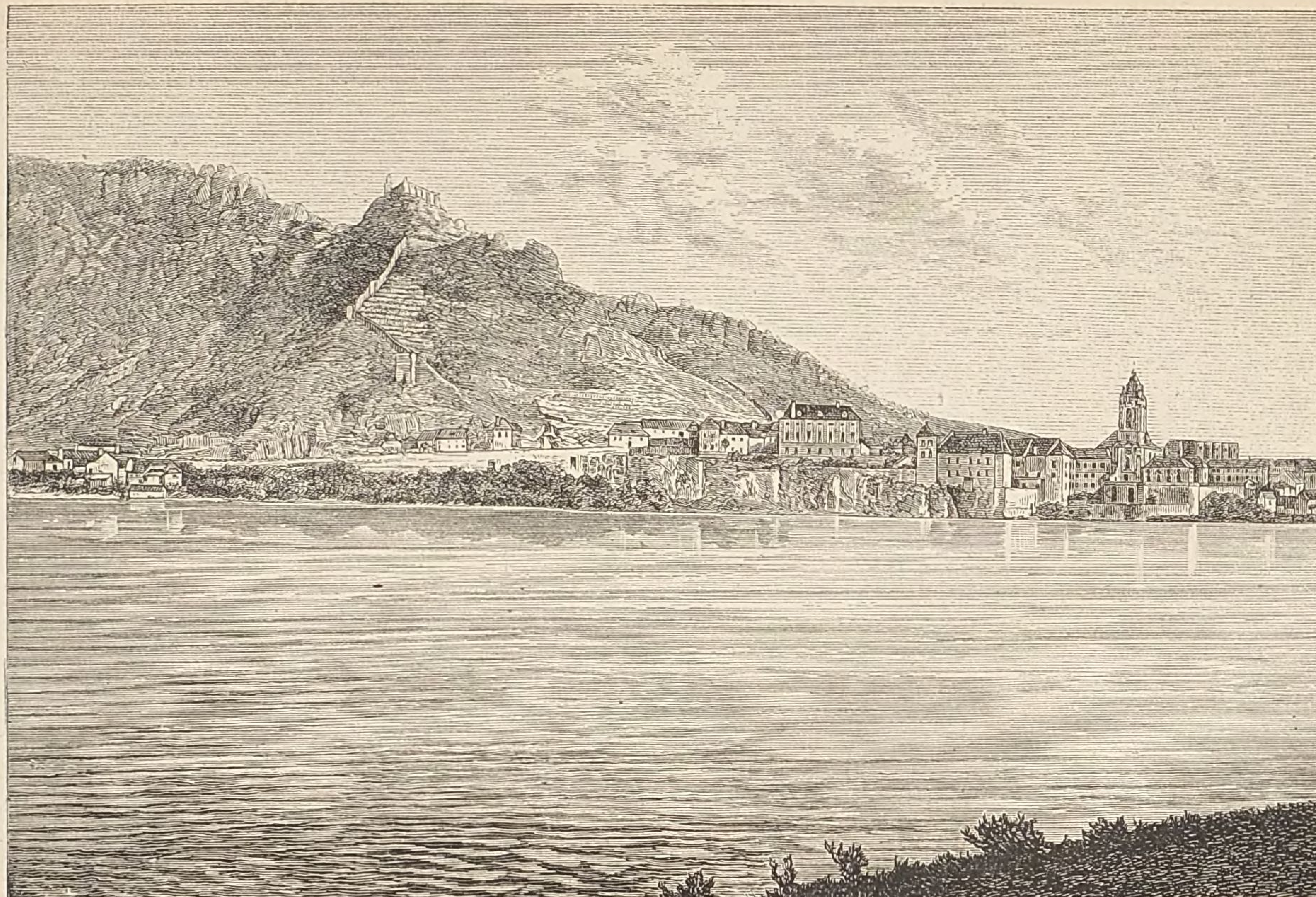
Die beim Strudel zusammengepreßten Gewässer wurden vormals in ihrer Hauptmasse auf einen mitten im Strome gelegenen hohen Felsblock, den „Hausstein", der die Trümmer eines uralten Turmes trug, angeworfen und bildeten zurückprallend in dem hier tief ausgehöhlten Granitkessel des Donaubettes den sogenannten Wirbel, der früher wegen der wirbelnden Bewegung des Wassers wie der Strudel den Schiffern sehr gefährlich war, jetzt aber in Folge von Sprengungen nur eine starke Stromschnelle ist, über die das Fahrzeug rasch dahin schießt. In wenigen Minuten ist die Strecke durch Strudel und Wirbel gefahrlos zurückgelegt, die einstens nur mit banger Besorgnis passirt wurde.

Kein großer Fluſs unseres Vaterlandes, ja Mitteleuropas hat wol eine ähnliche Scenerie aufzuweisen, wie sie die Donau am Strudel und Wirbel darbietet. Am nächsten kommt ihr wol der Einbruch des Rheins in das Thonschiefergebirge des Taunus unterhalb Mainz, das vielgerühmte Bingerloch, das allerdings in seiner Art sehr schön ist. Doch ist dort die Physiognomie der Umgegend eine viel sanftere. Dem Flusse bleibt weit mehr Raum als hier, wo die Donau ihre Augenbrauen so äußerst finster und drohend zusammenzieht. Auch sind die weinlaubbekränzten Thonschieferhöhen des Rheins viel niedriger und freundlicher, während die waldigen Granitkuppen der Donau die ganze Scene überragen und beschatten und sie um so düsterer machen, wenn die Sonne etwas niedrig steht und nur einzelne Lichter wie in einen Keller von oben hereinfallen. Nur die Donau überbietet dies alles noch einmal in jenen kolossalen Felsenrissen des „Eisernen Thores", die sie an der ungarisch-serbischen Grenze durchbricht. Da ist das Ganze der Scenerie noch großartiger. Da der Strom dort selbst schon wieder unvergleichlich mächtiger ist, die Ufergebirge viel höher und imposanter, die Schlucht weit länger und die Reihe

der Wirbel und Stromschnellen und die ganze Aufregung der Gewässer dauernder, so erhält man dort noch tiefere und erschütterndere Eindrücke.

Strudel und Wirbel waren, wie bereits erwähnt, der Schiffahrt vormals sehr gefährlich. Um den letzteren leichter passirbar zu machen, sprengte man bereits im 16. Jahrhunderte durch den Granitstock des Haussteins rechter Hand einen Canal, den sogenannten Luegcanal, der aber nur bei höherem Wasserstand von den aufwärts fahrenden Schiffen benützt werden konnte. Während die Kreisbewegung des Wassers im Wirbel bei Hochwasser besonders gefahrdrohend war, wurde der Strudel bei mittlerem und niederem Wasserstand den Schiffen verderblich, weshalb man mit Recht diese beiden Stromstellen die Scylla und Charybdis der Donau genannt hat; denn eine Gefahr war für den Schiffer immer zu bestehen.

So blieb's bis vor hundert Jahren. Trotz aller strompolizeilichen Anordnungen ereigneten sich stets Unglücksfälle und alljährlich forderte der Strudel seine Opfer. Erst in dem an Unfällen besonders reichen Jahre 1777 entschloss sich die große Kaiserin Maria Theresia, Abhilfe zu treffen. Eine eigene Commission wurde eingesetzt, die sich dahin einigte, dass die gefährlichsten Felsen, eine der fünf „Steinkugeln", die „Markkugel", eine der „Dreispitzen", die „Maißen-" und die „Wolfskugel", ferner eine Felsenreihe des „Rosskopfes" am Wörtufer, aus dem Wege geräumt und der Seitenausfall des Wassers abgewendet oder vermindert werden sollte. Noch in demselben Jahre begann man mit den Sprengungen, welche bis 1792 fortgesetzt wurden, ohne dass man die als notwendig erkannte Aufgabe, einen Fahrcanal von 30 Meter Breite und 1·9 Meter Tiefe unter Nullwasser herzustellen, erreicht hätte. Die Kriegsunruhen der napoleonischen Zeit unterbrachen dieses Friedenswerk und erst im Jahre 1824 wurden die Arbeiten am Strudel wieder aufgenommen, welche nun bis 1849 dauerten. Endlich wandte man sich der Correction des Strudels und Wirbels neuerdings im Jahre 1854 zu und brachte nach großartigen Sprengungen, welche über 28.000 Kubikmeter Felsenmassen aus dem Strombette schafften,



Dürrenstein.

dieselbe im Jahre 1862 vorläufig zum Abschlusse. Aber die Aussprengung des neuen Canals ist erst auf etwa drei Fünftel der ganzen Sprengarbeit gediehen; die Felssohle desselben, welche ursprünglich auf 1·9 Meter Tiefe geplant war, liegt heute höchstens 1·5 Meter unter Null. So sind allerdings die früheren Schwierigkeiten und Gefahren für die Thalfahrt bereits merklich vermindert, aber noch nicht gänzlich beseitigt.

Gegenwärtig stehen der Schiffahrt im Strudel drei Wasserstraßen zu Gebote: der „Hößgang", das „Waldwasser" und der „Strudelcanal". Während der Hößgang nur bei hohem Wasserstande befahren werden kann, tritt das Waldwasser bei niedrigerer Wasserhöhe in Benützung; beim niedrigsten Stande ist nur der Strudelcanal passirbar.

Da zwar die Thalfahrt immer anstandslos von statten geht, die Bergfahrt jedoch selbst heute noch häufig mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, sah sich die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft veranlaſst, einen Strudellotsen zu bestallen, dem eilf Gehilfen, sogenannte „Kranzler", beigegeben sind. Ferner stehen in dem unterhalb des Strudels gelegenen Orte St. Nikola stets Pferde und Ochsen in genügender Zahl bereit, um, wenn es nötig ist, die Schiffe über das Hindernis an Tauen hinaufzuziehen. Der Lotse bestimmt auf seine Gefahr und Verantwortung die einzuschlagende Route entweder durch den Strudelcanal oder das Waldwasser und begleitet jeden solchen Schleppzug mit den eilf Kranzlern zur Ueberwachung der Fahrt, um bei allfälliger Gefahr durch Hilfstaue eine Katastrophe zu vermeiden. Eine solche Schleppfahrt erfordert nicht selten über 20 Pferde. Im Jahre 1871 benötigte die Dampfschiffahrts-Gesellschaft zu diesen Schleppfahrten nicht weniger als 4718 Pferde, 1996 Ochsen und 5150 Mann, was einen Kostenaufwand von 20.154 fl. verursachte.

Ungleich günstiger für die Schiffahrt sind heute die Verhältnisse am Wirbel. Als im Jahre 1854 die bedeutsame Regulirung des Strudels in Angriff genommen wurde, sollte auch dem Wirbel seine

Gefährlichkeit benommen werden. So beseitigte man durch Sprengungen die Felseninsel des Hausstein gänzlich und füllte mit dem gewonnenen Materiale die gefährliche Einbuchtung am linken Ufer, den sogenannten „Friedhof", aus, so dass nicht allein jede Gefahr und Schwierigkeit für die Schiffahrt, sondern auch jede Spur der Wirbelbewegung nunmehr vollends verschwunden ist.

Wie groß die Unannehmlichkeiten und Gefahren für die Schiffahrt ehemals hier gewesen, entnehmen wir aus alten Schilderungen dieser Stromstelle. Die Schriftsteller des 17. Jahrhunderts nennen den Strudel „einen infamen Ort, an welchem viele Schiffe an den Föllsen gescheittert und Alles, was darauf war, zu Grunde gegangen". „Daselbst," so sagt einer dieser Schriftsteller, „gibt es viele Klippen im Wasser, über welche solches mit großer Gewalt und schröcklichem Geräusche, so man weit höret, dahinstrubbelt und hohe Wellen wirft. Die Schiffe werden wie ein Ball hin und her, jetzt zur Seiten, bald herfür, bald zurückgeschmissen und die Schiffer sammt den Passagieren und Waaren wäsch-naß angespritzet. Indem das Wasser in seinem Lauf gehemmt wird und nun stets im Wirbel herumgeht, so ist die Gefahr desto größer, wenn man noch dazu unerfahrene und betrunkene Schiffsleute hat. — Ereignet sich dergleichen, so fängt nach kurzem Herumdrehen das Schiff zu sinken an." „Dahero," heißt es weiter, „haben denn auch die Schiffer die Gewohnheit, daß sie es keinem Passagiere, ob er schon fraget, sagen, wann man zu diesem gefährlichen Orte kommen werde? Denn hierdurch verhindern sie alle Furcht, Geschrei und Tumult, welches öfters durch große Bewegung des Schiffes zum Unglück Vieles beigetragen. Nichts besser ist auch in der That, als daß außer den Schiffern alle andern Passagiere diesen Ort schlafend durchpassiren."

Wirklich, es ist unglaublich, wie die Ansichten über die Dinge sich zu verschiedenen Zeiten ändern. Was unsere alten Vorväter einen „infamen" Ort nannten, erscheint uns herrlich und wunderbar, und wo wir bei dem flüchtigen Vorübereilen der reizenden Bilder uns hundert Augen wünschen möchten, da geben sie uns den Rat — schlafen zu gehen.

30. Dürrenstein an der Donau.

Unterhalb Melk, dessen berühmte Abtei so prachtvoll auf ihrem erhabenen Felsensitze thront, strömt die Donau mehrere Meilen weit durch ein einsames enges Thal, welches schon zu Karl's des Großen Zeiten die Wachau geheißen haben soll und reich an Sagen wie an Naturschönheiten ist. Hochaufgetürmte Granit- und Gneismassen umsäumen mit ihren dicht bewaldeten Abhängen den rauschenden Strom, welcher ungetheilt und insellos ohne viele Krümmungen durch den Riss dahineilt. Ohne Zweifel spielte dieser Strompass ehedem eine sehr bedeutungsvolle Rolle in den Kämpfen der Deutschen mit den Ostvölkern, und bald besetzten ihn die ersteren, bald die letzteren als einen ihnen wichtigen Haltpunkt am Strome.

Bei Aggsbach und Aggstein kann man den oberen Eingang des Passes annehmen, der bei Dürrenstein und Krems sein Ende nimmt, und die Burgen Aggstein und Dürrenstein gewissermaßen als seine Thor- und Grenzwächter betrachten.

Der Fahrt auf dem Dampfboote stromabwärts durch die Thalenge der Wachau, welche alle Zauber der Poesie umspielen, ist ohne Zweifel die Kahnfahrt vorzuziehen; wie wir ja auch gerne in besonders reizvollen Gegenden lieber den Dampfwagen verlassen und in leichtem Karren oder besser noch zu Fuße wandernd die Natur in ihrer ganzen

Schönheit genießen. Der Dichter Platen schildert einmal in ein paar hübschen Versen eine Reise, wie er sie zu machen wünschte. In einem Boote, sagt er, möchte er auf einem endlos langen Strome, leise geschaukelt, immer abwärts und abwärts fahren, die schönen Ufer stets aus der Ferne betrachten und nur dann und wann einmal ans Land steigen, um eine Blume zu pflücken, die ihm gefiele.

So besteigen denn auch wir in Melk einen Nachen und treten die Thalfahrt durch die Wachau nach Dürrenstein an. Da der Strom hier äußerst schnell fließt, wie er dies oberhalb Ungarns nur ausnahmsweise nicht thut, so gleitet fast ohne alle Mühe der Ruderer das Boot flüchtig dahin. Unterhalb Melk bleibt die Donau eine Strecke lang noch gespalten und umschließt mit ihren silberglänzenden Armen zahlreiche kleine Inseln. Bald taucht linker Hand aus der buntfarbigen Au das alte Emmersdorf auf, mit den Ruinen eines von den Greinern zerstörten Raubnestes. Dann erheben sich zur Rechten auf hübschen Felsenvorsprüngen das Schloss und das Kloster Schönbühel.

Schon bei Emmersdorf schwingt der Strom nach Nordost um, unterhalb Schönbühel wendet er sich fast nordwärts und eröffnet nun dem staunenden Auge einen Strompass, der zu seinen erhabensten Partien zählt: die Wachau.

Rasch fliegt unser Boot über den glitzernden Spiegel des einsamen Stromes; nur sein Rauschen an den nahen Felsen unterbricht melodisch die feierliche Stille. Die ganze Scenerie atmet tiefe Poesie. Darum hat auch die Sage die poetischste Gestalt des Donausagenkreises hieher versetzt. In dieser Gegend haust das Donauweibchen, welches nach echter Nixenart sich nach dem Umgange mit den warmblütigen Kindern unserer Welt sehnt und sich in den Reigen der Fischer drängt, oder inmitten der frohen Gespielinnen von neugierigen Spähern belauscht wird, wenn sie wie Wellenschaum und Blumenduft in Luna's Elfenlicht dahin schweben.

In das Bett des beengten Stromes schieben sich coulissenartig die Uferberge, es scheinbar sperrend, und vorne auf stattlichem Fels-

gipfel erhebt sich weithin dräuend die einst gefürchtete Burg Aggstein. Am Fuße dieses Felsens dehnt sich der Ort Klein-Aggsbach aus, gegenüber auf dem linken Ufer Groß-Aggsbach.

Der Felsen, auf dem Aggstein liegt, ist zweiköpfig, und beide Köpfe, sowie der zwischen ihnen liegende Einschnitt, sind von den Ruinen und dem mächtigen Gemäuer des Schlosses bedeckt. Die Hauptgebäude thronen auf dem der Donau zugekehrten Gipfel. Zahllose kleine Fußsteige, Felsen- und Trümmerpfade und Thorwege führen zu den verschiedenen Abtheilungen dieses merkwürdigen Adlernestes. Zu den höheren Partien muß man auf langen Leitern hinaufsteigen, die zum Theil über Klüfte und Abgründe weg liegen und die ein neuer Besitzer zum Frommen der Besucher errichten ließ.

Im 12. und 13. Jahrhunderte war Aggstein sowie Dürrenstein dem gewaltigen Geschlechte der Kuenringer zu eigen. Von diesen sind namentlich die Brüder Heinrich und Hadmar bekannt geworden, die treuesten Stützen Leopold's des Glorreichen, die wildesten Feinde seines Sohnes Friedrich des Streitbaren, des letzten Babenbergers. Durch Macht und Reichtum zu Willkür und Uebermut verleitet, empörten sie sich gegen den jungen Herzog, verbanden sich mit auswärtigen Feinden und wurden plündernd, raubend und mordend der Schrecken der ganzen Gegend. Als es endlich Friedrich II. nach Jahresfrist gelungen, ihren Trotz zu bändigen, übte der Herzog Gnade und ließ die „Hunde von Kuenring", wie sich die Brüder selbst nannten, im Besitze ihrer Güter und Würden, indem er sie mit den Worten entließ: „Ihr wart böse wie Hunde sind, seid nun auch treu wie diese!" Das Geschlecht der Kuenringer starb erst im 16. Jahrhundert aus; doch waren damals ihre Burgen Aggstein und Dürrenstein längst anderen zu Theil geworden.

Der Schauplatz der entsetzlichsten Gräuelthaten war die Feste Aggstein im 13. Jahrhundert, da sie als Vasall der Kuenringer der Ritter Schreckenwald inne hatte. Ihm war es nicht genug, die Armen zu plündern, die ihr Weg zu Land oder auf der Donau in Aggsteins

Nähe gebracht. Im höchsten Theile der Burg gelangt man durch ein Loch in der Mauer auf einen schmalen Felsenabsatz, kaum einem Einzelnen zur engen Schlafstätte genügend, von der Gestalt eines Söllers, über den unendlichen Abgrund heraushängend. Auf diesen Fleck in schwindelnder Höhe, mit der beherschenden Aussicht auf die lieblichste Gegend, stieß der Schreckenwald seine Gefangenen hinaus zur entsetzlichen Wahl, den langsamen Hungertod auf dem starren, kalten Felsen, welchen er zum Hohne sein „Rosengärtlein" nannte, zu erwarten, oder ihm zuvorzukommen durch einen freiwilligen Sprung in die unabsehbare Tiefe.

Setzen wir unsere Donaufahrt weiter fort, so gelangen wir bald an Willendorf vorbei, an Fuße des Jauerlings, dessen Spitze jedoch vom Strome aus nicht sichtbar ist, später an St. Johann und Schwallenbach. Alle diese Orte besitzen schöne gothische Kirchen, aus den Zeiten der Babenberger stammend, und geben Zeugnis für den lebhaften Verkehr auf unserer Donau im Mittelalter, welcher sich erst in diesem Jahrhunderte zur alten Bedeutung hob. Jetzt zeigt sich am linken Ufer ein mauerähnlich aufsteigender Felsen, die Teufelsmauer, welche einst der leibhaftige Gottseibeiuns aufgebaut haben soll, um die Donau abzudämmen; Hahnenruf und Morgenröte hinderten ihn an der Vollendung seines Werkes. Die Teufelsmauer zwingt die Donau zu einer Biegung nach Nordost, worauf der freundliche Markt Spitz sichtbar wird, um den berühmten Tausend-Eimerberg herum gebaut, von dem die malerische Ruine Hinterhaus trutzig ins Land blickt. Von der Lage dieses Weinbergs sagt das Volk: in Spitz wachse der Wein auf dem Marktplatze; doch ist er von jener Sorte, zu dem drei gehören, ihn zu trinken; auch hüte man sich wol, einen Tropfen auf den Stiefel fallen zu lassen. Am rechten Ufer folgt nun Schloss Arnsdorf mit den Dörfern Ober-, Mittel- und Unter-Arnsdorf und links St. Michael mit seiner schönen gothischen, noch durch Wall, Graben und Türme verteidigten Kirche, mit den berühmten sechs thönernen Hasen auf dem Dachfirste, von denen die Sage geht, einst habe der Schnee

so tief gelegen, dass die Hasen über die Kirche weggelaufen wären. Die Katakombe der Kirche ist gefüllt mit den Gebeinen der im Jahre 1805 hier gefallenen Franzosen.

Auf St. Michael folgt Wesendorf und diesem der pittoresk gelegene Markt Weißenkirchen, welcher 1645 von den Schweden und 1805 von den Franzosen viel zu leiden hatte. Nun wendet sich der breiter werdende Strom in starker Krümmung nach Osten und Süden, reichen Wechsel der Scenerie bietend, da auch wieder Inseln im Bette liegen; und nun zeigt sich endlich am linken Ufer der Burgfels von Dürrenstein, welcher in stolzer Würde zu den Wolken emporragt. Das Bild ist einzig und bezaubernd!

Zur Linken ein waldesdüsterer Graben, überhöht von einem steil aufsteigenden Waldberg. Aus dem tiefen unbestimmten Dunkel dieser Waldschlucht erhebt sich schroff und kühn der Dürrenstein, wie aus tausenden von Obelisken zusammengekittet, gipfelnd in die nicht mehr großartigen, aber malerischen Ruinen der alten Feste, welche zur Rechten und zur Linken je eine mit Türmen besetzte Zinnenmauer zur Stadt herabsendet, als wollte sie diese umarmen. Die Stadt selbst — die kleinste in Oesterreich — ist wol bewehrt mit Mauern und Türmen, und sind das neue Schloss wie die beiden Kirchen stattliche Gebäude und wahre Zierden der Stadt. An Dürrenstein kann der Freund alter Befestigungskunst sich wonniglich satt sehen; überall noch die bizarren Formen, denen durch die vielfach gebrochenen Linien ein eigentümlicher Reiz verliehen wird.

Wer könnte Dürrenstein verlassen, ohne des Richard Löwenherz Gefängnis besucht zu haben? Darum steigen wir hinan zur Höhe, welche die Trümmer der alten Felsenfeste trägt, wo man bald einen Beweis von bedauernswertem Vandalismus gewahr wird. Vom Strome aus glaubt man zwei große gothische Spitzbogenfenster zu sehen; hier oben aber erkennt man, dass dies zwei gewaltige Oeffnungen seien, mehrere Meter hoch und etwa vier Meter breit, welche wahrscheinlich um der Aussicht willen in die Mauer geschlagen wurden. Von der Eintheilung des Baues ist nichts mehr kenntlich. Einige Gewölberippen

lassen eine Capelle vermuten, und ein regelmäßig viereckig in den Felsen gehauener unschuldiger Keller muß — als das einzig übrige gedeckte Gemach — natürlich der Kerker des Richard Löwenherz sein. Hat man die höchste Spitze, welche kaum einige Quadratmeter Flächenraum umfasst, erklommen, sieht man erst die Kühnheit des Baues auf dieser fast überall unzugänglich abstürzenden Klippe.

Ueber die Zeit der Erbauung Dürrensteins oder Tyrnsteins sowie seine Begründer wissen wir nichts. Die Feste erscheint im 12. Jahrhundert im Besitze Hadmar's von Kuenring, dem auch die Wachau sammt Aggstein zu eigen war und der das Schloss Weitra erbaute. Seine Besitzungen reichten von der Donau bis gegen Böhmen und in das Marchfeld hinab. Unter den Kuenringern theilte die Burg Dürrenstein alle Geschicke mit Aggstein, gewann aber vor diesem in der Geschichte eine höhere Bedeutung dadurch, dass sie zum Gefängnisse für den König Richard Löwenherz von England ausersehen wurde, welchen der österreichische Herzog Leopold der Tugendhafte am 20. December 1192 zu Erdberg bei Wien hatte festnehmen lassen und Hadmar zur Verwahrung auf Dürrenstein übergab. Hier wurde König Richard durch 15 Monate in ehrenhafter Haft gehalten, bis Herzog Leopold ihn an Kaiser Heinrich auslieferte. Bekannt ist die rührende Sage von dem Sänger Blondel, welcher auszog, seinen Gebieter zu suchen und ihn schließlich auf Dürrenstein fand. Hadmar endigte sein Leben im Jahre 1217 auf einer Kreuzfahrt nach Palästina und Aegypten, wohin er Herzog Leopold den Glorreichen begleitete.

Der beiden Söhne dieses Kuenringers, Heinrichs und Hadmars, der „Hunde von Kuenring", geschah bereits Erwähnung. Nach der Gefangennahme Hadmar's wurde das ihm gehörige Dürrenstein gleichzeitig mit Aggstein von dem streitbaren Friedrich belagert und genommen, aber nicht zerstört, wie viele Chronisten behaupten. Nur der stärkste Turm ward durch Friedrich's Wurfmaschine zertrümmert.

Noch mehr als ein Jahrhundert blieb Dürrenstein im Besitze der Kuenringe, worauf es dann oftmals die Besitzer wechselte. Im

März 1645 nahmen die Schweden die Burg und schleiften sie bei ihrem Abzuge. Aus dieser Zerstörung erhob sie sich nicht wieder. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts befand sich die Feste in nicht viel besserem Zustande als heute. Im Jahre 1683 empfieng zu Dürrenstein, doch schon im neuen Schlosse, Kaiser Leopold I. die frohe Nachricht von Wiens glücklichem Entsatze von Kara Mustapha's Belagerung und brach von dort aus auf zu seinem feierlichen Einzuge in Wien.

Im österreichischen Erbfolgekrieg 1741 wußten sich die Dürrensteiner durch eine ebenso gelungene, wie komische List einer Invasion zu entziehen. Sie steckten geschwärzte Brunnenröhren in die Schießscharten und trommelten hinter den Mauern drauf los, als gelte es Jericho zu erobern. Die Belagerer hielten den Platz für stark armirt und verteidigt und zogen ab. Etliche Jahrzehnte später wurde aber hier blutig gekämpft; am 13. November 1805 wurden in der Nähe die Franzosen unter General Mortier von dem österreichischen Feldmarschall-Lieutenant Schmiedt und den Russen unter Kutusow über die Donau geworfen, wobei Schmiedt den Heldentod fand.

Lange noch bleiben die stolzen Trümmer Dürrensteins dem stromabwärts Steuernden sichtbar; und unser Auge sucht an ihnen zu haften so lange, bis sie in dämmeriger Ferne verschwinden.

„Fahr wol, du Burg am Felsenhang,
Wo Nester baut der Aar,
Wo Richard saß und Blondel sang
Und Kuenring König war!"

31. Die Rosenburg im Kampthale.

Vor einem halben Jahrhundert war's, dass der vielgerühmte Schriftsteller Freiherr von Hormayr die Klage erhob, das sogenannte „Waldviertel" Niederösterreichs sei „leider noch so wenig bekannt". Mit dem Bekanntsein steht es heute nicht viel anders, obwol seither die Touristik erst in Schwung gekommen, und wiewol seit Jahren eine wichtige Bahnlinie das Waldviertel durchquert — aber auch mit dem „leider" hat es seine Richtigkeit; denn an Schönheit und Eigentümlichkeit fehlt es dem Lande jenseits des Manhardsberges keineswegs.

Das Hauptgewässer des Waldviertels — von der im Süden begrenzenden Donau abgesehen — ist der dem nadelholzreichen Weinsberger Walde entströmende Kamp. Von seiner Quelle bis Zwettl in einem Halbkreise sich nach Nordost windend, schlägt er nun die Ostrichtung ein, welcher er in vielgewundenem Laufe solange folgt, bis ihn plötzlich der vortretende Manhardsberg zu südlichem Wege zwingt. Zuletzt die Ebene des „Wagram" betretend, erreicht er in zwei Armen die Donau. In schmalem Bette, zumeist von steilen Thalwänden eingeengt, wälzt er sein reines, doch bräunlich gefärbtes Wasser durch eine fast ununterbrochene Reihe unwegsamer waldesdunkler Schluchten dahin. Von Seitenthälern kann nicht die Rede sein; die Zubäche nehmen ihren Weg durch tiefeingefurchte Gräben, welche mählich oder rascher gegen die Hochfläche aufsteigen.

Erst wenn wir diese betreten, gewinnen wir Einsicht in den Charakter des Kampgebietes und damit auch in den des Waldviertels überhaupt. Wir befinden uns auf einem hochgelegenen Plateau, welches aber nur theilweise ebenen Boden, vielfach Hügel und kleinere Erhebungen, Mulden, tiefeingeschnittene Thäler und Schluchten aufweist. Im oberen Kampgebiete, dem Granit-Revier, ragt zwischen vereinzelten flachen Stellen eine große Anzahl kleiner, unansehnlicher Kuppen empor, und ein stetiger Wechsel kleiner Waldbestände — im Volksmunde „Schacher" genannt — Felder und Wiesen sowie vereinzelter Gehöfte gibt der Landschaft einen parkähnlichen Charakter. Im mittleren Kampgebiete, wo der Granit dem Gneis Platz macht, beginnt der Wellenschlag des Terrains ruhiger zu werden; die zerstreuten Kuppen wachsen zu weniger auffälligen Platten und Flachrücken zusammen; die Bäche rauschen nicht mehr in unwegsamen Schluchten, dagegen haben sich die größeren Gewässer desto tiefer eingeschnitten. Die Waldungen werden ausgedehnter, die menschlichen Wohnungen treten mehr zu geschlossenen Ortschaften zusammen.

Die größeren Waldbestände bildet zumeist die Fichte, deren Stamm und Gezweige häufig reichlicher Mooswuchs bedeckt. Große Strecken des Waldbodens überzieht das Grün der Heidelbeere, wogegen in tieferen Gründen feuchte und sumpfige Stellen sich ausbreiten. Sowol in den Einsenkungen, als auch auf den Hügeln und selbst auf sonst ziemlich ebenem Terrain treten dunkelgraue Felspartien zu Tage, häufig in plattenförmiger Gestalt sich nur wenig über den Boden erhebend. Oft sind dieselben, besonders auf der Höhe von Hügeln, mit Buschwerk und Birken bewachsen, während die ebenen Flächen gewöhnlich die rötlich blühende Besenheide überzieht. Auf den Feldern sehen wir häufig den Flachs angebaut, der mit seinem zarten, hellgrünen Kraut und der bläulichen Blüte der Gegend ein eigentümliches Gepräge gibt.

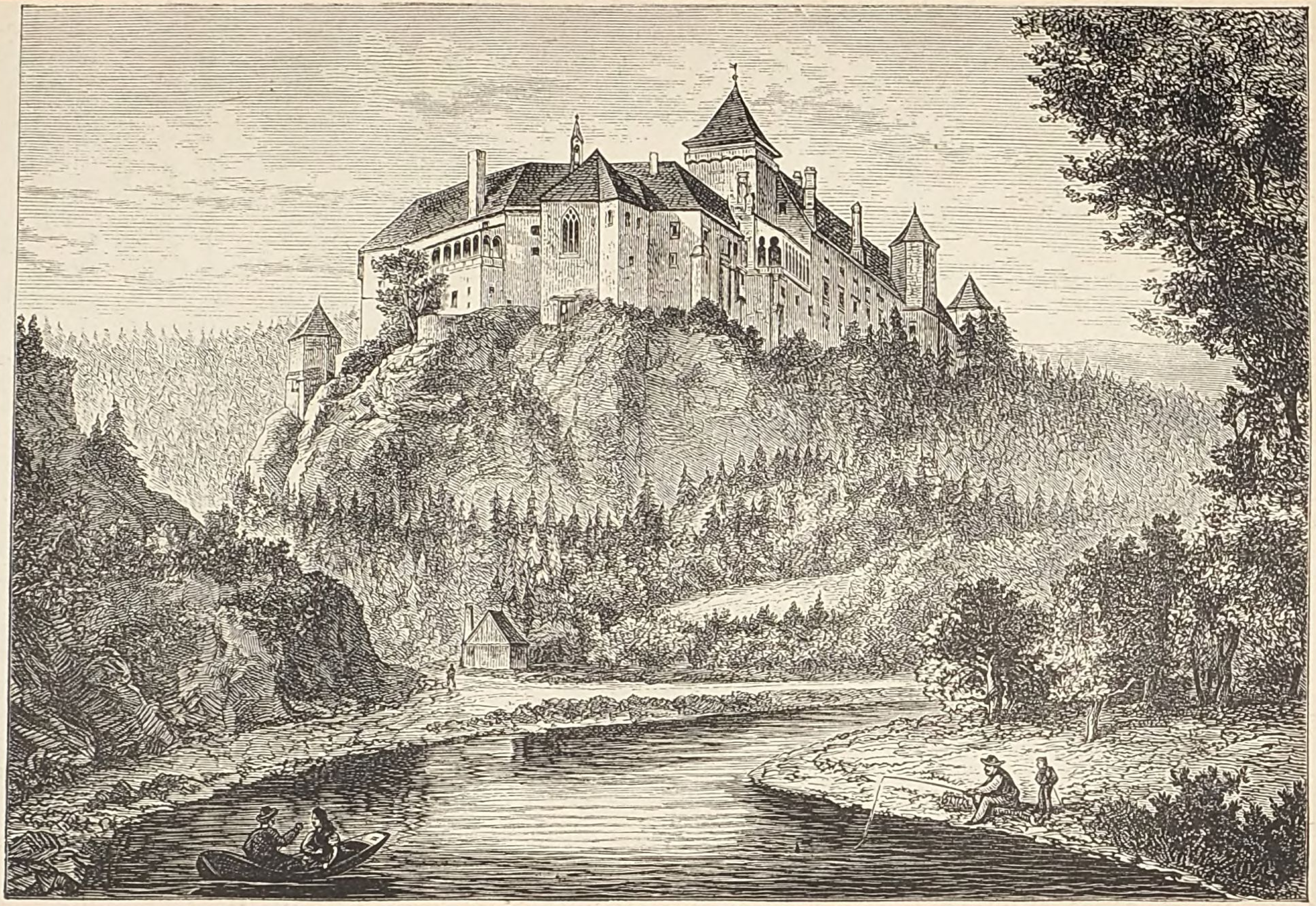
Die Straßen des Landes führen meist in ziemlich gerader Richtung über die Höhen und quer durch die Einsenkungen hin, indem es nicht leicht möglich gewesen wäre, dieselben die schmalen und gewundenen

Thäler der größeren Bäche und Flüsse entlang anzulegen. Auch die Franz-Josef-Bahn verfolgt ihre Route in gleicher Weise quer über die Hochfläche.

Der Eindruck der Landschaft ist im Ganzen ein ernster. Die Aussicht von einem höher gelegenen Punkte über das weite Hügelland mahnt theilweise an Bilder, wie sie das Flachland darbietet, dagegen wird man in engen, fichtenbewachsenen Thälern mit rauschenden Bächlein, die ihren Weg zwischen und über Felsen nehmen, an den Vordergrund von Gebirgslandschaften größeren Maßstabes erinnert.

Unter den vielen kleinen und größeren Thälern des Waldviertels gebührt wol dem Kampthale der erste Preis, und zwar nicht bloß deshalb, weil es an Größe allen andern voransteht, sondern weil es auch, namentlich in der einsamen, fichtenbeschatteten Enge zwischen Zwettel und der Rosenburg eine Fülle der schönsten Bilder darbietet. Auf dieser langen Strecke sind das Stift Zwettel, der Markt Kruman, das Oertchen Wegscheid und ein paar Mühlen die wenigen Spuren menschlicher Cultur an den Ufern des Kampflusses.

Wollen wir aber eines aus den vielen romantischen Bildern dieser Thalstrecke herausgreifen, so wird es die alte Rosenburg sein müßen, die jenen wichtigen Wendepunkt des Flusslaufes beherscht, wo sich die unwegsame schluchtartige Kampenge zum lieblichen und fruchtbaren Thale von Gars erweitert. Gerade an der Stelle, wo die Rosenburg hoch oben auf den Felsen thront und diese aus ziemlicher Höhe fast senkrecht gegen den Fluss abstürzen, macht die ganze Landschaft wegen ihrer eigentümlichen Staffage einen großartigen Eindruck; die Zinnen, Erker, Türme und Türmchen der Burg schauen gar ernst in die braunen Gewässer des Kamp, waldige Höhen, gewaltige Felsmassen, hie und da einzelne Gehöfte, aus deren Essen bläulicher Rauch in die Höhe steigt, darüber der reine Himmel gespannt, aus dem die goldenen Strahlen der Sonne das ganze Bild zauberhaft beleuchten, in wessen Brust möchten sie nicht unbeschreibliche, unvergessliche Gefühle geweckt haben!



Die Rosenburg.

Die Rosenburg ist eine der interessantesten Burgen des Landes, in historischer wie in archäologischer Hinsicht, und eine der besterhaltenen, wenn sie auch heute nicht mehr jene Pracht und Herlichkeit auszeichnen, um deretwillen sie einst selbst in entfernten Landen besungen wurde; wie noch ein altes Volkslied von ihr meldet:

„Es liegt ein Schloss in Oesterreich,
Das ist ganz wol gebauet,
Von Silber und von rotem Gold
Mit Marmorstein gemauert.“

Zu welcher Zeit die anfangs kleine und unansehnliche Rosenburg begründet wurde, ist ebenso unbekannt, als ob der Erbauer sie von umher wachsenden wilden Rosen so nannte, oder ob er seinen Familiennamen auf sie übertrug. Gleiche Ungewissheit herscht über die Abstammung dieses Geschlechts der Rosenburger, welches zuerst kurz vor oder in den Tagen des Herzogs Heinrich Jasomirgott in Oesterreich erscheint und schon zu Ende des 13. Jahrhunderts wieder aus der Geschichte verschwindet. Nach einer bis zum Jahre 1460 reichenden Lücke in den Annalen der Rosenburg und nach mehrfachem raschem Wechsel der Besitzer bis 1486 erkaufte die Burg in diesem Jahre die Familie Grabner, welche sich der lutherischen Lehre zuwandte. Unter Leopold Grabner bekam die Rosenburg eine eigene Berühmtheit in der österreichischen Reformationsgeschichte. Denn Leopold, durch Freundschaft innigst mit dem berühmten Enenkel von Albrechtsberg verbunden, wurde mit diesem der eifrigste Verbreiter der Lehre Luther's und bestellte 1562 den Christoph Reuter als Prediger nach Rosenburg, der von hier aus, im Verein mit dem gelehrten Chyträus, dem schwankenden Zustand der lutherischen Kirchenverfassung Festigkeit zu geben suchte.

Leopold's Sohn, Sebastian Grabner, lebte seit dem Jahre 1583 fast beständig in der Rosenburg, die durch ihn eine beinahe ganz neue Gestalt bekam. Von der alten Burg blieben nur die Hauptmauern jenes Theiles, der sich im Kamp spiegelt. Der reiche Grabner erweiterte die Kammern und baute einen Saal, dessen Decke mit Gemälden,

Darstellungen aus Ovid's Metamorphosen, geziert wurde. Auf seinen Wink entstand ein großer Garten, der Lieblingsaufenthalt seiner Gattin, stets verschönert durch ihre sorgsame Pflege.

Nach dem Tode seiner edlen Gattin ward die Rosenburg, wo sie so gerne geweilt hatte, für den tiefgebeugten Burgherrn eine zu schmerzliche Erinnerung an die unersetzlich Verlorne, und er veräußerte sie 1604 an einen Freiherrn Jörger; aber noch in demselben Jahre gieng sie an den Freiherrn Seyfried von Kollonitsch über, dessen Geschlecht aus Kroatien stammte. Von dieser Familie kauften schon 1610 die evangelischen Stände und Ritterschaft Niederösterreichs die Rosenburg. Das nahe Horn, wo sie Schriften und Waffen gegen ihren Landesherrn schmiedeten, machte es ihnen angenehm, und Horns Herr, ein Puchaim, führte die Aufsicht über die Rosenburg und veranstaltete daselbst Ritterspiele und Freudengelage. Doch währte dies Treiben nicht lange; schon im Jahre 1611 wechselte die Burg ihren Besitzer und drei Jahre später wieder, da sie der Hofkammerrat Freiherr Vincenz Muschinger zu Gumpendorf käuflich an sich brachte.

Mit Muschinger beginnt für die Rosenburg eine neue Periode der Vergrößerung und der Verschönerung. Er gab der Burg einen dritten Hof, baute neben dem Lustgarten im länglichten Viereck bedeckte Gänge und Gallerien und gestaltete so einen großen Hof, den man den Turnierplatz nannte, vermutlich von seiner ehemaligen Bestimmung noch vor dem Bestande der gemauerten Einfassung. Glücklich vergrößerte Muschinger die Rosenburger Herschaft durch die Erwerbung der Herschaften St. Marein, Horn, Gars und den Sitz Raan, die aber insgesammt sehr verschuldet gewesen sein müßen, da sie alle seinen Erben an die Gläubiger verloren giengen. Nun gelangte die reiche Herschaft von Hand zu Hand, bis sie im Jahre 1658 Graf Joachim von Windhag ankaufte.

Joachim Ensmüller, durch glückliche Talente und rastlosen Fleiß gleich ausgezeichnet, wurde Doctor der Rechte. Frühzeitig widmete er sich dem Dienste des Staates. Seine Laufbahn vom Landschafts-

Secretär bis zum Regierungs-Präsidenten ist eine fortlaufende Kette seltener Verdienste, durch unaufhaltbaren Eifer in den Geschäften seines Berufes, durch unerschütterliche Treue gegen seinen Monarchen erworben. Er stieg von Stufe zu Stufe, wurde Freiherr, schließlich Graf mit dem Beinamen Windhag, seiner in Oesterreich erkauften Herschaft Windhag entnommen.

Seine Schlösser in Niederösterreich: Kehrbach, Reichenau, Großpertholds, Langschlag, Neunzen, Großpoppen verdanken ihm Verbesserungen, und die Rosenburg hob er besonders empor. Die von Grabner begonnenen, von Muschinger mit sehr bedeutendem Aufwande fortgesetzten Verschönerungen wurden durch ihn vollendet. Seine Rosenburg berechtigte schon von ferne mit ihren dreizehn Türmen zu großen Erwartungen. Hatte man auf Schlangenpfaden im Schatten bemooster Tannen den Berg erstiegen, so überraschte der auf allen Seiten mit doppelten Gallerien umgebene erste Hof. Vom Eintritte rechts waren im oberen Theile der Gallerie die Kaiser des alten Roms, im untern die Kaiserinnen gemalt. Ober dem Eintritte prangten im herlichsten Farbenschmucke die Kaiser aus dem Hause Habsburg, über der Hauptpforte der damals regierende Leopold I. Zur linken Hand riefen die Abbildungen bedeutsamer Männer, jeder mit seinem Namen bezeichnet, wichtige Momente der Geschichte in das Gedächtnis zurück. Da war Erzherzog Leopold Wilhelm, Heerführer und Statthalter der Niederlande, zu sehen; daneben Herzog Maximilian von Baiern, der dem Kaiser Ferdinand II. die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag gewann; hierauf Graf Karl von Bucquoy, der gleichfalls im dreißigjährigen Kriege mit Erfolg gegen die Böhmen und Ungarn gekämpft hatte, von den letzteren aber bei Neuhäusel getödtet worden. Das folgende Gemälde führte den Grafen Heinrich von Dampierre vor, der gegen Osmanen und Böhmen gestritten, das nächste den Italiener Ambrosius Spinola, den die Eroberung von Ostende mit Ruhm und Reichtum überhäufte und den in Folge der Einnahme von Breda der Papst mit Scipio und Cäsar verglich. Auf den berühmten Albrecht von

Wallenstein folgte im Bilde Graf Heinrich Schlick, der Vielgereiste, Kriegspräsident unter dem zweiten und dritten Ferdinand. Diesem zur Seite erschien Johann Graf Tilly, der nie Wein verkostet, nie ein Weib gefreit, nie eine Schlacht verloren hatte, bis ihm bei Leipzig Gustav Adolf gegenüber stand. Nun erschien Pappenheim, der bei Lützen gefallen, der trotzige Collalto, dessen Verdienste ihn über manches Unglück erhoben; Johann von Werth, der in kurzer Zeit sich aus dem Staube zu hohem militärischen Range aufschwang; Mathias Graf von Gallas, kaiserlicher General im dreißigjährigen Kriege; der Hesse Peter Melander, eigentlich Holzapfel; Johann von Oesterreich, der unter König Karl II. ganz Spanien beherschte; der staatskluge Herzog von Condé; Octavio Piccolomini; Graf von Hatzfeld, der die Schlacht bei Jankau verlor, aber diese Scharte später durch die Eroberung Krakaus aus den Händen der Schweden wieder gut machte; der Kampfheld Johann Christoph von Puchaim; Johann Graf von Aldringen, im Cabinete und im Felde brauchbar; der geheime Rat und Generalfeldwachtmeister Adrian Freiherr von Enkenfurt; der Sieger bei St. Gotthard, Graf Montecuculli; und der bewunderte Verteidiger Brünns, Ludwig de Souches. — Die vierte Seite der Gallerie, durch die der Eintritt in das eigentliche Schloss gieng, trug in Nischen Statuen ausgezeichneter Männer der alten Roma, vom siegreichen Horatier bis auf Marius und Pompejus Magnus. Eine Brücke trug hier über einen Graben, steinerne Geländer bewahrten vor möglichem Sturz und auf zwei Säulen hielten aufrechtstehende Löwen des Herschaftsbesitzers Wappen. Eine Zugbrücke verwehrte das Eindringen in den zweiten Hof, den ein Wasserbehälter mit immer sprudelndem Wasser belebte. Neuerdings hemmte eine Zugbrücke den Schritt und führte, herabgelassen, durch das dritte Hauptthor in den innersten Hofraum.

In den umfangreichen Schlossgebäuden waren die Capelle mit doppelter Emporkirche und einem freundlichen Gemälde, die Krönung Mariens darstellend, und zwei große reichgezierte Säle sehenswert. Dem äußeren und mittleren Hofe entlang erstreckte sich ein „Lust-, Küchen-,

Kraut- und Obst-Gärtl", in dem die geradlinigen Wege sich alle recht-winkelig kreuzten. Hier befanden sich ein mit Schildkröten und Fischen besetzter Teich, eine Fontaine und ein steinernes Badhaus, über welches ein offener Saal mit einer auf Säulen ruhenden Kuppel gebaut war. Vom Garten aus genoss man eine schöne Aussicht in das durch eine Papier- und einige Mahlmühlen belebte Kampthal.

Diese durch ihn zu einem der prächtigsten Schlösser Nieder-österreichs umgestaltete Rosenburg war ein Lieblingsaufenthalt des Grafen Joachim von Windhag, dessen Stiftungen für Studirende, dessen Bibliothek, welche er zu Wien dem öffentlichen Gebrauche widmete und die später der Universitäts-Bibliothek einverleibt wurde, ihn Oester-reichs Musen unvergesslich machen. Nach seinem Tode kam die Rosenburg 1672 an den Grafen Mollarth, dessen Tochter diese Herschaft ihrem Gemahle Grafen zu Sprinzenstein zubrachte. Ihres Sohnes Ferdinand zu Sprinzenstein Tochter Maria Regina ehelichte den Grafen Leopold Karl von Hoyos und brachte ihm die ererbte Rosenburg nebst anderen Herschaften zu, welche die gräfliche Familie Hoyos noch heute besitzt.

Der Zahn der Zeit hatte die Schönheiten der stolzen Rosenburg zernagt, die herlichen Gemälde der Gallerie verschwanden spurlos, die Statuen verwitterten, die Hofmauern und Türme verfielen und nur jener Theil des Schlosses, welcher zur Wohnung der Beamten bestimmt war, wurde in gutem Zustande erhalten. Da entschloss sich der gegen-wärtige Besitzer Ernst Graf Hoyos, die Rosenburg vollständig zu restauriren, und dies Werk ward auch zu Anfang unseres Jahrzehntes mit bedeutendem Kostenaufwande würdig ausgeführt. So prangt denn heute das erneuerte Schloss wieder wie in der Zeit seines Glanzes auf der stolzen Höhe, eben sowol ein Zeugnis kunstsinniger Vergangen-heit wie des pietätsvollen liberalen Geschlechtes der Gegenwart.

32. Die königliche Stadt Znaim.

Bietet der Besuch einer kleinen Landstadt dem an bedeutendere Lebensformen gewohnten Großstädter schon einen ganz eigentümlichen Reiz in den beschränkten, oft kleinlichen Verhältnissen, in welchen sich hier alles öffentliche Leben bewegt, so nehmen viele Landstädte durch ihre zahlreichen historischen Reminiscenzen ein höheres Interesse für sich in Anspruch, indem hier gewöhnlich das Gepräge vergangener Zeiten bei weitem nicht so sehr verwischt wurde, als in den großen Städten, die in ihrem rascher pulsirenden Leben sich immer wieder verjüngen. Gesellt sich nun zu solchem geschichtlichen Interesse noch der Reiz einer schönen Lage und ansprechenden Umgebung, so wird es auch dem beschränkten Orte an Scenerien nicht fehlen, die dem Gedächtnisse angenehme Bilder zurücklassen.

Dieser Art ist im allgemeinen der Eindruck, welchen die königliche Stadt Znaim auf den fremden Besucher zunächst übt. Sowol durch seine Geschichte, als durch seine Denkmäler und seine Lage ist Znaim eine der interessantesten Städte in einem Umkreise von zwanzig Stunden um Wien. Anmut und Lieblichkeit charakterisiren seine Umgebung, welche daher jeden anspricht; selbst der Dichter Seume, der vielgereiste, fühlte sich heimelnd angezogen, als er nach Znaim kam, und schrieb: „Hier

möchte ich wol wohnen, so lieblich und freundlich ist die ganze Gegend, selbst unter dem Schnee."

Das nördlich von der Donau anhebende Terrassenland, welches in seinem östlichen Theile ansehnliche Gebiete von Niederösterreich und Mähren erfüllt, wird von der ostwärts fließenden Thaya derart durchschnitten, dass diese so ziemlich niederösterreichisches und mährisches Terrassenland von einander scheidet. Gegen Osten hin erscheinen die Plateaulandschaften von einer fruchtbaren Niederung, dem sogenannten „Thaya-Schwarzawa-Becken", begrenzt, welches zahlreiche, tiefeingeschnittene Bach- und Flusläufe durchfurchen. Ihren mäandrisch geschlungenen, abwechslungsreichen Waldthälern verdankt die Gegend einen großen landschaftlichen Reiz. Die reichste Fülle von Naturschönheiten entfaltet aber das Thal des Hauptflusses, der Thaya, welches bei Vöttau an der Einmündung der Schelletawa seinen nördlichsten Punkt erreichend von hier an bis Znaim südostwärts in zahllosen Krümmungen fast 30 Kilometer lang durch herliche Waldgründe sich hinzieht. 130 bis 190 Meter hoch fallen die steilen, meist eng zusammengerückten Thalwände an den Flus herab; häufig ist ihre grüne Hülle von wilden Felszähnen durchbrochen, und ab und zu spiegeln sich Burgtrümmer im Flusse.

Unterhalb Znaim verflacht sich das Thal der Thaya; diese tritt hier in eine der landschaftlichen Schönheit entbehrende Ebene, welche erst weit im Osten, bei Nikolsburg, durch die Polauer-Berge wieder unterbrochen wird.

Der Hauptort des Thayagebietes und der Ausgangspunkt für die Durchstreifung desselben ist Znaim. Seine Lage am Ausgange des engen, romantischen Thayathales gegen die östliche Ebene kömmt ihm sehr zu statten. Da hier zugleich der Nordsaum des österreichischen Weingeländes und die rauheren Getreidefluren, die bis über die Marken Böhmens hin reichen, sich berühren, genießt auch Znaim gleichsam die Vortheile eines doppelten Klimas, und so scharf soll hier die Scheidelinie zwischen Nord und Süd gezogen sein, dass man versichern will,

schon vor dem oberen Thore sei dem, welchen ein Spaziergang aus den unteren Stadttheilen dorthin führt, ein sehr bedeutender Wechsel der Temperatur bemerkbar.

Am linken Ufer der Thaya thront die Stadt Znaim 75 bis 95 Meter über dem Flussspiegel auf der Höhe eines Berges, dicht herangerückt an seinen südwestlichen steilen Abfall gegen den Fluss. An drei Seiten wird der Uferberg durch ziemlich tief eingeschnittene Wasserläufe isolirt: durch die Thaya, wie eben erwähnt, im Südwesten, durch den Granitzbach im Westen, im Norden und Nordosten durch den Leskabach. In den stumpfen Winkel, den die Granitzschlucht und das Thayathal einschließen, drängt die Znaimer Anhöhe gewaltige Felsmassen vor, welche steil und kahl nach beiden Wasserläufen zu abfallen und auf ihrem Firste die alte Burg von Znaim tragen; die Stadt selbst breitet sich von dieser Höhe in terrassenförmig absteigenden Häusermassen gegen die Niederung.

Nur der ärmlichste und am meisten verwahrloste Stadttheil, die „Altstadt" oder „Alt-Znaim", drängt sich mit seinen schlechtgebauten Wohnstätten und Hütten in eine steil aufsteigende Einbuchtung, welche auf der einen Seite von halbgebrochenen Vorwerken der Burg, auf der anderen von der hochragenden Kirche zu St. Nikolaus beherscht wird; tiefer noch liegt als der südlichste Stadttheil das „Lederthal", dessen Charakter mit dem der Altstadt übereinstimmt. Gemäuer und Wallgräben umgürteten im Mittelalter die Stadt; bis auf wenige Ueberreste ist beides verschwunden. Der Graben, der die Ostseite der Stadt entlang zog, ist ausgefüllt und an seine Stelle sind liebliche Gartenanlagen getreten, welche gegenwärtig eine der schönsten Zierden von Znaim bilden.

Inwieferne die Ansicht, das armselige Quartier von „Alt-Znaim" für die ursprünglichste Anlage der Stadt zu halten, berechtigt, wird sich heutzutage schwerlich mehr ermitteln lassen; wie überhaupt die älteste Geschichte Znaims in undurchdringliches Dunkel gehüllt ist. Erst für das Jahr 1048 finden wir sichere urkundliche Gewähr für den

Bestand der Znaimer Burg. Mähren, der Herschaft Stefan's I. von Ungarn entrissen, wurde mit Böhmen vereinigt, worauf dessen Herzog Břetislaw 1054 die Znaimer Provinz an seinen Sohn Konrad als Herzog verlieh. Damals bestand Znaim aus der Burg, die zur Residenz diente, und einem Burgflecken, welcher auf dem Boden der heutigen Altstadt und des oberen Platzes bis zur Schmied- und Füttergasse sich ausbreitete.

Großen Schaden litt der Ort aus Anlaſs der blutigen Thronstreitigkeiten zwischen dem Znaimer Fürsten Konrad und dem Böhmenherzog Wladislaw II.; eine gänzliche Zerstörung der Burg und des Fleckens aber ist nicht glaubwürdig verbürgt.

Zu größerer Bedeutung hob sich Znaim, als König Ottokar I. von Böhmen vor der Burg eine neue Stadt ansehnlicheren Umfangs erbaute, deren Erblühen die Verleihung von Stadtrechten und die Heranziehung deutscher Elemente aus Baiern, Sachsen, Franken, Thüringen mächtig förderten. Trotz mannigfacher Fährlichkeiten durch Brand und Krieg, namentlich in den durch Friedrich den Streitbaren von Oesterreich erregten Unruhen, wuchs die Stadt, deren Ausbreitung noch durch keinen Mauergürtel gehemmt war. Erst ihr großer Gönner, der ritterliche Přemysl Ottokar II., umgab sie im Jahre 1260 mit einem festen Steinwalle, begann auch den Bau des Rathauses und begründete und erweiterte Klosterstiftungen. Die Stadt, welche im Leben sein Lieblingsaufenthalt gewesen, sollte auch nach der unglücklichen Schlacht bei Jedenspeugen durch achtzehn Jahre seine Leiche bergen, welche erst im Jahre 1297 nach Prag überführt wurde.

Als 1306 das Přemyslidenhaus in Böhmen erlosch und zwischen Friedrich dem Schönen von Oesterreich und Heinrich von Kärnten ein blutiger Streit um den erledigten Thron entbrannte, wurde Znaim durch Belagerung arg mitgenommen und sogar den Oesterreichern verpfändet. An Böhmen zurückgegeben, erlebte es nun mehrere Jahrzehnte glücklicher Friedenszeit, welche erst durch den verderblichen Hader zwischen Jodok und Prokop, den Söhnen des luxemburgischen Mark-

grafen Johann von Mähren, in trauriger Weise geendet wurde. Brand und Verwüstung tobten zu wiederholten Malen in seinen von den österreichischen Fürsten belagerten Mauern, und als endlich Verrat und Giftmord sich ins Mittel legte, um die schwebenden Fragen zu lösen, wurde die hartgeprüfte Stadt der Hauptsitz jener wilden Freibeuterei, womit Hynek von Neustadt (der „dürre Teufel") und Johann Sokol durch lange Zeit die Plage der Umgegend wurden, und an deren blutige Sühnung noch zur Stunde der sogenannte „Räuberturm", das weithin sichtbare Wahrzeichen der Stadt, mit düsterer Mahnung erinnern soll.

Neuerdings hatte Znaim in den Hussitenkriegen arg zu leiden; dafür brachten ihm die Kämpfe zwischen Georg von Poděbrad und dem Ungarkönig Mathias Corvinus, in welchen es das wechselnde Geschick klug zu seinen Gunsten benützte, neue Erweiterungen seiner städtischen Gerechtsame. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nahm Znaim die neue Lehre an und wurde eine evangelische Stadt; doch führte die Schlacht am Weißen Berge auch hier im Wesentlichen die alten Zustände zurück.

In der Geschichte des dreißigjährigen Krieges wird der Name Znaims öfters genannt. Hier übernahm Wallenstein im Jahre 1632 den Oberbefehl des zweiten für den Kaiser geworbenen Heeres, während dreizehn Jahre später der Schwede Torstenson durch seine Thore zog und die schwer gedrückten Bürger brandschatzte. Auch Friedrich II. von Preußen, der im österreichischen Erbfolgekriege Znaim besetzte, legte der Stadt eine Contribution auf. Von den Franzosenkriegen im Beginne unseres Jahrhunderts blieb sie gleichfalls nicht unberührt. Franzosen und Russen kämpften unter ihren Mauern und erstere besetzten 1805 unter Napoleon's eigener Führung zweimal die Stadt, bis der „Znaimer Waffenstillstand" und bald darauf der Friede zu Wien die lange ersehnte Ruhe wieder brachten.

Unter den hier berührten geschichtlichen Ereignissen dürfte kaum Eines sein, wovon nicht bei einem Gange durch die Straßen oder um

die nun freilich zum größten Theile verschwundenen Ringmauern von Znaim noch jetzt dem aufmerksamen Sinne irgend ein Gedenkzeichen entgegenträte. Trotzdem ist der Gesammteindruck der Stadt ein durchaus freundlicher. Die Wohnhäuser zeigen zumeist moderne Bauart; nur hie und da finden sich altertümliche Bauformen. Auf die Reinhaltung der Straßen und Plätze wird viel Sorgfalt verwendet; die Seitengassen sind wol sehr enge und düster. Betreten wir die innere Stadt von Znaim an ihrem südlichen Eingange und wandern die Kalchergasse aufwärts, so gelangen wir an dem grauen uralten „Wolfsturm", einem der letzten Reste der Stadtmauer, vorbei auf den stattlichen „unteren Platz", wo das Capucinerkloster und die Mariensäule auffallen. In der Füttergasse sind das Rathaus und das Stadthaus bemerkenswert. Letzteres birgt einige Altertümer und ein wertvolles Archiv. Ersteres, 1260 begründet, ist namentlich durch den Umbau des Jahres 1869 so umgestaltet, dass es keine Spur seines Alters mehr zeigt. Gegenwärtig ist das Kreisgericht daselbst untergebracht. Dagegen ist sein im Jahre 1448 vollendeter schöner Turm in der ursprünglichen Gestalt wol erhalten. Der Knauf der höchsten seiner neun Spitzen befindet sich 80 Meter hoch über dem Straßenpflaster. Ungefähr in halber Höhe des Turmes ist eine Austrittsgallerie angebracht, von der das Auge ungeheuere Flächen nach allen vier Weltgegenden beherscht, im Süden bis an den Schneeberg und Oetscher, die bei besonders klarer Luft deutlich sichtbar sind. An Herbstabenden bei dichtem Nebel soll sich der Reflex des Lichterglanzes von Wien in einem schmalen Lichtbogen bemerklich machen, der über den südlichen Horizont emporsteigt.

Die Füttergasse führt uns auf den dreieckigen „oberen Platz", wo sich, da ihn das Postgebäude, die Bezirkshauptmannschaft und die besten Gasthöfe der Stadt umschließen, ein fast immer reges Leben entwickelt. Wir werfen von hier einen Blick nach der abseits gelegenen St. Michaelskirche, welche von König Wratislaw im Jahre 1103 gegründet sein soll, und folgen dann einem Labyrinth von Gäßchen,

welches zu der wahrscheinlich von Karl IV. erbauten St. Niclaskirche führt. In ihrer unmittelbaren Nähe steht auf dem äußersten Bergrande gegen die Thaya über lieblichen Weingärten die uralte Wenzelscapelle, eine der wenigen noch erhaltenen mittelalterlichen Kirchenbauten mit zwei Stockwerken.

Vom Vorplatze der St. Niclaskirche genießt man einen überraschend schönen Blick in das Thal der zu Füßen zwischen Felsengründen sich windenden Thaya, auf die kümmerlichen Behausungen der Altstadt, welche in der steil zur Kirche aufsteigenden Hügelbucht sich zusammendrängen, und auf die nächsten Umgebungen der Stadt. Hier übersehen wir die weitläufigen Ummauerungen der alten Znaimer Burg, hinter derselben den mit einer Abtei gekrönten Pöltenberg, an dessen Abhang der sagenreiche Rabenstein sich erhebt. In der Nähe der Burg gewahren wir den sogenannten „Heidentempel", wol Znaims ältestes Baudenkmal, eine Rotunde in romanischem Stil, während näher gegen die Stadt der achteckige „Räuberturm" düster zum Himmel ragt.

Vier Vorstädte besitzt Znaim, die untere und die obere Vorstadt, Thayadorf und Neustift. Verläßt man die innere Stadt ostwärts gegen die letztgenannte Vorstadt, so gelangt man auf den großen freien „Kopalplatz", wo sich zwischen Parkanlagen ein zu Ehren des Obersten Kopal, des Siegers von St. Lucia und Vicenza, errichtetes Denkmal erhebt.

Auch die Umgebungen Znaims erregen eben sowol durch malerische Schönheit und fesselnde Anmut als durch sagenhafte und historische Reminiscenzen viel Interesse. Aus ihrem reichen Kranze wollen wir nur zwei Punkte namentlich hervorheben, von denen der eine nun seine Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur behauptet, der andere durch die Sagen, welche sich an ihn knüpfen, ausgezeichnet ist.

Die eine Oertlichkeit ist das Dörfchen Poppitz, etwa eine Stunde von Znaim jenseits der Thaya entfernt. Hier wurde der berühmte Romanschriftsteller Charles Sealsfield, der „große Unbekannte", eigentlich Karl Postel geheißen, im Jahre 1793 geboren.



Znaim.

Viel näher der Stadt finden wir an ihrer Westseite die andere Oertlichkeit, den schon genannten Rabenstein. Dort, wo der Pöltenberg sich zur Thaya herabsenkt, ist etwa 80 Meter über der Thalsohle eine Masse kolossaler Felstrümmer derart übereinander gelagert, dass sie, von einem bestimmten Punkte des Flussufers aus betrachtet, sich zu dem Profile eines gewaltigen Menschenantlitzes gruppiren, das gegen Znaim hinüberblickt. Menschenhand ist hieran durchaus unbetheiligt, wie man sich überzeugt, wenn man die Mühe nicht scheut, zu der Riesenstirne emporzuklettern.

Des „Rabensteiner Riesenkopfs“ hat sich die Sage bemächtigt, deren Munde wir folgende Ueberlieferung entnehmen. Ritter Seifried und sein Vater waren wegen einer blutigen Rachethat von der Reichsacht getroffen worden; nur von einem Diener begleitet, flohen sie von ihrem Heimatssitze. Eine feindliche Schar, die sie überfiel, schleppte den greisen Vater und den Diener fort, während der junge Ritter sich rettete und auf seiner Flucht in die Gegend des jetzigen Rabensteins kam, wo in prachtvollem Felsenschlosse die anmutige und gütige Fee Hiltrude hauste. Seifried gewann sie zum Weibe und lebte sechs Jahre in glücklicher Ehe, die durch vier liebliche Knaben gesegnet wurde. Nur der Kummer des Ritters um das Schicksal seines Vaters, von dem er seit jenem Ueberfalle ganz ohne Kunde geblieben, trübte dieses Glück. Da stieß er auf einem Streifzuge, den er mit seinen Mannen unternommen, auf jenen Knecht, der mit Seifried's Vater gefangen worden, durch List sich aber wieder befreit hatte; dieser brachte ihm die Schreckensnachricht, dass sein Vater, auf den Tod gefangen, in einem Turmverließe der nahen Burg Znaim sitze; nur augenblickliche Hilfe könne ihn noch retten. In Sturmeseile sprengte der Ritter mit seinen Mannen gegen den Turm, dessen Verteidiger der Wut des Angriffes nicht Stand hielten. Aber dennoch zu spät erst vermochte er in das Verließ einzudringen; die zersprengte Thüre zeigte ihm den blutübergossenen Leichnam seines Vaters! Da umfieng Wahnsinn Seifried's Sinne. Er hieb nieder, was sich ihm in den Weg stellte, Feind und Freund. Selbst seine Kinder,

die vor dem Felsenschlosse daheim spielten, kannte er nicht mehr; und schon hatte er drei der blühenden Knaben blindwütend erschlagen, als die herbeieilende zaubermächtige Mutter den vierten rettete, den wahnsinnigen Mörder aber durch ihren Spruch in einen Fels verwandelte, der nun als „Rabenstein" den Wanderer schreckt. Hiltruden aber mit dem letzten Knaben sah man niemals wieder.

---

33. Eisgrub.

In allen bisher von uns besuchten Gegenden war es die Schönheit der Natur zunächst, welche unseren bewundernden Blick fesselte, und wo sich Werke der schaffenden Menschenhand mit dem Naturbilde verbanden, da traten sie zumeist als Staffage in dessen Rahmen. Sollte es nun aber nicht auch von Interesse sein, unsere Schritte nach einer Gegend zu lenken, wo der Menschengeist an die Stelle der hier stiefmütterlichen Natur trat und diese meisternd ein Landschaftsbild schuf, welches Kunst- und Naturwerk zugleich zu sein scheint? Dies ist in vollem Maße der Fall mit den fürstlich Liechtenstein'schen Park- und Schlossanlagen von Eisgrub, welche unter den großartigsten und herlichsten Europas genannt werden müßen. Durch eine einförmig unfruchtbare Ebene wälzte hier noch vor nicht viel mehr als einem halben Jahrhundert der träge Thayafluss seine trüben Wasser, die sich im tief gelegenen Terrain häufig zu stehenden Sümpfen sammelten, niederes Schilfrohr wucherte zwischen den einsamen Auen und auf Dämmen mußten die Verbindungswege geleitet werden, die den seltenen Verkehr zwischen Eisgrub und der nahen Grenze Niederösterreichs vermittelten. Welch ein Bild nun, geschaffen durch die Municifenz eines kunstsinnigen Fürstengeschlechts, bietet sich heute an dieser von Natur so wenig einladenden Stelle!

Aus den ländlichen Gassen des Marktes Eisgrub (slavisch Lednice) auf den größer angelegten Hauptplatz hinaustretend, finden wir plötzlich unsere Blicke gefesselt durch einen Prachtbau, der, wie eines jener wunderbaren Feenschlösser in Ariost's Zaubermärchen, in phantastischen Formen aus dem Grün blühender Gesträuche aufsteigt. In dem romanesken Stil des Mittelalters, der in seiner unerschöpften Mannigfaltigkeit der Phantasie so reizend erscheint, ist er dem Urbilde des stolzen Schlosses Windsor in England in freier, echt künstlerischer Weise nachgeahmt. Da es sich hierbei nicht um einen völligen Neubau, sondern zunächst um eine Restaurirung des bereits bestehenden Schlosses in ganz entgegengesetztem Stile handelte, so waren die zu bewältigenden Schwierigkeiten höchst bedeutend und um so schwerer zu besiegen, als auch noch örtliche Anforderungen der mislichsten Art an den Bauführer gestellt wurden, wie z. B. die schon bestehende Pfarrkirche von Eisgrub dem Baue einverleibt und angehörige Nutzgebäude damit in Verbindung gesetzt werden mußten.

So besteht denn das gegenwärtige Schloss aus einem Haupttrakte, mit zwei gegen den Park vorspringenden Seitenflügeln, während an der entgegengesetzten, dem Markte zugekehrten Seite mit einem noch weiter vorfallenden Seitentrakte die dem Baue einverleibte Ortskirche correspondirt. Ein in weniger reichen Formen gehaltenes Nebengebäude verbindet hier zur Linken den Hauptbau mit den daran stoßenden Wirtschafts- und Stallgebäuden, indessen zur rechten Hand als Spitze und Abschluss des ganzen Werkes die großartige Orangerie weit in den Ziergarten hinein ihre glasgewölbten Hallen streckt. Dieser reichgegliederten Grundanlage entspricht in sinnvoller Consequenz eine Fülle der architektonischen Ausführung, die in keinem Theile jene innere Harmonie vermissen läßt, wodurch das wahre Kunstwerk eben seine bedeutendste Wirkung erzielt.

Die dem Blumengarten zugekehrte Hauptfronte hat ihrer Bestimmung gemäß auch den reichsten Schmuck erhalten; hier schließen sich zierliche Terrassen an gefällige Erker mit flachen Spitzbogen und

schlanken Säulen, Statuetten in der strengen Manier des 14. Jahrhunderts unterbrechen die größeren Flächen der Wände, und der üppigste Sculpturschmuck in durchbrochenen Gallerien und Balustraden entfaltet gleich organischen Gebilden allenthalben seine phantastischen Ranken und Blättergewinde, während hoch über Allem zwei gezinnte Türme den äußeren Umrissen den befriedigendsten Abschluss geben. Auf der entgegengesetzten (südlichen) Fronte tritt die Kirche in ihrer vollentwickelten Gothik so bedeutend hervor, dass der schöne, mit einer Fülle seltener Gewächse reich besetzte Schlosshof nur flüchtige Beachtung erregt. An einer mit bewundernswerter Feinheit des Meißels gearbeiteten offenen Veranda vorüber gelangen wir an die Ostseite nach der weitberühmten Orangerie, jenem in seiner Art einzigen Prachtbau aus Glas und Eisen, wo die herlichsten Gewächse aller Zonen in endlosen Reihen mit einer unübersehbaren Fülle der duftigsten Blüten und Früchte alle Sinne berauschen.

Eine Glaspforte von mächtiger Größe führt aus diesem Pflanzenparadiese nach dem sogenannten Blumensaal, wo noch einzelne erlesene Tropenkinder in marmornen Vasen sich wiegen, und unmittelbar daran erschließt sich im Erdgeschosse des Gebäudes jenes grandiose Gesellschafts-Appartement, das an solidem Prunk der Ausstattung und geschmackvoller Harmonie jedes Einzelnen wol kaum seines Gleichen auf unserem Continente haben dürfte. Hier schließen sich mehrere Salons, ein Tanzsaal und eine geräumige Bibliothek aneinander, während das erste Geschoss eine Reihe eleganter Gastzimmer, der große Familiensaal und das höchst behagliche Damen-Appartement einnehmen. Wenn hier geschmackvoller Luxus waltet, so finden wir dagegen im zweiten, dem Familienkreise gewidmeten Stockwerke eine solide Einfachheit, die an englische Muster erinnert. Durch alle Räume aber, vom prunkschweren Gesellschaftssalon bis hinab in die fürstlichen Keller, die auf sinnreiche Weise im Charakter von Tropfsteingrotten gehalten sind, geht gleichwol ein bindender Zug von erfindungsreicher Originalität, welcher den wolthuendsten Eindruck auf den Beschauer ausübt.

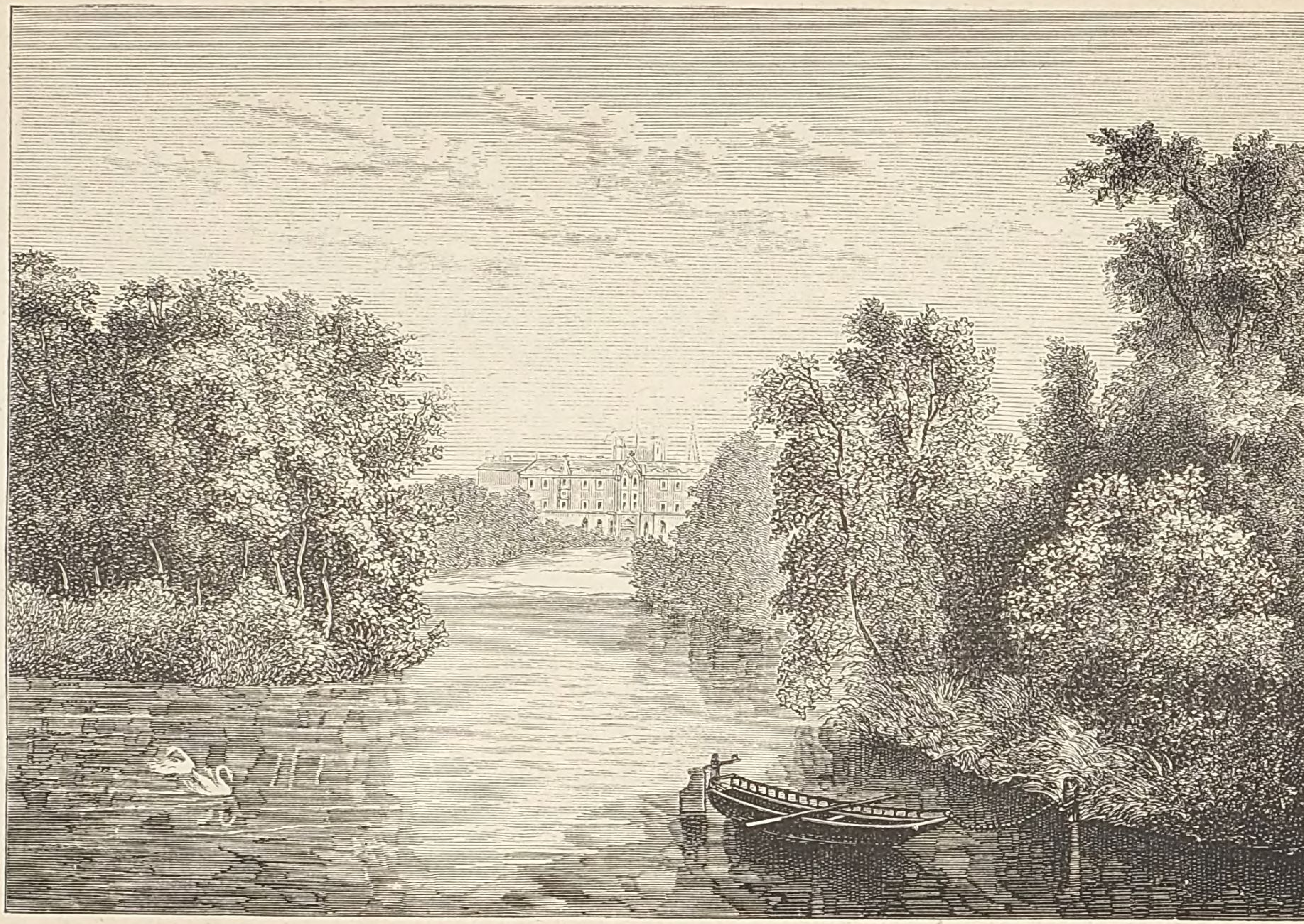
Dieses Wunderschloss nun bildet gleichsam den einleitenden Vorhof zu jenem berühmten Parke, welcher jetzt an der Stelle des oben geschilderten öden Sumpfgeländes seine kunstvollen Schattengänge und blumenreichen Triften entfaltet. Der stille Thayafluss wurde gezwungen, hier sich ein neues Bett zu suchen, dort mußte er an passender Stelle zum breiten Wasserspiegel sich ausdehnen, und wieder an anderen weitentfernten Punkten wurde sein Lauf beschleunigt, und hochüberstürzte Wehren oder schäumende Cascaden bringen rauschendes Leben in die geheimnisvolle Stille einer entlegenen Waldpartie. So entstanden jene vier großen Teiche, die jetzt die Grenze Mährens gegen Niederösterreich bilden und deren gesammte Wasserfläche — mit den sie verbindenden Flüssen und kleineren Bächen — ein Drittel des ganzen, einen Flächenraum von mehr als 250 Quadratkilometern einnehmenden Parkes ausfüllt. Sechs größere und zehn kleinere anmutige Inseln unterbrechen diese weitgedehnte Wasserfläche, und 150 Brücken, bald in hochgeschwungenem Bogen sich wölbend, bald mit dem phantastischen Reiz orientalischen Prunks die Sinne bezaubernd, dann wieder in flacher Spannung das Verlangen am kürzesten zum Ziele tragend, stellen die erwünschten Verbindungen und Pfade her. Und nun, welch eine unübersehbare Fülle der überreichsten Vegetation überwuchert alle diese Waldebenen, Wiesen, Landzungen, Eilande und hundertfach getheilten Gärten, deren jeder für sich ein Ganzes bildet und doch wieder in den weiten Riesenpark als Theil sich einfügt! Von dem herlichen Blumengarten an, der unmittelbar unter den Mauern des Schlosses bis an den nächsten Teich in allen Farbentönen prangt und die köstlichsten Wolgerüche spendet, durch den daran stoßenden eigentlichen Park, bis an den weiter über die Marken Niederösterreichs und gegen Lundenburg reichenden Thiergarten im Deimwalde grünt, duftet und blüht jene in ihrer Art einzige Vereinigung von Vegetationsformen, welche von der Palme bis zur Zwergkiefer die Pflanzen aller Zonen von den Tropen bis in die Nähe der Schneegrenze uns vorführt. Die königliche Rose vor allen ist es, die hier in hunderterlei verschiedenen Arten um den

Preis der Schönheit wirbt und der nahen Roseninsel ihren Namen leiht. Rosen sind es und duftige Akazien, die uns an ein liebliches Blütengestade leiten, wo ein kleiner Teichhafen zu lohnender Gondelfahrt ladet.

Wohin aber soll sich der unsichere Schritt wenden in dem Waldlabyrinth des eigentlichen Parkes, der von hier aus in unabsehbare Fernen seine dunklen Haine und schattigkühlen Gänge erstreckt, welche nur etwa die Lichtung einer blumigen Wiesenflur oder eines Teiches schimmernder Spiegel an einzelnen Stellen unterbricht? Silberrindige Platanen, ernste Weymouthskiefern, der schlankstämmige Tulpenbaum, die dornenlose Gleditschie, hochstrebende Pappeln, amerikanische Linden, der träumerische Lebensbaum, und neben dem prächtigen Goldregen der hellblütige Cratägus — und wie sie alle heißen mögen, die Millionen von Bäumen und Sträuchern, welche vier Welttheile hieher gesteuert haben, in sinnbetäubender Mannigfaltigkeit drängen sie sich da durcheinander, und das Auge sucht nach einem Haltpunkte, wo es ausruhen mag vom lieblichen Gewirre der Bildungen. Da begegnet ihm, fern herüberwinkend über eine Reihe von zusammenhängenden Teichen, ein hochragendes Monument, ein schlanker Turm nach Art eines türkischen Minarets, und damit ist denn auch der Punkt gewonnen, von dem sich in luftiger Vogelperspective eine Totalübersicht des ungeheuren Parkes gewinnen läßt. Aus weißen Quadersteinen erbaut erhebt sich dieser Turm über der vielkuppeligen sogenannten Moschee, deren acht Säle mit köstlichen Ottomanen, orientalischen Prunkwaffen und Rossschweifen reich verziert sind, 68 Meter hoch in die Lüfte; eine freischwebende Spiraltreppe von 302 Stufen führt bis hinauf in die zierliche Laterne, darauf weithin der vergoldete Halbmond schimmert. Auf der höchsten Gallerie weilend schauen wir zu unseren Füßen gebreitet die ganze weite Ebene, darin der Park von Eisgrub seine grünen Massen entfaltet wie die Wellen eines heiteren Meeres, nur ostwärts ziehen die fernen Karpathen eine dämmerige Grenze zwischen Mähren, Ungarn und Oesterreich, und im Nordwesten ragen die Polauer Kalkberge,

an den Kuppen basaltisch gewölbt und weiter gegen Süden noch einige isolirte Kalkfelsen vorschiebend, die zum Theil mit Dörfern und Ruinen gekrönt, an den tieferen Abhängen im heitern Grün der Weinrebe prangen. Zwei Flüsse, March und Thaya, durchschneiden das weite Fruchtgefilde, bedeutende Straßenzüge und die geraden Linien der Nordbahn und der Lundenburg-Grußbacher Bahn kreuzen sich in mehrfachen Richtungen, und vier größere Ortschaften — Lundenburg, Eisgrub, Nikolsburg und das in Niederösterreich gelegene Feldsberg — berühren in weiten Distanzen den äußersten Umkreis der kaum übersehbaren Kunstanlagen.

Von der Höhe dieser weithinspähenden Warte überschauen wir aber auch am bequemsten alle jene rings verstreuten Luxusbauten, wodurch jede besonders hervorragende Stelle des Parkes ein Wahrzeichen zu gesammelter Betrachtung erhielt. An einer der südlichsten Stellen erhebt sich, durch seine Mittellinie genau die Grenze zwischen Mähren und Oesterreich bezeichnend, am Ufer des großen Bischofwarter-Teiches das originelle Grenzmal, ein prachtvolles Arkadengebäude, dessen mit drei Kuppeln überwölbte Altane einen entzückenden Ueberblick der weitgedehnten Wasserfläche bietet, während beiderseits schwebende Gärten und die an den Seitenvorsprüngen abfallenden Blumenrampen die natürlichste Vermittelung des stolzen Baues mit den umgebenden Gartenanlagen bilden. Unfern hievon und seitwärts von dem neuen Damme, über den der Alleeweg von Eisgrub nach Feldsberg führt, zeigt der Neuhof, ein architektonisch reich stilisirter Meierhof mit zwei Hauptfronten, das vollkommenste Muster eines Bauwerks, dem bei nachdrücklich ausgesprochenem praktischen Zwecke gleichwol die Reinheit des ästhetischen Eindrucks nur wenig gefährdet wurde. Oestlich hievon, am „Mühlteiche", erhebt sich der Apollotempel, eine zum größten Theil offene, von acht dorischen Säulen getragene Halle, deren überragende Hauptnische mit einer Halbkuppel geschlossen ist; eine weite Fernsicht trägt den Blick über drei Teiche hinaus nach entlegenen Umgegenden. Diesem luftigen Baue entspricht an der Westseite des mittleren



Schloſs Eisgrub.

Wasserspiegels der Circus der drei Grazien, ein im weiten Halbkreis geschwungener Säulen-Porticus nach jonischer Ordnung, der, einen Hügel mit blumengeschmückten Terrassen krönend, freundliche Durchsichten nach mehreren Richtungen öffnet.

Acht prächtige Alleen führen von hier an die Säume des eigentlichen Parks. Wo sich dieser in den großen Thiergarten verliert, leitet eine Allee nach der Hansenburg, welche im Aeußern und Innern eine Ritterburg des 14. Jahrhunderts nachahmt. Hier, auf einer Thaya-Insel, im Schatten vielhundertjähriger Eichen, sammeln sich häufig auf den wolbekannten Ruf eines Waldhornes ganze Scharen von Edel- und Damwild und flüchtiger Rehe. Denn hier stehen wir schon im Reviere des großen Deimwaldes, der sich südlich über die niederösterreichische Grenze bis Feldsberg und Reinthal erstreckt, östlich aber mit den Lundenburger Waldungen zusammenhängt und für alle Arten des Weidwerks den bequemsten Boden darbietet. Gegen Feldsberg zu, welches ein großartiges Jagdschloss im Renaissancestil zeigt, haben diese Haine, wenn auch an vielen Stellen im dunkelsten Schmucke tiefschattiger Eichen prangend, noch ein mehr parkähnliches Ansehen, während an der mährischen Seite die prachtvollsten Fichten- und Tannenstämme nur die feierlich-düstere Einleitung zu einem urwaldartigen Dickicht bilden, das, bis an das Schloss von Lundenburg sich erstreckend, zahlreichen Herden von Schwarzwild zum selten gestörten Aufenthalte dient. Auf der „Reisten", einer freien Anhöhe nahe bei Feldsberg, beherscht das Colonnaden-Gebäude, eine auf 24 korinthischen Säulen ruhende Gallerie, drei Länder unserer Monarchie, während sich tiefer im Walde das nach dem Muster eines römischen Triumphbogens gebaute Denkmal der Diana birgt. An noch geheimnisvollerer Stelle endlich erhebt sich die ungemein geschmackvoll ausgeführte Hubertus-Capelle, eigentlich ein reizender Altar gothischen Stils, welchen das Steinbild des Schutzpatrons aller Jäger ziert.

So stehen wir nun am Rande der Wunder von Eisgrub, die es fast zweifelhaft erscheinen lassen, ob der zeugenden und blühenden

Urkraft der Natur oder der ordnenden Menschenhand das größere Lob gebühre. So edel und hoch war der Genuſs, der uns bei ihrem Durchwandern erfreute, daſs wir die Wanderung von neuem beginnen möchten, um nochmals alle die Reize durchzukosten, die hier in so unerschöpflicher Fülle vereinigt sind.

---

34. Die Macocha und die Slouper Höhle in Mähren.

Welch eine unterirdische Wunderwelt, überlagert mit oberirdischen Landschaftsreizen, öffnet sich vor dem überraschten Blicke des Naturfreundes im Herzen des Kronlandes Mähren, auf das die freigebige Natur aus ihrem Füllhorne neben Schönheitsgaben und Schätzen jeder Art auch diesen eigentümlichen Zauber strömen ließ!

Wenige Stunden nordwärts von der Landeshauptstadt Brünn zweigt sich eine merkwürdige Gruppe von Höhlen und Grotten von dem felsengen Thal der Zwittawa in dem herlichen Adamsthale gegen Osten ab, mit den Riesenhallen der Bejčiskala (Stierfelsen) beginnend, an welche sich im Josefsthale der steinerne Saal, die Höhle Wejpustek (Durchgang), die Eva-Grotte und die Kiriteiner Höhlen reihen und eine Stunde südlich von Kiritein mit der Tropfsteingrotte von Ochoz endigen. Eine Strecke oberhalb des Ortes Adamsthal liegt, wie dieser an der vielfach gewundenen Zwittawa, der gewerbfleißige Markt Blansko. In dem romantisch schönen Landstriche nordöstlich von letzterem, den die Punkwa, ein linksseitiger Zufluss der Zwittawa, theils offen am Tageslichte, theils verborgen im Dunkel unterirdischer Höhlen und Gänge durchströmt, breitet sich ein zweites System von

Höhlen, Grotten, Erdfällen und Abgründen aus, so großartig und mannigfaltig, wie man es nicht bald irgendwo auf der Erdoberfläche finden dürfte. Diese zerklüfteten und unterhöhlten Kalkgebilde streichen in zwei Thalzügen gegen Nordost, beiderseits des schauerlichen Erdfalles Macocha, und sind an ihren Endpunkten von dem reizenden Wallfahrtsorte Sloup und der malerischen Burgruine Holstein gekrönt.

Von der Eisenbahnstation Blansko führt der Weg an den großen fürstlich Salm'schen Eisenwerken vorbei in das Punkwathal, welches sich je weiter desto malerischer und grotesker gestaltet. Hochstarrende und wildzerklüftete Felsenwände engen den vom Wildbache durchrauschten, waldumschatteten Thalgrund ein, aus dem sich plötzlich eine 80 Meter hohe Felsenwand emportürmt und den Aufsatz einer Wassergrotte bildet. Dieselbe heißt die „Punkwaquelle" und gilt als der Sammelpunkt mehrerer von dem durchhöhlten Boden der oberen Landschaft verschlungenen Bäche. Wie aus dem Schoße des Orkus strömt hier die Punkwa leise und sacht hervor, als ob ihre unterirdischen Gewässer das Tageslicht scheuten; aus dem Höhlenbassin heraustretend, setzt aber der Bach eiligen Laufes mit plätschernden Wellen, eingefaßt von üppigem Pflanzenwuchse und einer reichen Baumvegetation, seinen Weg weiter fort, um sich bald wieder in den grauen durchlöcherten Felsen zu verlieren.

Von dem „Punkwa-Ausflusse" dehnt sich das Slouper Thal nordwärts bis zu dem Orte, von welchem es den Namen trägt, aus. Gleich im Anfange erblickt man Stalaktitengrotten und jenseits der östlichen Thalhöhen gähnt die fürchterliche Macocha inmitten des Hochwaldes den staunenden Wanderer an.

Wer hat nicht schon von diesem schauerlichen Abgrunde gehört, an dessen felsigem Rande der Blick schwindelnd in eine kaum ergründliche Tiefe sich verliert? Die Macocha ist ein gewaltiger Felsenkessel, 95 Meter lang, gegen 60 Meter breit und an 137 Meter tief und verdankt wol einem furchtbaren Erdsturze ihr Entstehen. Das wildromantische Punkwathal bietet zwar ein

angemessenes Vorspiel zu den späteren Eindrücken, allein wer nun zuletzt den beträchtlichen Waldberg hinangeklommen ist und zwischen leichtem Gesträuche, auf blumigen Wiesen dahinwandelnd, sich plötzlich am Felsenrande des ungeheueren Abgrundes sieht, dem schwindelt vor den Sinnen und ein Gefühl des Grauens bemächtigt sich seiner Seele. Die ganze Umgebung scheint mit einem Male wie durch einen Zauberschlag verändert und ins Schaurige verzerrt; wild rauscht es in den Wäldern, schroffes Gestein durchbricht den schütteren Rasenboden, krächzende Raubvögel kreisen hoch in den Lüften, und zagend irrt das Auge an den hohen Felswänden hinab, vergebens einen Haltpunkt suchend an dem glatten, nur hie und da mit niedrigen Flechten bedeckten Gestein. Wo diese Steinmassen gleich einer kühnen Mauer zuhöchst sich türmen, da überragt, von verwegener Menschenhand gebaut, ein luftiger Pavillon die gähnende Tiefe, eine portalartige Gloriette bewahrt den Zugang, und hier eben ist es, wo das grausige Schauspiel in seiner vollen Wirkung genossen werden kann. In senkrechtem Absturz ragen hier die Felsen über 130 Meter hoch vom Grunde auf, während sie an den übrigen Seiten des Abgrundes zuoberst trichterförmig sich senken und erst beiläufig im letzten Drittel der Tiefe vertical abfallen. So weit hinab es jene sanfteren Abhänge gestatten, behaupten verwitterte und halbgebrochene Tannen und endlich noch wirres Gestrüppe den unsicheren Boden, bis nur noch Farrenkräuter und winzige Moose das halbnackte Gestein mit spärlichem Grün bekleiden. Zur Linken aber wagt sich der Fußpfad noch tiefer hinab bis zu einer kleinen Terrasse, über deren Geländer ein noch näherer Einblick in die untersten Regionen gestattet ist. Schon hier wird die beträchtliche Abdachung des tiefsten Grundes, welcher von oben fast flach erschien, bemerkbar. Genaueren Aufschluss über die Sohle der Macocha vermag aber nur der zu geben, welcher die Tiefe des Schlundes selbst erreicht hat. Hier sieht man, dass der Boden von einem großen, aus Kalktrümmern aufgetürmten, über 90 Meter langen Hügel und einem gegenüberliegenden kleinen Sandhügel eingenommen wird. Zwei klare

Teiche bilden die einzige Unterbrechung des übrigens mit Moosen wild überwucherten Bodens, und ein diese Teiche verbindender Bach rauscht in die Nacht eines Höhlenschlundes, um eine halbe Stunde unterwärts wieder silberklar ans Tageslicht zu brechen und dem Punkwathale sein frisches Wasser zuzuführen. Ein mächtiges Steinportal eröffnet übrigens an dieser Seite den Zugang zu weit verzweigten Grottengängen, welche sich im tiefen Verließ der Felsengründe verlieren, die aber noch keines Menschen Fuß betreten.

Der schauerliche Abgrund, von dessen Rande noch heute der Hirt bei herannahenden Gewittern scheu seine Herden treibt, weil der durch die Höhlung strömende Luftzug den Blitzstrahl lockt, war in früheren Zeiten noch weit mehr gefürchtet und gemieden; denn scheußliche Thiergebilde hausten nach dem Volksglauben in seiner Tiefe, und nicht selten sah man einen mächtigen Drachen, rauschend die gezackten Flügel schwingend, dem unheimlichen Raume entsteigen. Die Sage erzählt, daß zu jener Zeit, als die Taboriten[1]) in Mähren einfielen, ein frecher Räuber Namens Obešlik, zum Hungertode verurtheilt, in die Macocha hinabgelassen wurde. In der grausen Tiefe an jeder Rettung verzweifelnd, wurde dieser plötzlich durch eine entsetzliche Erscheinung aus seinem dumpfen Hinbrüten aufgeschreckt. Ein riesiger Lindwurm ließ sich mit ausgebreitetem Flügelpaar in die Tiefe nieder und leckte mit rauher Zunge an einem daselbst liegenden glatten grauen Steine, worauf das Blut, welches aus seinem verwundeten Leibe rann, allmählich zu stocken begann. Am folgenden Tage erschien das Ungeheuer wieder und that dasselbe, wie Tags zuvor. Da fasste der Räuber den verzweifelten Entschluss, sich auf den Rücken des gräßlichen Thieres zu schwingen, um auf diese Weise aus dem Abgrunde zu entkommen. Als das schreckliche Ungetüm seinen Flug eben über eine Wiese nahm, ließ sich Obešlik plötzlich von dem Rücken desselben herabgleiten und war gerettet. Aber statt nun ein ehrliches Leben zu beginnen,

[1]) Die Partei Žiška's im Hussitenkriege (1419—1436).

griff er wieder zu seinem alten Räuberhandwerke und endete zuletzt unter dem Beile des Henkers vor dem Olmützer Rathause.

Auch den Namen des Abgrundes „Macocha" (d. i. Stiefmutter) sucht der Volksmund durch eine schlichte Sage zu erklären. In dem kleinen Dorfe Wilimowitz lebte vor langer Zeit der reiche Bauer Holka, dem seine erste Frau ein liebliches Söhnlein Namens Wenzel hinterlassen hatte. Um seiner ausgedehnten Wirtschaft willen nochmals heiratend, gewann er mit der Hand einer jungen Witwe auch einen Stiefsohn, dem die Mutter das ganze reiche Erbe ihres Mannes sichern wollte. Sie fasste daher den Entschluss, den kleinen Wenzel aus dem Wege zu räumen und nahm ihn einmal mit in den Wald, wo sie ihn zwang, am Rande eines gähnenden Abgrundes Schwämme zu suchen. Da stieß sie den armen Knaben in die Tiefe und eilte nun freudig heim. Als der Vater sein Söhnlein vermisste, machte er sich mit mehreren Bauern auf, dasselbe zu suchen. Am Rande des Abgrundes hörten sie ein leises Wimmern und gewahrten nun den Knaben, der beim Sturze glücklicherweise in den Zweigen einer Tanne hängen geblieben war. Mit Stricken wurde er heraufgezogen und seinem Vater wiedergegeben. Voll Wut stürzten aber die Bauern nun in das Haus Holka's, ergriffen die Rabenmutter, schleppten sie trotz Bitten und Jammern an den Rand des Abgrundes und schleuderten sie hinab. Seit jener Zeit führt die Macocha ihren Namen.

Gegenüber der Macocha, auf der Westseite des felsbeengten Slouper Thales, erhebt sich die Ruine des Bergschlosses Blanzeko, vielbesucht wegen einer schönen Fernsicht und eines starken Echos. Dieses Schloss war im 12. Jahrhundert Besitztum der Olmützer Bischöfe, ward in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts von den Taboriten erstürmt und zerstört, und von ihm leitet sich der Ortsname Blansko her. Am nördlichen Ausgange des Slouper Thales ruht still und anmutig innerhalb eines Kranzes von Waldhügeln der Wallfahrtsort Sloup, gekrönt von dem betürmten Rundbaue der Marien-Kirche, zu dessen Gnadenbilde jährlich viel tausend Wallfahrer von nah und fern pilgern.

Von dem Dorfe Sloup rieselt ein Forellenbach nach den berühmten Höhlen, die ihn verschlingen. Seinem Laufe folgend, gelangt man nach kurzer Strecke zu einer malerischen Felsengruppe, biegt um einen mächtigen Felsblock und erreicht hinter einem niedrigen Hügel den Eingang der Slouper Höhle. Aus einer Vorhalle steigt man in die nachtdunklen Grottenräume empor. Labyrinthische Gänge verzweigen, winden und strecken sich tief unter der Oberwelt; sie verengen sich bald zu schmalen und niedrigen Passagen, durch die es beschwerlich ist, fortzukommen; bald erweitern sie sich zu Sälen und Domen voll phantastischer Pracht. Nach zweihundert Schritten klimmt man auf schwanker Treppe hinab zu dem Rande einer trichterförmigen Vertiefung, welche bezeichnend „der Abgrund" heißt. Seine Tiefe verrät die lange Fallzeit eines hinabgeworfenen Steines. Er umfasst weitläufige unterirdische Hallen und in einer derselben befindet sich ein kleiner See. Die Seitenwände dieser tiefsten Höhlenräume sind theils kahler Felsen, theils mit Tropfsteinen besetzt, deren abenteuerliche Formen bei Fackelbeleuchtung die Phantasie aufregen und beschäftigen. Mächtige und verworrene Felsentrümmer bedecken den Boden und aus zahlreichen Seitenspalten stürzt das Wasser brausend nieder. Unter den übrigen Schlünden und Höhlen, welche den Besucher an mancher Stelle mit Untergang bedrohen, wurde die sogenannte „Nixgrotte" näher durchforscht, welche zur strengen Winterszeit im Schimmer ihrer Eisgebilde feenhaft erstrahlt.

Von dem „Abgrunde" senkt sich der „Cascadengang" gegen Westen. In demselben bildet der Kalktuff versteinerte Cascaden und an den Wänden glitzert und flimmert es von Krystallen. Auf der entgegengesetzten Seite leitet vom „Abgrunde" ein Gang zu einer großartigen Tropfsteinmasse. Dahinter liegt ein kostbarer Fundort urweltlicher Thierreste; seit Jahrtausenden ruhen hier zwischen Schichten angeschwemmten Bodens zahllose Skelette vom Höhlenbären, Höhlentiger, Höhlenmarder, Vielfraß und von der vorsündflutlichen Hyäne.



Macocha.

Sobald man aus der merkwürdigen Unterwelt wieder an das Tageslicht zurückgelangt ist, fesselt in der Nähe der Slouper Höhlen ein wunderlich gestaltetes Felsgebilde den Blick. Wie in einer Laune hat die Natur aus Steinkolossen einen gigantischen Durchgang gewölbt und mit einem schönen Portale ausgestattet, der seinem Aussehen nach „der Schoppen" oder auch „der mährische Pausilipp[1]) genannt wird.

Eine halbe Stunde ostwärts von Sloup liegt das reizende Holsteiner Thal, dessen smaragdene Wiesengründe vom Ahorn- und Buchenhaine eingefaßt und von der Ruine des Bergschlosses Holstein überragt sind. Der Burgberg birgt in seiner Felsenbrust eine düstere Höhle, einst als Verließ der Schreckensort Gefangener und Eingekerkerter. An solchen Unglücklichen scheint es dieser, im dreißigjährigen Kriege zerstörten Raubfeste, nach der Zahl der im Verließe gefundenen Menschenknochen zu urtheilen, nicht gefehlt zu haben. In der Umgebung Holsteins befinden sich mehrere Felsenhöhlen und Grotten, deren dunkle Tiefen von Gewässern durchrauscht werden. Ueberhaupt ist in dieser Gegend der Boden ganz durchhöhlt; davon zeugen die in neuerer Zeit erfolgten Erdstürze, deren grausen Spuren man auf der südwärtigen Landstraße begegnet. Diese führt an der langen und niedrigen „Schafgrotte", welche Stalaktite enthält, dann an der „Kaisergrotte" oder „Einodis", deren Felsengewölbe einen unterirdischen See umspannen, endlich an dem Dorfe Ostrow vorüber und gelangt mit einer südwestlichen Wendung in ein düsteres Felsenthal, welches „das dürre Thal" genannt wird, sich aber je weiter desto malerischer vor Augen stellt. Bald wölbt sich vor dem überraschten Blicke ein hochgespannter natürlicher Felsenbogen, welcher „die Teufelsbrücke" heißt; weiterhin wendet uns die „Ritterhöhle" ihr schwarzes Hohlauge zu und ihr gegenüber klingt uns aus dem Dunkel der „Katharinen-Höhle" die

---

[1]) Der Pausilippo ist ein Berg nordwestlich bei Neapel, merkwürdig durch die Grotte von Pausilippo, einen $1/4$ Stunde langen, 7 bis 10 Meter breiten und 25 bis 28 Meter hohen Felsenweg nach Puzzuoli.

Mär von einem darin verirrten und umgekommenen Landmädchen geisterhaft entgegen.

Einige Schritte weiter befindet man sich abermals im Punkwathale und auf dem nächsten Wege nach Blansko und dem waldumgürteten und felsenumrandeten Thale der Zwittawa.

35. Im Böhmerwalde.

Weder die alten Römer noch die deutschen Krieger des Mittelalters fanden ein besonderes Vergnügen an dem undurchdringlichen Urwalde des böhmischen Grenzgebirges und kehrten ihm wo möglich — manchmal auch gezwungen durch feindliche Schwerter — den Rücken. Es mag auch noch in neuerer Zeit den Salz-Karawanen, die auf den berühmten goldenen Steigen den Böhmerwald passirten, ganz ungemütlich gewesen sein, unter dem Geheul der Wölfe und Gebrumme der Bären, auf schmalen steinigen Saumpfaden die schaurige Wildnis des Urwaldes durchirren zu müßen. Erst als die unermesslichen Holzmassen durch den wachsenden Bedarf an Wert gewannen, als den ersten zur Grenzverteidigung angesiedelten Colonien die holzvertilgenden Glashütten folgten, lichtete sich der Urwald; gar bald verwandelten sich die holperigen Saumpfade in breite, von Gehöft zu Gehöft führende Feldwege, denen später die von Glashütte zu Glashütte ziehenden Straßen sich zugesellten.

So zugänglich gemacht, wurde der Böhmerwald zum Zielpunkte der wissenschaftlichen Ferienwanderungen kathedermüder Professoren und beutelustiger Studenten, die, Schiller's „Räuber" in der Tasche, „nach den böhmischen Wäldern" zogen. Diesen ersten Pionnieren ist es zu danken, dass durch farbenreiche Schilderungen des Gebirges, seiner stolzen Bergeshäupter, der im Waldesdunkel versteckten romantischen Seen und der im ewig frischen Grün prangenden Thäler, das

allgemeine Interesse wachgerufen und weite naturforschende Kreise zum Besuche des Böhmerwaldes angeregt wurden.

Auch einen Dichter, einen Ruhmesherold seiner Pracht und Schönheit hat der Böhmerwald gefunden, ihn, dem vor kaum zwei Jahren ein Denkmal auf der hochragenden „Seewand" inmitten des thaufrischen „Hochwaldes" errichtet wurde: Adalbert Stifter!

Trotzdem wurde der Böhmerwald aber nur wenig besucht und blieb dem eigentlichen Touristenverkehre bis heute ein verschlossenes unbekanntes Gebiet. Denn ihm ferne hielten sich die Eisenbahnen Böhmens und Baierns und auch für gute Unterkunft des ermüdeten Bergwanderers war nur an wenigen Orten gesorgt. Dies ist nun anders geworden; nicht bloß zieht böhmischerseits am Saume des Gebirges eine Eisenbahnlinie dahin, sondern drei Eisenbahnen setzen quer über das Gebirge hinweg, Böhmen mit Baiern verbindend. So kann man heute bequem vom Eisenbahncoupé die Herlichkeiten des Waldgebirges überschauen und hat von den Bahnstationen aus Gelegenheit, nach kurzer Wanderung durch schattigen Wald die Hochgipfel zu erklimmen und weite Landstriche bis zu den glitzernden Eisfeldern der Alpen zu überschauen, die müden Glieder in den dunklen Fluten nixenreicher Seen zu stärken oder auf weichem Moos mitten unter Baumriesen dahingestreckt Waldesduft zu atmen.

Auch für gute Unterkunft, Speise und Trank ist überall gesorgt, wo der Tourist Einkehr halten mag, der hier wol nirgends großstädtische Cultur suchen, vielmehr an der Urwüchsigkeit von Land und Leuten sich erfreuen wird. Denn ungekünstelt, gastfrei und bieder sind die Bewohner und urwüchsig in dem Sinne mangelnder Cultur sind auch heute noch weite Strecken des Böhmerwaldes, wenn auch der eigentliche Urwald mit allen seinen Schrecknissen: den wilden Thieren, trügerischen Sumpfpfaden und dem von keines Menschen Fuß betretenen undurchdringlichen Waldesdickicht bereits verschwunden ist.

Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war der Böhmerwald, den District der kunischen Freibauern und die Sumpfstrecken

ausgenommen, ganz und gar mit Urwald bedeckt, eine ungeheuere menschenleere, unwegsame Wildnis, das Jagdrevier zahlreicher Raubthiere. Aber auch heute herscht noch in dem ganzen Gebirge der Wald vor und Feld, Wiese und Moor treten ihm gegenüber entschieden zurück; durch seine Waldungen ist auch der Böhmerwald berühmt geworden.

Bezüglich der Waldverhältnisse lassen sich in dem gesammten Gebiet des Gebirges drei Regionen unterscheiden, welche auch für die Landwirtschaft von Bedeutung sind, eine untere (bis 700 Meter Höhe), eine mittlere (von 700 bis 1100 Meter) und eine obere (über 1100 Meter).

In der unteren Region, welche das ganze Vorgebirge mit Ausnahme seiner höchsten Gipfel umfasst, hat sich der Mensch bereits am meisten breit gemacht, so dass der größte Theil des Bodens dem Ackerlande angehört. Von landwirtschaftlichen Culturpflanzen gedeihen fast alle, welche auch im mittleren Böhmen gebaut werden, in den höheren Gegenden jedoch vorherschend Roggen, Hafer, Kartoffeln und Flachs. Wiesenflächen und Grassümpfe erscheinen zumeist auf die Thalsohlen beschränkt, während die Gehänge häufig von Hutweiden eingenommen werden. So bleiben dem Walde, der in dieser Region größtentheils von Kiefern gebildet wird, nur die Bergkuppen und steileren Thalhänge und alte, urwaldähnliche Bestände fehlen ganz.

Anders sind die Waldverhältnisse in der mittleren oder Bergregion. Hier ist der Wald, aus Edeltannen, Fichten und Buchen bestehend, die herschende Vegetationsform. Vom Schöninger und Kubani, vom St. Thomagebirge, vom Plöckenstein, Lusen, Rachel, Arber und anderen Hochgipfeln überblickt das Auge ungeheure Hochwaldmassen, welche die breiten, langgestreckten Kämme, die Kuppen und Abhänge bedecken, die grünen, mit Wiesen und Sümpfen erfüllten Thalsohlen und Niederungen einfassen und die mit einzelnen Gehöften oder mit Dörfern bestreuten Lichtungen und Blößen um-

ringen. Freilich haben die furchtbaren Stürme von 1868 und 1870 und der denselben folgende, über fünf Jahre andauernde Borkenkäferfraß, welchen Calamitäten Tausende von Jochen des schönsten Hochwaldes zum Opfer gefallen sind, große Lücken in die Wälder gerissen und ganze Bergkuppen, Kämme und Abhänge entblößt; aber die Lücken in den Beständen entziehen sich von fern dem Auge und im Vergleich zu den entstandenen Blößen sind die noch vorhandenen Waldmassen immerhin so kolossal, dass, wer den Böhmerwald nicht vor jenen Jahren gesehen hat, eine Abnahme des Waldes kaum finden wird; nirgends weiter in Mitteleuropa sind auch Waldmassen von solcher Ausdehnung vorhanden.

Besehen wir uns nun diese Hochwaldmassen etwas genauer. Die alten Hochwaldbestände haben noch immer einen urwaldähnlichen Charakter, denn sie sind ausnahmslos aus der ursprünglichen Urwalddecke des Gebirges hervorgegangen. Ein fast beängstigendes Gefühl, ein Gefühl der Kleinheit und Ohnmacht ergreift Jeden, der zum erstenmale einen solchen Bestand betritt. Die dominirenden Bäume, Fichten und Tannen, sind Riesen mit 45 bis 55 Meter hohen, 1 bis 1·3 Meter starken, säulenförmigen Stämmen und hoch angesetzten Kronen, ja streckenweise besteht der Wald nur aus solchen. Zwischen diesen Riesen, deren Alter 200 bis 300 Jahre beträgt, stehen jüngere Bäume, doch immerhin von mächtigen Dimensionen, denn auch sie pflegen selten unter 70 Jahre zu zählen. Nur an lichteren Stellen und in Lücken, welche durch das Fällen starker Bäume oder durch Windriss entstanden, trifft man junges Holz, undurchdringliche Dickungen bildend. Wenn solcher Hochwald nur aus Fichten und Tannen besteht, so macht er unläugbar einen düstern Eindruck, wenn aber das dunkle Grün jener Nadelhölzer häufig von dem hellen Laub der Rotbuche unterbrochen wird, so gewinnt derselbe ein heiteres und oft völlig parkähnliches Ansehen.

Außer diesen aus ehemaligem Urwald hervorgegangenen Altbeständen, welche schon seit langer Zeit einer rationellen Plänter-

wirtschaft [1]) unterlegen haben, gibt es aber auch noch wirkliche Urwälder, d. h. Waldbestände, welche nicht allein ohne Zuthun des Menschen entstanden sind und seit Jahrtausenden an derselben Stelle existiren, sondern um deren Verjüngung sich auch der Mensch nicht gekümmert hat, welche also sich selbst überlassen geblieben sind. Freilich jungfräulichen, von der Axt noch nie berührten Wald wird man mit Ausnahme des etwa 115 Hektare großen Lucken-Urwaldes am Kubani, welcher laut einer Bestimmung des regierenden Fürsten von Schwarzenberg für „ewige Zeiten" intakt erhalten werden soll als bleibendes Denkmal der ursprünglichen Urwaldpracht, kaum irgend anderswo im Böhmerwalde finden. Aber so lange der Mensch weder für die Verjüngung eines Waldes etwas thut, noch die von selbst gestorbenen, stehenden oder gefallenen Bäume aus den Beständen hinausschafft, wird derselbe den Urwaldcharakter bewahren, mag noch so viel Holz in ihm geschlagen werden. So aufgefasst, gibt es immer noch sehr bedeutende Urwaldstrecken.

Das Innere eines solchen Urwaldes macht noch einen ganz andern Eindruck, als die dunklen Hallen der geschilderten alten Hochwaldbestände. Bäume jedes Alters, vom einjährigen Pflänzchen bis zum fünfhundertjährigen Riesenstamme, stehen da in buntem, regellosem Gemisch; in allen Richtungen lagern Stämme (sogenannte „Ronnen") selbstgefallener oder vom Sturm geworfener und gebrochener Baumriesen, theils noch berindet, theils mit dicken Moospolstern, mit Farren, Bärlapp und Kräutern bedeckt, in den verschiedensten Stadien der Zersetzung begriffen. Auch stehend sterben die Bäume ab und ihre Stämme, zuletzt der Rinde völlig beraubt, leuchten dann aus dem dunklen Grün der lebenden Fichten und Tannen als weißgebleichte Leichen gespenstisch hervor. Die Humusschicht ist gewöhnlich so mächtig, dass der Same den eigentlichen Boden zum Keimen gar nicht findet.

---

[1]) Bei der Plänterwirtschaft werden nur einzelne Stämme, je nach Bedürfnis, aus dem Walde herausgehauen.

Um so üppiger wächst aber die junge Saat auf den faulenden Wurzelstöcken und den liegenden modernden Stämmen. Es ist ein eigener Anblick, wenn man eine solche Leiche daliegen sieht, und auf ihr der ganzen Länge nach Tausende von jungen Tannen und Fichten in frischestem Grün. Daher auch die merkwürdige Erscheinung, dass die Stämme im Urwald auf 45 bis 60 Meter hin oft in einer geraden Linie hintereinander stehen, wie aus einer Reihensaat aufgewachsen. Der lange Stamm auf dem die jungen Pflanzen aufgewachsen, ist längst vermodert, aber die Richtung, in der nun die großgewordenen Stämme stehen, zeigt noch seine alte Lage. Aus denselben Keimen auf Stöcken oder Stämmen erklärt sich auch die häufige Erscheinung, dass die Stämme auf Stelzen stehen, pandanusartig. Der Baum erreicht mit seinem unteren Stamm-Ende den Boden gar nicht, er steht schwebend auf einem Unterbau säulenartiger Wurzeln, und man kann hindurchgehen oder wie unter einem Zelte sich zwischen den Wurzeln lagern.

Dicht geschlossene Bestände trifft man im Urwalde selten; wo aber ein solcher vorhanden, da glaubt man auf dem weichen, dicken Moosteppich in einem Naturtempel zu wandern, denn das in schwindelnder Höhe schwebende dunkelgrüne Gewölbe der ineinandergreifenden Kronen, durch deren dichtes Nadel- oder Blätterdach sich nur hie und da ein Sonnenstrahl bis auf den Boden hinabzustehlen vermag, ruht auf mächtigen säulenartigen Stämmen. Alle Lücken und Lichtungen im Urwalde pflegen mit einer üppigen, oft bis zu zwei Meter hohen Vegetation von Sträuchern und Stauden erfüllt zu sein, welche im Verein mit den oft kreuz und quer übereinander lagernden, nicht selten brüchigen oder schlüpfrigen Ronnen und den häufig dazwischen befindlichen, mit einer trügerischen Moosdecke überzogenen Moorbrüchen und Wasserlöchern das Vordringen mitunter sehr erschweren.

Nächst dem Walde sind die beiden ausgeprägtesten Vegetationsformen der Bergregion Moor und Wiese. Erstere erfüllen als „Auen" die Sohle des weiten Längenthales der Moldau und auch anderer Thäler und sind vorherschend Grassümpfe, obwol auch in



Schwarzer-See im Böhmerwald.

ihnen die Torfmoose und andere Torfpflanzen eine hervorragende Rolle spielen. Von ferne machen sie den Eindruck von Wiesen und werden auch als solche benützt, wiewol das Futter, welches sie liefern, wegen der vorherschenden Sauergräser einen nur sehr geringen Nährwert besitzt. Einen ganz andern Anblick gewähren die „Filze“ oder Torfhochmoore, welche die Mulden der Kämme und Plateaux anfüllen und meist mitten im Walde vorkommen und mächtige Torflager zu enthalten pflegen. Hier besteht die Pflanzendecke vorzugsweise aus üppigen, von Wasser durchdrungenen Polstern, welche von bleichgrünen oder rötlichen bis purpurroten Torfmoosen gebildet werden und vielfach mit verschiedenen Torfsträuchern bewachsen sind. Ueber solche Torfmoospolster hinwegzuschreiten ist gefährlich, denn oft bedecken sie klaftertiefe Schlamm- und Wasserlöcher. Häufig genug findet man in den Filzen auch offene Tümpel oder Lachen schwarzbraunen Wassers, selten größere Wasseransammlungen, Teiche oder Seen. Eine festere Stütze gewähren dem Fuße die mit Sauergräsern, Zwergweiden und niederen Sträuchern bedeckten Wülste oder Kaupen, welche allenthalben aus der im Allgemeinen braun erscheinenden Moosfläche hervorragen. Oft muß man von einer solchen Kaupe auf die andere springen, um in die Filze einzudringen oder diese zu passiren. Mehr oder weniger dicht sind die Filze gewöhnlich auch mit Knieholzkiefern und Schwarzbirken, dazwischen auch mit verkümmerten Fichten bedeckt. Diese Torfmoore, deren manche eine Ausdehnung von mehreren hundert Hektaren besitzen, werden als unproductives Terrain betrachtet, haben aber als natürliche Wasserbehälter für die Bäche und Flüsse eine hochwichtige Bedeutung, wenigstens diejenigen, welche die Quellen von fließenden Gewässern enthalten.

Große Flächen nehmen in der mittleren Region auch die Wiesen ein, welche die meisten Thäler und Einsenkungen, welche keinen Wald tragen, mit ihrem saftigen Grün auskleiden. Der Ackerbau aber beschränkt sich auf die Cultur von Roggen, Hafer und Kartoffeln; nur in den unteren Gegenden wird der Flachs noch mit Erfolg gebaut.

Erreichen wir nun die obere Region, welche alle über 1100 Meter gelegenen Partien des höheren Gebirges bis zu den höchsten Gipfeln umfaſst, so finden wir den Ackerbau auf einige Hafer- und Kartoffelfelder beschränkt, welche sich an die sehr wenigen bewohnten Orte drängen, aber dem Menschen nicht den nötigen Lebensunterhalt zu bieten vermögen. Hier blühen die Kartoffeln erst Ende September und der Hafer braucht zur Reife dreizehn Monate und darüber. Auch Wiesen sind spärlich, dafür trifft man stellenweise echte Almen, wo die Sennwirtschaft betrieben wird wie in den Alpen. Alles übrige Terrain ist Waldboden, Filz oder nacktes Gestein. Der Wald, vielfach vom Sturm zerfetzt und vom Borkenkäfer decimirt, besteht fast ausschließlich aus Fichten, welche mit steigender Höhe immer kurzschäftiger und struppiger werden und an der Wetterseite mit langen grauen und braunen Flechtenbärten behängt sind; er hat einen ungemein düstern und unheimlichen Charakter. In den höchsten Lagen wird der Fichtenwald lückig, die Bäume drängen sich gruppenweise zusammen, als ob sie sich gegenseitig gegen die Unbilden der Witterung schützen wollten. Die erhabensten Kuppen tragen aber nur mehr zerstreute Büsche von Knieholz, vereinzelte Zwergfichten und Ebereschen, weshalb sie von ferne völlig kahl erscheinen, während in der Nähe der Boden sich gelb zeigt, da auf diesen Höhen die Felsmassen dicht mit einer gelbgrünen Krustenflechte überzogen sind.

Bei unserem Aufsteigen bis zu den höchsten Zinnen des Gebirges haben bisher die Vegetationsverhältnisse desselben unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, und wol mit Recht, da der Böhmerwald ein echtes Waldgebirge ist und seinen Ruf eben den Wäldern verdankt. Er birgt aber in den einsamen Mulden und Thalschluchten der oberen Region noch eine andere Merkwürdigkeit, auf die wir ebenfalls unseren Blick lenken müßen, bevor wir von dem Böhmerwalde scheiden. Es sind dies die an die „Meeraugen" der Tatra erinnernden hochgelegenen düsteren Seen, deren es im Ganzen neun oder zehn gibt, und die mit Ausnahme eines Sees dem böhmisch-

baierischen Grenzkamme angehören. Sie sind insgesammt sehr klein — der Schwarze See als der größte misst nur etwa 10 Hektaren — dagegen verhältnismäßig sehr tief; doch schwanken die Angaben über Größe und Tiefe, wie Höhenlage noch außerordentlich. Auch der landschaftliche Charakter ihrer Umgebung ähnelt sich vielfach, so dass wir durch den Besuch eines dieser Seen die Eigentümlichkeiten aller zur Genüge kennen lernen. Wir wählen den schon genannten Schwarzen See, den größten und tiefsten nicht bloß, sondern auch höchstgelegenen.

Vom Markte Eisenstein, nahe der Grenzstation der Pilsen-Priesener Bahn, erreicht man bald jenen Fußweg, der auf die Seewand und zum Schwarzen See geleitet. Am Heidelhof und dem Gehöfte des Höhlbauern vorüber, durchschreiten wir wechselnd Wald und Wiesengründe, bis wir in der Nähe der Seewand die kahlen Regionen der „Steinmeere" betreten. Als wäre der ganze Berg nur ein riesiger Steinhaufen, so wirr durcheinander liegen die Steinblöcke vom Bergrücken bis hinab ins Thal in allen Größen und Formen da. Mit Moosen und Flechten in allen möglichen Farben bunt überzogen, zeigen die Steinmeere ein ganz eigentümliches Aussehen — ein eigenartiger Mosaikboden, dessen wettergraue und moosgrüne Felder durch das üppige, mit roten Früchten behangene Himbeergesträuch in angenehmer Weise belebt werden. Der erst in neuester Zeit durch diese schauerliche Wildnis gebahnte Waldweg bietet eine schöne Aussicht auf den Arber und die nachbarlichen Thäler und bringt uns an den malerischen Felszacken des Zwergecks vorüber unmittelbar an der böhmischen Landesgrenze auf eine mit verkrüppelten Fichten und Knieholz bewachsene Felsenplatte, eine der Kuppen der Seewand. Von dem hier erbauten Aussichtsturme genießt man eine imposante Fernsicht, welche einen großen Theil Böhmens bis gegen Prag umfasst und weit über den südlichen Böhmerwald und über die baierischen Berge hinweg bis zu den dämmernden Höhen der Alpen reicht.

Ein tiefer gelegener Punkt der Seewand zeigt uns die Aussicht auf den Schwarzen See. Die Ueberraschung, die hier dadurch geboten

wird, dass man, aus dem dichten Waldgestrüpp hervortretend, plötzlich den dunklen Seespiegel, wol 160 Meter tief, am Fuße einer schier verticalen Felswand erblickt, wird in Jedermann den nachhaltigsten Eindruck hervorbringen und das Bild für lange Zeit dem Gedächtnisse einprägen.

An bewaldeter Lehne herabsteigend, erreichen wir in einer Stunde das Ufer des Sees und suchen nun die Stelle seines Abflusses auf, von wo der Anblick des dunklen, meist regungslosen Wasserspiegels den düsterer Nadelholz-Hochwald fast rings umrahmt, und der darüber sich erhebenden kahlen Felsschroffen der Seewand am wirkungsreichsten ist. Der See bildet drei Buchten und ist 90 Meter tief, weshalb sein Wasser so dunkel erscheint; aber aus dem gleichen Grunde könnten auch die übrigen Böhmerwald-Seen Schwarze Seen heißen. Fast jeder dieser Seen besitzt auch seine Seewand, wie der Abfluss stets Seebach genannt wird.

Am nördlichen Ufer steht ein aus Fichtenstämmen gezimmerter Pavillon, wo schattige Sitze zur Ruhe laden. Hier kann der Wanderer inmitten der schweigsamen Umgebung schwelgen und träumen im Anblick des romantischen Wasserbeckens, an das sich mehrere Volkssagen knüpfen, denen allen der Gedanke zu Grunde liegt, dass das Heiligtum der Natur durch die frevelnde Hand des Menschen zu Zwecken schnöder Geldgier misbraucht und entweiht worden sei.

36. Die Burgruine Schreckenstein.

Prachtvoll großartige Felswände erheben sich beiderseits der Elbe, wo diese aus Böhmen sich nach Sachsen wendet. Der Name der böhmisch-sächsischen Schweiz läßt zwar nicht den eigentümlichen Charakter, aber doch den Reiz und die seltene Naturschönheit jenes Flußgebietes ahnen. Die eigentlichen Reize des Elbethales beginnen schon bei der freundlichen Bischofsstadt Leitmeritz, dem würdigen Haupte jener Gegend, welche „Böhmens Paradies" genannt zu werden pflegt.

Die Fahrt auf der Elbe von Leitmeritz herab entrollt dem Reisenden eine rasch wechselnde Anzahl romantischer Partien, die bald einen heitern, bald einen ernsten Eindruck hervorbringen. Je näher dem Schreckenstein, desto romantischer wird die Gegend und erweckt in unserer Brust unwillkürlich die Sehnsucht, im schweigsamen Dunkel der Fichtenwälder zu wandeln, von den Bergkuppen und Felsen herabzuschauen auf die mächtige Gebirgskette, welche gleich den durch einen Zauberschlag versteinten Wogen eines wild empörten Meeres weithin sich ausbreitet. Das Gebirge ist theils mit Nadelholz bewachsen, theils erhebt es starr und drohend sein kahles, zerklüftetes Gestein, als wollte es emporwachsen und immer höher und höher werden, als wollte es mit seinen ragenden Steinmassen die eilenden Wolken aufhalten.

Drei Stunden nordwärts von Leitmeritz, auf einer dieser Klippen, einem bei 85 Meter hohen Klingsteinfelsen[1]), welcher sich aus dem Gebirgszuge bis zur Elbe hervordrängt und beinahe senkrecht über den silbernen Wellen steht, lagern die Trümmer der Burg Schreckenstein.

Von jeder Seite gesehen geben der steil aufsteigende Fels, der „Lurlei der Elbe", und die Mauerreste, die ihn krönen, ein herliches, romantisches und imposantes Bild. Nicht mit Unrecht trug das Gebäude oben den Namen Schreckenstein, denn stolz und hehr stand es auf felsiger Höhe, den Feinden zum Schrecken. Von drei Seiten war die Burg unzugänglich und zur vierten, dort, wo der Fels gegen die Nordseite zu etwas weniger steil durch eine Einsattelung mit der nächsten Höhenkette sich verbindet, war der Zugang durch einen festen Gürtel von Zwingern und Mauern geschützt.

Zwischen dem rechts aufgetürmten Burgfelsen, auf welchem die Reste des Hauptgebäudes stehen, und dem am linken Felsenrande sich hinziehenden Vorwerke wandelnd, gelangt der Besucher zu einigen steinernen Stufen, welche zu dem höher gelegenen, gothisch gewölbten Burgthore führen; ehedem vertrat die Stelle dieser Stufen eine schief über eine bedeutende Kluft gesenkte Zugbrücke.

Die Ruinen der Wohngebäude oben lassen die Weitläufigkeit und Stattlichkeit der Burg erkennen, welche vorwiegend im gothischen Stile erbaut war. Nebst einigen noch erhaltenen Gewölben ist hier der ehemalige Rittersaal vorzüglich bemerkenswert. In seiner Verfallenheit läßt derselbe doch seine ehemalige Einrichtung ahnen, und seine Fenster bieten eine prachtvolle Aussicht in das tief unten liegende Flußthal. Das Tafelwerk der Wände ist längst vermodert, die trauliche Spitzbogenwölbung gebrochen, der blaue Himmel sieht ruhig

---

[1]) Klingstein oder Phonolith ist ein plattenförmig sich absonderndes und in dünnen Platten beim Schlage hell klingendes Gestein mit dunkelgrünlichgrauer oder gelblichgrauer Grundmasse, welches in Ungarn, Böhmen, Deutschland weit verbreitet ist, einen trefflichen Bruchstein und verwitternd eine höchst fruchtbare Ackererde liefert.

hinein und die Sonne durchscheint von oben ganz ungehindert das Innerste der Ritterhalle und der zerstörten Gemächer, aus deren lockerem Gestein Gras und Waldblumen sprießen. Eine Schenkwirtschaft hat sich hier eingenistet, wie ein Sperling im Adlerhorst. Schlichte Tische stehen da gereiht, rohe Holzbänke vertreten jetzt die Stelle kunstreich geschnitzter Stühle, statt zierlich mit Wappen und Sinnsprüchen ausgestatteter, gewaltiger Humpen, statt der reich ciselirten Silberpokale klappern thönerne Krüge, klingen einfache Biergläser. Nicht die alten Schreckensteiner sind es, nicht stolze Wartenberger, nicht tapfere Kinsky's, nicht würdige Sprossen des Hauses Popel, die hier tafeln, schlichte Bürger sind es aus dem nahen Aussig, Badegäste aus Teplitz, neugierige Touristen und fahrende Landschaftsmaler. Sonnenschirme und Spazierstöcke aus gebrechlichem Rohr lehnen jetzt an den Wänden, an welchen einst Schwerter, Lanzen und Schilde blinkten.

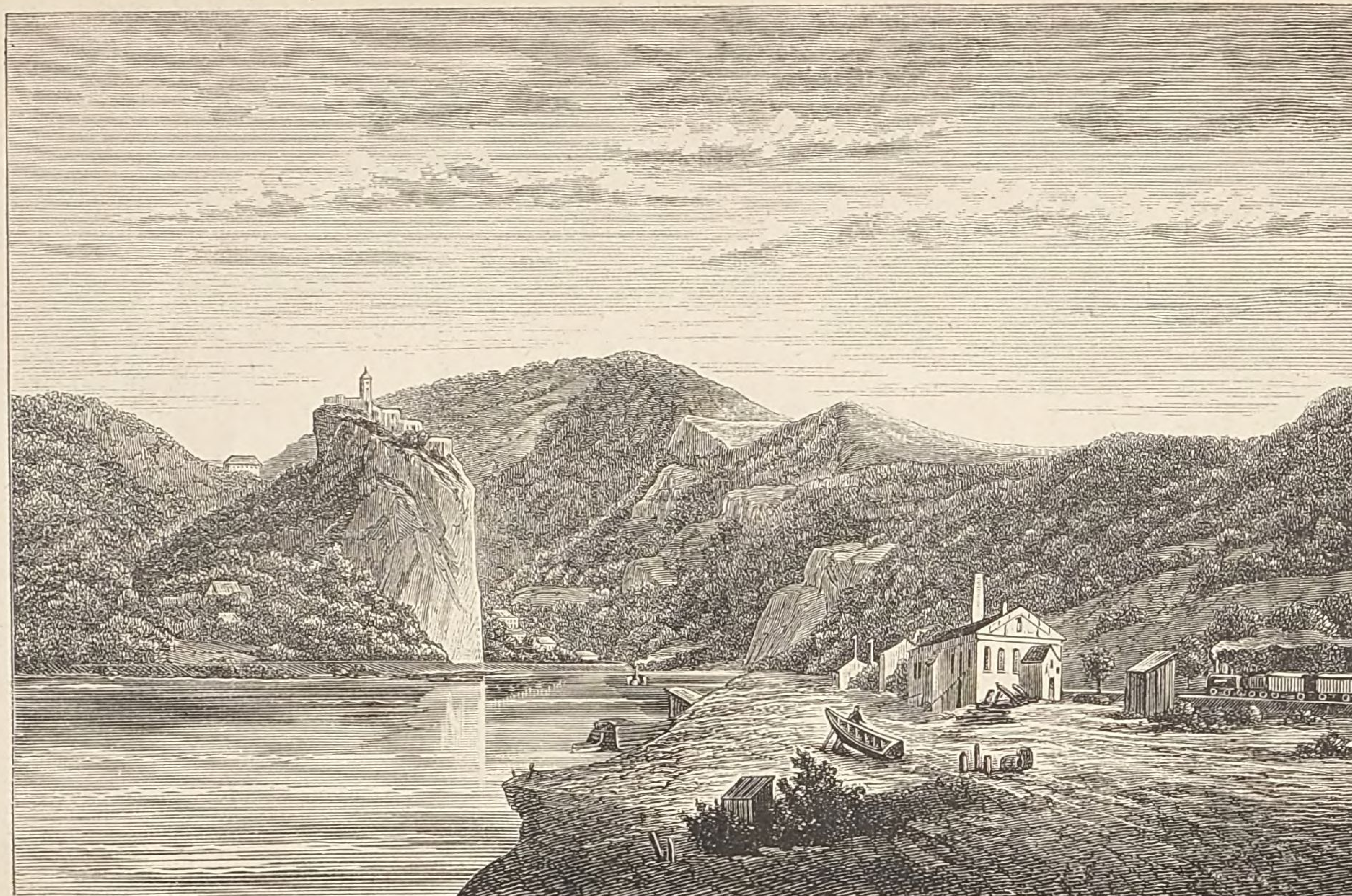
Das dachlose Gemäuer verlassend, schreiten wir über ausgebrochene Stufen zum Felsgipfel hinan, auf welchem uns das innerste Gebäude mit seinem noch immer hochragenden Wartturme, mit der zerfallenden gothischen Capelle und eingestürzten Kemenaten fesselt. Ueber Schutt und Steine, welche Moos und Gras bedeckt und Epheu umrankt, durchklettert man die öden Räume, bleibt aber jedesmal wie gebannt stehen, wenn der Blick durch einen Mauerriss oder ein Fenster in die lachende Gegenwart fällt, auf die amphitheatralisch aufsteigenden Bergketten, die braunen Felsen, die sonnigen Rebenhügel, auf die hier und dort aus dem saftigen Grün hervorlugenden Dörfer und Weiler, auf die Türme des freundlichen Aussig, auf den silbernen Fluss, der still des Schreckensteins bemooste Sohle netzt. Schwanke Nachen gleiten über die Wellen, bewimpelte Frachtschiffe und mächtige Holzflöße, bald überholt von dem schnelleren Dampfboot; und an all' diesen Fahrzeugen eilt ein Eisenbahnzug brausend vorüber.

An der Rundwarte und den innersten Burgresten vorbei kommt man durch ein enges Pförtchen über einen schmalen Steg, der jetzt die ehemalige Fallbrücke über einen gähnenden Felsspalt ersetzt, auf

ein kleineres, sich etwas tiefer herabsenkendes Plateau, welches das Vorwerk und die Verbindung des Burgfelsens mit der nachbarlichen Höhenkette schirmend beherscht. Hier war das Hornwerk des Schreckensteins; es liegt noch mehr in Schutt und Trümmern als die Hauptburg, und nur die Aussicht auf deren malerische Ruinen und auf die im Hintergrunde aus der Tiefe steigenden, mit Nadelholz bewachsenen Berge belohnt für den Weg auf dieses Felsenplateau.

Schreckenstein war, soweit Urkunden darüber berichten, ein landesfürstliches Kronlehen, welches zu Anfang des 14. Jahrhunderts Pešik von Střekow inne hatte. Dieser erbaute die Burg vom Grund aus neu und wurde dafür im Jahre 1310 mit einem königlichen Freibrief begnadet, welcher die einträglichen Elbzölle bei Leitmeritz und Aussig mit dem Schreckensteiner Kronlehen vereinigte. Er verkaufte im Jahre 1319 Schreckenstein an Georg von Wartenberg, welcher sich die Erblichkeit dieses Lehens versichern ließ. Einer seiner Nachfolger überließ 1400 die Burg Schreckenstein durch Tausch an die Familie von Wchynic; doch schon im Jahre 1415 finden wir Wlašek von Kladno als Herrn auf Schreckenstein, einen eifrigen Katholiken und einen der vornehmsten Parteigänger König Sigismund's.

Im Frühjahre 1426 erfüllte Waffenlärm die Gegend von Aussig und Schreckenstein. Es war die Zeit der schrecklichen Hussitenkriege. Sigismund hatte Aussig nebst anderen böhmischen Städten an Friedrich den Streitbaren von Meißen verpfändet und meißnische Truppen in dieselben gesetzt. Zu Aussig stand die Hauptmacht der Meißner. Die Taboriten und Waisen zogen im Frühling 1426 in Nordböhmen umher, die meißnischen Besatzungen zu vertreiben. Im Mai waren Leipa, Weißwasser, Trebnitz, Dux, Graupen und Teplitz in den Händen der Hussiten, aber Aussig trotzte noch. Ritter Jakoubek von Wřesowic, der zweite Führer der Taboriten, ein kühner, aber unsteter Kämpe, welcher mehr dem Waffenglück der Taboriten huldigte, als deren religiösen Eifer theilte, hatte die Stadt Aussig bald nach Ostern angegriffen und belagerte sie durch drei Monate hart und mit Ausdauer. Katharina



Schreckenstein.

von Meißen, Friedrich's entschlossenes Weib, rief in ihres Gemahls Abwesenheit ein bedeutendes Heer zusammen, das schwerbedrängte Aussig zu entsetzen und weiter in Böhmen vorzudringen. Ein Heer, welches, wiewol etwas übertrieben, auf 70.000 Mann geschätzt ward, darunter die Blüte der meißnischen und thüringischen Ritterschaft, zog in drei mächtigen Haufen gegen Aussig; aber die in den umliegenden Bezirken zerstreuten Böhmen, schleunige Waffenhilfe aus Prag entbietend, sammelten sich zeitig genug, den Scharen des Ritters Wřesowic beizustehen. Die Böhmen besetzten, 25.000 Mann stark, eilig die Anhöhe bei den Dörfern Predlic und Herbic[1]. Prinz Sigmund Korybut, der Priester und Feldherr Prokop der Große, Johann Smiřický von Smiřic, zwei Herren von Kunstat und Poděbrad, Hynek von Waldstein und die beiden mährischen Herren Johann Towačowský und Wenceslaw von Krawař waren die obersten Feldhauptleute der Böhmen bei diesem Verteidigungskampfe.

Am Morgen des 14. Juni kam es bei den Dörfern Predlic und Herbic zur Schlacht; sie war eine der blutigsten und für die Böhmen rühmlichsten im ganzen Verlaufe der Hussitenkriege. Vor Beginn des Kampfes rief einer der Unterhauptleute: „Wer diese Gottesschlacht mannhaft auskämpfen will, versöhne sich zuvor mit Gott dem Herrn!" Die Böhmen fielen sämmtlich auf die Knie und beteten laut, und die Taboritenpriester theilten das Abendmal aus. Prinz Korybut hielt eine feurige Anrede und übergab die Führung der Schlacht Prokop dem Großen.

Der erste Angriff der an Zahl überlegenen Meißner war fürchterlich. Im ersten Anprall rissen sie die vorderste Wagenburg nieder, von der zweiten jedoch empfieng sie ein mörderisches Feuer aus Haubitzen und Feldschlangen, welche die Böhmen meisterlich zu bedienen wußten. Mit wildem Geschrei stürzten die Taboriten in die Gassen, welche ihr

[1] Diese Anhöhe erhielt wegen des für die Meißner unglücklichen Ausganges der Schlacht, wobei sie in die Flucht geschlagen wurden, den Namen „Běhání", d. i. Laufen.

Geschütz in den feindlichen Massen gelichtet hatte. Ein Verzweiflungskampf entbrannte. Die Dreschflegelgarde Prokop's that Wunder der Tapferkeit, und „wo die Waisen dreinschlugen", heißt es in einem alten Liede, „dort floss das Blut in Strömen". Prinz Korybut selbst hieb wacker um sich. Wácha von Řičan führte „wie ein Löwe" des Prinzen Banner. Ein Trčka von Lipnic drang fechtend so weit in des Feindes Scharen, dass ihn die Seinen verloren gaben, er aber kehrte mit seinem Banner glücklich, sieghaft wieder. Der junge mährische Held Wenceslaw von Krawař wurde im dichtesten Handgemenge verwundet. Endlich wendeten sich die Meißner nach verzweifeltem Kampfe zur Flucht; müde vom Schlagen und verschmachtend vor Hitze und brennendem Durst, wurden sie scharenweise die Schlachtopfer der Verfolger. Die Dörfer Predlic und Herbic wurden angezündet und viele Meißner verbrannten in deren Häusern, in welche sie sich geflüchtet hatten. Beide Parteien hatten sich vor der Schlacht zugeschworen, keinen Pardon zu geben. Bei Predlic waren vierzehn Grafen und Hauptleute der Meißner von ihren Streitrossen gestiegen, steckten die Schwerter vor sich in die Erde und knieten um die große Meißner Heerfahne, um ritterliche Haft zu bitten, aber vergebens; sie fielen allesammt unter den Streichen der erbitterten Taboriten und Waisen; nur den Edelknaben, welche seitwärts bei den Pferden standen und die Stechhelme ihrer Herren hielten, schenkten die Sieger das junge Leben. Jakoubek von Wřesowic, der Taboritenführer, nahm aus Mitleid einen meißnischen Feldhauptmann auf sein eigenes Schlachtross, um ihn zu retten; die grimmen Taboriten aber tödteten ihn dennoch vor ihres Anführers Augen.

Das Heer der Böhmen hatte einen verhältnismäßig unbedeutenden Verlust erlitten; am meisten betrauerten sie den Tod ihres kühnen Unterfeldherren Johann Bradatý, welcher unter König Wenzel IV. Bürgermeister in Prag gewesen war. Die Meißner aber ließen 15.000 Gefallene auf dem Schlachtfelde, darunter 23 Bannerherren und sieben Grafen. Der Bach, welcher vom Schlachtfelde der Elbe zueilt, war

an diesem Tage buchstäblich vom Blute der Erschlagenen gerötet. Auf ihrer weiteren Flucht kamen noch viele Meißner um; bei Graupen und Geiersberg fand man bei dreihundert flüchtiger Ritter todt; aus der Begräbniscapelle, welchen ihnen ihre Verwandten dort errichten ließen, entstand später die jetzt berühmte Kirche des Wallfahrtsortes Maria-Schein. Auch bei Predlic wurde eine noch heute bestehende Gedächtniscapelle jenes blutigen Tages erbaut.

Die Söhne Wlašek's von Kladno mußten, um sich den Besitz des Schreckensteins zu sichern, nach jener Entscheidungsschlacht den Hussiten Bundesfreundschaft geloben.

Unter Georg von Poděbrad hielten die Herren von Wartenberg den Schreckenstein abermals im Pfandbesitze, um das Jahr 1500 die Herren von Waldstein. König Ferdinand I. verpfändete die an die böhmische Krone rückgelangte Burg an Kaspar Dešenský von Strojetic, und nach dessen im Jahre 1557 erfolgtem Ableben an dessen Sohn Wenzel, welcher sie mit königlicher Zustimmung an Wenzel Popel von Lobkowic auf Dux abtrat. Dessen Sohn Adam Gallus Popel von Lobkowic, einer der treuesten Räte Rudolfs II., welcher als kaiserlicher Commissär im Elsaß, in Siebenbürgen und Ungarn mit Erfolg gewirkt hatte, erhielt im Jahre 1601 für seine treuen Dienste die Burg und Herschaft Schreckenstein erbeigentümlich und seither blieb diese Besitzung bei der Familie Lobkowic.

Im dreißigjährigen Kriege besetzten im Jahre 1631 die Sachsen unter Arnheim den Schreckenstein, im Jahre 1634 die Schweden unter Banér, im Jahre 1639 ein Streifcorps vom Heere Torstenson's und 1648 des Obristen Coppy schwedisches Raubgesindel von der Königsmark'schen Armada. Vom dreißigjährigen Kriege ab wurde der Schreckenstein nur selten bewohnt und verfiel allmählich. Im siebenjährigen Kriege waren noch einzelne Gebäude unter Dach und ein Theil der Burg bewohnbar.

Während die Preußen im Jahre 1757 Aussig besetzt hielten, hatte sich eine Abtheilung Kroaten auf dem Schreckensteine eingenistet. Die

kühnen Rotmäntler neckten den Feind durch häufige Ausfälle und Streifzüge und erschossen bei einem solchen den preußischen General Zastrow. Die Preußen nahmen endlich die halbverfallene Burg energisch in Angriff, vertrieben die kroatische Besatzung und ließen ein Commando unter Major Eminger oben zurück. Nach der siegreichen Schlacht bei Kolin zogen die Kroaten (am 27. Juli 1757) wieder vor Schreckenstein, eroberten die Burg und nahmen den Major Eminger mit 200 Mann Preußen gefangen.

Diese kriegerischen Scenen verscheuchten die letzten Bewohner des halbverfallenen Schreckensteins, und Zeit und Wetter vollführten fortan ihr Zerstörungswerk unaufgehalten um so mächtiger und schneller, als das Dachwerk auch des letzten Gebäudes theils morsch zusammengebrochen, theils durch böswillige Leute verschleppt war. Wie das verwitternde Skelet eines mächtigen Giganten starren nun Schreckensteins Ruinen von ihrer Klippe herab in den silbernen Strom, den diese Burg einst beherscht, nicht als ein Schlupfwinkel und Schlagbaum kühner Raubgenossen, sondern als ein stolzer Sitz geachteter Herren, als eine Brustwehr des Vaterlandes, treu wachend an dessen wogenden Pulsadern, der herlichen Elbe.

37. In der böhmischen Schweiz.

Böhmisch-sächsische Schweiz! Der Name könnte nicht ungeschickter gewählt sein; denn mit dem Schweizer Alpenland hat die so bezeichnete Gegend nicht das Geringste gemein. Mag auch hie und da eine waldbeschattete enge Felsschlucht, von einem Bächlein durchrauscht, in ihrer Romantik an das Hochgebirge erinnern: die Illusion, der man sich hingegeben, ist sofort verschwunden, wenn man einen der breiten Thalgründe betreten oder gar die Höhe des niedrigen Gebirges erklommen, welche als ein einförmiges, mit Kiefernwald und prosaischen Feldern besetztes Plateau sich darstellt. Ehemals hieß die bescheidene, liebliche Landschaft, welche von Herrnskretschen bis Pirna von der Elbe durchzogen wird, das Meißener Oberland; erst seit dem Jahre 1795 ist der Name „sächsisch-böhmische Schweiz" in Gebrauch gekommen, zu einer Zeit, wo man sich den Schönheiten der Schweizer Hochgebirgswelt aufmerksamer zuzuwenden begann und nun mit Vorliebe auch anderen Gebirgslandschaften den Namen „Schweiz" beilegte, ohne damit das Ding mit dem richtigen Namen zu nennen.

Und trotzdem besitzt jenes von der Elbe und einigen Seitenthälern durchbrochene Sandsteingebirge, welches als „böhmische Schweiz" das Erzgebirge mit den Sudeten verbindet, seine eigentümlichen Schönheiten. Ueberall erblickt man senkrechte Felswände oder frei aus

ihnen hervortretende Pfeiler, die in gewissen Höhen terrassenförmig aufeinander gebaut oder horizontal abgeschnitten sind. Weite oder enge schluchtenartige Thäler mit senkrechten Felsgehängen, die nur am Fuße zuweilen von einer schrägen überwaldeten Schutthalde eingehüllt sind, durchschneiden ein einförmiges Plateau, auf dem hier und da einzelne Felsberge oder Pfeiler von ähnlichem Bau emporragen, so dass man deutlich erkennt, sie sind nichts Anderes, als eine bis auf geringe Ueberreste zerstörte obere Felsplatte. Horizontale Schichtung und senkrechte Zerklüftung ließen bei einer Thalauswaschung durch Wasser keine anderen Formen zu, als eben horizontale und senkrechte. Was hier schräg ist, ist Folge späterer Zerstörung, Schuttanhäufung oder kuppenförmiger Ueberströmung des aus engen Oeffnungen hervorgetretenen Basaltes. Die phantastisch wilden Formen des Sandsteins, welche sich indessen mit einer gewissen Gleichförmigkeit wiederholen, versetzen in poetische Stimmung; und wenn auch die Plateaux recht monoton sind, so bieten sie doch vielfach schöne Fernsichten tief nach Böhmen und Sachsen hinein. Auch das Silberband der Elbe verleiht der Gegend einen hohen Reiz. Was aber die Bequemlichkeit im Reisen betrifft, so gibt es wol kein Gebirgsland auf Erden, was hierin mit der böhmisch-sächsischen Schweiz sich messen könnte; die verfeinerte menschliche Cultur hat hier Alles so durchdrungen, dass die Gegend mehr einem großartigen Parke als einer Wildnis gleicht.

Der Antheil Böhmens am Elbesandsteingebirge wird durch die Thalfurchen der Elbe und des Kamnitzbaches in drei Gruppen getheilt, von denen die des Tetschener Schneeberges im Westen, das Binsdorfer Plateau und die Dittersbacher Heide im Osten des Elbestromes liegen.

Der Tetschener oder hohe Schneeberg, die bedeutendste Erhebung des nordböhmischen Sandsteingebirges, überragt mit seiner Höhe von 724 Meter alle Berge der böhmisch-sächsischen Schweiz. Es ist ein langer bewaldeter Bergrücken, $^3/_4$ Stunden lang, $^1/_4$ Stunde breit, von einem Felsenkranz umgeben. Nahe dem höchsten Punkte erhebt sich der feste, geschmackvoll aus Sandstein gebaute Aussichtsturm,

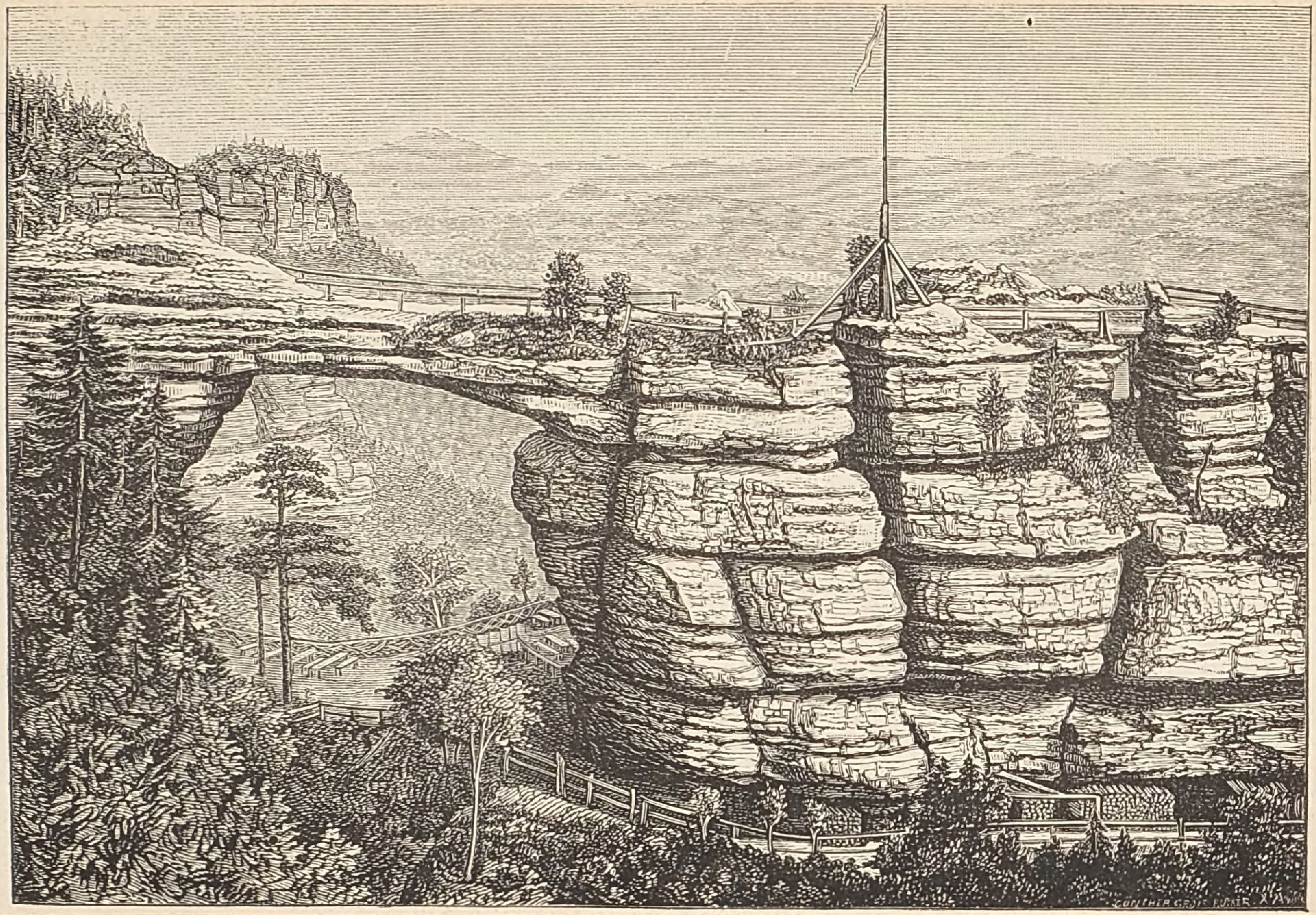
an 33 Meter hoch, den Graf Thun-Hohenstein im Jahre 1864 errichten ließ. Von seiner Zinne genießt man die großartigste Rundschau in der ganzen böhmisch-sächsischen Schweiz. In der Nähe breitet sich ein gewaltiges Waldpanorama aus, darüber ragen im Norden die Plateauberge der sächsischen Schweiz, nach Osten die Lausitzer Berge, nach Süden und Südosten öffnet sich das Eulau- oder Bodenbach-Thal mit einer Menge freundlicher Ortschaften, genau im Süden Eulau, darüber die Ruine Blankenstein, links davon Bodenbach und ein Stück von Tetschen; darüber erheben sich die Kuppen des Mittelgebirges mit dem Milleschauer bis zu dem einem Sargdeckel vergleichbaren Schloßberge von Teplitz; mehr im Vordergrunde erscheint westlich das Erzgebirge, während nach Nordwesten das Elbthal und ein großes Stück von Sachsen sichtbar wird, wo die Türme des reizenden Dresden sich am fernen Horizont scharf abzeichnen.

Einen natürlichen Uebergang, eine Vermittelung zwischen der Gruppe des Schneeberges und der Dittersbacher Heide bildet das Binsdorfer Plateau, welches an der Westseite von der Elbthalspalte, nordwärts durch das tief eingeschnittene Thal von Kreibitz und des Kamnitzbaches begrenzt erscheint und sich nach Osten und Süden bis zu jenen Tiefenlinien erstreckt, deren Streichen durch die Orte Böhmisch-Kamnitz und Tetschen angedeutet wird. Dieses Plateau, welches gegen Osten ansteigt, ist nicht bloß von enggeschlossenen Thalgründen mit senkrechten Wänden umgeben, sondern von solchen auch bis in das Innere durchfurcht. Im oberen Theile breiter, sind diese Thäler im Grunde mit Häusern bedeckt, wild und öde aber in den sehr engen unteren Partien. Auf der Höhe erheben sich einige theils aus Sandstein, theils aus Basalt bestehende flache Kuppen, unter denen der prachtvolle, abgestutzte Basaltkegel des Rosenberges am höchsten (634 Meter) emporstrebt, aber, da er ganz bewaldet ist, die Mühe des Ersteigens nicht lohnt.

Das zwischen der Elbe, dem Kamnitzbache und der Nordgrenze Böhmens gegen Sachsen gelegene Sandsteingebiet, die „böhmische

Schweiz" im engeren Sinne oder die Dittersbacher Heide genannt, zeichnet sich durch seinen bizarren landschaftlichen Charakter vor den eben geschilderten Gebieten in hervorragender Weise aus. Dort, wo am rechten Ufer die Kamnitz ihr Wasser der Elbe übergibt, liegt, nur wenige Minuten von der sächsischen Grenze entfernt, am tiefsten Punkte Böhmens das freundliche Dorf Herrnskretschen. Besonders reizend wird sein Anblick, wenn man von der Mitte des Stromes aus in der Abendbeleuchtung die zerklüftete Felswand betrachtet, an und unter welcher die Häuser des Ortes erbaut sind. Wenn wir von hier den Lauf der Kamnitz aufwärts verfolgen, so gelangen wir etwa nach einer halben Stunde in den lieblichen Edmunds-Grund, welcher von gewiegten Beurtheilern landschaftlicher Schönheit für den malerisch schönsten Grund der sächsisch-böhmischen Schweiz erklärt wird. In der That bieten die steilen Thalwände im Schmuck des wechselnden Grüns von Laub- und Nadelholz zusammen mit dem klaren, forellenreichen Wasser oft die prächtigsten Bilder.

Ungleich lohnender aber ist die Partie durch das Thal der Biela, welches sich oberhalb Herrnskretschen nordostwärts vom Kamnitzthal abzweigt. Denn hier führt der Weg durch romantischen Waldgrund an zahlreichen Sägemühlen vorüber, zuletzt auf steilen Treppen zu dem berühmten Prebischthore hinan, dessen kühner Felsenbau an Großartigkeit weder in Oesterreich noch überhaupt in Europa von einem andern übertroffen wird. Dieses Naturwunder erhebt sich auf der Höhe des gleichnamigen Berges, 291 Meter über dessen Fuß, 373 Meter über dem Meere. Durch eine freistehende schmale Felsenwand hat die Natur hier eine 20 Meter hohe und ebenso breite Wölbung gebrochen, unter welcher eine alte Fichte steht, die aber mit ihrem Wipfel zur Höhe nicht hinanreicht. Der obere Schlußstein hängt auf einer Seite mit dem Hauptfelsen zusammen und ist etwa 15 Meter lang, 3 Meter stark. Auf der andern Seite ruht er nur auf einem die Platte tragenden Pfeiler und hat so ein brückenartiges Ansehen. Alle Umrisse an diesem höchst sonderbaren Quadersandstein-



Prebischthor.

Gebilde sind abgerundet, als wenn der Drechsler die Felsen in der Drehbank gehabt hätte. Bietet sich schon durch die Thoröffnung dem Auge ein entzückendes Gemälde dar, so ist die umfassende malerische Fernsicht von der Felsenbrücke noch ergreifender. In unmittelbarer Nachbarschaft erheben sich die merkwürdigen Formen des säulenartigen Prebischkegels und des Kreuzsteins; in der Tiefe erblickt man eine Menge schauerlicher Abgründe, während sich in der Ferne die Fluren Böhmens zu einem Panorama ausbreiten, vom Erzgebirge und böhmischen Mittelgebirge begrenzt, aus denen sich in der Nähe der Rosenberg majestätisch erhebt. Von der Brücke hat man nur wenige Schritte bis zur Landesgrenze, so dass das Prebischthor gleichsam die nördliche Pforte Böhmens bildet.

Doch noch andere Wunderwerke des betretenen Sandsteinreviers sollen wir staunend erblicken, wenn wir unsere Schritte weiter ostwärts nach der Dittersbacher Heide lenken. Das kleine Dorf Dittersbach kann als ein Centralpunkt der böhmischen Schweiz betrachtet werden, denn es liegt $2\frac{1}{2}$ Stunden von Herrnskretschen, 2 Stunden von Böhmisch-Kamnitz entfernt und ist von diesen beiden Orten gleich leicht zu erreichen. Bei dem genannten Dorfe befindet sich der berühmte Felsenkessel von Dittersbach, der weit und breit seines Gleichen sucht. Rings um eine nur wenig ansteigende Fläche von 950 bis 1150 Meter Durchmesser, in deren Mittelgrund die Kirche von Dittersbach steht, erheben sich steil aufsteigende abgestufte Felsmassen in den groteskesten und abenteuerlichsten Formen. Bis zu einer Meereshöhe von 320 bis 360 Meter bilden sie zusammenhängende Sandsteinwände; von da aufwärts sondern sie sich aber in einzelne höchst malerische Felsgruppen, unter denen die schroff abstürzende Wilhelminen-Wand, der prachtvolle spitzige Felskegel Marien-Fels, das in kolossale Platten gespaltene Felsenprisma des Rabensteins, endlich die abgestumpfte Pyramide des Falkensteins besonders auffallen. Eine Wanderung zu den merkwürdigsten Punkten dieses Amphitheaters antretend, ersteigen wir zunächst auf 170 Treppen den Rudolf-Stein,

einen Felskoloss, der auf seiner Höhe ein Häuschen trägt, von wo aus man eine herliche Aussicht genießt. Ein Promenadesteig, der sogenannte Fürstenweg, führt von hier durch Laub- und Nadelholz-bestand auf und ab und zuletzt über eine Brücke auf die Wilhelminen-Wand, auf deren höchster Felskuppe eine Eremitage steht. Von da kommt man über „Balzers Lager", ein in Fels gehauenes Ruhebett, zu dem Großen Spitzgenstein oder Marien-Felsen; 240 Holz- und Steintreppen führen auf die Spitze der Felspyramide, von deren Gloriette aus man das ganze Elbthalgebirge bis zum Schneeberg bei Tetschen überblickt. Zwischen der Wilhelminen-Wand und dem Marien-Felsen liegt der Kleine Spitzige, drei Felssäulen, von welchen die mittlere auch der „Drahtbinder" heißt. Auf den Marien-Felsen folgen noch der Rabenstein und dann der Falkenstein, dessen Gipfel die Trümmer einer Raubburg trägt.

Nirgends zeigt sich der eigentümliche Charakter der Quader-sandstein-Gebilde deutlicher, als an diesem Felsenkessel von Ditters-bach. Wie künstlich aufgebaute Mauern und Türme starren uns 60 bis 100 Meter hohe Felswände oder reihenweise geordnete Felspfeiler entgegen; durch tiefe Klüfte abgesondert erscheinen die mächtigen Fels-platten, auf deren oberstem Ende große würfel- oder pyramidenartige Felsstücke in scheinbar sehr zweifelhaftem Gleichgewichte balanciren, und mit Recht fragen wir, welchen Kräften verdanken diese wunder-samen Gebilde ihren Ursprung?

Die Antwort lautet: nicht die vulcanischen Kräfte der Tiefe haben diese Felsgebilde emporgehoben, sondern das Wasser hat sie ausgewaschen und modellirt. Schon beim ersten Anblick dieser Bildungen unterscheidet man auch hier zweierlei Absonderungsflächen, welche sich in dem ganzen Quadersandstein-Gebirge vorfinden und ihm seinen Namen geben. Die ersten bilden fast horizontale, meilenweit fortziehende Stufen, welche zu wiederholtenmalen in Terrassen absetzen, bevor sie ihre normale Höhe erreichen. Diese horizontal abgestuften Fels-platten sind nichts Anderes, als die einzelnen Schichten, in welchen

der Sandstein seinerzeit durch Sandabsatz auf dem ehemaligen Meeresgrunde sich bildete. Die zweite Art der Absonderung des Gesteins bildet senkrecht auf der Schichtung stehende Klüfte, Risse und Spalten, welche die Felsmassen bis zu verschiedenen Tiefen durchsetzen und trennen und dadurch das Gestein quaderförmig theilen. Die Entstehung dieser senkrechten Klüfte kann aus der Zusammenziehung des Sandsteins beim Festwerden, nachdem das Meer sich zurückgezogen, und aus der Zerspaltung beim Durchbruch jüngerer vulcanischer Gesteine — der Basalte, welche kuppenförmig dem Quadersandstein-Gebirge aufgesetzt sind — durch den Sandstein erklärt werden.

So mögen wir uns vorstellen, dass jenes Labyrinth von grotesken Felsmassen, welches wir jetzt die böhmisch-sächsische Schweiz nennen, ursprünglich eine monotone Ebene von horizontal liegenden Sandsteinbänken war, die sich im Niveau des Königsteins und Liliensteins weithin gleichförmig ausdehnte. Der erste Regenguss, der auf die aus dem Meere langsam emporgehobenen Gesteinsschichten niederfiel, leitete die erodirende Arbeit des Wassers ein, die gefallenen Tropfen strömten nach der nächstgelegenen Bodeneinsenkung, zarte Rinnen hinter sich zurücklassend; zum Rieselbach vereint, folgen sie den vorhandenen Spalten des Gesteins und schneiden sich tiefer ein; als Bach stürzen sich die gesammelten Gewässer in die Klüfte, erhalten hier die volle mechanische Kraft einer stürzenden und strömenden Wassermasse und wühlen sich tiefe Schluchten in die Felsen. Zum Flusse vereint, waschen sie sich ein breites Bett aus, das sich mehr und mehr erweitert, bis endlich durch die fortdauernde Abwaschung und Fortführung des abgespülten Gesteinsmaterials jene Erosionsthäler gebildet sind, die von steilen, fast senkrechten Felswänden eingeschlossen werden, und in welchen zwischen Thalgrund und Thalwand kein allmählicher Uebergang wahrnehmbar ist.

---

38. Das Iser-Sandsteinplateau in Nordböhmen.

Die paradiesische Gegend Nordböhmens, welche zwischen dem Leitmeritzer Mittelgebirge und dem Jeschkenzuge eingebettet liegt, blieb unverdienterweise bisher vom Strom des reiselustigen Publicums unberührt. Freilich fehlten ihr bis vor wenigen Jahren die nötigen Eisenbahnlinien; heute aber steht dies Gebiet bereits mit den Hauptrouten des böhmischen Bahnnetzes derart in Verbindung, dass in dieser Hinsicht wol selbst dem bequemsten Touristen kein Wunsch mehr übrig ist.

Die herlichsten landschaftlichen Schönheiten der bezeichneten Gegend gruppiren sich um das Becken von Leipa, Hirschberg und Reichstadt. Im Nordosten desselben streichen die Ausläufer des Leitmeritzer basaltischen Mittelgebirges hin, das bei Haida noch einen seiner würdigsten Repräsentanten, den Kleis, aufgestellt hat; weiter östlich folgen die rasch nach der Niederung abfallenden Höhen des nordböhmischen Sandsteingebirges, als dessen am weitesten nach Süden vorgeschobener Posten der wild zerklüftete Slaviček bei Bürgstein gelten kann; noch weiter östlich liegt das Jeschkengebirge. Zwischen diesem nun und dem Leitmeritzer Gebirge zieht sich mit einem weiten Bogen nach Süd als Verbindungsglied das Iser-Sandsteinplateau hin; im Mittel

wenig über 300 Meter, an den nördlichen und südlichen Rändern aber 380 bis 450 Meter hoch, bildet es die Wasserscheide zwischen dem Polzenflusse, der Elbe und der Iser, letzteres Gewässer zwingend, von seinem ursprünglichen Laufe scharf nach Süden abzubiegen.

Dieses Plateau zerfällt in geologischer wie landschaftlicher Beziehung in drei Gruppen, in eine westliche, in der Gegend von Dauba und Mšeno, eine mittlere, bei Weißwasser und Hühnerwasser; und eine östliche, bei Aicha und Liebenau.

Letztere, welche mit dem Jeschkengebirge unmittelbar zusammenhängt, ist charakterisirt durch einzelne, scharf hervortretende Sandsteinkuppen, zwischen die sich kleinere Phonolithkegel gruppiren; eine höchst interessante Erscheinung sind hier die beiden scharfkantigen Basaltrücken, vom Volksmunde als Teufelsmauern bezeichnet, welche in einer Länge von drei Stunden in südwestlicher Richtung den Sandstein durchziehen; an manchen Orten ragen sie mauerförmig 6 Meter hoch empor, und mußte man, da sie dem Verkehr ein arges Hindernis entgegensetzten, tunnelartige Gänge durch sie hindurchbrechen; so zwischen Kössel und Sabert bei Oschitz. Nach Westen zu steigt das Terrain rasch in den ruinengekrönten Sandsteinfelsen des Dewin und denen des Hirschberges auf; die Basaltmasse des majestätischen Rollberges schließt die Gruppe ab.

Der mittlere Theil des Iser-Sandsteinplateaus charakterisirt sich durch ausgedehnte, einförmige Hochflächen; auch an ihrem Rande taucht eine gewaltige Basaltmasse auf: der zweigipfelige Bösig bei Hirschberg.

Der westlichste Theil zeigt lange Sandsteinplatten, von Basalt durchsetzt; echte Vertreter dieser Formen sind der Koselberg bei Leipa und der Lange Berg bei Habstein; eine große Anzahl von Thalspalten durchschneidet das Gebiet nach allen Richtungen. Eine Eigentümlichkeit der Anlage der Dörfer ist in diesem Theile bemerkenswert. Man könnte wol erwarten, dass die Ortschaften die Nähe des Wassers und der Straße in den Thälern aufsuchen würden. Aber letztere sind so schmal und haben so schroffe Ränder, dass für die Entwicklung der

Dörfer kein Raum blieb; so suchen diese die Höhe des Plateaus, und wir finden in den tief eingeschnittenen Gründen nur einsame Mühlen und Gasthäuser.

Von diesen jetzt genannten Bodenerhebungen ist nun das Becken völlig eingeschlossen, innerhalb dessen sich die Städte Leipa, Reichstadt, Niemes, Hohlen, Habstein und Hirschberg befinden; es ist noch einmal getheilt durch das Kummerer Gebirge oder den sogenannten Thiergartenwald, ein furchtbar zerrissenes Sandsteingebirge, an dessen Fuße vordem die Wasserwogen ihr wildes Spiel getrieben haben mögen; der dichte, finstere Wald, der es bedeckt, vollendet die wilde Schönheit seiner Thäler. Die sudetische Richtung dieses Gebirgszuges (Südost-Nordwest) war entscheidend für die Richtung der Straßen in dem besprochenen Gebiete; die wichtigsten derselben sind Leipa-Hirschberg-Weißwasser (zugleich Bahnlinie) und Leipa-Reichstadt-Hühnerwasser. Die höchsten Erhebungen des Thiergartenwaldes sind der Eichberg (452 Meter) und der große Petzberg (449 Meter), beide basaltisch. Die nordwestlichen Ausläufer, die ebenfalls aus Basalt bestehenden Mückenhahner Steine, sind so eigentümlich grotesk zerklüftet, klippenartig, dass man sie aus der Ferne gewiss für Sandsteinbildungen ansehen wird. Der kleinere westliche Theil des Beckens ist durchströmt von dem Abfluss der mächtigen, seeartigen Hirschberger Teiche, der größere östliche vom Polzenfluss. Die Ufer des letzteren sind sehr flach und werden zur Zeit der Ueberschwemmung in seenartige Flächen verwandelt. Das ganze Becken ist mit Diluvial-Ablagerungen bedeckt, die in fruchtbarem, rotem, lehmartigem Boden bestehen und eine Mächtigkeit bis zu fast 6 Meter haben. Edle Bergformen, „domartige" blaue Basaltkuppen steigen allenthalben aus dieser Ebene empor.

Die Abgeschlossenheit des Gebietes, das geringe Gefälle der Gewässer, die mächtigen Schuttablagerungen lassen wol darauf schließen, dass das ganze Becken früher einen See bildete, aus dem das Kummerer Gebirge, sowie die einzelnen Basaltkuppen inselartig hervorschauten: um so wahrscheinlicher ist diese Ansicht, als wir in

der Hirschberger Niederung noch drei große seenartige Teiche finden: den Heideteich (114 Hektar), den Großteich (342 Hektar) und den Großherrnser Teich (228 Hektar), der kleineren Wasserflächen, wie des Posel- und Woberner Teiches und der Hohlener Teiche gar nicht zu gedenken; alle diese Gewässer haben einen gemeinschaftlichen Abfluſs durch das Höllethal bei Neuschloſs in den tiefer gelegenen Leipaer Kessel.

Eine Wanderung durch dieses Höllethal gleicht einer solchen durch das Bielathal bei Königstein oder den Edmundsgrund bei Herrnskretschen. Zwischen schroff aufsteigenden Sandsteinfelsen, deren Höhen und Schluchten vom üppigsten Mischwald bedeckt sind, zieht der klare Fluſs still und ruhig dahin. Mächtiges Schilf und riesige Farne säumen ihn ein.

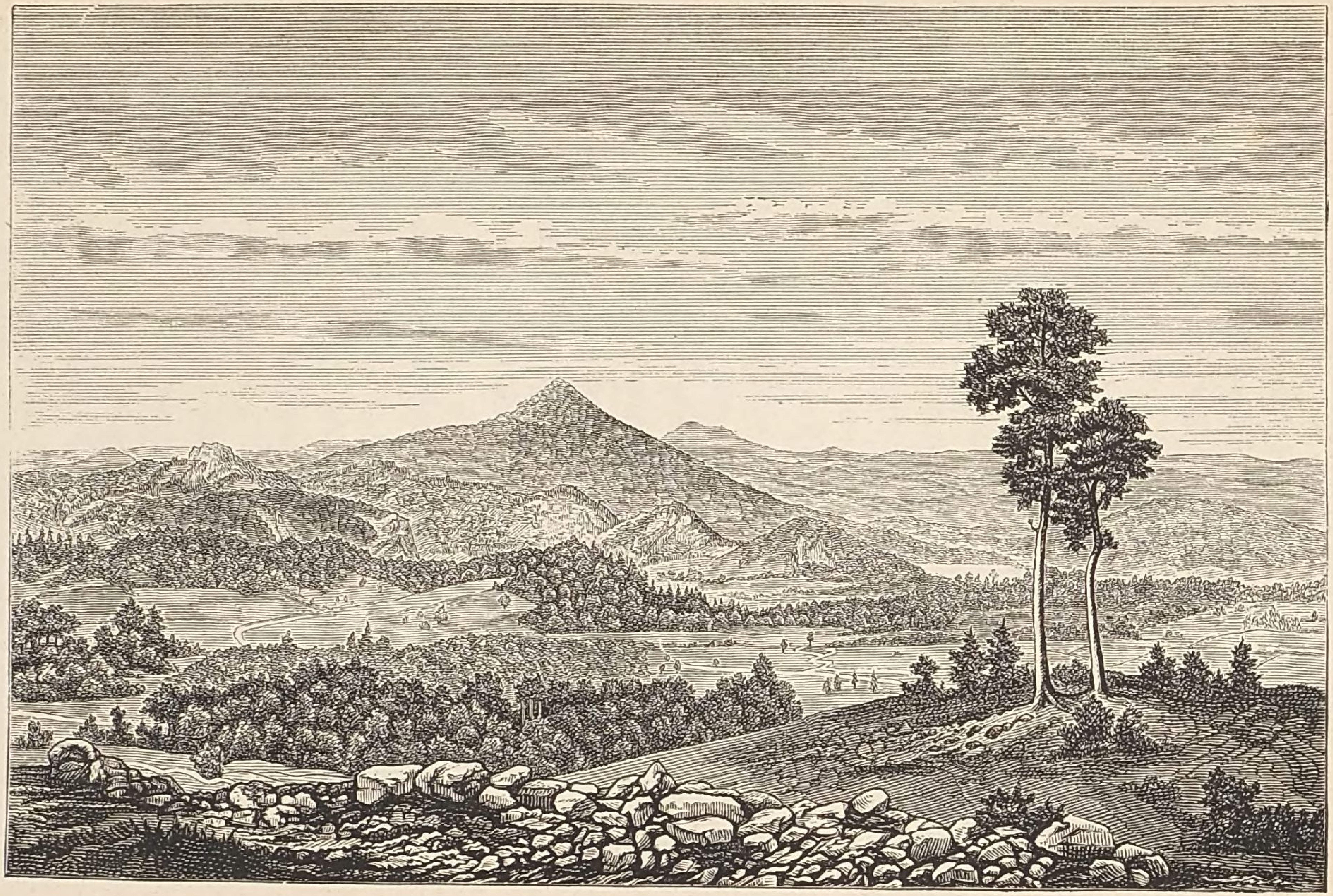
Dieses Thal ist gebildet durch den Durchbruch der in der Hirschberger Niederung früher aufgestauten Gewässer, deren Entweichung im Norden die höheren Sandsteinmassen ein Hindernis entgegensetzten. Im Laufe der Zeit arbeiteten sich aber die Fluten einen Weg hierdurch, und so entstand jenes reizende Durchbruchsthal. Aus der Mitte des Sees ragte als eine Insel der Sandsteinfelsen des höchst originellen Habsteines (bei der gleichnamigen Stadt) empor. Von welcher Seite man auch die Hirschberger Niederung betritt, überall hat man seine merkwürdige, mit den Trümmern einer Burg gekrönte Gestalt vor Augen. Der obere Theil des Felsens hängt weit über, so daſs das Ganze fast wie eine umgekehrte Pyramide aussieht; dies scheint darauf hinzudeuten, daſs allmählich zurückweichende Wasserfluten ihren Zerstörungsproceſs an ihm ausübten; indem die unteren Partien des Felsens länger dem feindlichen Element ausgesetzt waren, als die oberen, konnte die eigentümliche Form entstehen.

Das Städtchen Hirschberg scheint so recht geeignet zu sein, für Touristen als Standquartier zu vielen Ausflügen zu dienen. Die Luft wird hier noch nicht verpestet von dem Qualm der Fabriken; keinerlei Industrie stört mit lästigem Lärm das Stillleben der freundlichen Bevölkerung; zufrieden pflanzt Jeder in seinem Hopfengarten.

Der Wildfreund mag sein Auge weiden an den Rudeln von Wildschweinen, Dam- und Edelhirschen im gräflich Waldstein'schen Thiergarten, oder an den mannigfaltigen Sumpf- und Wasservögeln, welche die Ufer und Wasserflächen der Teiche beleben; der Botaniker und Entomolog kann hoffen, reiche Ausbeute zu erzielen; denn Sandstein und Basalt, selbstständig und vermischt, Wald und Wiese, sumpfige und trockene Striche sind in reichster Abwechslung vorhanden.

In etwas mehr als einer Stunde wandert man zu dem zweigipfeligen Bösig, der die Ruinen einer aus dem 9. Jahrhundert stammenden Burg und die Trümmer eines von dem Wallensteiner gegründeten Klosters trägt und von dessen Turme man eine Aussicht genießt, die vom Winterberg bis in die Gegend von Prag und vom Milleschauer bis zur Schneekoppe reicht. Oder man besucht den eine Stunde entfernten Altperstein, einen spitzen Basaltzinken, auf dem kühn die Trümmer eines Raubnestes hängen; oder endlich, man läſst sich durch den Thiergarten auf die Bornay am Nordrande des Großteiches führen. An grottenartig zerklüfteten Sandsteinwänden vorüber geht der Weg durch den wildprächtigsten Hochwald auf den steilen Basaltgipfel. Da liegen sie unter uns, die breiten, stillen Wasserflächen der großen Teiche, in deren blauen Spiegeln sich die freundlichen Ortschaften beschauen. Die ganze Hirschberger Niederung mit ihren üppigen Wiesengründen, saftig grünen Hopfengärten und ihren zahlreichen, domartigen Kuppen ist vor unserm Blick ausgebreitet. Ein wahrer Kranz von Ruinen und Schlössern folgt in weiterer Ferne: der Ralsko, der Bösig, das Hauskaschloſs, der Altperstein, die Ronburg, Habstein und Neuschloſs. Die langen Rücken des Daubaer und die spitzen Kegel des Leitmeritzer Gebirges schließen nach Westen das Gemälde ein, während nach Nord und Nordost das Auge über die düsteren Waldgründe bis zur fernen Lausche und dem Hochwald bei Zittau schweift.

Von Hirschberg Abschied nehmend, wenden wir uns der Stadt Leipa zu. In dem Gebiete zwischen Elbe, Iser und Kamnitz ist sie



Rollberg.

die bedeutendste Stadt. Das hat sie lediglich ihrer Lage an der Mündung des ganzen jetzt geschilderten Beckens zu danken. Hier laufen die Straßen von Hühnerwasser, Wartenberg, Gabel, Haida und Hirschberg zusammen, von hier aus gemeinsam durch das Polzenthal der Elbe zustrebend. Diese Hauptverkehrsader Böhmens, der Elbstrom, wäre wol von dem besprochenen Gebiete aus noch anders zu erreichen. So führt von Habstein und Hirschberg eine Chaussee nach Melnik und von Neuschloss eine solche über Graber und Auscha nach Leitmeritz; aber in den mannigfaltigsten Windungen schlängeln sich dieselben bergauf, bergab durch die mühsamen Passagen des Daubaer und an den Rändern des Leitmeritzer Gebirges hin. Ebenso unbequem sind die Defileen von Gabel aus durch das Jeschkengebirge nach Reichenberg und noch schwieriger die über das Lausitzer Gebirge nach Zittau. Wie nun der Polzenfluss sämmtliche Gewässer des ganzen Gebiets nach Leipa und von hier aus nach der Elbe führt, so zieht die Hauptmasse der Handelsproducte jener Gegend, Feldfrüchte, Holz, Hopfen, Vieh &c., die sanft abwärts sich neigenden Straßen nach Leipa und von hier aus durch die Passage, die der Polzenfluss vorschreibt und die in ostwestlicher Richtung die einzig mögliche durch das Leitmeritzer Gebirge ist, nach der Elbe. Abgekürzt wird dieser Weg noch durch die Bahn.

So ist Leipa ein natürlicher Stapelplatz. Es bildet selbstverständlich den Eingangspunkt für auswärtige Producte. Auch das geistige Material findet sich hier aufgestaut, Oberrealschule und Gymnasium, Bürgerschulen &c. sorgen für die intellectuelle Entwicklung. Wir können die Bedeutung dieses Ortes kurz mit den Worten zusammenfassen: Leipa ist Handels- und Schulstadt für die Umgegend. Der stets wasserreiche Polzenfluss mußte auch das Aufblühen der Industrie begünstigen, und so sind hier zahlreiche Fabriken entstanden.

Von Leipa aus empfiehlt sich ein Ausflug in das Šwojker Gebirge; das ist ein Complex von Sandsteinmassen, der schon vorhin erwähnte südlichste Ausläufer des nordböhmischen Sandsteingebirges.

Es scheint, als habe hier die Natur in den schaurigen wilden Schluchten, den schroffen Abstürzen, den höhlen- und grottenartigen Bildungen alle Schönheiten des Sandsteingebirges auf einen Punkt zusammendrängen wollen. Der Name Slaviček bedeutet nachtigallenartig. Unter gewissen Richtungen soll nämlich der Wind beim Durchstreichen der zahlreichen Schluchten klagende, melancholische Töne, ähnlich der Aeolsharfe hervorrufen; daher diese Bezeichnung. Der Gipfel (536 Meter, also wenig niedriger als der große Winterberg) ist basaltisch. Er gewährt eine wunderbar schöne Rundsicht, die bis zum Riesengebirge, dem Milleschauer, der Lausche und dem Musky bei Münchengrätz reicht.

Nördlich vom Slaviček, nahe dem Dorfe Bürgstein, steht der Einsiedlerstein, ein isolirter Sandsteinkegel, der die Ruinen einer Raubburg trägt und dem wir wegen des besonderen Interesses, das er erregt, noch einen speciellen Besuch abzustatten gedenken. Der Einsiedlerstein wurde nach einander von sechzehn Einsiedlern bewohnt, deren letzter 1801 starb. Aber er ist nicht der einzige Punkt dieser Gegend, welcher die Stätte eines eigentümlichen Eremitenlebens wurde. Mancherlei Raubgesindel, um religiöser oder politischer Verbrechen wegen Verfolgte, Deserteurs, Wilddiebe, Falschmünzer, wegen ekler Krankheiten Ausgewiesene, endlich fromme Einsiedler und Büßer — alle diese Leute suchten und fanden in den zerklüfteten Sandsteinfelsen im dunkeln Schoße des dichten Forstes willkommene Verstecke; hier konnten sie ungestört ihr lichtscheues Wesen treiben. So entwickelte sich in Böhmen ein Troglodytenleben, das hie und da bis heute besteht. Wie der Sandsteinkegel bei Bürgstein nach den Einsiedlern, so hat auch die Samuels-Höhle des Slaviček nach einem Eremiten ihren Namen. Die Höhlen des Höllegrundes tragen unverkennbare Spuren, daſs sie lange Zeit bewohnt gewesen sind; die Grotten der Drábska Skála, d. i. Räuberfels, bei Kleinskal, bildeten einst den Schlupfwinkel einer Bande, die die ganze Umgegend in Schrecken versetzte, bis eine von ihnen geraubte Jungfrau wieder entwischte und

die Landbevölkerung sicher durch das Labyrinth zur Rache führte. Auf dem Musky bei Münchengrätz besteht bis zum heutigen Tage ein echtes Troglodytendorf. Hier bilden die zahlreichen Höhlen des Sandsteingebirges die Wohnstätten ganzer Familien; in dumpfen, lichtlosen, von Schmutz starrenden Felslöchern hausen die Beklagenswerten, die engen, feuchten Räume noch mit Ziegen, Schweinen und Gänsen theilend. Krüppel und Cretins, völlig nackte Kinder und nur mit Lumpen halbbekleidete Erwachsene bekunden den Zustand äußerster physischer und geistiger Verkommenheit, in dem sich diese Gesellschaft befindet, und man weiß nicht, ob man bei ihrer Betrachtung dem Gefühle des Abscheues oder dem des Mitleides den Vorrang lassen soll.

Doch zurück zu unserm Gebiet. Vom Einsiedlerstein wenden wir uns nach Reichstadt. Alle die kleinen Landstädte, wie Reichstadt, Niemes, Wartenberg und Oschitz, in denen die Industrie gar keine oder doch nur eine sehr untergeordnete Rolle spielt, tragen ein und denselben Charakter: außer der Kirche, der Schule und dem Schlosse irgend eines reich begüterten Adligen weisen sie kaum ein bedeutendes Gebäude auf. Die Häuser sind fast alle noch aus Holz gebaut, selten über zwei Stock hoch, mit weit vorstehenden, oft bedenklich schief hängenden Dächern, die mit Schindeln gedeckt sind; eine Eigentümlichkeit bilden die Lauben, das sind an der Straßenseite befindliche, meist auf Holzsäulen ruhende Vorbauten. Während des Tages herscht eine fast unheimliche Stille auf dem Markte und in den Straßen; die Bewohner sind auf den Feldern und in den Gärten beschäftigt; erst nach beendetem Tagewerke beginnt sich größeres Leben bemerkbar zu machen. Dann findet man unter den Lauben bunte, malerische Gruppen gelagert, von rauchenden Männern und lachenden Frauen und Kindern. Zu ganzen Trupps ziehen Burschen und Mädchen singend durch die Straßen; zwischen die deutschen Lieder mischt sich wol hie und da eine čechische Weise. Reichstadt besitzt in dem mächtigen, weitläufigen, aber etwas schwerfälligen Renaissancebau des kaiserlichen Schlosses eine hervorragende Merkwürdigkeit. Die

fürstliche Pracht seiner mit herlichen Kunstschätzen geschmückten Gemächer erreicht ihren Gipfelpunkt in dem Saale der historischen Sitzung, wo wir Wand- und Deckengemälde von entzückender Schönheit und Holzschnitzereien alter, höchst seltener Arbeit finden.

So langweilig im Ganzen die Städte selbst, so reizend sind ihre Umgebungen. Da ist z. B. eine halbe Stunde von Wartenberg der Děwin, ein Sandsteinfelsen mitten im Walde mit einer sehr umfangreichen Ruine, von deren Zinnen man eine wundervolle Aussicht genießt auf den blauen Spiegel des Hammerteiches, der aus dem üppigsten Wiesengrün heraufschaut auf den majestätischen Rollberg, die Lausche, den Hochwald, Jeschken, Limberg, Tolzberg, Kleis, Slaviček, Ortelsberg, das Kamnitzer Gebirge u. s. w. Ein wahrer Kranz von Städten zeigt sich den erstaunten Blicken.

Wer noch mehr schauen will, erreicht in anderthalb Stunden den Gipfel des Rollberges, der sich ganz isolirt 411 Meter über die Ebene erhebt (696 Meter absolut). Sein Fuß besteht aus Sandstein, der von dichtem Nadelwald bedeckt ist; weiter oben tritt der Basalt auf; hier prangt der mächtigste Buchenwald. Auf dem Gipfel finden wir die riesigen Trümmer der Burg Ralsko; zwei ehemals kolossale Türme flankiren den Mittelbau, durch dessen Fensterhöhlen sich dem Auge ein entzückendes Landschaftsgemälde darstellt. Die Burg soll schon im 9. Jahrhundert bestanden haben; urkundlich tritt sie im Anfang des zehnten auf. Im 15. Jahrhundert war sie im Besitze der Wartenberge, die auch auf dem Děwin saßen und von hier aus die Umgegend brandschatzten. — Im Jahre 1468 belagerte der Sechsstädtebund [1]) das Schloß. Aber die Besatzung konnte ruhig auf ihrer Warte, die die festeste von Böhmen war, dem Angriff entgegensehen. Sie war wol verproviantirt, und wenig Mann vermochten dem Sturm von Tausenden zu widerstehen. Da erboten sich

[1]) Die Oberlausitzer Städte Bautzen, Görlitz, Zittau, Lauban, Löbau und Camenz schlossen 1346 einen „Sechsstädtebund" zu gemeinsamer Hilfe gegen Mörder, Räuber und andere Verbrecher.

zwölf Freiwillige aus der Stadt Zittau zu einem kühnen Wagstücke. Der Hirte, dessen Obhut die Herde des Schlosses anvertraut war, trieb täglich am Abhange des Berges die Rinder zur Weide. In der Abenddämmerung wurde er überfallen und niedergemacht. Das Dutzend Wagehälse trieb nun die Herde vor sich her, dem Gipfel zu. Als der Pförtner die ihm wolbekannten Glocken der Thiere vernahm, öffnete er sorglos, und im nächsten Momente wütete der Mord in der Feste. Die überraschte und völlig verblüffte Besatzung wehrte sich kaum und wurde bis auf den letzten Mann getödtet.

Mit der Erinnerung an diese wenig bekannte Heldenthat der tapferen Zittauer wollen wir von dem interessanten Gipfel scheiden und uns dem Städtchen Wartenberg zuwenden, wo wir diesmal das Ende unserer Wanderung erreichen.

---

39. Burg Bürgstein auf dem Einsiedlerstein.

Ueber die älteste Geschichte der Burg auf dem isolirten Sandsteinblock bei Bürgstein (unweit Haida im nördlichen Böhmen), welchen das Volk, seit einem Jahrhundert und länger, auch den Einsiedlerstein nennt, besitzen wir leider keine Nachrichten; doch müßen wir annehmen, dass die Gründung in einer sehr frühen Zeit stattgefunden habe, denn die natürliche Lage des Felsens war zu einem Burgbau sehr verlockend, ähnlich der des Ojbin bei Zittau. Die Herren von Lipa waren wahrscheinlich beider Burgen Gründer. Der ältere Name der Burg Bürgstein (in der früheren Schreibart Berkinstein, Birkstein, Pirkstein) war čechisch, denn vor den Hussitenkriegen sprach man in Leipas und Bürgsteins Umgegend noch größtentheils čechisch. Heute noch erinnern die Namen vieler Dörfer, Berge, Bäche an ihren slavischen Ursprung. Die Burg hieß ursprünglich Slup oder Sloup, d. i. die Säule, das Säulenschloss.

Ein Zweig der Herren von Lipa nannte sich nach dieser Burg „von Sloup", vertauschte aber diesen Namen bald, der Mode jener Zeiten folgend, mit dem deutschen „Berkinstein" und „Pirkstein"; dennoch erhielt sich der Name Sloup in Urkunden bis zum 17. Jahr=

hundert. Schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts verschwinden die Herren von Sloup oder Pirkstein aus der Gegend ihrer Stammburg und tauchen theils in Mähren, theils im Časlauer Kreise wieder auf, wo sie sodann eine zweite Burg Pirkstein erbauten.

Im Jahre 1440 saßen Johann und Friedmann Pancéř von Smojno als Herren auf Bürgstein. Mit ihnen zugleich erscheint Mikeš (Nikolaus) Pancéř von Smojno ebenfalls auf der Burg. Mit dem Namen Pancéř paarten sich Unternehmungen aus dem Stegreif und kühne Plünderungsritte. Die Pancéř auf dem Bürgstein waren in enger Verbindung mit vielen gleichgesinnten Nachbarn, welche es zuvörderst auf die Lausitz abgesehen hatten. Die Wartenberge auf Tetschen und Blankenstein, der unermüdliche Fehder Wilhelm Ylburg von Ronow, welcher damals auf der Kelchburg saß, und Mikeš Pancéř waren die kühnsten und gefürchtetsten Glieder des Bundes, der seine Streifzüge sogar bei hellem Tage bis in die Vorstädte des wolbewehrten Zittau zu machen wagte. Sie holten sich wol zuweilen blutige Köpfe, so wurden zum Beispiel Herrn Wilhelm Ylburg und dessen Pferde bei einem Zuge gegen Zittau, den er mit Pancéř unternahm, nicht weniger als sechzehn Wunden beigebracht, aber die Räubereien der Verbündeten nahmen so sehr überhand, dass die Sechsstädter [1]) im Jahre 1444 einen Kriegszug gegen dieselben beschlossen. Das Heer zog von Görlitz über Zittau; fremde Söldner verstärkten die Macht der Sechsstädter und einige böhmische Herren stießen zu denselben. Der Landvogt der Lausitz, Tymo von Koldic, leitete die ganze Unternehmung persönlich. Der erste Angriff geschah gegen Mikeš Pancéř: die Burg Bürgstein wurde in Brand geschossen und das Wasser, welches sie schützte, abgegraben. Von Bürgstein wandte sich der sechsstädtische Heerbann gegen die Burgen Rybnik, Habichstein, Ronow und Böhmisch-Kamnitz, welche wie die Städtchen Drum, Sandau und Kamnitz eingenommen wurden; nur die Burg

[1]) Sieh die Anmerkung auf Seite 396.

Duwin, ein Hauptsitz der Wartenberge bei Reichenberg, trotzte dem Geschütz und den Stürmen der Sechsstädter, welche von da den Rückzug antraten, nachdem sie durch vierzehn Tage die Besitzungen der Wartenberge und deren Verbündeten verheert hatten. Die Herren von Wartenberg schlossen mit den Sechsstädtern einen Frieden, welchem Mikeš Pancéř nicht beitrat. Er setzte die Fehde mit den Sechsstädtern auf seine eigene Faust fort und gab sich, selbst dem Leitmeritzer Landfrieden zum Trotz, nicht früher zur Ruhe, als bis im Jahre 1445 zwei Heere aus der Lausitz gegen ihn vorrückten, den rasch wieder hergestellten Bürgstein belagerten und zur Uebergabe zwangen. Die Burg Bürgstein wurde zerstört und ausgebrannt und Pancéř verpflichtete sich, ohne ausdrückliche Genehmigung des Königs dieselbe nicht wieder aufzubauen, dafür erhielt er jedoch eine Entschädigung an barem Gelde, welche die sechs Städte zusammenlegten. Dennoch wurde die Burg Bürgstein, welche die eigentlichen Besitzer, Johann und Friedmann Pancéř von Smojno, später an Wilhelm den Jüngeren Ylburg von Ronow abtraten, bald wieder hergestellt.

Durch Kauf gieng Bürgstein im Jahre 1471 an das Haus Berka von Dub und Lipa über, in dessen Besitz die Burg durch anderthalb Jahrhunderte blieb. Unter dem Letzten dieses Geschlechts war im Jahre 1596 ein neues Schloss zu Bürgstein aufgebaut worden; es war dasselbe ohne Zweifel das Schlossgebäude unter der alten Felsenburg am Meierhofe, größtentheils ein Holzbau, die Felsenburg selbst scheint jedoch damals noch in ziemlich gutem Zustande gewesen zu sein.

Von dem Hause Berka, das im Jahre 1607 erlosch, gieng der Besitz von Bürgstein auf die Familie Salhausen über. Diese, dem Böhmenkönige Friedrich von der Pfalz ergeben, erfuhr nach der Schlacht auf dem weißen Berge die Confiscation ihrer Habe, worauf Bürgstein im Jahre 1623 an einen der eifrigsten Katholiken und treuesten Anhänger Ferdinand's II., Zdenko Leo Libsteinský von Kolowrat verkauft wurde. Für seine Treue vom Kaiser in den Grafen-



Bürgstein.

stand erhoben, ließ Libsteinský das Schloss unter der Felsenburg Bürgstein herstellen und bewohnte dasselbe, besonders seit seiner Erhebung zum Hauptmann des Leitmeritzer Kreises, sehr oft. Die Schweden beunruhigten Bürgstein wiederholt und führten auch die Verödung der Burg herbei; sie erstiegen und verheerten dieselbe im Jahre 1639 nach einer kurzen Gegenwehr eines Häufleins kaiserlicher Soldaten.

Nach dem Tode des Grafen Libsteinský von Kolowrat fand man seinen Nachlass im zerrüttetsten Zustande, weshalb sämmtliche Güter zum Verkaufe gelangten. Seine wiedervermählte Witwe erstand die Herschaft Bürgstein und hinterließ diese ihrem Sohne aus zweiter Ehe, Ferdinand Hroznata Kokořowec Grafen von Kokořowa. Dieser fasste die eigentümliche Idee, die öde Felsenburg zu einer Andachtsstätte umzuschaffen: er errichtete daselbst eine Einsiedelei, ließ oben mehrere Bauten vornehmen, eine geräumige Capelle, Grotten und Betnischen in den Felsen hauen und einen neuen Aufgang anbringen. Das seltene Werk machte viel von sich reden, die abenteuerlichsten Gerüchte über dasselbe entstanden, ja man vergaß über der neuen Eremitage auf die alte Burg und bald galten sogar alle Felsenarbeiten auf dem öden Säulenschlosse sammt und sonders für eine neue Anlage des Grafen von Kokořowa. Der erste Einsiedler auf dem Bürgstein, der nun den Namen „Einsiedlerstein" erhielt, war um das Jahr 1690 Bruder Constantin, ein gelernter Baumeister, welcher an den Bauten und Steinarbeiten seiner kolossalen Felsenklause einen werkthätigen Antheil nahm. Bis Kaiser Josef's II. Hofdecret im Jahre 1785 alle Einsiedeleien in Böhmen aufhob, wohnte stets ein Einsiedler oder auch ein Paar derselben auf der Felsenburg Bürgstein.

Die Söhne des Grafen Ferdinand Hroznata von Kokořowa verkauften 1710 die Herschaft Bürgstein an das Haus Kinský, mit welchem eine neue Aera für Bürgstein begann. Durch die Grafen Kinský wurde die Herschaft in vielfacher Hinsicht gehoben und zu einem der ersten Industrie- und Handelsbezirke Böhmens umgebildet, besonders

durch den Oberstlandjägermeister Johann Josef Maximilian Kinský (geb. 1705, gest. 1780), den energischen und opfermütigen Schöpfer von Fabriken und neuen Industriezweigen, den Gründer neuer Dörfer, den milden Gebieter und frommen Kirchenstifter, welcher auch in den Jahren 1733 bis 1735 das jetzige elegante Schloss zu Bürgstein auf einer Lehne in einiger Entfernung von der alten Felsenburg erbauen ließ. Es ist die volle, ungeschmückte Wahrheit, was die Inschrift auf dem Grabmal dieses edlen Grafen in der Bürgsteiner Pfarrkirche sagt: „Seinem Vaterlande gab er Verdienst, Gewerbe und Handlung, seinen Unterthanen Eigentum, Freiheit und Reichtum, verewigte dadurch sein ruhmvolles Andenken in den Herzen seiner Landsleute.“

Einem Andern dieses Geschlechts, dem k. k. Feldmarschall-Lieutenant Karl Grafen Kinský (geb. 1766, gest. 1831), verdankt Bürgstein die meisten Verschönerungen; es ward durch ihn zu einem der annehmlichsten Adelssitze umgeschaffen. Sein reger Schönheitssinn beschäftigte sich auch mit dem „Einsiedlerstein“. Die alte Felsenburg wurde neuerdings bequem zugänglich gemacht, die hübschen und ganz originellen Gartenanlagen der Eremiten wurden wiederhergestellt und das Ganze einer zweckmäßigen Aufsicht übergeben. So bildet jetzt der Bürgstein den Anziehungspunkt für zahlreiche Besucher, deren Interesse durch die eigentümliche Oertlichkeit gewiss in hohem Grade angeregt wird.

Am Fuße des sogenannten Šwojker Gebirges, auf dessen Abhang ein Theil des Dorfes Bürgstein erbaut ist, öffnet sich, auf der einen Seite von malerischen, kieferngekrönten Sandsteinfelsen, auf der andern von allmählich aufsteigenden Hügeln begrenzt, ein eigentümlich reizendes Thal, dessen Sohle einst ein größeres, durch einen Bach erfrischtes Gewässer erfüllte, von welchem noch jetzt Teichgründe übrig sind. Inmitten eines solchen Teichgrundes, welchen nun die aufgedämmte Straße durchschneidet, türmt sich ganz isolirt und stark zerklüftet auf einer unbedeutenden Erhöhung ein mächtiger Sandsteinblock in beinahe cylindrischer Form, nur auf einer Seite ziemlich stark überhängend; dieser Fels trug das Säulenschloss Sloup oder war es gewisser-

maßen selbst, denn in seiner natürlichen Lage bestand doch eigentlich nur die Festigkeit der Burg und sein Kern war zu verschiedenen, zur Burg gehörigen Gemächern benutzt. Hart an dem Fels läuft die Straße, welche von Haida an dem neuen Schloss Bürgstein vorüber nach dem nahen Reichstadt führt. Nördlich unter dem Felsen steht der altertümliche Rest jenes von Adam Berka erbauten Schlosses und daran grenzt der ehemalige Meierhof, welcher urkundlich schon im Jahre 1412 bestand und jetzt größtentheils zu Beamtenwohnungen, Kanzleien und zu der Hauptniederlage der berühmten gräflich Kinský'schen Spiegelfabrik dient.

Die Urwässer haben die Kanten und Ecken des Steinkolosses stark abgerundet und die Wetter von Jahrhunderten verliehen dem Ganzen eine gleichmäßige, gelbgraue Färbung, die besonders bei einer hellen Beleuchtung eine prächtige Wirkung übt und schon manchen Landschaftsmaler zu herlichen Studien entzückte. Die höheren Theile des Felsens, welcher gegen 30 Meter hoch und 45 bis 60 Meter breit ist, sind abgeplattet; hier eine ganze Strecke geebnet, dort abgestuft, wie es die Notwendigkeit beim Burgbau gebot oder wie es sich gerade am besten thun ließ. Die Klüfte und Felsenritze sind theils sorgsam vermauert, theils sieht man an den alten Falzen und eingespitzten Löchern, wie dieselben einst durch Balken und Riegelwerk verwahrt gewesen sein mochten. An der Südwestseite laufen drei ziemlich regelmäßig in den Felsen gehauene Wehrgänge übereinander; sie bietet die breiteste Fronte und den eigentümlichsten Anblick. Zuoberst auf dem Plateau des Felsenkolosses wachsen Eichen und Kiefern und selbst die Streitgänge erscheinen von Reben begrünt, deren Stöcke noch von den Einsiedlern gelegt worden sind.

Man staunt, wenn man durch den neuen Eingang in das Innere des Felsens gelangt ist, über die vielen, mitunter hohen und langen Gänge, Treppen und Gemächer, die hier auf das mühsamste in das Gestein gehauen sind. Viele davon stammen aus der Zeit der ritterlichen Bewohner, andere aus der Epoche der Klausner. Die

sehenswertesten Partien aus der ältesten Zeit befinden sich an den erwähnten Streitgängen. Auf einem tieferen Plateau, von dem man unmittelbar die Wehrgänge betritt, steht eine riesige Buche, in deren Rinde man früher die Namen und Daten hoher Besuche einzuschneiden pflegte, als ein wol dreihundertjähriger Wächter des Eingangs zur Rüstkammer, welche aus zwei Felsengemächern besteht. In beiden sieht man noch die Falzen, in welchen die Holzriegel zum Aufhängen der Waffen angebracht waren; in der Fensterbrüstung des ersten Gemaches, dessen Decke von rohen, in Stein gehauenen Säulen gestützt wird, befinden sich zwei stylose, aber gewiss sehr alte Sculpturen, einen liegenden Löwen auf der einen, und auf der andern Seite einen aus dem Gitter gekommenen und nach demselben zurückblickenden Tiger vorstellend.

Beinahe am entgegengesetzten Ende des Streitgangs gelangt man über Stufen in den sogenannten „Krug", ein flaschenförmiges Gefängnis, welches früher keinen Zugang hatte und keine andere Oeffnung als jene, nicht viel mehr als mannsdicke, durch welche man die Gefangenen von oben hinabließ. Das Innere dieses „Krugs" ist mit vielen, mitunter sehr alten, mühsam eingekratzten Figuren bedeckt, davon die meisten das Werk qualvoller Langweile der Gefangenen sind. Das oberste Plateau hatte Raum für ein ziemlich großes Gebäude, doch ist von einem solchen außer einem Zug der Grundmauern nichts mehr übrig. Ein Wäldchen grünt oben und üppiges Moos; wo man da den Boden aufwühlt, stößt man fast allenthalben auf Brandspuren; es wurde an der eigentlichen Burgstätte bereits eine nicht unbedeutende Menge verkohlten Getreides aufgefunden.

Von der Burgstätte senken sich, einander gerade entgegenlaufend, zwei Stiegen in den Burghof hinab, wo man noch den halbverschütteten Felsenbrunnen, in den Stein gehauene Stallungen und die Stelle der ehemaligen Auffahrt sieht, welche von einem vorgeschobenen Felsblock besonders wirksam zu verteidigen war. Eine Fallbrücke verschloss den früher einzigen Aufgang zur Burg; man erkennt im Burghofe noch die Stelle, wo deren Aufzugskurbel angebracht war.

Die geräumige Burgcapelle, eine Reihe von Grotten und Nischen, zwei Häuschen, deren eines auf dem ehemaligen Würzgarten der Burg steht, stammen, wenigstens in ihrer jetzigen Gestalt, aus der Zeit des Grafen Ferdinand von Kokořowa und sind meistens das Werk des Eremiten Constantin, dessen Nachfolger kleine Gärtchen und Hecken anbrachten und so der öden Burg einen eigentümlichen, belebenden Schmuck verliehen. Die Burgcapelle, die unter dem Grafen von Kokořowa, wenn nicht ganz neu angelegt, so doch erweitert und ganz verändert wurde, mit ihren rohen, grauen Sandsteinwänden, ohne jeglichen Schmuck, in ihrer schwachen Beleuchtung, mit ihrer Aussicht aus den Rundfenstern in den von jenen beiden hohen Burgtreppen durchschnittenen Felsenspalt, macht einen überraschenden düstern Eindruck; man träumt in den Katakomben zu sein! Ueber der ovalen Deckenöffnung der Capelle wölbt sich eine gemauerte Kuppel, von welcher, so lange Klausner oben wohnten, morgens, mittags und abends ein Glöcklein ertönte, das noch immer nicht verstummte; es befindet sich seit 1785 auf einem Türmchen im Meierhofe unter der Burg und läßt noch immer täglich dreimal seine elegische Stimme durchs Thal erklingen.

---

40. Das Riesengebirge.

Der Name „Riesengebirge“ kommt nur einem kleinen Theile jener großen Gebirgskette zu, die sich in nordwestlicher Richtung ungefähr 370 Kilometer weit vom Fuße der Karpathen und den Quellen der Oder bis zum Elbe-Sandsteingebirge unter mancherlei Abwechslungen ihrer Höhe und Breite ausdehnt und gewöhnlich die Sudeten genannt wird. Das eigentliche Riesengebirge, čechisch Krkonošsky Hori, d. i. Halsträger-Gebirge, erstreckt sich von dem Liebauer Passe nahe der Boberquelle bis zum Harrachsdorfer Sattel an der Quelle des Queis, 38 Kilometer lang, 23 Kilometer breit, mit einem sanften Abfalle gegen Böhmen, dagegen steil auf der schlesischen Seite. Von den beiden Hauptzügen des Gebirges trägt der nördliche oder Riesenkamm die österreichisch-preußische Grenze, während der südliche ihm parallel streichende unter dem Namen der böhmischen Kämme sich ganz auf böhmischem Boden befindet. Beide Züge sind an den Endpunkten durch Hochwiesen zusammengegürtet, sonst aber durch einen tiefen Spalt — die „sieben Gründe“ — von einander getrennt, der vielleicht einst einen imposanten Gebirgssee bildete; jetzt hat die Elbe den südlichen Kamm durchbrochen. Da diesem letzteren noch ein Parallelzug vorgelagert, so ist im Süden der Fuß des Gebirges 15 bis 20 Kilometer vom Hauptkamme entfernt; über dem sich mächtig auftürmenden Vor-

gebirge sieht man die Hochgipfel, Schnee- oder Riesenkoppe, das Hohe Rad, die Große Sturmhaube, den Kesselberg und Brunnberg, emporragen. Von der nördlichen, schlesischen Seite erscheint das steil abfallende Gebirge als eine Riesenmauer, die sich in dunkler Bläue von dem lichteren Himmelsgrunde abhebt und durch ihre Majestät den Namen des Gebirges rechtfertigt. Hieher verlegten deshalb auch die alten Germanen den Wohnsitz ihres Göttergeschlechtes und nannten es das Asengebirge.

Vergleicht man die Höhenzüge, welche man unter dem Namen des deutschen Mittelgebirges zusammenfasst, mit dem Riesengebirge, so ergibt sich, dass dieses nach Form, Größe und Umriss unter jenen ebenso sich auszeichnet, wie es von den Alpen wiederum übertroffen wird. Wol zeigt das Riesengebirge nicht die malerischen Formen, wodurch sich viel weniger hohe Gebirge, wie die Gegenden an der Elbe, auszeichnen, noch weniger prangt es mit himmelanragenden beschneiten Hörnern und Nadeln, wodurch die Alpen Bewunderung einflößen; allein, wenn die übrigen Höhen des deutschen Mittelgebirgslandes dem Auge nichts als sanfte, wellenförmige, mit Wald bewachsene Bergrücken zeigen, unter denen sich ein einzelner Punkt durch besondere Höhe auszeichnet, so bietet das Riesengebirge einen viel ausgezeichneteren Anblick — kahle Berghöhen und stumpfpyramidale Gipfel, steile Abhänge und scharf zugeschnittene Kämme, mehr schroffe Klüfte und finstere Abgründe — als alle anderen Gebirge und erhält dadurch eine sich sehr unterscheidende, erhabene und ehrwürdige Physiognomie, die an die Alpen wenigstens erinnert.

Die Grenze des ewigen Schnees erreicht das Gebirge freilich noch nicht, aber der Winter ist doch bereits sehr lang und dauert in den oberen Höhen acht bis neun Monate. Die vier Sommermonate tragen ganz das Gepräge des Frühlings. Die Luft ist selbst während der Mittagsstunden und bei sonst schönem Wetter immer kühl auf diesen Höhen, der Boden theils wegen der noch übrigen Winterfeuchtigkeit, theils wegen seiner schwammigen Beschaffenheit, mittelst welcher er die

Feuchtigkeit der Atmosphäre sehr leicht in sich saugt, immer naß und sumpfig, die Bergbäche sind daher reich und schwellend. Rechnet man hiezu den bunten Schmelz der blühenden Alpenpflanzen, die in verschiedener Aufeinanderfolge hervorbrechen und verschwinden, und die außerordentlich üppige Vegetation an den Abhängen der Berge und in den Thälern, so erklärt sich der Anblick eines im Vergleich mit dem Unterlande längeren und schöneren Frühlings. Der Uebergang aus dem viermonatlichen Lenz in den Winter ist indes auch wieder viel schneller als im tiefen Lande. Kaum haben sich im September einige Nebel als Vorboten desselben eingestellt, so bricht sogleich Kälte und stürmisches Wetter herein, ungeheuere Schneelasten erfüllen alle Höhen und Thäler des Gebirges, und der Winter mit allen seinen Schrecken nimmt nun vom Gebirge Besitz bis zum Anfang des Mai.

Die Höhen des Riesengebirges sind, wie alle höheren Bergspitzen der Erde, den größeren Theil des Jahres hindurch in Wolken gehüllt. Der Hauptwolkenherd ist in dem nordwestlich anstoßenden Riesengebirge. Aus dieser Gegend werden durch die herschenden Westwinde die Wolken gegen den Riesenkamm getrieben und hüllen ihn, vereinigt mit den Dunstmassen seiner Gründe, in einen dichten Schleier ein. Es ist ein anziehendes Schauspiel, den Uebergang vom heiteren zum bedeckten Himmel zu beobachten. Eine einzelne oft sehr unbedeutende Wolke eröffnet meist die Scene; unter den Augen des Zuschauers wächst sie durch unsichtbare Zuflüsse zu einem weiten Dunstmeere an, das bald das ganze Gebirge überzogen hat. Bald verlieren aber diese Dünste ihre Spannkraft, sie ändern ihre weißliche Farbe in eine dunklere, senken sich immer tiefer an den Abhängen hinab und ergießen dann ihren Wasservorrat über das ganze Land. Oft aber verdichten sich die Dünste nicht zu Regen, ein Luftzug führt sie in höher gelegene Regionen schnell hinweg und die Gipfel des Kammes ragen kühn in die blaue Luft, stolz auf die tiefer liegenden Wolken hinschauend.

Durch das beständige Auffangen der Feuchtigkeit hat sich auf den Kämmen und an deren Abfällen ein schwammiger Moorboden



Der Elbefall.

gebildet, der immer mit Wasser getränkt ist und zahlreichen Flüssen und Bächen den Ursprung gibt. Solcher Moorgrund reicht auch unserem Elbstrome die erste Muttermilch. Man zählt wol sieben Quellwasser, die aus ebenso viel hochgelegenen sumpfigen Schluchten, zwischen der Schneekoppe, Teufelswiese, Sturmhaube und dem Ziegenrücken ihr Wasser auf der Elbwiese zusammenziehen. Ansehnlich stärker ist der vom östlichen Flügel des Gebirges kommende zweite Quellbach der Elbe, das Weißwasser, welches auf der „weißen Wiese" an den Abhängen der Koppe und des Brunnberges sich bildet. Durch zahlreiche Bäche, die aus den „sieben Gründen" kommen, verstärkt, fließt nun das Weißwasser dem Elbseifen zu, der in einem prächtigen Sturze, dem Elbfalle, von der Höhe der Elbwiese über kahle Felspartien malerisch herabbraust, um in beständigen Fällen durch den wilden Elbgrund seinen weiteren Weg zu nehmen.

Am Elbfalle befinden wir uns bereits über der Region des Hochwaldes, dessen Fichten das untere Gebirge dicht bedecken. Schon in einer Seehöhe von 1140 Metern erscheint hier die Zwergkiefer oder das sogenannte Knieholz. Häufig ein undurchdringliches Dickicht bildend, überzieht sie ausschließlich die höchsten Abhänge und den 1320 Meter hohen Kamm, fehlt aber ganz auf den über denselben sich erhebenden höchsten Spitzen des Gebirges, welche durchaus mit größeren und kleineren Felsblöcken überdeckt sind, ein Zeichen ihrer früheren bedeutenderen Höhe. Von ihnen aus gesehen, gewinnen große, mit Knieholz bedeckte Waldstrecken das Ansehen beschorner Buchsbaumgewächse, und ihr dunkles Grün sticht lebhaft und in wolthuender Abwechslung ab gegen das helle Grün der auf den Wiesen üppig wachsenden Gräser. Das schöne rote Holz der Zwergkiefer benützt man zu mancherlei Schnitzarbeiten, die den zahlreichen Wanderern zum Verkauf angeboten werden, sowie zur Feuerung.

Das Riesengebirge ist dicht bewohnt, und nicht bloß in den Thälern, sondern auch hoch hinauf an den grasreichen Abhängen der Berge, welche den Menschen durch die treffliche Weide für seine

Herden angelockt haben. Hier steht auch in der Nähe einer silberklaren Quelle die bescheidene Wohnung des Gebirgsmannes. Gewohnt, für die Herde mehr als für sich selbst zu sorgen, da von ihrem Wohle auch das seinige abhängt, ist der größere Theil seines Hauses mehr auf ihre Unterkunft als auf seine eigene Bequemlichkeit berechnet. Diese Gebirgswohnungen führen den allgemein üblichen Namen „Bauden“. In ihnen concentrirt sich das Sommer- und Winterleben des Gebirges; sie sind zugleich die Sennhütten und die Hotels der Berge; denn die hochgelegenen Bauden sind fast alle zur Aufnahme von Reisenden eingerichtet. Man ist dort gut aufgehoben, wenn man erst die schwüle und beängstigende Luft der selbst in den heißesten Sommertagen geheizten Stube überwunden hat.

Die Bauart und Größe der Bauden ist überall ziemlich dieselbe. Außer einer von Stein aufgemauerten Terrasse, die dem Hause als Unterlage dient, ist der Wärme wegen alles Uebrige von Holz. Erst in neuerer Zeit fieng man an, auch die Wände der Häuser von Stein aufzuführen, verkleidet indessen das Innere sorgfältig mit Holz. Der Eingang zur Baude wird im Winter mit Reisigwänden und Holzschobern verschanzt, damit er von dem oft sehr hohen Schnee nicht verweht werde und durch ihn nicht die Kälte eindringen könne. Die kleinere Hälfte des Hauses begreift die Wohnstube und zuweilen neben ihr eine kleine Kammer; vor der Wohnstube ist ein enger Hausflur mit der Küche, hinter dieser eine Milchkammer oder der Keller, durch den stets ein Arm des frischesten Bergwassers geleitet wird, um die Vorräte möglichst frisch zu erhalten. Die größere Hälfte des Hauses nimmt der Stall ein, der durch eine Thür mit dem Hausflur verbunden ist, während durch eine andere an der Vorderseite des Hauses das Vieh aus- und eingeht. Das Dach läuft an den beiden schmalen Seiten der Baude spitzig zu und ist mit Schindeln gedeckt; der Aufgang zum Dachraum führt von der Hausthür aus durch eine Leiter. Ist der Abhang, an dem die Baude erbaut ist, steil, so führt eine Thür zum Dachraume hinaus auf den Berg. Ist dies nicht der Fall,

so ist eine hölzerne Stiege angebracht, durch die das Heu in den Bodenraum gebracht wird, der zu seiner Aufbewahrung bestimmt ist. Der Heuboden ist zugleich der Schlafraum für das Gesinde, und in den von Reisenden besuchtesten Bauden auch für sie.

Man unterscheidet Sommer- und Winterbauden, erstere werden nur den Sommer, letztere das ganze Jahr hindurch bewohnt. In ihnen findet man daher auch größeren Schutz gegen Kälte und eine größere Geräumigkeit, als in den Sommerbauden, die luftig und leicht gebaut sind und die Besorgnis erwecken, dass einer der hier immer wütenden Sturmwinde sie einmal in die Tiefe schleudern möge. Um dies zu verhüten, ist das Dach an den Giebelseiten offen und gibt dem Winde freien Durchgang, überdies aber noch mit großen Steinen beschwert. Die Winterbauden liegen meist dorfähnlich beisammen und haben dann Benennungen wie Dörfer, so Kleinaupe, Kolbendorf, Wolfshau, Brückenberg; die Sommerbauden liegen zerstreut im Hochgebirge und werden nach dem Namen ihres Besitzers oder Erbauers genannt. Manche dienen nur zur Beherbergung von Reisenden, wie die Grubenbaude an den 300 Meter tiefen, senkrecht abfallenden Schneegruben und auf der Spitze der Schneekoppe das im Jahre 1868 erbaute Koppenhaus.

Die innere Einrichtung der Bauden bezieht sich immer auf die Beschäftigung ihrer Bewohner: den Wiesenbau und die damit verbundene Viehzucht. Jeder Baudenmann besitzt unmittelbar vor seiner Wohnung, längs dem Abhang des Berges, ein nach Verhältnis seines Viehstandes größeres oder geringeres Stück Land in erblichem Pacht, das er sorgsam von Steinen reinigt und oft mit den aufgeschütteten Haufen desselben einzäunt. Diese sogenannten Grasgärten sind schon aus der Ferne durch ihr frisches Grün von der übrigen Bergweide sehr unterschieden, ihre Cultur oft mit der der schweizerischen Matten im Wesentlichen eine und dieselbe, ihr Wert aber weit geringer als der der Alpenmatte. Sie sind von sehr verschiedener Güte in verschiedenen Theilen des Gebirges; im Ganzen haben die auf den

mittäglichen Berglehnen der böhmischen Seite gelegenen hinsichtlich ihrer Fruchtbarkeit den Vorzug vor den auf der Winterseite befindlichen schlesischen. Für die besten Wiesen werden allgemein die in den „sieben Gründen" gehalten; die südliche, von drei Seiten durch die höchsten Berge geschützte Lage dieser Wiesen und der Reichtum der Bewässerung befördert hier mehr als irgendwo das Gedeihen des Pflanzenlebens.

Steigen wir von dem Kamme des Gebirges in seine oberen und unteren Thäler, so sind es zwei Erwerbszweige, welchen wir unter der dichten Bevölkerung vornehmlich begegnen, die Spinnerei und Weberei. Findet sich der Flachsbau auch nur in den Vorgebirgen, so ist die erste Verarbeitung desselben doch durch das ganze Riesengebirge verbreitet. Außer Böhmen deckt namentlich Mähren den Bedarf der fleißigen Spinner. Die Vorarbeiten zur Herstellung eines guten Flachses sind ungemein mühsam, so dass oft von einem Kilogramm nicht mehr als 13 bis 16 Dekagramm feines, zu einem vorzüglichen Gespinnste taugliches Material übrig bleibt. Von ihm wird dann aber auch ein Faden gewonnen, der bei einer Länge von 16.800 böhmischen Ellen (10·6 Kilometer) nicht mehr als 2·5 Dekagramm wiegt. Und dieses Wunder wird von Männerhänden mittelst der Spindel oder des Spinnrades vollbracht. Indes bedient man sich zu dem feinsten Garn lieber der Spindel als des Rades, obwol man mit diesem schneller arbeitet. Selbst im Gehen sieht man die fleißigen Spinner, bald Erwachsene, bald Kinder, bei ihrer Beschäftigung. Dennoch ist der Lohn nur ein kärglicher, und dieser wird dem armen Arbeiter nicht selten durch Garnhändler noch verringert, welche ihn nötigen, den Flachs und andere Dinge, die er zu seinem Zwecke braucht, von ihnen zu beziehen. Oft verdient die fleißigste Spinnerfamilie kaum 50 bis 60 Kreuzer den Tag, wovon die ganze Familie, drei bis vier Kinder außer Mann und Frau, nicht nur erhalten, sondern auch gekleidet und noch soviel erübrigt werden soll, um neuen Flachs anzukaufen. In welche Not gerät das arme Volk alsdann,

wenn der Winter mit aller Strenge oder anhaltende Theuerung der nötigsten Lebensmittel eintritt!

Zu dieser armen Bevölkerung gesellt sich die gleich arme der Weber. Ueberall ist der Webstuhl verbreitet, seine Zahl hat sich seit Anfang dieses Jahrhunderts mindestens verzehnfacht, denn manches Dorf, das damals kaum drei Webstühle zählte, hat jetzt deren dreißig. Die Arbeiten der Weber sind nach der größeren oder geringeren Feinheit verschieden und werden auch verschieden bezahlt; gleichwol herscht fast unter allen Arbeitern große Not, da namentlich die Maschinenweberei Englands und Belgiens den kärglichen Verdienst schmälert. Fast zur größern Hälfte sind die Bewohner des Riesengebirges Weber. Andere finden Unterhalt in den Bergwerken, Eisenhämmern und Glashütten, oder sind Holzhauer und Köhler, oder verfertigen Spielzeug, Küchengeräte, musikalische Instrumente, wie Geigen, Guitarren und andere. Alle sind sie arm und führen ein ungemein dürftiges Leben. Trotzdem fehlt der Frohsinn nicht; die Arbeit macht die Leute mäßig und heiter, versüßt ihnen die Nahrung und dann die Ruhe.

---

41. Gräfenberg.

Wo im Nordwesten von Mähren die Grenzen Böhmens, Preußens und des österreichischen Schlesiens zusammenlaufen, liegt in einem weiten Thale der Sudeten das Städtchen Freiwaldau mit dem westlich nahe darüber sich erhebenden doppelgipfeligen schöngeformten Berge, auf dem die Colonie Gräfenberg gebaut ist. Diese Colonie hat keine Geschichte; sie datirt von der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als Bürger von Freiwaldau sich daselbst ansiedelten. Aber sie kann sich eines Mannes rühmen, dessen Name in der Geschichte der Heilkunst fortleben wird, dessen Andenken mit warmer Verehrung von Tausenden gehegt wird, welche die Herstellung der Gesundheit, das Wiedererringen der Freude am Leben den mächtigen Wirkungen der Wassercur verdanken, die der seltene Mann zum Wole der Menschheit geschaffen und in bewundernswerter Thätigkeit viele Jahre zur Ausführung brachte. Vincenz Prießnitz, ein Bauernsohn und selbst Landwirt, war es, der solche Schöpfung ins Leben rief. Er wandelte die ehemalige, fast bäuerische Ansiedlung des Gräfenberges um zu einem vielberühmten Wallfahrtsorte. Um die heilspendenden kalten Quellen des tannenbewachsenen Gebirges schuf er Umfassungen und Wege, baute Häuser auf dem Gräfenberge

und endlich das große weitläufige Curhaus, welches auf der Höhe die ganze Colonie überragt.

Der Ruf wolgelungener Curen durch die von Prießnitz zuerst angewandte Wasserheilkunst zog bald Leidende aus allen Weltgegenden herbei, so dass Gräfenberg schließlich Jahr für Jahr an 2000 Curgäste und darüber aufzuweisen hatte. Aber nicht das Wasser allein, welches als Bad, zu Einpackungen in nasse Tücher, bei Douchen, als reichlich genossenes Getränk Anwendung findet, bildet hier das einzige Heilmittel; der Patient muß seine ganze Lebensweise naturgemäß umgestalten und namentlich bei einfacher Kost jeder Witterung trotzend viel Bewegung im Freien machen, wozu die schöne Umgebung Gräfenbergs, die ausgedehnten prächtigen Nadelwälder in lieblicher Weise einladen. So verlangt die hiesige Cur von dem Patienten manches Opfer, indem er seine ganze bisher gewohnte Lebensart ändern und gleichsam einen neuen Menschen anziehen muß. Darum war auch Gräfenberg trotz seines Weltrufes nie ein moderner Badeort, und als es mit Prießnitz, der im Jahre 1851 starb, die Hauptanziehungskraft verlor, sank es bald zum nunmehr wenig beachteten Curorte herab. Aber des Begründers Anhänger verbreiteten seine Heilmethode unter der gesammten civilisirten Menschheit und verschafften in der Heilkunde überhaupt dem Wasser die ihm als Heilmittel von Natur aus gebührende Stellung.

In der Umgebung von Gräfenberg findet man allenthalben Zeichen des Andenkens und dankbarer Verehrung, dem verewigten Naturarzte gewidmet. So ist ihm unweit der Colonie ein kleines, in gothischem Stile ausgeführtes Mausoleum erbaut. An dem sogenannten Koppenwege erhebt sich ein von dankbaren Magyaren errichtetes Denkmal, ein Werk Schwanthaler's. Außer einem „böhmischen Monumente" gibt es auch ein „preußisches" an der „Preußenquelle". Eine hochgelegene, durch einen Obelisk gezierte Waldquelle heißt die „Prießnitz-Quelle", wobei heutzutage Jeder zunächst an den Gründer des Ruhmes von Gräfenberg denkt. Ihr Name jedoch erinnert zugleich an einen

der Vorfahren von Prießnitz, der hier zur Zeit des dreißigjährigen Krieges erschlagen ward, als er Soldaten verfolgte, die ihm seine Tochter geraubt hatten. Noch höher im Walde findet man die oft bekränzte „Vincenz-Quelle", in der Nähe der „steirischen" und „finnischen Quelle", die sich sämmtlich durch ihr vorzügliches und sehr kaltes Wasser auszeichnen.

Vorzugsweise ist es die nördliche und östliche Seite des Gräfenberger Waldgebietes, welches den reichen Quellenschatz birgt. Ihr gegenüber im Norden erhebt sich an der rechten Seite des Bielaflusses die Goldkoppe, ebenfalls mit zahlreichen, aber weniger benützten Quellen. Höher als die Goldkoppe steigt die nahe Nesselkoppe (966 Meter) empor. Von letzterer genießt man eine herliche Fernsicht auf den unteren Theil des Bielathales, auf die Berge der Grafschaft Glatz und auf die unermesslìche gegen Norden sich erstreckende Ebene Preußens, geschmückt mit Städten und Dörfern, unter denen bei reiner Luft Johannisberg, Neisse und viele andere Ortschaften leicht erkannt werden; nur gegen Süden ist der Blick durch die vorliegende hohe Masse des Hirschbadkammes (983 Meter) gehindert. Lohnender noch war vor Jahren die wunderbar große und prächtige Fernsicht von dem Haupte der Goldkoppe, als die Bäume auf dem Plateau noch nicht so hoch gewachsen waren, wie heute. Da sah man tief unten im Thale das Städtchen Freiwaldau zu beiden Seiten der Biela mit weißen Häusern auf den saftigen Wiesengründen sich ausbreiten. Westlich von Freiwaldau ragen die hohen und steilen Wände der beiden Kuppen des Gräfenberges empor, während im Südosten kleine, grüne und schöngestaltete, zum Theil mit Tannen geschmückte Hügel sich von dem ebenen Thalboden erheben, umsäumt von Obstbäumen, die bald hier, bald da ländliche Wohnungen oder industrielle Werke hervorblicken lassen. Diese Hügel verlieren sich dann in der Richtung auf Buchelsdorf, von wo sie in dem langsam aufsteigenden Boden unkenntlich werden, der als der östliche und nördliche Fuß der gewaltigen Masse des Hochscharkammes anzusehen ist.



Gräfenberg.

Dieser imposante, wellenförmig gekrümmte, lange Bergrücken erscheint zu Freiwaldau und Gräfenberg als die größte Erhebung. Mit seinem Scheitel ragt er schon in jene kalten Regionen hinauf, wo der Baumwuchs aufhört und das Moos beginnt. Die höchste gegen Osten liegende Kuppe ist der Köpernikstein, die westliche niedrigere Kuppe kann man als den Hochschargipfel auffassen. Er senkt sich westlich mit zackigem Felsgrate gegen das Thal von Lindewiese herab. Gewährt schon diese Berggruppe, namentlich im Mai, wenn die Scheitel zum Theile noch mit Schnee bedeckt sind, einen vorzüglichen Anblick, so wird er bei klarer Luft noch viel mehr gehoben durch die östlich ihm sich anschließenden Formen der Brünnelheide, des roten Berges, des von Gräfenberg gegen Süden sichtbaren, sehr regelmäßig und schön gestalteten Kegelberges, hinter welchem sich die breiten, flachgewölbten Heideflächen des Altvaters erheben. Wendet man den Blick gegen Südwesten, so schaut man in das reichbebaute Thal von Lindewiese und westlich darüber hinaus auf die hohe Kuppe des Spieglitzer Schneeberges. Das lange Thal von Waldenburg erstreckt sich von Freiwaldau gegen Süden, und dieses passirt man gewöhnlich, wenn man Ausflüge auf den Altvater unternimmt. Dieser Berg behauptet in den Sudeten denselben Rang, den in den kleinen Karpathen die Lissahora und der Radhošt, und im Harz der Brocken einnimmt. Er hat nun einmal den Ruf, der interessanteste und höchste Punkt zu sein, obgleich man weiß, dass seine Lage die reichhaltigen Fernsichten nicht begünstigt, die man erwartet, und dass selbst seine Flora auch auf den meisten andern Höhenpunkten dieses Gebirges anzutreffen ist.

Wie überhaupt in den Sudeten, so zeigen auch hier die Thäler eine reiche, oftmals großartig entwickelte Vegetation. Bis zu der ansehnlichen Höhe von 1260 Meter und darüber steigt der Tannenwald empor; tiefer abwärts mischen sich Buchen, Ahorn und andere Laubbäume unter das Nadelholz. Besonders kraftvoll und blütenreich ist das Pflanzenleben in tiefeingefurchten feuchten Thalschluchten, welche

im Juli oft einen wahrhaft erstaunlichen Anblick gewähren. Da erheben sich zwischen riesenhaften Blättern des Huflattichs die klafterhohen Blütenrispen des Fingerhutes, des blauen Rittersporns und Eisenhutes, purpurrote Büschel der Wasserklette und zuweilen die Stengel des vornehm blickenden Türkenbunds mit seinen seltsam gestalteten Blüten. Dazwischen wuchern die symmetrisch geformten Wedel des Farrenkrautes und auf weite Strecken hin breitet sich wie ein Teppich der Flor von Veilchen und kleineren Blumen, oder in niegesehener Menge Heidel- und Erdbeeren, bedeckt mit einer Fülle von Früchten.

Solchen Schmuck finden wir überall in engen Thalgründen der Sudeten; aber die Gegend von Gräfenberg besitzt vor anderen sudetischen Landschaften noch einen Vorzug, der dem Naturfreunde wie dem Botaniker gleich in die Augen fallen muß; es ist die große Mannigfaltigkeit und Schönheit der Flora in den Gesträuchen und wolbewässerten Wiesengründen um Freiwaldau, welche sich selbst an den Seiten der Flächen der kegelförmigen Höhen von Gräfenberg hinaufziehen. Diese wechseln ab mit Kornfeldern, und indem man sie durchschreitet und die Bergwaldung hinaufsteigt, bemerkt man die mit der Höhe über dem Meere sich verändernde Charakteristik in der Pflanzenwelt. Wenige Stunden genügen, um auf kleinerem Raume diesen Wechsel beobachten zu lassen. Gilt uns nun mit Recht das Thal von Freiwaldau als einer der reizendsten Punkte des ganzen Sudetengebirges bloß aus dem Grunde seiner vorzüglich schönen und mannigfaltigen Blicke in die Nähe und in die Ferne, so wird diese Entscheidung bedeutend bekräftigt durch die Hinweisung auf die großen Vortheile, welche dem Geologen, dem Physiker und dem Botaniker durch einen längeren Aufenthalt in Freiwaldau oder auch auf dem Gräfenberge geboten sind. Vier Richtungen zu größeren Ausflügen stehen mit guten Straßen zu Gebote. Gegen Norden das Bielathal in die preußische Ebene, gegen Osten die Bergstraße über Raiwiesen nach Obergrund und Zuckmantel, gegen Süden über Waldenburg nach dem Altvater, gegen Westen das Thal von Lindewiese über Golden-

stein und Eisenberg in die mährische Ebene. Dazwischen noch viele Nebenwege, um bequem Berg und Thal durchforschen zu können, und überdies die kühn angelegte prächtige Straße über den roten Berg, welche zu mehr als 950 Meter Meereshöhe ansteigt und das Thal von Freiwaldau mit dem romantischen Thale von Reitenhau, Wiesenberg und Ullersdorf verbindet.

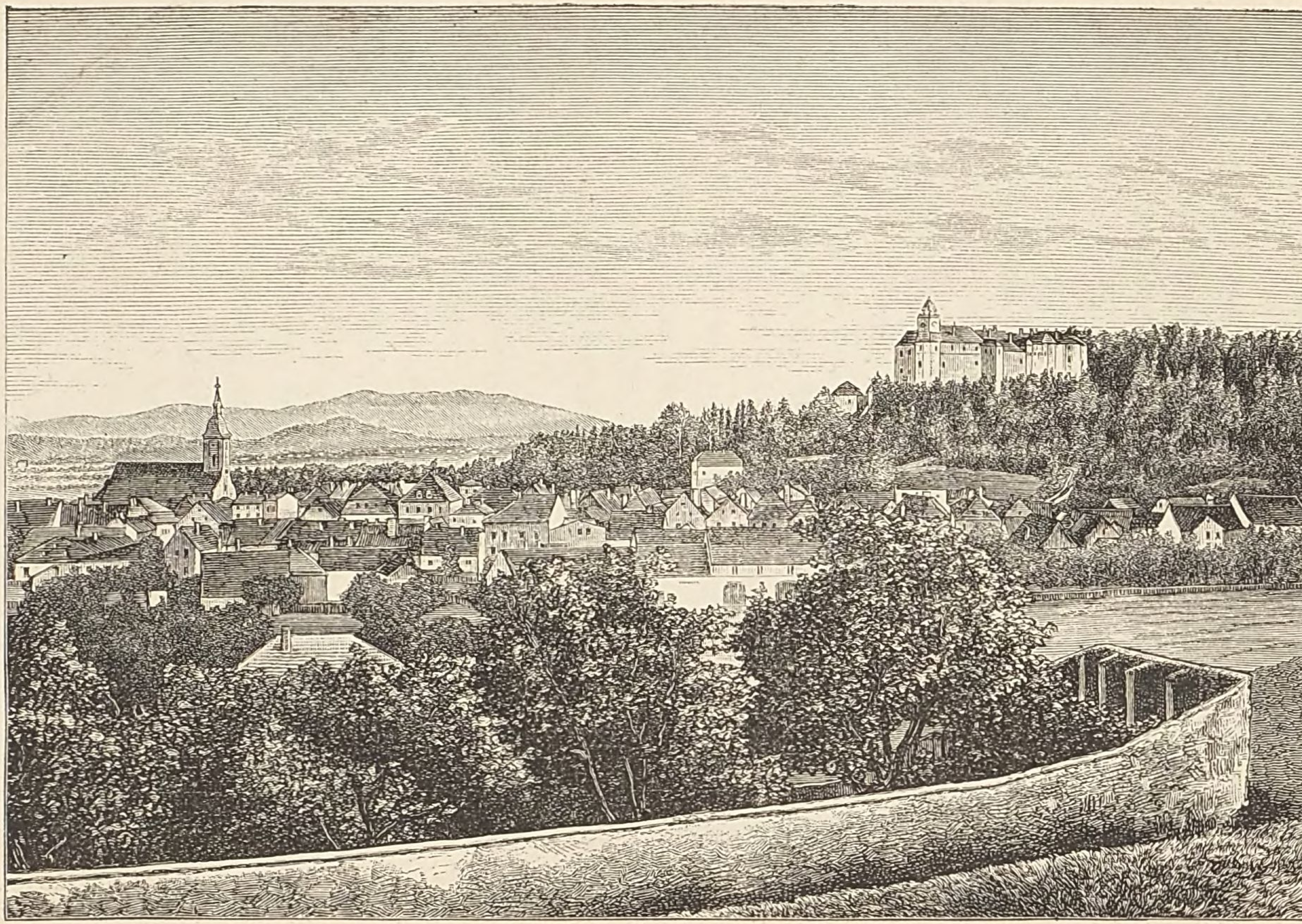
---

42. Johannisberg in Schlesien.

Im Nordwesten von Freiwaldau liegt unweit der preußischen Grenze das Städtchen Jauernig, dessen 3200 Einwohner Wollweberei und Kronraschfabrication betreiben, besuchte Ross- und Viehmärkte abhalten. In der Nähe ist ein Silber- und Bleibergwerk im Gange. Der Ort selbst ist schlicht und anspruchslos, er besitzt aber in dem alten Schlosse Johannisberg eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges.

Auf dem Gipfel eines steilen und felsigen Vorberges der Sudeten thronend, von Parkanlagen umgrünt und von Ziergärten umblüht, bietet dieses Schloss, welches der gewöhnliche Sommeraufenthalt des Fürstbischofs von Breslau ist, einen überraschend schönen Anblick für jeden Besucher, möge derselbe zu ihm von dem österreichischen Waldgebirge hinab oder von dem preußischen Flachlande hinauf steigen.

Zweihundertachtzig Stufen führen zu dem Schlossgebäude empor, das durch die Unregelmäßigkeit seiner Anlage, die mittelalterlichen Fenster, Erker und Giebel einen höchst malerischen Eindruck macht, im Innern aber zu einem ungemein wohnlichen Sommersitze eingerichtet ist. Um das Schloss gruppiren sich eine große Aussichtsterrasse, ein Blumen- und Ziergarten in französischem Geschmacke, eine Obstpflanzung, ein Gewächshaus, ein englischer Park, eine Meierei,



Johannisberg (Schlesien).

Schießstätte und die Schlossfreiung oder Colonie Johannisberg, sowie weiter das Dorf und die Stadt Jauernig.

Johannisberg wurde auf dem Boden des Fürstentums Neisse von dem Herzoge Georg von Münsterberg angelegt und nach demselben Georgenek oder Girgenek benannt, woraus mit der Zeit der Name Jauernig entstand. Nach der im Jahre 1163 erfolgten Trennung Schlesiens von Polen brachen traurige, gewaltthätige Zeiten über das Fürstentum Neisse herein. Zahlreiche, dem Stegreif ergebene Adelige hausten fürchterlich in den schutzlosen Gauen, und selbst der Herzog Boleslaus von Fürstenberg, welcher mit dem Bischof von Breslau in Feindschaft lebte, bedrängte hart dessen Unterthanen. Endlich stellte der weise und thatkräftige Bischof Přecislaw von Pogarella, welcher seine Güter vom Böhmenkönige zu Lehen nahm und der erste Standesherr und höchste Vasall der böhmischen Krone in Schlesien wurde, Ruhe und Ordnung im Lande her. Er kaufte im Jahre 1358 Burg und Gebiet Girgenek, sowie Burg und Gau Friedeberg, und war somit der erste geistliche Schlossherr auf Johannisberg.

Mit dem Bischofe Přecislaw begann für das Land ein goldenes Zeitalter, welches auch unter seinen Nachfolgern fortdauerte und ungestört über ein halbes Jahrhundert das Emporblühen unseres Gebietes begünstigte. Die Raubburgen, der Schrecken des Landmanns und Städters, wurden nach und nach beseitigt, und mit dem Eintritte gesicherter Rechtszustände entwickelten sich die Bodencultur und der Bergbau, Handel und Industrie. Allmählich änderte sich unter der milden Herschaft des Krummstabes die rauhe Physiognomie der Sudetenthäler. Wo vordem undurchdringlicher Urwald die Gegend hatte, erhoben sich jetzt freundliche Höfe, volkreiche Orte, und dazwischen verdüstert dehnten sich üppige Saatgefilde und lachende Wiesen. Der Bergmann drang mit friedlicher Waffe in den Schoß der Berge und förderte Eisen und Blei, Gold und Silber zu Tage. In einsamen Waldgründen strahlte die Glut der Hochöfen und die von Bergbächen durchrauschten Thäler wurden durch den lustigen Lärm

der Pochwerke, Sensenhämmer, Drahthütten, Brettsägen und Papiermühlen belebt.

Aber schlimme Tage brachen auch für diese Gegenden heran, als die schrecklichen Hussitenkriege Böhmen und seine Nachbarländer erschütterten. Um für den Tod des Prager Senators Johann Krasa an den Katholiken Rache zu nehmen, fiel eine Schar Taboriten in das bischöfliche Gebiet ein, verheerte dasselbe und brannte im Jahre 1429 die Burg Girgenek nieder. Doch größer und schöner sollte sie aus ihren Trümmern wieder erstehen. Bischof Johann Roth begann 1504 den Neubau und Johann Thurzo vollendete ihn im Jahre 1509, weihte die Burg dem heiligen Johannes dem Täufer und nannte sie Johannisberg. Bischof Thurzo ließ auch die Burg Kaltenstein abtragen und verwendete die schönsten und größten Bausteine derselben zu der Anlage der neuen Außenmauern und der Schloßterrasse auf Johannisberg.

Unter dem Bischofe Andreas Jerin stand in dem Fürstentume Neisse der Bergbau auf dem Gipfelpunkte der Blüte. Dieser Kirchenfürst übersandte am 5. August 1590 einen dreieinhalbpfündigen und am 20. Mai 1591 einen neunpfündigen rohen Goldklumpen, der auf dem Hakelsberge bei Zuckmantel gefunden worden war, in das Naturalien-Cabinet des Kaisers Rudolf II. Noch heute zeugen ungeheuere Pingenzüge[1]), tiefe Schachte und langgetriebene Stollen von dem einst so fleißigen Bergbau im Hakelsberge. Aber im vorigen Jahrhunderte hatte der vormalige Goldreichtum schon sehr abgenommen und als der Hauptstollen mit brausendem Bergwasser sich füllte, hörte die Goldgewinnung ganz auf. Gleichwol kommt noch goldhältiger Schwefel und Magnetkies neben Blende, Bleiglanz, Kupferkies, Rot- und Magnetstein hier vor.

Von den Schrecken des dreißigjährigen Krieges blieb auch das bischöfliche Gebiet nicht verschont. Zuerst wurde es in den Jahren 1619 und 1621 von dem Herzoge Johann von Jägerndorf gebrand-

[1]) Pingen sind Vertiefungen an der Erdoberfläche in Bergwerksgegenden, durch verbrochene Grubenbaue gebildet.

schatzt, später (1626) von Schweden und Sachsen ausgesaugt, und litt fortwährend unter den Heeresdurchzügen von Freund und Feind, trotz des besonderen Schutzes, welchen ihm der deutsche Kaiser angedeihen ließ.

Im Breslauer Frieden (1742), der den ersten schlesischen Krieg beendete, wurde mit dem größten Theile Schlesiens auch ein Theil des Fürstentumes Neisse an Preußen abgetreten. Etwa 17 Quadratmeilen (978 Quadrat-Kilometer) jenes Gebietes blieben österreichisch, die damals in die vier Aemter Johannisberg, Freiwaldau, Friedeberg und Zuckmantel eingetheilt wurden und der Diöcese des Breslauer Bistums bis heute einverleibt blieben. Gegenwärtig bildet dieser Rest des Fürstentums Neisse die Bezirkshauptmannschaft Freiwaldau.

Der Name Johannisberg erinnert auch an zwei hervorragende Männer: der gefeierte vaterländische Dichter Christian Freiherr von Zedlitz wurde hier am 28. Februar 1790 geboren und Cardinal Melchior Freiherr von Diepenbrock, der in den Freiheitskriegen als Landwehr-Lieutenant mitgekämpft und später Fürstbischof von Breslau geworden, ist hier im Jahre 1853 gestorben.

Fassen wir nun das Schloss Johannisberg selbst näher ins Auge, so bemerken wir alsbald, dass seinem Baustile der Stempel verschiedener Zeiten aufgeprägt ist und dass im Gegensatze zu dem altertümlichen Hauptgebäude der Turm mit der Uhr und Galerie einer viel jüngeren Periode angehört. Sowol von dieser Galerie als auch von der bereits erwähnten Schlossterrasse genießt der Besucher eine reiz- und wechselvolle Aussicht, die ihm in der Nähe wie in der Ferne anmutig schöne, auf der österreichischen Seite zum Theil selbst hochromantische Bilder vorführt.

Zunächst weidet sich das Auge an dem erquickenden Grün und dem Blütenschmelz der Schlossgärten. Dann schweift der Blick gegen Südost weit hinaus in das schlesische Hochgebirge der Sudeten, die sich in großartigen, malerischen Formen über- und nebeneinander auftürmen und in waldreichen Ketten über Friedeberg, Freiwaldau und

Würbenthal gegen den Oppafluſs streichen. Der Hochschar (1435 Meter) und der König im Gesenke, der Altvater oder Vaterberg (1487 Meter), ragen hier am höchsten empor. Wendet man den Blick von diesem anziehenden Landschaftsbilde gegen Südwest, so wird man mit einer in noch höherem Grade malerischen Fernsicht über Krautenwalde, gegen Landeck und Karpenstein überrascht. Wildromantische Thäler, in deren beengtem Grunde Gießbäche tosen und rauschen, machen tiefe Einschnitte in die rauhbewaldete Felsenbrust des Gebirges. Schroffe Höhen bilden die Thalwände und treten einander oft ganz nahe gegenüber, während auf ihrem Rücken aus dem Grün des Laub- und Nadelholzes gewaltige Felsblöcke und nackte, spitzige Klippen hervorragen. Hie und da stürzt der Gießbach über eine hohe Felsenwand und erzeugt einen Wasserfall, welcher, von der Morgensonne magisch beleuchtet und von dem geisterhaft über die Bergwälder ziehenden Nebel theilweise verschleiert, bezaubernde Effecte hervorbringt.

Welch einen entzückenden Gegensatz zu diesen beiden romantischen Fernsichten gewährt dagegen der Ausblick nach Nordost! Da breitet sich eine weite Fläche aus, von dem schimmernden Geäder des Neisseflusses und seinen zahlreichen Nebengewässern durchflochten, welche mit ihm dem Oderstrome zufließen. Gegen Mitternacht taucht der Granitkegel des durch seine Aussicht brühmten Zobtenberges auf; fern im Hintergrunde erscheint Silberberg; näher zur rechten Seite winkt die Stadt Neisse mit ihren blinkenden Domkuppeln und dem historisch merkwürdigen Schlosse des Bischofs von Breslau.

Wer dieses herliche Fruchtland überblickt, der wird den tiefen Schmerz der edlen Kaiserin Maria Theresia über den Verlust dieser reich gesegneten Provinz, der Kornkammer Preußens, begreifen, der wird die Thränen zu würdigen verstehen, welche die große Monarchin vergoſs, als sie ausrief: „Es ist eine kostbare Perle in meiner Krone!"

43. Die Schwesterstädte Friedek und Mistek.

Eine interessante Eigentümlichkeit des Herzogtums Teschen sind die beiden großen Doppelpforten am Ein- und Ausgange der Reichsstraße, nämlich die Schwesterstädte Friedek-Mistek an der mährischen und Bielitz-Biala an der galizischen Grenze. Der Verkehr in beiden Doppelstädten, sowie auf der ganzen Straße war zwar ungleich belebter, ehe die Eisenbahn, den nördlichen Theil des vormaligen Teschener Kreises durchschneidend, Reisende und Güter mit Dampfeskraft nach Osten beförderte, gleichwol blieben beide Orte, wenn auch abseits der Hauptlinie des neuen Schienenweges, mit welcher sie durch Flügelbahnen verbunden sind, von der großen industriellen und commerziellen Bewegung unserer Zeit nicht unberührt.

Gleichwie in Bielitz-Biala die Tuchfabrication, so blüht in Friedek-Mistek und Umgebung die Baumwollwaren-Industrie. Diese beschäftigt zahlreiche Weberfamilien, ja beinahe zwei Drittel sowol der städtischen als der ländlichen Bevölkerung, zumal in den gewöhnlich sehr strengen und langwierigen Wintern, in welchen die Hütten der Dorfschaften tief im Schnee begraben und der Verkehr zwischen den mitunter weit zerstreuten Wohnungen beinahe ganz unterbrochen ist. Da gewährt jene den Bewohnern bei dem Mangel anderweitigen

Verdienstes einen wenn auch oft nur kümmerlichen, so doch sichern Broderwerb.

Die Bezirke Friedek und Mistek zeichnen sich überdies und vorzugsweise durch ihre Eisenproduction aus, welche auf der mährischen Seite insbesondere durch die Thätigkeit der mitten in hochromantischen Gebirgssceneriien gelegenen Eisenwerke von Friedland, Čeladna und Ostravica ein reiches Erträgnis dem Olmützer Fürsterzbistum liefert, während die bedeutenden Gewerke auf der schlesischen Seite zu den reichen Teschener Besitzungen des Erzherzogs Albrecht gehören. Diese letzteren liegen nahe bei Friedek, in dem reizenden Thale der Ostravica, welche auf dem karpathischen Grenzgebirge zwischen Schlesien, Mähren und Ungarn entspringt und, in ihrem ganzen Verlaufe die mährisch-schlesische Grenze bezeichnend, jenseits der kohlenberühmten Stadt Ostrau in die Oder mündet. Da glüht und sprüht es in den Hochöfen, da pocht und hämmert es in den Hüttenwerken und Fabriksstätten; da geht es so recht arbeitsfrisch und betriebslustig zu; da erhält das Eisen, welches hierorts reichlich im Erdenschoße lagert, seine erste Form. In den erzherzoglichen Eisenwerken zu Baschka im Süden und Karlshütte im Westen von Friedek sind Hoch- und Röstöfen, Puddlings- und Schweißöfen, Frisch- und Streckfeuer, Stahlraffinirfeuer, Hammer- und Streckwerke, Dampf-, Stoß- und Bohrmaschinen u. s. w. im Betriebe und erzeugen große Mengen von Stab-, Fein- und Grobeisen, Kesselblech, Feinblech, Eisenbahnschienen und Gusswaren.

Die Stadt Friedek, welche an 5200 Einwohner zählt, gewährt auf ihrer felsigen Höhe einen stattlichen Anblick. Unter ihr, am linken Ufer der Ostravica, liegt die mährische Stadt Mistek mit mehr als 3400 Seelen und die beide Städte verbindende Gemeinde Koloredov.

In dem Bilde Friedeks ziehen zwei Punkte vorzugsweise den Blick auf sich: das erzherzogliche Schloss und die Wallfahrtskirche. Das Schloss ist ein weitläufiges Gebäude, aus verschiedenen Zeiträumen stammend, und umfasst das eigentliche Herrenschloss und die den äußeren Hofraum einschließenden Nebenbauten. Ersteres

ist ein kräftiger Massenbau mit klafterdicken Mauern und tiefen Fensternischen und zeichnet sich namentlich durch einen Eckturm mit Kuppel aus, welcher die Gegend beherscht. Das Schloss nimmt die oberste Seite des Marktplatzes der Stadt Friedek ein. Die schönste Ansicht bietet es aber jenseits gegen den Fluss, wo es sich stolz auf einem steil abfallenden Berge erhebt. Niedliche Parkanlagen bekleiden in Stufen den Abhang vom Schlossgemäuer bis zur Thalsohle, während von einem gegen Süden angelegten Rondeau sich dem überraschten Blicke eine reizende Aussicht eröffnet, weithin über eine mit Baumgruppen reich besetzte und von dem rauschenden Bergwasser der Ostravica durchschlängelte Thalebene nach den Karpathen. Links bildet der turmreiche Theil des Schlosses, über die Baumwipfel des Parkes emporstrebend, den Vordergrund. In weiter Ferne dagegen erscheint als der imposanteste Punkt die Gebirgskönigin Lissahora, auf breiter Basis zu ihrem kahlen Scheitel sich erhebend. Die Gipfel der Kněhina und des sagenreichen Radhošt blicken über niedrigeren Bergen deutlich hervor. Weiter gegen Westen begrenzen anmutige Bergreihen in malerischem Wechsel von Wald und Feld das reizende Landschaftsbild und verlieren sich hinter den Baumgruppen des rechten Vordergrundes in die weite Ebene. Und nahe aus dem grünen Thalgrunde schimmern die schmucken, weißen Häuser und Türme der Stadt Mistek hervor, welche ihre Verlängerung, das Dorf Koloredov, bis an die Ostravicabrücke herüberstreckt.

Auf einem Hügel außerhalb Friedeks erhebt sich die doppeltürmige Wallfahrtskirche der gnadenreichen Mutter Gottes, mit einem terrassenförmigen Zugange und schönem Portale. Der Grundstein zu diesem stattlichen Gotteshause ist 1740 gelegt und die Kirche im Jahre 1759 vollendet worden. Hieher ziehen jährlich an den Marien-Tagen tausende frommer Pilger von weit und breit und stellen mit dem bunten Wechsel ihrer Trachten und Gestalten malerische Staffagen in dem Stadt- und Landschaftsbilde dar. In ihren Reihen erblickt man die blau gekleideten Bauern und die kurzröckigen, rotbestrümpften, in weiße Leintücher

gehüllten Bäuerinnen der Friedeker Gegend. Neben denselben schreiten die hochwüchsigen Goralen — so heißen die Bewohner der nordwestlichsten Karpathen polnischen Stammes — mit leicht über die Achseln geworfener brauner Gunia (Mantel aus Ziegenhaar), den unvermeidlichen Hakenstock „Obuch" in der Hand, stolz einher. Andererseits ziehen die deutschen Kuhländler [1]), die mährischen Wallachen mit Trichterhüten, die Slovaken mit weißleinenen Beinkleidern, „Gatyen" genannt, und ungarisch beschnürten Jacken herbei. Auch Landstädter fehlen nicht im Gewirre der verschiedensten Costüme, das sich ganz eigen ausnimmt neben dem noch hie und da in den Seitengassen Friedeks wunderlich in die Augen fallenden Contraste der Baustile. Da stehen nämlich nicht selten zur Seite eines modernen, eleganten Wohnhauses urväterliche Gebäude mit Laubengängen, die sich auf hölzerne Pfeiler stützen. Dagegen macht der im länglichen Viereck von gemauerten Häusern umschlossene Marktplatz einen freundlichen Eindruck. Das Gleiche gilt von dem östlichen Theile der Stadt und Vorstadt, welcher in Folge des Brandes von 1848 neu und durchgehends aus Steinen aufgebaut worden ist.

Den Ursprung der Städte Friedek und Mistek versetzt eine Tradition in die Mitte des 12. Jahrhunderts und leitet den Namen der ersteren Stadt von einem Ritter Friedeberg her. Nach einer anderen Sage wäre eine Niederlassung an Stelle des heutigen Friedek noch viel älter; darnach soll das Presbyterium der jetzigen Stadtpfarrkirche ein Heidentempel gewesen sein, der im Anfange des 2. Jahrhunderts zu einer christlichen Kirche umgestaltet wurde. Doch sind beide Ueberlieferungen ganz unverbürgt.

Stadt und Herschaft Friedek gehörten nachweislich von Alters her zum Herzogtume Teschen und waren ursprünglich ein unmittelbares landesfürstliches Besitztum, welches von dem Herzoge Wenzel Adam, dem Bekenner und Verbreiter der lutherischen Kirche im Gebiete Teschens,

---

[1]) Das Kuhländchen ist der fruchtbare Landstrich Mährens an der Oder.



Friedek.

1545 verpfändet, später wieder eingelöst und im Jahre 1563 dem Sohne des Herzogs, Prinzen Friedrich Kasimir, verliehen wurde. Nach des Letzteren Tode brachte die Herschaft Friedek der reiche schlesische Großgrundbesitzer Georg von Logau an sich, verkaufte sie aber wieder an den Olmützer Bischof Stanislaus Pawlowsky, welcher auch die Stadt Mistek besaß.

Nach neuerlich zweimaligem Wechsel des Besitzers kam die Herschaft an den Grafen Franz Praschma, kaiserlichen Kämmerer und Landeshauptmann des Fürstentums Wohlau. Dieser gewann besonderes Ansehen durch die Verfolgung einer gefährlichen Räuberbande, welche unter ihrem Anführer Ondra aus Janowitz im Friedek'schen das Land diesseits und jenseits der mährisch-schlesischen Grenze raubend und mordend durchstreifte und alle Straßen und Wege unsicher machte. Ondra erscheint als eine Art schlesischer Rinaldo oder Fra Diavolo [1]), von dem sich bis auf unsere Tage manche komische und schaurige Sagen im Munde des Landvolkes erhalten haben und in langen Winternächten in den Bauernhütten erzählt werden.

Endlich als das Treiben seiner Bande zu arg wurde, erhielt Graf Praschma als Oberamtsrat in Ober- und Niederschlesien und Herr auf Friedek den Auftrag, die furchtbaren Räuber, deren Hauptschlupfwinkel und Verstecke in den ungeheuren Friedeker Forsten lagen, aufzusuchen und zu vernichten. Praschma traf umfassende Maßregeln. Er schickte Streifcommanden aus und verordnete, dass jede Gemeinde die Annäherung der Räuber durch Sturmleuten verkünden und dieses Signal von Ort zu Ort bis zum Amtssitze fortgepflanzt werden solle. Aber Alles war längere Zeit hindurch umsonst. Der Räuberhauptmann des Friedeker Waldes entzog sich durch die kühnsten und abenteuerlichsten Listen dem strafenden Arme der Gerechtigkeit. Endlich bot Praschma das Althan'sche Dragoner-Regiment zur Verfolgung Ondra's und seiner überaus zahlreichen, weitverzweigten und förmlich organisirten

---

[1]) Zwei berühmte italienische Räuberhauptleute.

Räubergenossenschaft auf und setzte einen Preis von 100 Goldgulden auf die Einlieferung des Führers. Nun ward die Bande alsbald zersprengt und theils aufgehoben, theils getödtet. Ein Angeber führte eine kaiserliche Streifpatrouille zu Ondra's Versteck; dieser wurde gefangen und erlitt einen qualvollen Tod auf dem Rade.

Der Sohn des Grafen Franz, Graf Johann von Praschma, verkaufte Friedek im Jahre 1797 an den Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen und dessen Gemahlin Maria Christine, die gefeierte Tochter der Kaiserin Maria Theresia. Von diesem hochsinnigen und menschenfreundlichen Fürstenpaare vererbte sich die Teschener Kammer, mit Einschluss des Friedeker Gebietes, an die Familie des glorreichen Heerführers Erzherzog Karl von Oesterreich und sonach auf dessen Sohn und Nachfolger Erzherzog Albrecht, den heutigen Besitzer.

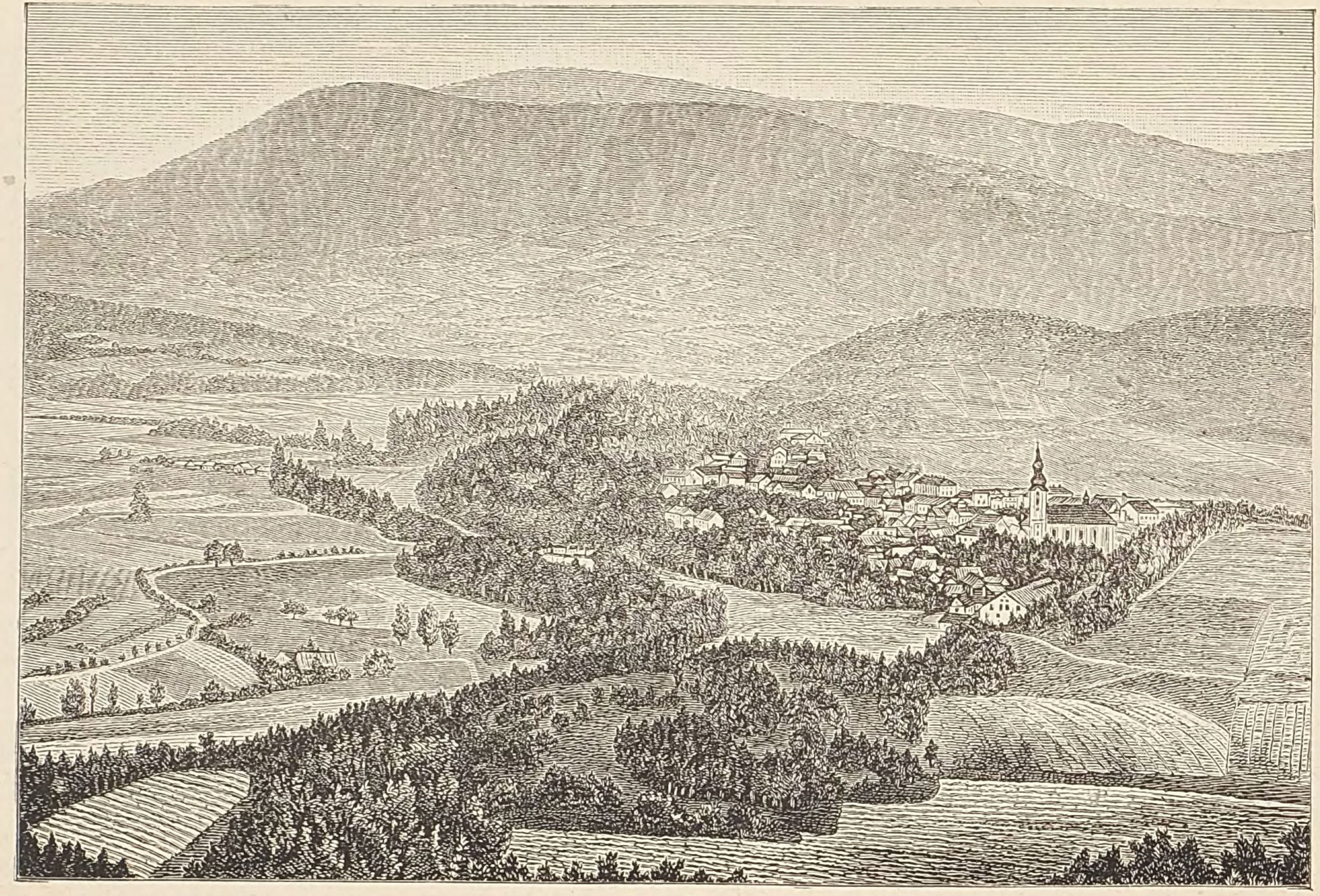
44. Der Curort Rožnau.

Im Osten der Markgrafschaft Mähren, fast im Mittelpunkte der mährischen Wallachei, am Fuße des gewaltigen Radhošt und durch diesen gegen die rauhen Nordostwinde geschützt, liegt in einem weiten, quellenreichen Thale der freundliche Curort Rožnau, auf seiner nordöstlichen Seite von der Bečwa und im Westen vom Hažovkabache umschlungen, rings von einer immergrünen Kette bewaldeter Karpathen-Vorgebirge umgeben. Wo diese Berge tiefer zurücktreten oder bei minderer Erhöhung muldenförmige Einschnitte bilden, zeigen sich reizende Thalpartien, welche den rauhen Gebirgscharakter mit heiterer Abwechslung beleben, während im Westen allein eine breitere Tiefung den Blick weit hinaus nach den Bergen von Krasna und Weißkirchen führt. Was aber dieser Landschaft ein so vorzüglich belebtes Ansehen gewährt, das ist jene üppigfrische Fülle der Vegetation, die alle Höhen und Fluren überkleidet und die eben in dem Reichtum von allenthalben aufsprudelnden Gebirgswässern ihren Grund hat. Zur Bečva, dem Hauptflusse des Thales, der hier bei Rožnau den Charakter eines brausenden und schäumenden Gebirgsbaches ablegt, um hinfort in ruhigem Gange den westlichen Gefilden der Hanna zuzuströmen, drängen sich von allen Seiten kleinere Bäche herbei, sich der stilleren Führerin anzuschließen. Hier sind es frische Gebirgswässer, die — wie berauscht von Düften der Alpenflora — in kühnen Sprüngen

nach der Tiefe stürzen, dort trägere Kinder des Thales, die oft mit kaum bemerktem Ursprung aus dem Kiese aufsickern und mineralische Elemente im seichten Bette ablagern. Im thauigen Hauche solcher Quellenkraft aber erstarkt die Vegetation dieser Gefilde zu markiger Lebensfülle: bis hoch hinan zu den gerundeten Scheiteln finden wir die Berge mit Wald und Strauchwerk überwuchert, und während unten im Thale gesegnete Kornfluren mit fetten Triften wechseln, die von anmutig verstreuten Baumgruppen überschattet und begrenzt sind, gemahnen nur zuhöchst die mit saftigem Grün geschmückten Bergweiden an die Alpengipfel von Tirol und Steiermark.

Die würzige Luft einer solchen in thaufrischem Gewande prangenden Gegend äußert auch auf den Menschen den wolthuendsten Einfluss. Trotz der reichlichen Menge der Rinnsale und ihrer Wasserfülle sammelt sich doch nirgends im Thale schädlicher Ueberfluss an Feuchtigkeit, da der schotterige, sandige Boden das Regenwasser schnell versickern lässt und so die Bildung von Lachen und Sümpfen verhütet. Und da die einschließenden Bergreihen kalten Luftströmungen den Eintritt verwehren, so erfreut sich Rožnau eines sehr milden, mäßig feuchtwarmen Klimas; während des ganzen Sommers ist die Temperatur nur unbedeutenden Schwankungen unterworfen. Deshalb eignet sich Rožnau in vorzüglicher Weise zu einem klimatischen Curorte, namentlich für Lungenkranke. Um so günstiger wirksam zeigt sich diesen der hiesige Aufenthalt, da ihnen auch noch eine vortreffliche Molke, welche den würzigen Kräutern der Umgegend ihre besondere Güte verdankt, als Heilmittel geboten wird.

Rožnau genießt seit etwa dreißig Jahren einen Weltruf, wiewol es schon im Jahre 1796 als Curort bekannt war. Gegenwärtig nimmt die Zahl der Besucher alljährlich zu und hat sich schon auf mehr als 1300 Curgäste gesteigert. Aelter als sein Ruf ist die Geschichte Rožnaus, dessen ursprünglicher Name eigentlich „Rožnovec" lautete. Dieses soll im Jahre 1267 der streitbare Olmützer Bischof Graf Bruno von Schaumburg gegründet haben.



Curort Rožnau.

In Folge der meist stürmischen Zeiten hat Rožnau seine Besitzer oft gewechselt. Seit 1348 — in welches Jahr die Erbauung der nun ganz in Trümmern liegenden Burg auf dem Hradisko fällt — bis 1417 gehörte Rožnau dem in der vaterländischen Geschichte berühmten Geschlechte der Herren von Kravař. Als die Fulneker Linie dieses ritterlichen Geschlechtes erlosch, gieng die Herschaft in raschem Wechsel von Hand zu Hand, bis sie in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in den Besitz des Herrn Johann von Cimburk gelangte, dem gleichzeitig auch Neutitschein und Vsetin gehörten, und der wiederholt von dem ruhmreichsten der böhmischen Könige, Georg Poděbrad, mit wichtigen diplomatischen Missionen betraut wurde. Des Johann von Cimburk Tochter Kunigunde brachte 1480 Rožnau dem Herrn Peter von Pezing als Heiratsgut mit, der dasselbe aber schon im Jahre 1504 an die Gebrüder von Kunstat verkaufte. Auf gleichem Wege gieng dieses Besitztum sammt den Herschaften Vsetin und Wallachisch-Meseritsch im Jahre 1530 an Jaroslav von Schellenberg über, welcher — seinem Vater Johann von Schellenberg, dem berühmten Kanzler des Königreiches Böhmen, an Charakter in keiner Weise ähnlich — seine Unterthanen derart drückte, dass, wie die Sage erzählt, die gesammten Einwohner des nun spurlos verschwundenen Dorfes Alt-Zubři über Nacht mit ihrem ganzen Viehstande nach Ungarn auswanderten, nachdem sie zuvor aus Rache den Hauptstollen des dazumal hier befindlichen Silberbergwerkes verschüttet hatten. An diese ehemaligen in der Nähe Rožnaus gelegenen Montanwerke erinnert uns noch heutigen Tages die Benennung der unweit von Zubři, dem Geburtsorte des gefeierten Geschichtsschreibers Palacký, liegenden „Hammermühle".

Der Schellenberger verkaufte Rožnau im Jahre 1534 an Johann von Pernstein, den ob seines enormen Reichtums bekannten Landeshauptmann von Mähren. Die Burg auf dem Hradisko aber hatte ihre Bedeutung verloren; sie war von ihren adeligen Eignern verlassen worden, räuberische Horden nisteten sich in den verwahrlosten

Räumen ein, welche die ganze Umgebung zuletzt derart beunruhigten, dass endlich zufolge kaiserlichen Mandates im Jahre 1539 die letzte Ringmauer gebrochen und das ganze Werk fast dem Boden gleichgemacht werden mußte.

Kurz vor seinem Tode verkaufte Johann von Pernstein die Herschaft im Jahre 1548 an Wilhelm von Žerotin. Durch dritthalb Jahrhunderte blieb nun Rožnau das Eigentum dieses rühmlich bekannten Adelsgeschlechts, und wurden während dieser Zeit die Ortschaften Unter-, Mittel- und Ober-Bečva, sowie die Meierhöfe am Hradisko und in Zubři gegründet.

Unter der milden Herschaft des Balthasar von Žerotin wurde Rožnau im dreißigjährigen Kriege von den Schweden geplündert und zum größten Theile eingeäschert. Als der letzte Besitzer Rožnaus aus dem Hause Žerotin-Lilgenau im Jahre 1808 ohne männliche Nachkommen starb, erbte seine an den Landgrafen von Fürstenberg vermählte Tochter die Allodial-Herschaft Krasna-Rožnau; doch schon sieben Jahre später verkaufte sie dieselbe an den Grafen Franz Josef Kinsky von Chynic und Tetau, dessen Haus die Herschaft noch heute besitzt.

Rožnau selbst, ein freundliches Städtchen von mehr als 3200 Einwohnern mährisch-wallachischer Abkunft, zeigt schon in seiner äußeren Erscheinung alle Merkzeichen eines Ortes, der eben in dem Entwicklungsstadium von idyllisch-ländlichem Charakter zu städtischer Verfeinerung begriffen ist. Von den nahezu 500 Häusern, welche Rožnau sammt Ober- und Unter-Passeken gegenwärtig zählt, sind viele erst im letzten Jahrzehnt gebaut worden. Diese Neubauten stechen durch ihren mehr städtischen Charakter auffällig von den bescheidenen älteren Wohngebäuden ab. Die Armut und Bedürfnislosigkeit des slavischen Volksstammes, der sich in diesen Gründen ansiedelte, hatte ihn angewiesen, an den Traditionen des altslavischen Holzbaues festzuhalten, und so finden wir die Mehrzahl der Häuser des Ortes noch ganz ähnlich jenen blockhausartigen Sennhütten (Passeken), die oben auf den Bergtriften (Salaschen) neben den reichbesetzten Hürden

(Koliben) den armen Schafhirten beherbergen. Klimatische Verhältnisse haben auch hier wie überall auf die locale Bauweise eingewirkt: wie der Südländer schattige Arkadengänge um die Plätze seiner Städte zieht, um sich ein Asyl vor den glühenden Sonnenstrahlen zu schaffen, so hat in diesen Gebirgsgegenden die reichliche Regenmenge zu einer ähnlichen Einrichtung geführt; aber freilich sehr schlicht sind die hölzernen Laubengänge, welche den geräumigen Hauptplatz Rožnaus umziehen.

Kann schon der auf dem Marktplatze errichtete Musikpavillon den Fremden daran erinnern, daſs er sich in einem Curorte befinde, so gewinnt er diesen Eindruck erst recht, wenn er sich dem ausgedehnten Curparke nähert. An dessen Eingang steht das geschmackvoll erbaute Curhaus, in dessen großem Saale die heilbringende Molke den Curgästen verabreicht wird. Der Park selbst nimmt den ganzen ebenen Grund zwischen der Bečva und dem Nordwestsaume Rožnaus ein; heitere Wiesenplätze, von gewundenen Kieswegen und zwei klaren Bächen durchschnitten, belebt durch farbenreiche Blumenbeete, wechseln mit prachtvollen düsteren Waldpartien, während an den Ufern der forellenreichen Bečva abgelegene, schilfbewachsene Stellen zu ergiebigem Fischfange einladen. Mit dem Parke hängt die sogenannte Karls-Allee zusammen, ein am Damme des Mühlgrabens liegender Spaziergang voll Anmut und Schönheit, beschattet von Gebüschen und Baumwipfeln und in seiner ganzen Länge vom klaren rauschenden Bache begleitet.

Oberhalb der Karls-Allee erhebt sich der Karlsberg steil hinan, und man gelangt auf dem wolgepflegten schattigen Wege ohne große Mühe auf die daselbst befindliche sogenannte Kanzel, wo Tische und Bänke angebracht sind, und von wo aus man das Thal gegen Frankstadt und Unter-Bečva, die oberen Passeken und den majestätischen Radhošt übersieht. Fürwahr ein wundervolles, den kurzen Aufstieg überaus lohnendes Panorama!

Lohnender noch, wenn auch schwerer zu gewinnen, ist die Fernsicht von dem höchsten Berge in der Umgebung Rožnaus, dem mächtigen

Radhošt (1135 Meter), den zu ersteigen jeden Sommer Touristen von nah und fern herbeikommen. Wenn wir auf seiner höchsten Kuppe neben dem daselbst befindlichen steinernen Kreuze stehen, entfaltet sich bei heiterem Himmel vor unseren Augen ein entzückendes Rundgemälde von den mannigfaltigsten Contouren. Zu den Füßen liegen uns die Städte Rožnau, Frankstadt, Stramberg; in größerer Ferne sieht man das Schloss Fulnek, ferner die Städte Odrau, Freiberg, Friedek, Mistek, Königsberg, Braunsberg, die imposante Bergschloss-Ruine Hochwald, die Stadt Oderberg, ja bis Ratibor im preußischen Schlesien reichen unsere Blicke, und in südlicher Richtung nimmt man die Giganten der romantischen Tátra, den Kryván und die Lomnitzer-Spitze wahr.

Vom steinernen Kreuze wandern die Besucher längs des Bergrückens eine Stunde bis zur Einsiedelei, um sich hier an der eiskalten krystallreinen Felsenquelle und den in unbeschreiblicher Fülle reifenden Heidelbeeren zu erlaben. Diese Stätte, nun wüst und leer, soll noch vor etwa anderthalb Jahrhunderten einem Einsiedler zum Wohnsitz gedient haben, und man bemerkt noch deutliche Spuren eines von Felsensteinen aufgeführten Rohbaues am Rande einer kleinen Buchenallee.

In der Nähe der ehemaligen Eremitage befinden sich einige in den Sandstein gehauene stollenartige Gänge, die einst Höhlenbewohnern zu Schlupfwinkeln gedient haben mögen und an die sich sehr viele Sagen knüpfen. Einige tausend Schritte von der Felsenquelle entfernt, bemerkt man leichte Spuren von Mauerwerk, welche die mündliche Ueberlieferung für die Reste eines uralten Heidentempels hält, wo einst den slavischen Göttern Opfer dargebracht wurden. Der Platz wäre fürwahr für einen Göttersitz nicht übel gewählt, zumal von hier die schönste Fernsicht nach allen Seiten geboten wird.

Uebrigens ist diese ganze Gebirgsgegend ungemein sagenreich. Dies gilt namentlich auch von den beiden im Osten benachbarten Hochgipfeln der Kněhina und der Teufelsmühle (Čertový-mlin), die beide über 1250 Meter hoch sind. Die beiden Berge werden oft

miteinander verwechselt. Es bezieht sich aber die Sage von dem Werke des Teufels, der den großen seltsamen Felsspalt schuf, auf die letztgenannte Kuppe, welche von der Kněhina durch ein Wald- und Wiesenthal getrennt ist. Diese erwähnte Felsenspalte, an 20 Meter lang, halb so breit und 2 Meter tief, kann allenfalls für einen Mühlgraben gehalten werden; den auf Untersätzen ruhenden scheibenartigen Steinblock daneben hält das Volk für einen riesigen Mühlstein und die oben am Bergesrande grotesk übereinandergeschobenen Sandsteinmassen für die Ruinen einer Mühle, auf der der Teufel seine Nahrung sich selbst bereitete.

Verwandte Sagen knüpfen sich auch an den Radhošt, der für den Blocksberg Mährens gilt. Alljährlich, am Vorabende Johannis des Täufers versammelt sich eine ansehnliche Volksmenge auf seiner Kuppe, um die hier und auf allen umliegenden Höhen angezündeten Feuer zu sehen, wobei Bursche und Mädchen im Ueberspringen der lichterlohen Flammen wetteifern. Es ist dies das aus altheidnischer Zeit stammende Fest der Sommer-Sonnenwende, welches später das Christentum mit dem in die gleiche Zeit (24. Juni) fallenden Johannisfeste identificirte. Die Saaten fangen nun an zu zeitigen, und damit die reifende Frucht vor Schaden bewahrt werde, errichtet das Volk Scheiterhaufen, um die Hexen zu verscheuchen und somit unschädlich zu machen, weshalb auch an vielen Orten dieses Fest das Hexenfest genannt wird.

Wie die Einwohnerschaft der mährischen Wallachei an alten Gebräuchen bis heute festhält, so hat sie auch die Reinheit der Sprache und die Liebe zu patriarchalischem Leben sich bewahrt. Schlicht und von fremder Cultur noch unberührt, ist der Wallache von biederem Charakter. Noch gegenwärtig betreibt er zumeist die Viehzucht, die ihn nicht bereichert, wol aber seinen Körper stählt. Genügsam daher und abgehärtet wie ein Spartaner — den strengsten Winter gehen die Söhne der Berge mit offener Brust einher, die Halena (Winterrock) über die Achsel geworfen — kennt der Wallache die meisten Krankheiten, die den Stadtbewohner plagen, kaum dem Namen nach.

Die Einwohner Rožnaus betreiben neben der Viehzucht und wenig erträglichem Ackerbau auch Weberei, welche aber seit den letzteren Jahren darniederliegt, so dass sie zumeist auf den Verdienst, den ihnen die Fremden bieten, angewiesen sind. Indem sie aber dies zu würdigen wissen, wetteifern sie untereinander, den Curgästen durch herzliches Entgegenkommen und praktische Einrichtungen den Aufenthalt in ihrer Stadt so angenehm als möglich zu machen.

45. Theben in Ungarn.

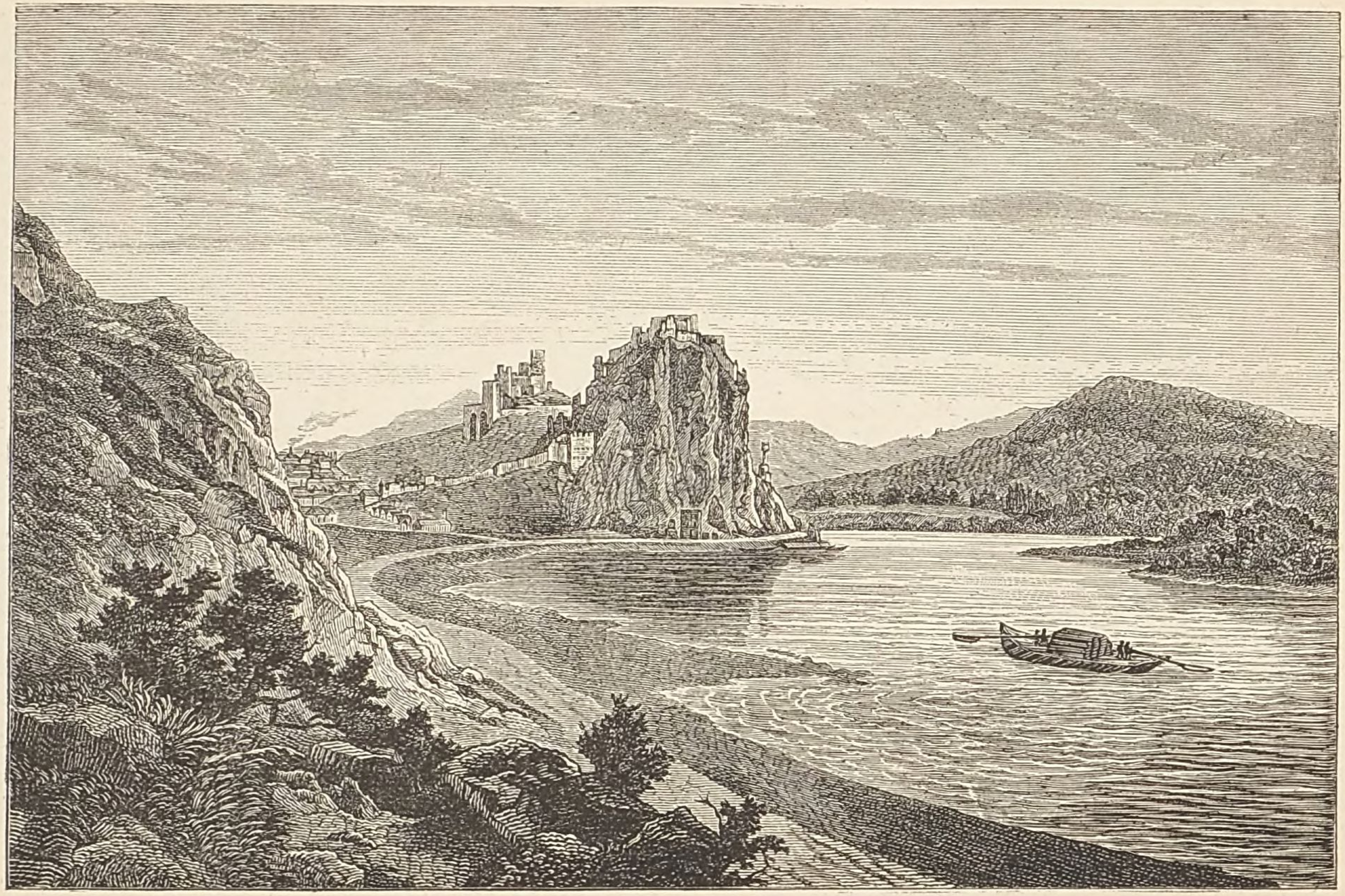
An der Grenze zwischen Niederösterreich und Ungarn treten die letzten Ausläufer der Alpen im Leithagebirge von Süden her und die ersten Höhen der Karpathen mit dem Thebener Kogel von Norden einander gegenüber und bilden die berühmte Enge der ungarischen Pforte, durch welche der mächtige Donaustrom aus dem Wiener-Becken in die oberungarische Tiefebene gelangt. In mancher Beziehung ungemein bedeutungsvoll ist diese Stelle, wo sich angesichts der alpinen und karpathischen Vorhöhen Deutsche, Slaven und Magyaren berühren, wo die beiden Staatsgebiete unseres Vaterlandes, Oesterreich und Ungarn, an dem gemeinsamen Strome sich nachbarlich die Hände reichen. Hier trafen schon in den ältesten Zeiten wichtige Verkehrswege sowol aus Westen wie aus Osten zusammen, um die Enge bei Theben gemeinsam mit der Donau zu passiren, und heute ist es nicht anders geworden. Darum erstanden auch in ihrer Nähe große Städte, Vereinigungspunkte für den Verkehr und Mittelpunkte mächtiger Staaten, die Kaiserstadt im Westen und die ungarische Krönungsstadt Pressburg im Osten der Pforte.

Wenn man Wien auf dem Dampfboote verläßt, so erblickt man stromabwärts fahrend bald jenen schön gerundeten Bergkegel, der auch von der Höhe des Kahlenberges und von allen erhabenen Aussichtspunkten um Wien deutlich wahrzunehmen ist: den Thebener Kogel,

welchem wir uns bei rascher Thalfahrt merklich nähern. An den durch die Geschichte geweihten Ortschaften Petronell und Deutsch-Altenburg vorbei gelangen wir zu den beiden Orten, welche das ungarische Donauthor bilden, Hainburg auf dem rechten und Theben auf dem linken Ufer. Ersteres, Niederösterreichs Grenzstadt gegen Ungarn, gewährt mit seinen alten Mauern und Türmen ein malerisches Bild. Auf der Höhe erhebt sich die ansehnliche Schlossruine, Heunenburg im Nibelungenliede genannt, am Fuße ein Schloss; in langen weitläufigen Gebäuden ist eine große kaiserliche Tabakfabrik untergebracht.

Eine kurze Strecke unterhalb Hainburg, wo der Strom die March aufnehmend eine Wendung nach Osten macht, liegt der Markt Theben (ung. Dévény). Er ist hübsch gebaut und wird von etwa 1500 Deutschen und Slaven bewohnt, die sich viel mit Obst- und Weinbau beschäftigen, oder als gewandte Schiffer in den Dienst der Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft treten.

Westlich, gerade an der Marchmündung, erhebt sich der ringsum sehr schroff abfallende und nur nordwärts in sanfterer Abdachung sich niedersenkende Felsenkegel, welchen die malerischen Ruinen des Schlosses Theben krönen. Das Gestein, welches ihn bildet, ist derselbe Kalk, aus welchem das Leithagebirge besteht; dessen Formation setzt hier über die Donau und liefert das Material des westlichen, äußeren Karpathenzuges, dem hier im Süden an der Ostseite eine kleine Granitmasse sich anschließt, welche drei Stunden in der Breite von Theben bis Pressburg längs der Donau sich erstreckt. Zackig, zerrissen und zerklüftet ragt der Schlossfelsen in die Höhe. Hart am Ufer steht ein noch wolerhaltener Turm auf einer einzelnen kegelförmigen Klippe; hinter demselben erhebt sich der sogenannte Nonnenturm; weiterhin steht noch ein Theil der Ringmauern, welche die obere Burg mit den unteren Befestigungen verknüpften. Das Hochschloss ist nun gänzlich verfallen, nachdem es von den Franzosen, obgleich bereits Ruine, im Jahre 1809 vollends gesprengt worden ist. An das Hauptthor des Hochschlosses lehnt sich jetzt das Wohnhaus einer Wirtschaft an.



Theben.

In dem Thebener Felsen hat die Natur ein Werk gebildet, das man in früheren Jahrhunderten gewiss als ein Meisterstück bewundern musste. Ein gleich schöner, gleich großartiger, gleich gut zur Befestigung geeigneter Felsenblock, in einer gleich wichtigen und imposanten Position kommt kaum wieder an der Donau vor. Nach keiner Himmelsgegend hin erhebt sich weit und breit eine gleich trotzige und dominirende Felsenstirn; sie ist ohne Rivalen. Nach Norden und Westen erstreckt sich in unabsehbarer Ferne das völlig flache Marchfeld, das die Felsen von Theben in seiner ganzen Ausdehnung überwachen. Nichts kommt auf der Donau, nichts auf der March herunter, was von dieser Warte nicht aus entlegenster Ferne erspäht werden könnte.

Dass daher diese Felsenzinnen schon frühe mit Befestigungsbauten besetzt worden, ist unzweifelhaft. Die Nähe Carnunts, wo Kaiser Marc Aurel seinen großen Geist aushauchte, verleitete zu der Annahme, dass die Römer auf dem Thebener Felsen einen Beobachtungsposten angelegt hätten, und dass derselbe so ziemlich gleichen Ursprungs mit Carnunt sein dürfte. Es ist jedoch durchaus unerweislich, dass die Römer jemals in dieser Gegend die alte Reichsgrenze des Ister überschritten und am linken Donauufer Befestigungen gehabt hätten. Es spricht vielmehr die Wahrscheinlichkeit dafür, dass die Barbaren, vielleicht die Quaden, hier eine Grenzwehr gegen die Römer anlegten.

Die Sage schreibt die Entstehung dieser Burg einer Jungfrau zu und leitet davon ihren unzweifelhaft slavischen Namen Dèvina (Devoina, Dowina) ab, was etwa mit „Mägdeburg" zu übersetzen wäre. So viel ist gewiss, dass die Feste einst zum mährischen Slavenreiche gehörte. Im Jahre 864 wurde sie von Ludwig dem Deutschen belagert und eingenommen, später aber von den Ungarn besetzt. Im Jahre 1233 wurde sie mit dem zu ihren Füßen in einer Bucht sich ausbreitenden Städtchen von Oesterreichs Herzog Friedrich dem Streitbaren niedergebrannt, 1272 von König Ottokar von Böhmen, der damals auch über die österreichischen Lande regierte, erobert. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war Theben

im Besitz der Grafen von Pösing und St. Georgen; Kaiser Ferdinand I. schenkte es dem Palatin Ungarns Stephan Báthori. Im Jahre 1609 kaufte es Johann Keglevics von Mathias II. und verpfändete es nachher an die Familie Palocsai. Zum letzten Male wechselte das Schloss Theben seinen Besitzer im Jahre 1635, da es Eigentum des Palatins Paul Pálffy wurde; bei dessen Nachkommen blieb es bis zum heutigen Tage. Im Jahre 1683 konnte die Burg noch mit gutem Erfolge die Angriffe der Türken abschlagen, ward jedoch bald nachher zur Ruine.

Hinter dem Schlosse und Markte Theben erhebt sich der mit dichtem Buchenwald bestandene große oder Thebener Kogel. Ein kurzer, aber steiler Hohlweg führt zu seinem Gipfel, auf welchem die Franzosen im Jahre 1809 einen Beobachtungsposten hatten. Prächtig, entzückend ist die Fernsicht, welche sich von diesem erhabenen Standpunkte erschließt. Wir kehren zuerst das Auge gegen Norden. Weithin überblicken wir hier eine fruchtbare, reiche Ebene, durch welche sich die March, schimmernd wie ein Silberfaden, herabwälzt von den Marken Mährens. Dort erblicken wir am rechten Ufer derselben Schloßhof, einst die Villa des großen Eugen, wo der Held in ländlicher Einsamkeit auf seinen Lorbeern ruhte, und in den Schattengängen des Gartens die Entwürfe zu künftigen Siegen gebar. Weiter hinauf gegen Norden Marcheck mit dem Salmhofe, wo Niklas von Salm, der heldenmütige Verteidiger Wiens gegen die Heerscharen Soliman's, im Jahre 1530 starb. Ganz im Norden gewahrt man die Ruinen von Ballenstein und Blasenstein. Im Westen dehnt sich die Fläche des Marchfeldes aus, jener welthistorische Boden, auf dem vor sechs Jahrhunderten der stolze Ottokar, von Rudolf von Habsburg geschlagen, seinen ritterlichen Geist aushauchte, und im Jahre 1809 zuerst Napoleon's Gestirn vor dem Siegesglanz von Aspern erbleichte. Jenseits der Ebene schließen die fernen Gebirge bei Wien das Gesichtsfeld gegen Westen ab, während im Osten die Höhen der nahen kleinen Karpathen einen Ausblick in die Ferne hemmen, indessen mit ihrem

malerischen Wechsel von Fels und Wald einen prächtigen Contrast zu der unermesslichen Fläche im Norden und Westen bieten. Zu den Füßen des Beschauers liegt die Thebener Schlossruine, deren kühnen Bau man von dieser Höhe aus erst recht bewundert. Kehren wir nun den Blick nach Süden, so begrüßen wir freudig den prächtigen Donaustrom mit den rauschenden Dampfbooten, welche auf seinen Wogen dahingleiten. Seine Auen und Inseln, die Dörfer und Märkte an seinen Ufern gewähren ein ebenso großartiges als reiches Bild. Besonders ragen die Schlossruinen bei Hainburg und Wolfsthal hervor. Auch das Leithagebirge liegt vor unseren Augen und hinter den sich gegenüber ausbreitenden Höhen gewahrt man als glitzernden Streifen den fernen Spiegel des Neusiedlersees.

Sind wir von der Höhe nach Theben zurückgekehrt, so können wir mit dem Dampfboote in einer kurzen Viertelstunde die herlich gelegene alte Haupt- und Krönungsstadt Ungarns, Pressburg, erreichen, wohin auch nächst dem Strom am Fuße des Gebirges ein Weg führt. So gehört Theben zu den anziehendsten Punkten in den an malerischen Partien reichen Umgebungen Pressburgs.

46. Eine Besteigung der Gerlsdorfer-Spitze.

Die äußerst scharf begrenzte, gesonderte Gruppe der Hohen Tátra bildet den erhabensten und interessantesten Theil der Karpathen, den Mittelpunkt des ganzen karpathischen Gebirges. Auf einer 800 Meter hohen Basis erhebt sich dieser imposante Höhenzug, von einer Großartigkeit des Anblicks, wie er sich in Europa vielleicht nur noch im südlichen Spanien wiederfindet. Die ganze Tátra-Kette dehnt sich, an 50 Kilometer breit, über 130 Kilometer lang, von Westen nach Osten aus und bietet von jeder Seite ein verschiedenes Bild dar. Die südliche Hauptfronte erscheint in ihrem größten Theile als eine massive, wenig gegliederte Mauer von schwerfälligem düsteren Charakter. Anders gestaltet sich der Anblick von Südosten her, aus dem hier begrenzenden Popperthale, von jedem beliebigen Punkte desselben zwischen Lucsivna und Kesmark [1]). Strenge Symmetrie herscht in dem Bilde, das einen auffälligen Mittelpunkt und um diesen herum malerisch geordnete Seitenglieder zeigt. Den Mittelpunkt bildet die am weitesten nach Süden vorgeschobene Schlagendorfer-Spitze, welche mit ihren vollen runden Formen

---

[1]) Unser Bild zeigt die Ansicht der Tátra von Kesmark aus.

am höchsten sich zu erheben scheint. Gleich Vasallen treten die um 180 bis 200 Meter höheren Gipfel der Lomnitzer= und Gerlsdorfer=Spitze beiderseits hinter diese Herscherin zurück und ebenso symmetrisch ordnen sich links und rechts niedrigere Ketten an, welche das Hochalpenbild nach Osten und Westen zu abschließen und so dem Ganzen den Stempel durchdachter Vollendung aufdrücken.

Am höchsten unter den Tátra=Bergen ragt die Gerlsdorfer=Spitze (2659 Meter) empor, die man bisher immer von dem im Westen Kesmarks gelegenen Badeorte Schmecks durch das Felkathal erstieg. Bis in die Sechziger=Jahre galt ihr Gipfel als unerreichbar und bis heute ist die Zahl der Ersteigungen eine sehr geringe. Die sechste wurde am 15. Juli 1875 von Professor Dr. Dionys von Dezsö unternommen; die folgende Schilderung, seinen Worten sich anschließend, gilt dieser Expedition.

Um 1 Uhr nachts, erzählt Dr. von Dezsö, brachen wir von Schmecks auf. Wir waren unser fünf, ein Umstand, welcher unser Vorwärtskommen nicht wenig hemmte. Unseren Führer machte Johann Still, Lehrer zu Neu=Walddorf, der trotz seiner siebzig Jahre seinem Führeramte wacker entsprach, indes sein Enkel Erwin, ein siebzehnjähriger Jüngling, unterwegs so sehr ermattete, daſs er nach zwanzigstündigem Marsche zuletzt unterlag, bei Schmecks ohnmächtig zusammenbrach und auf einem Wagen nach Hause gebracht werden mußte; ein vierundzwanzigstündiger Schlaf stellte ihn jedoch wieder her. Außer diesen Beiden hatten wir noch einen Packträger mitgenommen.

In Gesellschaft eines Professors, meines Reisegefährten, schritten wir wolgemut dem dichten Walde zu, der den südlichen Abhang der Schlagendorfer=Spitze bedeckt. Aber im Dunkel der Nacht, bei dem matten Lichte unserer Laternen, kamen wir nur langsam vorwärts, so daſs es schon $^3/_4$4 Uhr war, als wir über die Steinblöcke des Felkabaches hinübersetzten. Dieser Uebergang ist einige tausend Schritte vom oberen Saume des Waldes entfernt, ungefähr eine Viertelstunde unterhalb des Felkaer Sees. Wir rasteten hier bis $^3/_4$5 Uhr und nahmen

im dichten Krummholzgestrüppe bei lustig prasselndem Feuer unseren Morgenimbiss; erst dann gieng es an das eigentliche Steigen.

In einer kurzen Viertelstunde gelangten wir ohne besondere Schwierigkeiten auf den sich vor uns wölbenden niedrigen Bergrücken, der das Felkathal gegen Westen umsäumt. Dieser Rücken ist ein Ausläufer der Gerlsdorfer-Spitze, und wäre diese von hier aus zugänglich, so könnte man sie in nördlicher, directer Richtung am frühesten erreichen. Die Gerlsdorfer-Spitze nämlich senkt ihren Grat gegen Süden, und dieser bildet in seiner Fortsetzung die kleine Gerlsdorfer-Spitze; von hier an theilt er sich und zerfällt in einen westlichen und einen östlichen Grat. Jener erstreckt sich dem Botzdorfer, dieser dem Felkaer Thale entlang. Zwischen diesen zwei Graten vertieft sich nicht unbedeutend das Gestein und bildet den sogenannten „Gerlsdorfer Kessel", den von drei Seiten senkrechte Felsentürme umschließen. Auf dem östlichen Grate ist der Zugang durch unübersteigbare Felsmassen versperrt, so dass man genötigt ist, die Schritte dem ziemlich entfernten westlichen Grate zuzulenken.

Von dem erwähnten Bergrücken erreichen wir über ein weites Trümmerfeld, von Block zu Block springend, binnen einer Stunde den südlichen Rand des Kessels. Ein Blick in denselben erfüllt uns mit Grauen; er ist ganz wasserleer, seine Wände sind schroff und kahl, sein Boden und die nächste Umgebung mit Felsentrümmern und Geröllmassen bedeckt. Nun umgiengen wir den Kessel und setzten den Weg auf seinem steilen Rande stets westlich und stets aufwärts fort, wiederholt genötigt, über große Felstrümmer, zwischen denen nur hie und da kahle Krummholzsträucher vegetiren, in gebückter Stellung hinüber zu balanciren. In der Höhe von 1790 Meter bleiben auch diese Sträucher gänzlich aus. Bald darauf erreichen wir eine Trümmerkuppe, auf deren Scheitel eine Signalstange aufgepflanzt ist. Hiemit haben wir den westlichen Grat erreicht und gelangen nun über seinen flachen Rücken bald auf eine zweite Trümmerkuppe, von wo wir uns in direct nördlicher Richtung aufwärts wenden. Wir umgehen westlich

leicht die im Wege liegenden ersten Felsentürme und kommen ohne besondere Schwierigkeiten gegen halb 8 Uhr zu einer tiefen Scharte des Grates, wo zahlreiche Felsentürme, himmelhoch in die Lüfte ragend, jeden weiteren Weg vollends abzusperren scheinen. Rechts neben uns klafft uns der furchtbare Kessel entgegen, linker Hand stürzt der Abhang des Botzdorfer Thales jäh in die Tiefe, vor uns erheben sich unzugängliche Felsenwände. Unser Führer deutet auf eine schuttbedeckte Rutschlehne, die wir passiren müßen. Nach kurzer Rast wenden wir uns derselben zu. Unter dem Tritte der Voranschreitenden fahren die Steine tosend in die Tiefe des Botzdorfer Thales und man hält sich nur mit Mühe aufrecht. So Mancher hat schon hier zum Rückzuge geblasen. Es ist dies die erste Probe für unerfahrene Bergsteiger, die an das Gehen auf schiefem Rutschterrain nicht gewöhnt sind.

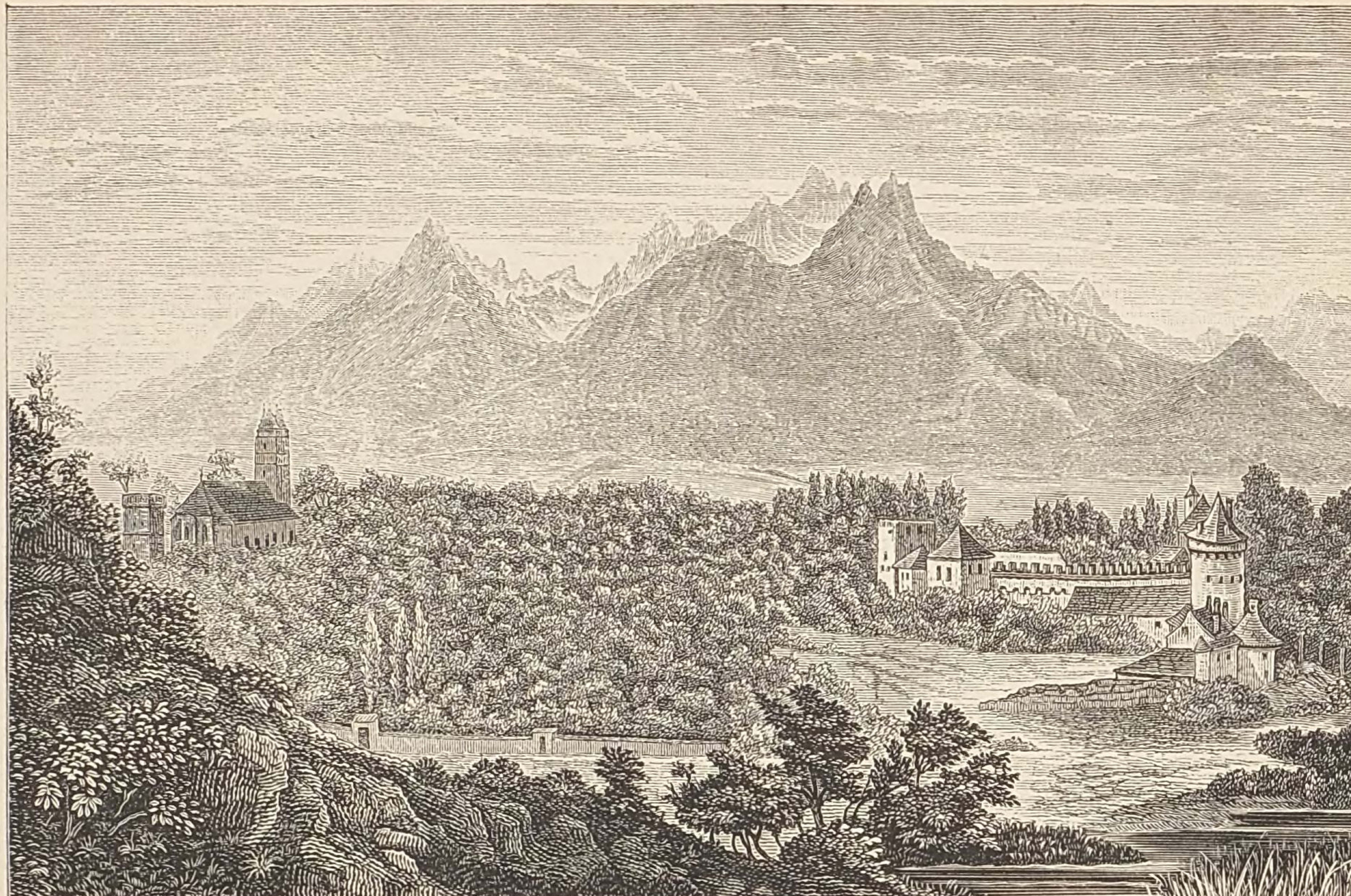
Diese Passage führt neben wunderschönen Felspartien zu einer isolirten, hoch emporragenden und scharf zugespitzten Felssäule, „die Kanzel" benannt. Diese bietet eine sehr schöne Aussicht in das Botzdorfer Thal, auf seine nadelförmigen Spitzsäulen, bizarren Felswände, den ungewöhnlich geräumigen oberen Thalkessel und das darin anmutig schimmernde träumerische Meerauge. Todtenstille herscht ringsumher, selbst der Bach tief unten im Thale scheint stille durch sein Felsenbett dahinzuschleichen und nur sein silbernes Geflimmer belebt die furchtbar öde Gegend.

Von hier klettern wir wieder zum Grat empor, den wir an einem ziemlich tiefen Einschnitt erreichen. Wieder gähnt uns zu den Füßen der wilde Kessel an. Das Vorwärtsschreiten auf dem Grate ist neuerdings verwehrt; steile riesige Felsen bedecken ihn und wir sind genötigt, uns auf die östliche Seite zu schlagen, da die westliche, nämlich die Botzdorfer Thalseite das Fortkommen ebenfalls unmöglich macht. Am östlichen Gehänge also, auf dem höchsten Rande jenes Kessels, der hier wenigstens 300 Meter tief unter unseren Füßen sich aufthut, müßen wir fortwährend kreuz und quer, zwischen Felsenrissen, auf schmalen und abschüssigen Pfaden uns emporwinden, bis wir

endlich jene Stelle erreicht haben, wo die beiden Gerlsdorfer Grate sich vereinigen und in jene Spitze zusammenlaufen, die von den Gemsenjägern die „kleine Gerlsdorfer-Spitze" benannt wurde.

Am Fuße dieser Spitze wird Rast gehalten, um zum schwierigsten Theile der Arbeit Kräfte zu sammeln. Die Rundschau von diesem Punkte ist hinreißend. Südwärts, unmittelbar zu unseren Füßen, fallen die Felsenwände in den Riesenkessel; nicht weit von uns, gegen Osten, ragen auf dem östlichen Grate spitze Felssäulen, Reihe an Reihe, hoch in die Lüfte; etwas entfernter ziehen sich die Kämme und Rücken der Schlagendorfer- und Lomnitzer-Spitze dahin; in westlicher Richtung starren uns entsetzlich steile Gipfel und Spitzen entgegen, darunter die Botzdorfer- und die Tátra-Spitze; in noch weiterer Entfernung erscheinen die phantastischen Gestalten einer Menge von Hörnern und Kuppen gleich einem steinernen Walde; gegen Süden hin weilt das Auge entzückt auf der schönen weiten Zipser Ebene. Zwei Meeraugen, der Botzdorfer und der Csorbaer See, haben uns schon vorher mit ihren glänzenden Spiegeln ergetzt.

Dieses Bild fesselte uns derart, dass wir erst um 9 Uhr an die Fortsetzung des Weges dachten. Die Luftlinie von der kleinen bis zur großen Gerlsdorfer-Spitze ist unbedeutend, und dennoch wie groß die Entfernung für den Wanderer und wie beschwerlich der Weg dahin! Der Verbindungskamm bildet einen schroffen, felsigen Sägegrat, von vielen nahe nebeneinander liegenden Scharten durchbrochen; in eine Reihe von Türmen und Felszacken aufgelöst, erstreckt er sich sattelförmig von der kleinen Spitze zu der großen hin. Im Allgemeinen ist dieser Kamm ungangbar; bei der Festigkeit des Granits erhalten sich die Seitengrate, Rippen und Gehänge unter hohen Winkeln, bilden die verschiedensten Hörner, Säulen und Spitzen, überhängende Klippen, schroffe, von unwegsamen Trümmermassen bedeckte Lehnen, sturzdrohende Wände und finstere spaltartige Schlünde. Zum Glücke befinden sich am westlichen Abhange jenes Sägegrates unzählige Rinnsale und Furchen, die unten sternartig zusammenlaufen. Zwischen



Hohe Tatra.

je zwei solchen rinnenartigen Rissen ziehen arg verstümmelte Felsrippen der Botzdorfer Thalsohle zu, nur hie und da durch einen Einriss oder eine Spalte den Uebergang aus einer Rinne in die andere gewährend. Einzig und allein diese Wassergräben sind es, welche die Erklimmung des Zwischenkammes ermöglichen. Nach raschem Entschlusse lassen wir uns bald in der der Spitze zunächst gelegenen Furche gegen das Botzdorfer Thal hinab und umgehen so die steil hinabstürzenden Felsrippen; in der zweiten Wasserrinne dagegen klettern wir so lange aufwärts, bis sich uns abermals ein Uebergang in die nächste Rinne darbietet; in dieser schlagen wir uns wieder nach unten und umgehen dermaßen nacheinander die folgenden Felsrippen.

Bei dieser beschwerlichen Wanderung verlieren wir mehr und mehr das früher erreichte Niveau, wir rutschen in den Rinnen mehr hinab, als wir dann wieder emporklimmen; wir glauben schon gar in das Botzdorfer Thal hinabsteigen zu müßen, als unser Führer einen zwischen Schneestreifen vor uns liegenden grünen Rasenplatz als den nächsten Wendepunkt nach oben bezeichnet. Von dieser Oase aus hört dann auch das Rutschen nach unten auf und wir steigen nun fortwährend aufwärts, kreuz und quer über eine Wand, welche mit ihren ungeheuren Steinblöcken und Säulen einem Felswalde gleicht. Mitunter erquicken wir uns in den Schneefurchen mit einer Handvoll Schnee oder löschen den quälenden Durst mit einem den schattigen Rinnen entnommenen mürben Eiszapfen.

Endlich gelangen wir zum Fuße eines langen Rinnsales, das sich bis nahe zu der schwindelnden Höhe der Gerlsdorfer-Spitze emporstreckt. Sein abschüssiges Bett ist mit ewigem Schnee bedeckt. Wem es glückt, darinnen frischen Schnee zu finden, der wird ziemlich sicheren Trittes auf diesem Wege den Gipfel erreichen. Wir fanden alten, zusammengebackenen Schnee, der uns bei jedem Schritte gefährdete. Da wir mit Steigeisen nicht versehen waren, mußte der Schneestreifen zur Seite gelassen und der Absatz dieses letzten und steilsten Felsenkammes kletternd und kriechend überstiegen werden, bis endlich der

langersehnte Grat und dessen Krone: die Gerlsdorfer-Spitze, der höchste Punkt der Karpathen, unter lautem Jubel erklommen war. Es war 11 Uhr vormittags, als wir auf dem Hauptgipfel in einer Höhe von 2659 Metern über dem Meeresspiegel standen.

Wie die meisten Gipfel der Tátra ist auch dieser höchste länglich, schmal und besteht aus einem kammartigen, von zusammengestürzten Felsentrümmern gebildeten Bergrücken, der gewiss nirgends so zerrissen, so scharf zugespitzt und zu solchen kolossalen Türmen zersplittert vorkommt, wie eben hier. In dieser Hinsicht dürfte sich nicht so bald eine andere Spitze mit der Gerlsdorfer messen können. Den höchsten Punkt bildet ein beiläufig ein Meter breiter Granitblock, der höchste Ort auf ungarischem Boden. Der im Vorjahre aufgestellte Steinmann stand noch unversehrt da.

Ein so scharfer Gipfel, wie der Gerlsdorfer, dessen Wände so steil hinabstürzen, dass die unteren Partien verdeckt bleiben, gewährt das volle Gefühl hoher Isolirtheit und steigert dadurch den Effect der Aussicht. Auf unserem Steinsitze — wäre er nur nicht so hart gewesen! — möchte man sich leicht einbilden, ohne jegliche Verbindung mit der Erde mitten in der Luft zu schweben. Wenige Schritte von den Spitzen unserer Schuhe schien die Welt ein Ende zu haben. Der erste auffallende Gegenstand um uns war der Riesenfels unseres Nachbargipfels, der hehren Tátraspitze, das „Matterhorn" der Karpathen.

Die Fernsicht ist schön, ja wunderschön, und kann es nicht anders sein. Die Gerlsdorfer-Spitze tritt inmitten des Gebirgszuges in unmittelbarer Nähe der höchsten Erhebungen der mittleren Bergkette aus dem Hauptrücken hervor und blickt nun auf den ganzen, schönsten und großartigsten Theil des Gebirges hinab. Nicht einer der größeren und mit Recht berühmten Gipfel fehlt in diesem Panorama. Der Horizont umfasst den Hauptstock der Gebirgsgruppe und dehnt sich von der in weiter Ferne umnebelten polnischen Ebene bis zu der bläulichen Kreislinie der Gömörer und Sohler Erzgebirge. In der Nähe gegen Osten fallen besonders der Kastenberg und die Schlagen-

dorfer-Spitze ins Auge; etwas weiter erheben sich: der Mittelgrat-Turm, die schöne, schlanke Lomnitzer-Spitze mit ihren Trabanten und die Kesmarker-Spitze, die massive und mit ewigen Eisfeldern besäete Eisthaler-Spitze und hinter dieser die Bélaer Fleischbänke mit ihren weißen Kalkwänden. Nach Westen hin ragt eine Anzahl der verschiedenartigsten Gipfelformen empor, die auf das Gemüt wirklich überraschend einwirkt: hier sehen wir die nadelförmig zugespitzte Botzdorfer- und die rundliche Meeraugspitze, die kegelförmig gedrückte Bastei und das kühn hervorragende schiefe Krummhorn des Kriván; im Hintergrunde die glockenartig geformten breiten Liptauer Voralpen. Vorzüglich aber fesselt den Blick in dieser starren steinernen Welt unter allen auf ungarischer und polnischer Seite aufragenden unzähligen Spitzen und Felsenhörnern, scharfen Graten und zerrissenen Wänden immer wieder von neuem der imposante schroffe Turm der nahen Tátraspitze, welche sammt ihrer nächsten Umgebung den schönsten und reizendsten Punkt für den Ausblick bildet.

Nur noch Eines von diesem herlichen Orte. Die rechts und links klaffenden bodenlosen Schlünde geben ein Bild solch' gräßlicher Zerstörung, die unzähligen Klippen stieren so grausenerregend hinab in die Tiefe, daß uns bei diesem Anblicke unwillkürlich ein Schauer überläuft. Ueberhaupt dürfte es außer der Tátra in Ungarn kaum eine Oertlichkeit geben, die wie diese den vollen Ernst, welcher in grauenhaften Wänden, plötzlichen ungeheuren Abstürzen liegt, tiefer fühlen ließe — den Ernst, der die Seele mächtig erfaßt und die Willenskraft stählt. Vergebens späht hier das Auge nach sanftem, rasigem Thalgehänge, oder nach verfallenen Terrassen und Felsstufen, diesen Kennzeichen der Schieferschichten. Ringsumher ist alles starr und kahl, jede Linie bricht jählings ab, jeder Bach erscheint ein Wasserfall, der ganze Tátrazug als ein Felsmassiv vom Gipfel bis zur Waag-Poprader Thalsohle, in die sein unabsehbares Felsenlabyrinth hinabfällt.

Zwei Stunden lang genossen wir diesen Aufenthalt für Götter. Nachdem wir unsere Notizen wolverwahrt zurückgelassen hatten, traten

wir um 1 Uhr nachmittags den Rückgang an. Dieser nun war erheblich schwieriger als der Aufstieg. Unser Führer, um die obere Schneefurche nicht passiren zu müßen, schlug einen anderen Weg ein. Es begann ein wirklich schlimmes Steigen, ein sich oft wiederholendes Auf- und Abklettern über klippige Grate, schiefe, von Abgründen scharf begrenzte Platten, über prallige Wände und stachlige Bergrippen, über tiefgerissene, hohle, gossenartige Wasserrinnen, kurz ein fortwährendes Klettern mit Händen und Füßen, zwei Stunden lang, bis wir endlich um 3 Uhr die kleine Spitze erreicht hatten.

Die interessanteste und vielleicht gefährlichste Arbeit war indes die Fahrt in dem „Kamin", einem schornsteinartigen durchlöcherten Felsturm, in dem man sich bloß mit Hilfe des Rückens und der Kniee fortarbeiten mußte; eine wahre Rauchfangkehrer-Arbeit! Die kleinste Unvorsichtigkeit hätte traurige Folgen haben können, wenn sie auch nicht eben mit Lebensgefahr drohte. Solche Passagen bringen in der Regel nur dann ernste Gefahr, wenn das Auge beunruhigt wird. „Bergsteiger stehen offenbar gleich Kindern und Trunkenen unter dem besonderen Schutze der Himmelsmächte," bemerkt der bewährte Bergsteiger Julius Payer. So gelang es auch uns, die gefährlichste Strecke, von der großen Spitze bis zur kleinen, ohne Unfall zurückzulegen.

Nachdem wir auf letzterer eine halbe Stunde lang ausgeruht hatten, setzten wir den Rückweg in der früher beschriebenen Richtung fort; am oberen Saume des Kessels jedoch schlug unser Führer einen anderen, bedeutend schwierigeren Pfad ein, auf dem man nur äußerst beschwerlich kriechend fortkommen konnte; dann balancirten wir, der Erschöpfung nahe, über die umfangreiche Steinwüste und erreichten endlich bei beginnender Dämmerung die letzte Anhöhe ober dem Felkathale. Noch einen Blick in die wilden phantastischen Felsformen des südlichen Gebirgszuges, dessen stolze Zinnen das goldene Sonnenlicht nicht mehr traf, in des Gerlsdorfer-Kessels ungeheure Tiefe, in welche schon die graublaue Nacht einzubrechen begann, während auf den äußersten Gipfeln des Gebirges noch das matte Zwielicht der

Dämmerung herschte, und der Augenblick war gekommen, wo die Sonne am grellerhellten Horizonte hinter den schattigen Gestalten der Krivángruppe niedersank — ein feierlicher Anblick, der einen gewaltigen Eindruck auf uns machte. Beim Felka-Uebergang wurde nochmals eine halbe Stunde gerastet und $1^3/_4$ Stunden darauf hielten wir, von der frischen Abendluft neu gestärkt, um $^3/_4 10$ Uhr abends unsern Einzug in Schmecks.

---

47. Die Meeraugen der Hohen Tátra.

Zu den eigentümlichsten Erscheinungen der Tátra gehören ihre Seen, welche das Volk in seinem poetischen Gefühle „Meeraugen“ genannt hat. In der That könnte der schwungvollste Dichter keinen schönern, aber auch keinen passenderen Namen ersinnen für diese von den erstarrten Wellen des graubraunen Felsenmeeres eingeschlossenen zahlreichen, kleinen, blau- oder schwarzäugigen Bergseen, umringt von aller Wildheit, wie sie da träumen von der Sonne warmem Hauche, von flüchtigen Gemsen, die sich auf den glitzernden Wasserflächen spiegeln, und von den Wundern ihrer geheimnisvollen Tiefe. Unnennbarer Reiz liegt in diesen stillen klaren Hochseen. Kein Wunder, wenn das Volk unzählige Märchen sich über diese gebildet hat, über die Unergründlichkeit ihrer Tiefe, über die Verbindung derselben mit dem Meere, ohne sie für mehr als eben Märchen zu halten.

Was die Gebirgsbewohner von diesen merkwürdigen Seen gefabelt haben, galt lange Zeit der Welt draußen als verläßliche Kunde; erst in unseren Tagen sind die „Meeraugen“ der Hohen Tátra Gegenstand genauer wissenschaftlicher Untersuchungen geworden, sind aber bis heute noch beiweitem nicht genügend durchforscht.

Im Gegensatze zu den Niederungsseen nennt das Volk alle im gesammten Karpathensysteme vorkommenden größeren und kleineren

Gebirgsseen „Meeraugen". Ihre Zahl ist sehr bedeutend; denn wollte man jedes mit stehendem Wasser gefüllte Becken als See bezeichnen, so würde die Hohe Tátra allein deren etwa 112 zählen, wovon nur der Csorbaersee auf der Südseite und die sogenannten Toporower Seen auf der Nordseite außerhalb des eigentlichen Gebirges liegen.

Hoch über dem Meere in enge Felsenbecken eingebettet, haben sie nur eine geringe Oberfläche, die aber noch nicht bei allen gemessen wurde. Die beiden größten, der „Große See" (Wielki staw) und der „Große Fischsee" haben nur 34·8 und 33 Hektare Oberfläche; der kleine „Rote See" (Vöröstó) misst aber gar nur 0·18 Hektare. Hinsichtlich der Tiefe, welche das Volk für unergründlich hält, sind erst vier Seen untersucht; unter diesen ist der Große Ciemno-Smrečinski-See 41·3, der Csorbaer See 20·7 Meter tief. Da der Flächenraum der meisten Seen so gering ist und die allerdings sehr steil in dieselben abfallenden Wände durch fortwährendes Verwittern und Herabstürzen ihres Materials gewiss schon viele Jahrhunderte zur Ausfüllung der Seebecken beitragen, so darf wol angenommen werden, dass keine der ungemessenen Tiefen die obengenannten ansehnlich übertreffe.

Die Farbe des Wassers aller Seen ist dunkelgrün, mehr oder weniger ins Schwärzliche übergehend, wodurch die so häufig wiederkehrenden Namen „grüner" und „schwarzer See" erklärt werden. Nur der Zielony staw (Grüne See) bei Zakopane erscheint lichtgrün, während der „Rote See" im Weißwasserthale seinen Namen von dem roten Feldspate führt, der den Granit daselbst bildet, wogegen die Farbe des in dem nördlichen Arme desselben Thales gelegenen „Weißen Sees" in Folge des Moorgrundes rötlichbraun ist.

Genaueren Einblick in den eigentümlichen Charakter der Tátraseen wird uns eine Wanderung verschaffen, auf der wir etliche dieser Seen zu besichtigen Gelegenheit finden. Wir wählen zu diesem Zwecke einen Ausflug von Zakopane aus zu dem Czarny staw Gąsienicowy und über den Pass Zawrat zu den „fünf (polnischen) Seen" und dem

Fischsee, weil diese Tour nicht nur eine der interessantesten, sondern auch der großartigsten ist in der ganzen Tátra.

Zakopane eignet sich in vorzüglichem Grade als Ausgangspunkt für zahlreiche lohnende Partien in das Gebirge galizischen Antheils. Dieses große, 8 Kilometer lange, ungefähr 2500 Einwohner zählende Dorf liegt an den Quellbächen des weißen Dunajec am Nordfuße der westlichen Tátra. Nach polnischer Art sind die Häuser nicht in zusammenhängenden Reihen erbaut, sondern zerstreut in mehreren Gruppen, die auch eigene Namen führen. Den Mittelpunkt des Ganzen jedoch bildet die Partie um die kleine hölzerne Kirche, wo auch mehrere Kaufläden und Restaurationen sich befinden, bestimmt, für die Bedürfnisse der Gäste zu sorgen, die alljährlich aus Galizien und Russisch-Polen zum Sommeraufenthalte hieherkommen.

Innerhalb des Ortes zweigt sich nach Südosten die Straße zu dem freiherrlich Eichborn'schen Eisenwerk Zakopane ab, welches um das Jahr 1700 errichtet wurde und aus einem Hochofen nebst Formentischlerei, vier Eisenhämmern, einem Walzwerke, dem sogenannten Schlosse, zahlreichen Beamten- und Arbeiterwohnungen und einem Gasthause besteht. Im Herbste des Jahres 1875 wurde hier auch eine Kaltwasser-Heilanstalt eingerichtet.

Von dem Eisenwerke aus, bei dessen Gasthaus wir uns bereits 999 Meter über dem Meeresspiegel befinden, treten wir unsere beabsichtigte Wanderung an. Wir haben die Wahl, entweder auf einem ziemlich schlechten, mehrmals gewundenen Fahrwege, oder auf einem kürzeren Fußsteige durch den Wald den Berg Boconí hinanzusteigen, auf dessen Rücken die Waldregion endet. Nun führt der Weg mäßig ansteigend über den Skupnów Upłaz, auf dem das erste Krummholz auftritt, theilweise knapp an dem Rande des sich steil hinabstürzenden Thalkessels, weiter zu der eine ziemlich breite terrassenförmige Fläche bildenden Einsattlung zwischen der Kopa Królowa und der Kopa Magóry, welche letztere sich in der Gestalt eines steilen Felsenkegels über den Sattel erhebt. Während der Pfad zum Gipfel der Magóra



Cziklova-Fall.

rechts hinanleitet, steigen wir von dem Sattel durch eine Schlucht direct hinab in das Thal der Sucha woda. Nachdem wir an einer Salasche (so heißen hier die Sennhütten) vorbeigekommen, überschreiten wir den Bach und steigen an der entgegengesetzten Thallehne langsam hinan.

So erreichen wir bald den Czarny staw (Schwarzen See) Gąsienicowy, einen der größten und schönsten der Tátra. Aus dem schwarzgrünen, stillen, fast ovalen Bassin ragt westlich eine kleine, mit Krummholz bewachsene Felseninsel hervor, und die schroffe Kościelec-Spitze, die in rauher Jahreszeit ihr verwittertes Gestein massenhaft in den See schütten mag, spiegelt sich haarscharf in den klaren Fluten. Am östlichen Ufer führt nun der Fußsteig bis an das südliche Ende des Sees, wo man den aus dem „Gefrornen See“ kommenden Bach überschreitet und sodann auf dessen linkem Ufer über ungeheure Felsen ansteigt, um nach einer Stunde auf einem kleinen Plateau zu stehen, unter welchem der kleine Zamarzły staw (Gefrorene See) liegt. Hier bietet sich dem Beschauer ein Bild dar, dem an Großartigkeit höchstens noch der Kessel der fünf Seen in der kleinen Kolbach bei Schmecks vergleichbar ist. Die den See umschließenden Felswände sind in gewöhnlichen, nicht zu heißen Sommern in ihren Schluchten mit kolossalen Schneefeldern erfüllt, die sich bis zu dem See selbst hinabziehen. Nirgends mehr ist eine Spur von Krummholz, nichts als kahle Felsmauern bieten sich dem Auge dar, das anfänglich gar keinen Ausweg aus dem Felsenlabyrinthe zu finden vermag.

Eine schmale, nach oben sich immer mehr verengende Schlucht leitet nach Südsüdwest zu dem vielfach zerrissenen Grat empor, der die Świnnica mit dem Kozy wierch verbindet und in dieser 2170 Meter hohen Einsattlung den Namen Zawrat führt. Nach einer Stunde anstrengenden Kletterns, bald über lockeres Gerölle, bald über Schnee, erreicht man den nur wenige Schritte breiten concaven Sattel, von dem sich der Anblick auf eine unbeschreiblich großartige Alpenlandschaft darbietet. Nach Norden ist die Aussicht zwar beschränkt, da eine

kleine schiefe Ebene die Schlucht, in der man hinaufgeklettert ist, verdeckt; im Süden aber hat man zu seinen Füßen den obersten der polnischen „fünf Seen", und etwas weiter sieht man einen Theil des zweiten oder „Schwarzen Sees", einen Theil des hohen Rückens und eine große Anzahl von Tátraspitzen, unter denen namentlich der Krivan hervorragt.

Aus dem Sattel nun steigt man über die zwar abschüssigen, aber nicht gefährlichen, grasigen Südabhänge in das Thal der „fünf Seen", welches unstreitig eines der interessantesten Thäler der Tátra ist. Zerrissene, öde Felsenspitzen umgeben in Form eines Kranzes die fünf Seen. Nur Schnee und Stein wechseln miteinander ab in dieser Wildnis; denn das Pflanzenleben ist hier über der Krummholzregion nur sehr spärlich. Hie und da klammern sich dünne Mooshärchen an die Granitfelsen; die Schneefelder aber erstrecken sich bis in das Wasser der Seen. Am höchsten liegt der Zadny staw (Hintersee, 1792 Meter), der auch Zamarzły (der Gefrorene) heißt, weil er auch im Sommer, wenigstens zum Theil, zugefroren ist. Rechts davon liegt in einer etwas tieferen Mulde der doppelt so große Czarny staw (Schwarze See), während linker Hand gegen den Kozy wierch sich ein kleines Thal, Pusta Dolinka, hinzieht, welches uns bald an einer verfallenen granitnen Salasche vorbei zu dem größten der Tátraseen, dem bereits genannten Wielki staw, hinableitet. Neben ihm hat der galizische Tátraverein aus Granit ein kleines Schutzhaus errichtet. Ein Wirt befindet sich hier nicht, und das Häuschen dient bloß dazu, damit sich die Touristen hieher flüchten können, wenn sie von der finsteren Nacht oder von dem ausbrechenden Sturme in der öden Wildnis überrascht würden, die von allem Verkehre so weit entfernt ist.

Der Abfluss des Wielki staw, der Roztoka-Bach, bildet etwas weiter unten einen prächtigen, 64 Meter hohen Wasserfall, welcher unter dem Namen des Czikłowa- oder Śiklawa-Falles dem Fünf-Seen-Gebiet zur interessantesten Zierde dient. Um ihn gut zu übersehen, muß man ein Stück hinabsteigen. In zwei Absätzen stürzt sich

die Roztoka über den oberen, etwa 43 Meter hohen und fast senkrechten Theil der Seewand hinab; dann ergießt sich die ansehnliche Wassermenge sausend und schäumend über die schräg geneigte Granitfläche der unteren Wand in die Tiefe, um aus dieser eine riesige Nebelwolke emporzusenden. Die Umgebung des Falles trägt die Züge der höchsten Wildheit. Nur niederes Gebüsch überzieht stellenweise die Thalwände, und noch weit über die letzten Krummholzsträuche hinaus ragen in schwindelnder Steilheit die granitnen Mauern empor, die, von Wasserrillen zerrissen, dort, wo sie hier und da zurücktreten, hochliegende Mulden umschließen, in denen sich größere Schneemassen sammeln, die selbst im wärmsten Sommer nie ganz wegschmelzen.

Vom Czikłowa-Falle kehren wir zum Wielki staw zurück und kommen, nachdem wir den Ausfluss des Baches aus dem See überschritten, nach wenigen Minuten zu dem sehr kleinen Mały staw und bald darauf zu dem größeren Przedný staw (Vordersee), den beiden letzten der „Fünf Seen". Nun führt uns die Gebirgswanderung auf- und abwärts, bald über Granittrümmer, bald über grasige Abhänge, in das Thal der Białka, in welchem der große Fischsee (Rybie staw), die Perle aller Tátraseen, gelegen ist.

An Flächengehalt nur von dem Wielki staw übertroffen, wird er an Großartigkeit der Scenerie der Umgebung von keinem der übrigen Tátraseen erreicht, wozu vor Allem auch der Umstand beiträgt, dass er zu den tiefstgelegenen Seen der Nordseite des Gebirges gehört, da die Meereshöhe seines Ufers nur 1401·3 Meter beträgt. Die Grenze von Ungarn und Galizien durchzieht ihn von dem Ausflusse der Białka nach Südwest in der Richtung auf den malerischen Felsen Mönch und theilt von seiner Fläche je die Hälfte Ungarn und Galizien zu. Er ist reich an Forellen, die man oft über die Oberfläche des Wassers springen und nach Mücken haschen sehen kann. Auf dem Damme, welcher den See im Norden begrenzt, hat der galizische Tátraverein ein Schutzhaus errichten lassen, von wo aus man einen prächtigen Ueberblick des Sees und seiner Umgebung genießt. In

dem krystallreinen, an den Ufern grünlichen, gegen die Mitte aber schwarz glänzenden Wasser spiegeln sich die einschließenden, wild-zerrissenen und nur spärlich mit Krummholz bekleideten Felsen mit ihren Schneeflecken und den Wasserfällen, die wie Silberfäden hinab-rauschen. In dem begrenzenden Felsenkranze fallen außer dem Mönch besonders die Gemse, die Meeraugspitze, der Türke und die Zwölf Apostel auf.

Hat man den Fischsee auf dem zu Gebote stehenden Flosse überschifft, wozu etwa 20 Minuten erforderlich sind, so führt rechts von dem kaskadenförmigen Abfluss des Meerauges ein mehrfach gewundener Fußsteig auf der ziemlich steilen, aber doch gefahrlosen Felswand aufwärts und nach etwa einer halben Stunde erreicht man die Höhe des Querriegels, auf welchem ein eisernes Kreuz an den Besuch des Bischofs Gregor Ziegler von Tyniecko im Jahre 1823 erinnert. Von hier aus übersieht man ebensowol den Fischsee in seiner ganzen Ausdehnung, als man nun das Meerauge vor Augen hat. Dieses besitzt bei etwas kleinerem Flächengehalte beinahe die Gestalt des Fischsees. Der Kessel, in dem das Meerauge liegt, ist fast kreisrund, rings von steilen, theilweise mit Schnee bedeckten Felswänden und Spitzen umgeben, die sich höchst malerisch in den dunklen Fluten abspiegeln.

Der Rückweg von hier muß zunächst nach dem Fischsee gerichtet sein; von diesem aus stehen uns aber zur Rückkehr nach Zakopane einige, auch wieder reichlich lohnende Wege zu Gebote, die kürzer und minder beschwerlich sind, als die hieher eingeschlagene Tour.

48. Am oberen Dnjester.

Im Osten der Hohen Tátra beginnt jener reichbewaldete Sandsteinzug, welcher auf seinem Hauptkamme die Grenze zwischen Ungarn und Galizien trägt und den die Geographen das karpathische Waldgebirge genannt haben. Der westliche Theil, bis zum Ungh, führt auch den Namen der Ost-Beskiden. Die dortigen Gebirgsbewohner kennen aber beide Namen nicht; sie benennen bloß kleinere Ketten und Gruppen oder einzelne Berge, deren Namen dem Nichteingebornen mitunter ganz fremd klingen, da sie selten in Reisebeschreibungen, noch weniger auf Karten ersichtlich sind. Das durchaus südöstlich streichende Gebirge nimmt mit seiner Annäherung an die Marken der Bukowina stetig an Höhe zu, nicht nur im Hauptkamme, sondern auch in den demselben parallelen Vorketten. Sein nördlicher, galizischer Abfall ist im Westen steil; im Osttheile dagegen steigt das Gebirge sanft, zum Theil in Hügeln, zum Dnjesterthale herab.

Die Gesteinsarten, aus denen die Waldkarpathen sich aufbauen, sind Sandstein und stellenweise Granit, auf denen Kreide lagert. Im östlichen Theile der nördlichen Karpathen-Abfälle liegt zu unterst dichter Kreidekalk, weißfarbig und im Bruche splitterig, auf welchem dann die zerreibliche Kreide die obere Schichte bildet. Diese geognostischen Verhältnisse erklären wol auch die vielen Erdsenkungen, die hier häufiger

sind als vielleicht in irgend einem andern Lande Europas und wahrscheinlich der Ausspülung des unterliegenden Kalkes durch die Niederschläge ihre Entstehung zu verdanken haben. Solche Senkungen sind von verschiedener Größe, meistens trichterförmig, und selbst nach den größten Regengüssen ist in diesen Trichtern nie eine Spur von Wasseransammlung zu bemerken. Im westlichen Theile ersetzt zumeist Sandstein die Kreide, wie man dies überall, wo Flussbetten die tieferen Schichten erschlossen haben, sehen kann; dieser besitzt eine Mächtigkeit von ungefähr 30 bis 300 Meter und wird zur Verfertigung von Schleif- und Mühlsteinen oder als Baustein benützt. Dieses in seinen Hauptmassen eigentümliche Sandsteingebilde der Karpathen ist reich an Salz-, Kohlen- und Torflagern und enthält auch eine große Menge von Naphta- oder Petroleumquellen. Sonst findet man unter einer mäßigen Erddecke in den meisten Gegenden Thoneisensteinflötze, deren Erze jedoch so mager sind, dass in Folge dessen die Eisen-Erzeugung theuer zu stehen kommt.

Diese steinigen Grundlagen werden zum größten Theile von einer geringen Erdkruste überdeckt, deren unbedeutendes Erträgnis die Bewohner dieses Bodens kaum zu ernähren vermag. Die Natur in ihrer Güte bedachte diese Gegenden, gleichsam zur Entschädigung, mit ungeheuren Waldmassen, die zumeist aus Fichten, Tannen, Kiefern, aber auch Buchen bestehen. In der Mittelregion der Karpathen findet man noch ziemlich häufig die Lärche, welche, früher in Polen allgemein, jetzt nur im Gebirge zu treffen ist. Von den 2 Millionen Hektaren Forste, die Galiziens Boden bedecken, sind beinahe $^6/_7$ Gebirgswaldung, welche an 2 Millionen Klafter Brennholz, ungerechnet die Verwendung zu Werk- und Bauholz, liefern. Die Forstwirtschaft, einst unter polnischer Herschaft wegen des allzugroßen Holzüberflusses so viel wie nicht gekannt, steht auch heute noch nicht auf gleicher Stufe mit den anderen westlichen Kronländern, doch bemüht sich schon seit vielen Jahren die Regierung, ein geeignetes Forstpersonale heranzuziehen. Trotz der schlechten Bewirtschaftung der Wälder und trotzdem, dass

22 Salzsiedereien, etliche 30 Eisengewerke, einige hundert Köhlereien, ein Dutzend Glashütten ihr nötiges Brennholz aus denselben beziehen, ist nicht so bald an Holzmangel zu denken, da in den höheren Regionen der Waldkarpathen noch immer von keines Menschen Axt angetasteter Urwald in mächtigen Revieren zu finden ist, in dem Tausende von Klaftern nutzlos zu Grunde gehen. Ist in Folge der neuen Eisenbahnbauten auch in deren Nähe der Wert des Holzes gestiegen, so sind doch die größten Gebiete von bequemen Verkehrswegen zu entlegen, als dass man die Massen des Holzes gut verwerten könnte. So mag es denn wol auch heute noch tiefer im Gebirge vorkommen, dass man gegen Erlag eines Guldens an den Eigentümer sich so viel Holz aus dem Walde schlagen kann, als man will. Die Nichtachtung der Holzmassen geht so weit, dass Hirten und Jäger, wenn sie im Walde Feuer anmachen, dies unmittelbar am Stamme eines großen Baumes thun, der dann oft vom Feuer ergriffen vollständig verkohlt und als schwarze Baumruine noch lange stehen bleibt, häufig aber auch seinen Brand den nachbarlichen Bäumen mittheilt und dadurch große Strecken Waldes in Asche gelegt werden.

Der landschaftliche Charakter der nördlichen Verzweigungen des karpathischen Waldgebirges ist im Allgemeinen ein wildromantischer. Dichte, weitgedehnte Waldungen wechseln mit kahlen Bergen, steilen Felsenwänden, herabstürzenden Gewässern und sonstigen überraschenden Naturschönheiten. Bewundernswert sind besonders in der Tiefe des Forstes mächtige Steingebilde, welche in ähnlichen beschatteten Baumregionen wol selten vorkommen mögen. Im Gebiete des oberen Stryj, eines rechten Nebenflusses des Dnjester, erwecken diese Steinblöcke ganz besonderes Interesse. Dem in der feierlichen Stille der Waldeinsamkeit fortschreitenden Wanderer stellt sich plötzlich ein schroff ansteigender, gewaltiger Felsblock entgegen, der an 30 Meter hoch emporragt und nach unten sich bedeutend verjüngend mit Mühe nur das Gleichgewicht zu erhalten scheint. Dieser Fels bildet gleichsam die Vorhut einer langen Reihe solcher altersgrauen Riesen der

Vorzeit, die Einen im Zweifel lassen, ob das Urgebilde der Natur oder das mühsame Menschenwerk daran mehr Bewunderung verdient. Denn der untere Theil dieser mit Moos und Strauch bedeckten Felsen ist einer Mauer gleich abgeglättet und mit ansehnlichen, kammerartigen Aushöhlungen versehen, die in den massiven Stein hineingearbeitet wurden. Jede der letzteren ist hinlänglich groß, um mehrere Menschen aufzunehmen und alle sind auffälligerweise nur nach Süden offen. Es scheinen dies Zufluchtsstätten für die Gebirgsbewohner zur Zeit der Tataren-Einfälle in Galizien, die sich so oft wiederholten, gewesen zu sein.

In solcher Umgebung entspringt der Hauptfluss Ostgaliziens, der ansehnliche Dnjester. Seine Quelle liegt in einer Vorkette des karpathischen Waldgebirges im Norden des Uszokpasses und des San-Ursprunges — auf galizischem Boden bei dem Dorfe Dnjestrzyk-Dubowy in der Samborer Bezirkshauptmannschaft. Vom Ursprunge bis Sambor bildet er ein kurzes, breites Querthal, das anfangs nördlich, dann nordöstlich streicht. Unterhalb Sambor wendet er sich nach Südosten und behält diese Richtung bis zu seinem Austritte aus der Monarchie bei. Im Vereine mit seinen Zuflüssen Strwicza und Bistrica bildet er zwischen Sambor und der Stryjmündung große, noch ungebändigte Sümpfe, im weiteren Verlaufe durchbricht er zwischen Steilufern und mitunter dichtbewaldeten Höhen sich windend die ostgalizischen Sandsteinlager und geht, nachdem er auf kurzer Strecke Galizien gegen die Bukowina, dann gegen Bessarabien begrenzt hat, ganz nach Russland über.

Die Bewohner des hinsichtlich seiner Bodenverhältnisse und seines landschaftlichen Charakters geschilderten galizischen Gebirgslandes am Nordabfalle der Waldkarpathen gehören dem kleinrussischen Stamme der Ruthenen an und heißen im Westen Bojken, im östlichen Gebiete Huculen, werden aber gewöhnlich insgesammt mit dem letzteren Namen bezeichnet. Es sind echte Söhne des Gebirges, hochgewachsen, voll frischer Kraft und von edler Gestalt, aus deren dunklen Gesichtern



Landschaft am Dniestr.

nicht bloß Ernst, sondern ein gewisser Trotz zu lesen ist, der sich wie gegen Wind und Wetter, so auch gegen den Menschen kehrt. Wie alle Gebirgsbewohner sind die Huculen bescheiden in ihren Bedürfnissen und hängen zähe am Althergebrachten. Der Ackerbau ist nur auf kleine Thalgebiete beschränkt und die Unfruchtbarkeit des Bodens läßt nur wenigen Hafer, hie und da etwas Mais und Kartoffeln gedeihen. Bedeutsamer ist die Viehzucht. Im Sommer treiben die Huculen ihre Schafherden auf die hohen Berge und weiden sie dort bis in den September oder October. Während nun die Hirten, Bačowe geheißen, auf den Bergweiden Molke und Schafkäse bereiten, bestellen die Weiber daheim das Haus und den kleinen Acker, weben grobe Leinwand und spinnen Schafwolle. Im Herbste führen die Huculen die von ihnen bereiteten Käse und das gemähte Heu herab und fällt hoher Schnee, zeitlicher als gewöhnlich, so binden sie an ihre Fußbekleidung dünne Brettchen an, um sich das Gehen zu erleichtern. Auf dem Dnjester und seinen Nebenflüßchen schwemmen sie Bretter und anderes Holz, das sie in ihren Gebirgswaldungen fällen, zum Verkauf in die Ebene. Ueberhaupt befaßt sich der Hucule gern mit Handel aller Art. Die zahlreichen Gewässer, die seinen Boden durchfließen, liefern ihm dazu eine Menge Fische, darunter vorzüglich gute Forellen; die Wälder bieten ihm nebst ihrem Reichtum an Bau- und Brennholz viel Wild aller Art, das er als guter Schütze, oft auf ungesetzliche Art, selbst zu erlegen weiß. Sogar die Ochsen, die während des Sommers wegen der nötigen Zugkraft genährt und gepflegt werden, tauscht er bei Annäherung des Winters in einem Städtchen der Umgebung gegen verschiedene Waren, namentlich aber gegen Getreide und Branntwein aus. Nur ein Thier der Haushaltung geben die Huculen nie oder doch höchst selten weg; dies sind ihre kleinen Pferde eigentümlicher Rasse, welche sich zum Ersteigen steiler, felsiger Berge, sowie zum Durchschwimmen reißender Gewässer vorzüglich eignen. Das Reiten ist hier auch allgemein, und Mann und Weib sind bei einer Reise-Unternehmung stets beritten.

Kehren wir in der Wohnung des Huculen ein, so werden wir bald gewahr, auf welch' niederer Culturstufe er sich noch befindet. Die aus Holz gebauten, mit Stroh gedeckten Häuser sind zumeist höchst armselige Hütten, welche häufig in einem Raume Menschen und Thiere beherbergen. An Hausrat ist da nicht viel zu finden. Nur Verheiratete schlafen in Bettstellen, alle Anderen halten ihre Nachtruhe auf Kotzen, Binsendecken oder Stroh. Da der Kamin fehlt, verbreitet sich der Rauch im Wohnraume und nimmt dann seinen Weg bei der Thüre hinaus. Unter solchen Umständen kann auch der Kochkunst keine besondere Sorgfalt gewidmet werden. Milch, Käse und Haferbrot, dazu Fische und mitunter Wildpret bilden die Nahrung des Huculen. Als Bekenner der griechisch-unirten Kirche hat er überdies eine Menge Fasttage, die zu halten ihm kaum viel Mühe kostet. Dagegen würde es ihm ungemein schwer fallen, sein Lieblingsgetränk, den Branntwein, zu missen, dem er leider über die Maßen zuspricht. Im Zustande der Trunkenheit begeht er dann manche tadelnswerte oder strafbare Handlung und Diebstahl und Raub sind nicht selten. Trotzdem ist das Volk ungemein fromm und wallt alljährlich in großen Scharen zu den wunderthätigen Calvarienbergen und Gnadenkirchen von Pacław, Kalwaryja und Kobylanka. Daneben haben sich aber auch noch manche Reste alten Heidentums bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Flüsse werden von den Russalken, lieblichen, doch mutwilligen Nixen, bewohnt gedacht, welche den Fischer zu sich in die Tiefe locken. Fest eingewurzelt ist der Glaube an Vampyre oder Blutsauger, und mancher noch Lebende wird als zukünftiger Vampyr bezeichnet, weshalb er gefürchtet wird; man erfüllt aber alle seine Wünsche, um sich bei ihm in Gunst zu setzen.

Auch an der althergebrachten Kleidung hält der Hucule wie insgemein der Gebirgsbewohner fest. Die Männer bedecken das Haupt mit einem schwarzen Hute, den ein rotes Band, eine Pfauenfeder und allerlei Zierrat schmücken, im Winter auch mit einer langgespitzten schwarzen Lammsfellmütze. Das weißleinene Hemd, dessen Aermel

mit roten, schwarzen oder blauen Bändern ausgenäht sind, reicht gewöhnlich über die Knie; das Beinkleid ist weit, lang und wird am häufigsten aus rotem Tuche gefertigt. Ein schwarzbraunes Oberkleid, gleichfalls von Tuch, wird über die Schultern gehängt, darunter eine Tasche aus vielfarbiger Schafwolle, während die Hüften ein mit Knöpfen verzierter Ledergürtel umschließt, der Messer, Feuerzeug und Tabakspfeife trägt. Die Fußbekleidung besteht in Bundschuhen. Der Hand fehlt nie der kräftige Stock mit einem Axtansatze, welcher ebensowol als Stütze beim Bergsteigen wie als ungemein geschickt gebrauchte Waffe dient. Die jungen Bursche schmücken ihren Nacken mit Kreuzen, Rosenkränzen, messingenen Heiligenbildern u. dgl. nach ursprünglich russischer Sitte. Das weibliche Geschlecht kleidet sich sehr einfach. Junge Mädchen umwinden ihre Hüften mit einem breiten, dicken Wollstoffe, den sie gewöhnlich selbst verfertigen, tragen ein gesticktes Hemd und als Schmuck Korallenschnüre und bunte Glasperlen. Der Kopf bleibt unbedeckt; die zierlich geflochtenen Zöpfe werden gleich einem Kranze um das Haupt gewunden und mit Bändern geziert. Die verheirateten Weiber tragen auf dem Kopfe einen Schleier aus dünner weißer Leinwand. Die Füße bekleiden sie mit Bundschuhen oder mit farbigen Saffianstiefeln. Des Winters umhüllen sie sich, gleich den Männern, mit einem langen Rocke von grauem oder schwarzem Halinatuche oder mit einem Schafpelze.

49. Im Südosten der Bukowina.

Der Name „Bukowina" wird von den Buchenwäldern hergeleitet, welche noch heutzutage einen großen Theil des Landes bedecken, und bedeutet soviel als Buchenland. Eine sagenhafte Ueberlieferung aber berichtet, dass Stephan VI. der Große, Fürst der Moldau, einst auf einem offenen großen Felde zwischen Pruth und Dnjester, bei Chotim und Czernowitz, 20.000 Polen gefangen genommen; die spannte er an den Pflug und ließ das ganze, 18 Kilometer lange Schlachtfeld von ihnen umpflügen, alsdann säete er Buchensamen dahin, woraus der schöne Buchenwald erwuchs, der dem Lande den Namen gab. Besser aber könnte man die Bukowina das Waldland schlechthin nennen; denn die weit ausgedehnten Waldungen, welche vielfach noch im Urzustande sich befinden und nahezu die Hälfte[1]) des ganzen Landes einnehmen, bestehen zum größten Theile aus Nadelholz und der Laubwald steht erst in zweiter Linie.

Suchen wir in ein solches Urwaldsrevier einzudringen, wie sie sich im gebirgigen Süden des Landes auf Tagereisen weit erstrecken. Zu einer solchen Unternehmung bedienen wir uns der kleinen, aber sicheren und ausdauernden Huculenpferde, ohne die das Fortkommen hier im Gebirge unmöglich wäre. Mit dem Aufhören des cultivirten

[1]) genauer 43·4% der Gesammtfläche.

Waldes nehmen auch die Straßen und Wege ihr Ende und es bleibt gewöhnlich nichts Anderes übrig, als im Bette eines Flusses oder Baches, der das düster beschattete Thal durchrauscht, die Richtung ins Innere des Waldes zu verfolgen. So gleicht eine derartige Expedition in gewisser Hinsicht dem Reisen in den binnenländischen Gebieten Griechenlands und seiner Inseln oder Kleinasiens, wo schließlich als verläßliche Wege auch nur mehr die Flußbetten zu beschreiten sind.

Wenn der Wasserstand klein ist, so bleibt wol Raum genug, um nebenher im trockenen Theile des Bettes zu reiten; an engeren Stellen oder an bedeutenderen Windungen ist man aber genötigt, die Wasserflut zu durchschneiden. Dabei überläßt man sich ganz dem Instincte der Pferde. Diese wissen überall sich selbst zu helfen; mit unglaublicher Gewandtheit winden sie sich zwischen Felsmassen, Steinen und Baumstämmen hindurch oder überklettern dieselben.

Wolkenbrüche richten oft im Walde große Verheerungen an. Die umgestürzten und weggeschwemmten Bäume lagern an den Fluß- und Bachufern und türmen sich zu gewaltigen, ungeordneten Holzstößen auf, in die sich mächtige Felsblöcke gezwängt haben und von denen einzelne Stämme gleich Mastspitzen hoch aufragen. Dringt man durch eine der Lücken aus dem Rinnsale des Thals in den nachbarlichen Wald ein, der nur aus Fichten besteht, so sieht es darin in einer anderen Art fast ebenso wild aus. Den Boden bedecken frische, halb und ganz verweste, dicht von Moos überzogene Baumstämme. Zwischen den noch aufrechtstehenden sieht man überall schon gleichsam die fallenden in schräger Richtung an ihre Nachbarn angelehnt: Grünes und Dürres, Leben und Tod bunt durcheinander.

Aber nicht nur die freien Elemente zehren an diesen dem stolzen Beherscher der Erde noch nutzlosen Producten der Natur. Die Gefahren, die der Mensch, wo er die wilde Natur gezähmt hat, abzuwenden oder doch zu mildern versteht, zeigen sich hier in ihrer ungebrochenen Macht. Ungeheuere Waldstrecken hat der Borkenkäfer

angenagt und zum Theil schon getödtet. Die Stämme stehen oft noch, aber verdorrt, entnadelt und entrindet, später auch ohne Aeste, zuletzt fallen sie. Der Wurm hat ihr Herz zernagt. Ein anderer Feind sind die Waldbrände, welche in diesen Gegenden der Mensch veranlasst und ihr Weitergreifen nur selten verhindert. Da die Bewohner wenig ins Innere des Waldes eindringen, so entstehen die Brände zumeist an den Säumen, an den Flussufern; lange Strecken der Waldungen sind da halb verkohlt; aber auch die verkohlten Bäume bilden längs der Rinnsale schwarze Wälle. Die Waldbrände entstehen nicht immer durch Unachtsamkeit, sondern absichtlich, denn auf ihnen beruht bisher die einzige Benützung der Urwälder; die Bäume werden auf dem Stocke verbrannt und die übrigbleibende Asche gesammelt und zu Pottasche gesotten.

Die einzigen Inwohner dieser Urwaldswildnis sind die freilebenden Thiere, unter denen selbst Bären und Wölfe noch nicht selten sind; es wäre daher nicht ratsam, sich vollkommen unbewaffnet tief in den Wald hineinzuwagen.

Wenn aber auch in der Osthälfte der Bukowina das Waldland dominirt, so finden sich doch in den breiteren Thalniederungen größere Strecken urbar gemachten, fruchtbaren Bodens und mehr oder weniger ausgedehnte Dörfer, deren einzelne Gehöfte zerstreut und fern von einander liegen, hie und da ein Klosterbau bilden die Staffage inmitten der grünen, oft so malerischen Landschaft.

Die armseligen Hütten der Huculen, welche die Bauern sich selbst errichten, enthalten, wie im nachbarlichen Galizien, unter demselben Dache zugleich Wohnung und Stall und sind zum Schutze gegen Einbrüche von Bären und Wölfen mit einer doppelten Einplankung versehen. Unvergleichlich ansehnlicher repräsentiren sich die Klöster der griechisch-nichtunirten Basilianer oder Kaluger, deren gegenwärtig noch drei bestehen: zu Putna, Suczawitza und Dragomirna. Ersteres, das älteste, im Jahre 1466 von dem moldauischen Fürsten Stephan dem Großen gegründet, liegt in der Mitte großer einsamer Wälder

in ungemein spärlich bewohnter Gegend; die Kirche des Klosters bewahrt das Grab seines 1504 verstorbenen Stifters. Das aus dem Jahre 1581 stammende Suczawitza ist etwa drei Stunden von der am gleichnamigen Flusse gelegenen Stadt Suczawa nach Südwesten entfernt und enthält mehrere Grabmäler fürstlicher Familien aus dem Hause Mogila.

Hart an der Ostgrenze der Bukowina gegen die Moldau liegt das durch Größe und Schönheit ausgezeichnete Kloster Dragomirna. Ein von der Suczawa nordwärts streichendes Seitenthal beherbergt die im Jahre 1783 gegründete großrussische Colonie Lipowany, von wo aus wir in nördlicher Richtung bald Dragomirna erreichen. Der schöne, mit reichen Saatfeldern und blühenden Gärten prangende Grund, in dessen Mitte heute das Dorf und das weitläufige, in byzantinischem Stile erbaute Kloster liegen, war einst ein ödes, unbenütztes Gut, das den Landesfürsten der Moldau gehörte und mit den Suczawer landesfürstlichen Gütern vereinigt war.

Wojwode Peter der Lahme schenkte das Gut dem Elias Krimko; von diesem erbte es sein Sohn Athanasius Krimko, Metropolit in Suczawa, welcher daselbst zu Anfang des 17. Jahrhunderts (angeblich 1611) Kirche und Kloster Dragomirna stiftete. Wiederholte Einfälle und Räubereien fügten dem Kloster großen Schaden zu. Als unter dem Wojwoden Basil Lupul (1634—1654) Timotheus Chmelnicki mit den Zaporoger Kosaken und mehreren Tatarenhorden gegen Suczawa zog, erstürmte er mit seinen Banden auch Dragomirna. Da das Kloster stark befestigt und von hohen Ringmauern umschlossen war, so hatte sich bei der Nachricht vom Herannahen des Feindes viel Volk und ein großer Theil des Handelsstandes von Suczawa in dasselbe geflüchtet und alles wertvolle Eigentum, das in der Eile transportirt werden konnte, mitgenommen. Chmelnicki forderte die Verteidiger zuerst zur Uebergabe des Platzes auf, da ihm jedoch eine abschlägige Antwort ertheilt wurde, so befahl er einen allgemeinen Sturm, in welchem die Verteidiger, nachdem ein großer Theil derselben umge-

kommen war, unterlagen. Von den übrigen fielen die meisten in Gefangenschaft; nur wenigen gelang es, sich durch die Flucht zu retten. Das Kloster selbst wurde ganz ausgeraubt; alle Habe und die aufgespeicherten Waren, alles Gold und Silber, alle Kirchengewänder und was nur von einigem Werte war, wurde als Beute ergriffen und fortgeschleppt; die vorhandenen Documente und Bücher, auch die Eigentums-Urkunden zerfetzt und verbrannt, und überhaupt eine vollständige Verwüstung der inneren Einrichtung vorgenommen.

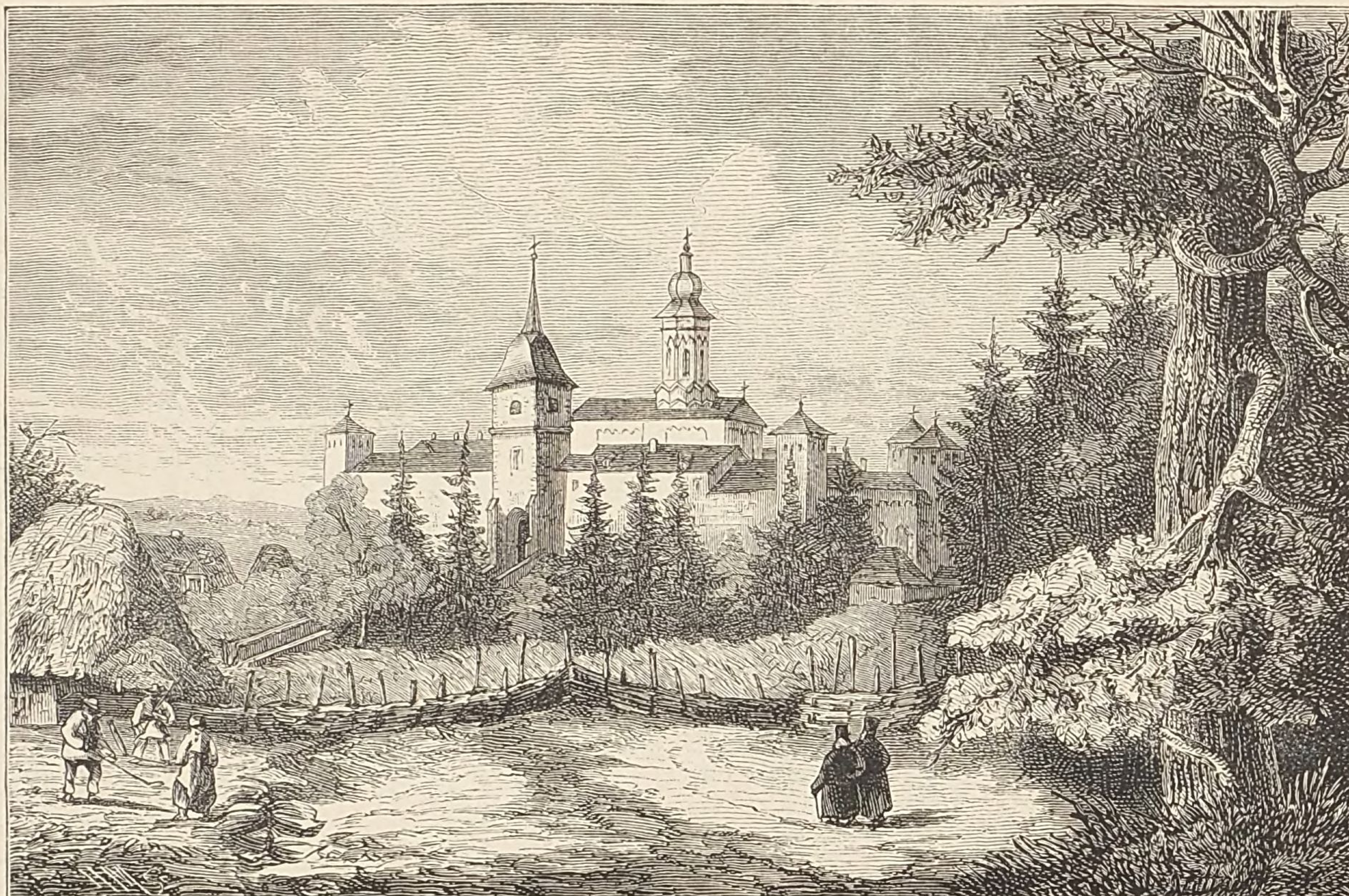
Nachdem der Feind abgezogen, wäre es unter den darauf folgenden Verhältnissen kaum möglich gewesen, das Kloster und dessen Rechte entsprechend zu vertreten, da den Mönchen die Mittel dazu vollständig entrissen waren. Darum begaben sich am 22. März 1654 die Kaluger des Klosters zu dem Wojwoden der Moldau Georg Stephan, dem sie mit großem Leidwesen klagten, dass ihnen die Kosaken sämmtliche Schenkungs- und Gnadenbriefe, worauf Dragomirna seinen Besitzstand gründete, geraubt und vernichtet hätten. Da bestätigte der Wojwode von Neuem alle dem Kloster zugehörigen Güter und setzte dasselbe wieder in die Lage, sich nach wie vor erhalten zu können.

Die weitere Geschichte des Klosters berichtet, mit Ausnahme einiger Tataren-Streifereien, die auch Dragomirna berührten, weniges von Bedeutung.

Als die Bukowina im Jahre 1775 an Oesterreich fiel, wurden, wie bei den übrigen Klöstern, so auch bei Dragomirna die bestehenden Verhältnisse genau untersucht und verzeichnet. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, dass das Kloster damals von seinen früheren, reichen Gütern nur mehr wenige Besitzungen sein Eigentum nannte. Mehrere Güter waren von den Bojaren[1]) unter verschiedenen Vorwänden weggenommen worden; andere, die in der Moldau lagen, nahmen jene Kalugen in Anspruch, die von Dragomirna nach dem Kloster Niamz in der Moldau übersiedelt waren.

---

[1]) Die Bojaren waren jene Adeligen in der Moldau, welche im Rate des Wojwoden oder Hospodaren Sitz und Stimme hatten.



Kloster Dragomira.

Wir können von diesem Gebiete am Ostsaume unseres Vaterlandes nicht scheiden, ohne vorher noch der bereits erwähnten, unweit Dragomirna gelegenen Colonie Lipowany einen Besuch abzustatten. Es ist eine der Niederlassungen der in so mancher Hinsicht interessanten Secte der Lipowaner, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts unter Kaiser Josef II. aus Lithauen in die Bukowina kamen. Ihr Hauptsitz ist die Ortschaft Fontina alba mit dem dicht daneben liegenden Dorfe Klimoutz auf dem Plateau, welches sich zwischen dem Sereth und der Suczawa erstreckt.

Die Lipowaner oder eigentlich Philippowaner heißen so nach Philipp Pustoswiat, unter dessen Führung sie gegen das Ende des 17. Jahrhunderts aus Russland, wo sie häufigen Verfolgungen ausgesetzt waren, nach polnisch Lithauen flüchteten. Sie sind eine russisch-griechische Secte, und zwar ein Zweig der Roskolniken, die sich selbst Starawerski, d. i. Altgläubige, nennen, weil sie sehr strenge auf die nach ihrer Meinung unverfälschte alte Bibelübersetzung und die alten Gesang- und Gebetbücher der griechischen Kirche halten, welche durch die Revision des Patriarchen Nikon zu Moskau in der Mitte des 17. Jahrhunderts geändert oder, wie die Lipowaner sagen, verderbt worden sind. Diese Secte scheidet sich wieder in zwei Hauptparteien; die eine anerkennt kein geistliches Oberhaupt der Kirche und keine Priester, sondern überläßt die Verwaltung des Gottesdienstes den Gemeinde-Aeltesten, die andere hat geweihte Priester, denen die Ehe gestattet ist.

Die Lipowaner haben manches Eigentümliche an sich, wodurch sie sich von Andersgläubigen sehr unterscheiden. Der Eid ist ihnen unerlaubt und eine einfache Betheuerungsformel wird an dessen Stelle für ausreichend gehalten. Ihre hergebrachte Kleidung dürfen sie nicht verändern, sich auch den Bart nicht scheren. Sie müßen sich aller geistigen Getränke enthalten, eine strenge Zurückgezogenheit von allen Andersgläubigen, die ihnen als unrein gelten, beobachten, dürfen nicht mit ihnen essen und trinken; auch dürfen sie keine ärztliche Hilfe in

Anspruch nehmen, weil sie jedes Leiden für eine von Gott auferlegte Buße halten. Die Ehe ist in ihren Augen weniger eine kirchliche als vielmehr eine bürgerliche Handlung; die Frau erhält nicht den Zunamen, sondern den Vornamen ihres Mannes. Hinsichtlich des Glaubensbekenntnisses stimmen sie aber mit der griechischen Kirche vollkommen überein; sie haben dieselben gottesdienstlichen Gebräuche und dieselben Feiertage wie die Griechen und Russen.

Im bürgerlichen Leben zeichnen sich die Lipowaner der Bukowina durch Fleiß, Ordnungsliebe, Reinlichkeit und Nüchternheit aus; sie beschäftigen sich besonders mit der Obstcultur, mit Anlegung von Teichen zur Fischzucht, mit dem Ackerbau und Obsthandel und stehen den Huculen im Lande weit voran.

50. Torda und die Tordaer Bergspalte.

Als Felsenburg an des Kaiserstaates Grenze, dieselbe bewachend gegen den nimmer ruhenden Orient und die Völker, die „dort unten auf einander schlagen", erhebt sich zwischen der ungarischen und der walachischen Tiefebene das an Naturschönheiten wie an Naturproducten reiche Hochland von Siebenbürgen. Ansehnlich höher als die zahlreichen Berggruppen und Hügelreihen im Innern des Landes steigen die Randgebirge empor, welche das ganze Hochland umwallen. Im Gegensatze zu dem meist anmutigen Charakter der niederen Landschaften können sich die mächtigen, oft wildromantischen Randgebirge an Großartigkeit selbst den Alpen vergleichen; nur die Schnee- und Gletscherwelt fehlt. Zu den schönsten Gegenden des Landes gehört unstreitig das herliche Thal des goldsandführenden Aranyos, welcher im Westrande Siebenbürgens seinen Ursprung nimmt und in östlichem Laufe sich der Maros zuwendet.

Dort, wo die beiden Bäche von Tur und Ajton vereinigt in den Aranyos fallen, liegt am linken Ufer dieses Flusses die Stadt Torda, das alte Thorenburg. Das Thal ist an der östlichen und westlichen Seite von Hügelreihen eingeschlossen, dessen Gehänge mit Reben bepflanzt sind. Das Städtchen hat ein bescheidenes, ländliches Aussehen; es ist zwar ziemlich regelmäßig gebaut, hat aber wenig merkwürdige Gebäude. Es zerfällt in drei Theile, in Alt- und Neu-

Torda und das Dorf Egyházfalva. Letzteres liegt längs des Aranyosflusses, dann folgt Alt-Torda, welches von Neu-Torda nur durch einen kleinen Bach und durch den zu den Salzgruben führenden Weg geschieden ist. Auf dem Marktplatze von Alt-Torda steht die katholische Pfarrkirche, ein großes, jedoch nicht sehr schönes Gebäude. Auf der Südseite dieser Kirche sieht man die Ueberreste der Thorenburg, welche man seit 1453 aus den Steinen eines römischen Castells erbaut hatte. In der Nähe der katholischen Kirche befindet sich auch das Prätorium oder Comitatshaus, denn Torda ist die Hauptstadt des Comitates Torda-Aranyos. Außer den Katholiken haben hier noch, wie in den meisten siebenbürgischen Städten, fünf verschiedene Religionsparteien ihre Gotteshäuser, die reformirten und evangelischen Protestanten, die unirten und nichtunirten Griechen und die Unitarier. Die Ungarn bilden den überwiegenden Theil der Einwohner, deren Anzahl über 8800 beträgt.

Torda liegt im Gebiete einer römischen Colonie, welche ihre Entstehung den dortigen Salzlagern verdankte. Auf einem Hügel südwestlich von der Stadt erhob sich das römische Castell, von welchem man jetzt nur noch einige Gräben sieht. Es werden aber noch immer römische Denkmäler, Statuen, Urnen, Münzen, ausgegraben; auch findet man daselbst große und breite Ziegelsteine, die Ueberreste einer römischen Wasserleitung. Ein halbkreisförmiges, aus großen Steinen ohne Mörtel erbautes Thor der alten römischen Stadt hat beinahe anderthalbtausend Jahre der Zerstörung der Zeit widerstanden und stürzte erst im Jahre 1657 zusammen.

Südöstlich von Torda, am Aranyosflusse, breitet sich eine schöne Ebene aus; hier soll der römische Kaiser Trajan im Jahre 101 den dacischen König Decebalus in einer blutigen Schlacht überwunden haben. Die Walachen nennen diese Ebene noch immer Trajanswiese, von den Ungarn aber wird sie Kreuzfeld genannt. Auch später war sie der Schauplatz mancher Schlachten, und unter den einheimischen Fürsten versammelten sich daselbst einige Male die Truppen



Felsenschlucht bei Thorda.

zu militärischen Uebungen. Torda blieb auch nach der Ansiedlung der Ungarn ein befestigter Ort, wo mehrere Landtage abgehalten wurden.

Gleich oberhalb Torda erhebt sich der an den Abhängen mit Weinreben bedeckte Berg, auf dessen Gipfel eine Kirche nebst einigen Wohnhäusern steht. Dieses ist das Tordaer Salzbergwerk. Schon die Römer haben die dortigen Salzgruben gekannt und abgebaut. Dass sie auch im Mittelalter benützt wurden, beweisen verschiedene königliche Schenkungen; auch fand man in einem Schachte ein Stück Eichenholz mit der Jahreszahl 1364. Es gibt daselbst fünf Gruben, und im vorigen Jahrhundert gewann man jährlich 20 Millionen Kilogramm Salz, welches meistens nach Ungarn verführt wurde. Gegenwärtig wird der Abbau in geringerem Maße betrieben. Die Salzgruben Siebenbürgens haben gewöhnlich die Gestalt eines Kegels, indem der Schacht eine enge Oeffnung hat und sich in der Tiefe immer mehr erweitert. Die Römer dagegen legten die Gruben in der Gestalt eines umgekehrten Kegels an. In den alten aufgelassenen römischen Salzgruben bildeten sich mit der Zeit Salzteiche, welche in Torda und an anderen Orten Siebenbürgens als Salzbäder benützt werden. Bei Torda gibt es über zehn solche Teiche, die eine Viertelstunde von der Stadt in einer von sanft abgerundeten Bergen umgebenen Einsenkung liegen.

Etwa zwei Stunden südwestlich von Torda befindet sich eine merkwürdige Bergkluft, welche weithin sichtbar ist und die Tordaer Spalte genannt wird. Ein niedriger, 30 Kilometer langer Kalksteinzug ist von oben bis unten quer durchschnitten; wahrscheinlich wurde er durch vulcanische Kräfte gehoben, so dass die Gebirgskette entzwei geborsten ist. Die Sage knüpft die Entstehung der Spalte an die Geschichte des heiligen Ladislaus. Derselbe soll, als ihn die Kumanier hart verfolgten, zu Gott gefleht haben, das Gebirge möchte sich öffnen und ihn vor den Heiden schützen.

Durch die Spalte rauscht ein Bach, der in dem Thale jenseits des Gebirgszuges entspringt. Er nimmt fast die ganze Sohle der

Kluft ein, denn dieselbe ist an manchen Stellen bloß 6 bis 8 Meter breit und hat nirgends eine größere Breite als gegen 20 Meter. Nach oben zu erweitert sie sich, und die obersten Ränder derselben sind vielleicht 190 Meter von einander entfernt. Die Tiefe der Spalte beträgt über 300, die Länge mehr als 1200 Meter. Die Seiten derselben sind, wie sich vermuten läſst, äußerst steil, und die gegenüberstehenden Felsen entsprechen an manchen Stellen so genau einander, daſs sie dem Anscheine nach vollkommen ineinandergreifen möchten, wenn sich die Spalte schließen würde. Sie ist in der That eines der schönsten Felsenwunder; die vielen fast senkrecht aufsteigenden Klippen und Felsen gewähren einen prächtigen Anblick.

Man kann am Ufer des über gewaltige Felsenblöcke dahinrauschenden Baches durch die ganze Kluft von einem Ende zum andern gelangen, muß jedoch häufig den Bach durchwaten und über gefährliche Felsen weiterklettern. So ziemlich in der Mitte der Kluft befindet sich auf jeder Seite in einiger Höhe vom Bache eine Höhle. Auf der rechten Seite ist die Höhle, welche Bajluka oder Balikavára (Baj's Loch oder Balika's Burg) genannt wird. Ein steiler, 200 Schritte langer Weg führt zum Eingange, welcher durch einen doppelten Wall mit Schießlöchern geschützt ist. Die Höhle selbst ist groß, wie eine weite gothische Halle gewölbt und kann wenigstens hundert Personen fassen. Hinter dieser Halle theilt sie sich in zwei Gänge; der eine führt immer höher hinauf, verengt sich und wird niedriger, so daſs man bald nur gebückt weiter gehen kann und endlich an einen Wassertümpel gelangt. Die andere Oeffnung leitet in einen etwas gewundenen und ebenfalls aufwärts steigenden Gang und endet mit einer engen Spalte. Auf der linken Seite der Schlucht befindet sich fast in derselben Höhe eine kleinere Höhle, in welcher man kaum 100 Schritte vordringen kann; der Eingang derselben ist ebenfalls mit Mauern befestigt. Die Oeffnungen der beiden Höhlen stehen gegenüber und sind kaum einen Büchsenschuſs weit von einander entfernt. Es scheint demnach, daſs die beiden Höhlen einst zusammen-

hiengen und nur durch die Berstung des Gebirges von einander getrennt wurden.

Die Höhlen dienten während des Mongolenzuges und in den späteren kriegerischen Zeiten als Zufluchtsort. Im Jahre 1709 flüchtete sich Nikita Balika, ein walachischer Hauptmann des Franz Rákóczy [1]), mit einigen Gefährten in die Höhle, welche nun seinen Namen trägt, und setzte sich daselbst in Verteidigungszustand. Auf wiederholten Ausflügen in die Umgegend schaffte er die nötigen Lebensmittel herbei. Er wird als ein äußerst mutiger Held geschildert, und es gehörte große Tapferkeit dazu, um ihn in seiner schwer zugänglichen Felsenburg anzugreifen. Endlich im Jahre 1712 vereinigten sich die Einwohner von Torda mit der kaiserlichen Besatzung Klausenburgs, um Balika, der eben einen Raubzug ausführte, zu verfolgen. Dieser zog sich, vor der Uebermacht weichend, gegen seine Felsenburg zurück und hatte den Eingang derselben beinahe schon erreicht, als ihn ein Tordaer Fleischer mit einem nachgeworfenen Beil zu Boden schleuderte.

[1]) Dieser war Befehlshaber aufständischer Bauern in Ungarn gewesen; von 1707 bis 1711 war er Fürst von Siebenbürgen.

51. Im siebenbürgischen Eldorado.

Siebenbürgen ist das goldreichste Land nicht allein in der Monarchie, sondern in Europa überhaupt. Sein Bergbau ist uralt, und schon seit zwei Jahrtausenden werden seine Gebirge in verschiedenen Richtungen nach Gold durchwühlt; denn seine Goldbergwerke rühren höchst wahrscheinlich von den alten Daciern her, von denen selbst die Römer sie erst überkamen. Allein der siebenbürgische Bergbau wird, mit Ausnahme der ärarischen Werke, selten nach den Regeln der Kunst betrieben, vielmehr als eine Art bürgerlichen Gewerbes behandelt, womit sich die Bewohner gewisser Bezirke, denen kein anderer Nahrungszweig sich darbietet, ernähren müßen. Um Gold zu gewinnen, hat man nicht überall nötig, eine Grube zu machen; jeder kann aus einer Menge goldhaltiger Gebirgsarten, aus dem Sande der Flüsse und schon aus dem durch Regenflut hie und da angeschwemmten Sande Gold auswaschen. Kostspielige Tiefbaue sind daher selten; man treibt häufig Raubbau, theils um in der größten Geschwindigkeit viele Einnahme zu machen, theils und noch mehr, um Schätze vor Diebereien in Sicherheit zu bringen, welche in den Gegenden, wo die Bergwerke liegen, sehr häufig sind.

Die Hauptlagerstätte des siebenbürgischen Goldes befindet sich in jenem Arme des westlichen Randgebirges, welcher von den Quellen des Aranyos, vom Hallina ab, südöstlich gegen die Maros sich erstreckt.

Zalathna (Kleinschlatten) am Ompoly soll unter den Römern der Sitz des Oberaufsehers der dacischen Goldbergwerke gewesen sein und ist noch jetzt die wichtigste siebenbürgische Bergstadt. Die meisten Fundstätten liegen aber im Aranyosthale, sowie einigen Nebenthälern, und zwar bei den Orten Offenbánya (Offenburg), Topánfalva, Abrudbánya (Großschlatten), Bucsum und Vöröspatak. Neben den Goldminen sind vielfach auch Goldwäschereien im Gange, namentlich in den Flüssen Aranyos, Maros und Lapas, außer welchen aber noch mehrere andere Flüsse und Bäche Goldsand führen, besonders in ihrem Oberlauf, ehe sich ihr Sand mit fruchtbarer Erde mischt. Die ergiebigsten und am stärksten betriebenen Goldwäschereien sind die bei Maros-Ujvár, Szekerembe, Oláh-Pian und Rekute.

Durch dieses Eldorado Siebenbürgens wollen wir nun der Führung des Engländers Charles Boner folgen, welcher dasselbe in den Sechziger-Jahren bereiste. Wir beginnen unsere Wanderung an der Maros bei Déva an jener Stelle, wo aus dem Marosthale die Straße nordwärts gegen Nagyág ins Gebirge einbiegt. Die Straße steigt anfangs allmählich an, wird aber in der Nähe des Dorfes Nagyág ziemlich steil. Ungestüme Gewässer rauschen tosend neben dem Wege den Berg hinunter und hoch ragen zackige Felsen in die Lüfte; eine großartige Gebirgsscenerie beginnt. Noch eine Strecke weiter und vor uns eröffnet sich ein tiefes Thal, das von beiden Seiten wildzerklüftete Felsen begrenzen; unter diesen ragt einer, auf dessen kahler Höhe eine griechische Kirche steht, über alle anderen empor. Die Lage von Nagyág ist ohne Zweifel eine der schönsten, welche irgend ein Gebirgsdorf in Europa haben mag.

Der Ort ist eine Ansiedlung von Bergleuten. Um 3 Uhr morgens werden dieselben durch hölzerne Klappern, die an verschiedenen hervorragenden Stellen angebracht sind, geweckt. Es wird eine Messe gelesen, der Alle beiwohnen, und Punkt 4 Uhr ist Jeder an seinem Platz im Bergwerke. Der Stollen, welchen wir betreten, liegt 514 Meter über der Meeresfläche; derselbe ist hoch, breit, mit Steinen gewölbt

und über 2960 Meter lang — ein schönes Stück Arbeit. Weiterhin, da, wo die Mauerung aufhört, ist der Stollen in den harten Felsen gehauen. Wir besteigen einen Karren, der von einem Pferde auf einem eisernen Schienenwege fortgezogen wird; die Fahrt scheint gar kein Ende nehmen zu wollen. Der Hauptstollen mit den anderen von ihm auslaufenden Gängen dürfte wol eine Länge von 9500 Meter haben. Wo der Felsen durchhauen ist, trifft man äußerst pittoreske Formen und Gestaltungen an. Längliche Zacken, ähnlich den Stalaktiten, hängen von dem unregelmäßig gewölbten Dache herab, an den Seiten öffnen sich gähnende Risse und Höhlen mit absonderlichen Mündungen, enge, schmale, gewundene Gänge, der Aufenthalt von Gnomen und Bergkobolden, wie unsere Phantasie uns vormalt. Alles entspricht hier vollkommen der Vorstellung, die man sich von dem Inneren eines Bergwerkes gemacht hat; lange schwarze und weiße Adern durchziehen das Felsgestein, und in diesen Adern ist das goldhaltige Erz enthalten. Dieses ist so kostbar, dass der Eingang in die Mine sorgfältig bewacht und jeder Arbeiter bei seinem Austritte genau untersucht wird.

Von Nagyág wenden wir uns über die Berge nach Boicza, über schmale Saumpfade, durch enge Schluchten, an einzelnen Niederlassungen, am Saume des Waldes vorüber. Auf dem ersten Theile unseres Weges genießen wir eine ausgedehnte Fernsicht — gleich einem grünen Ocean dehnt sich die hier und dort von der Sonne hell bestrahlte Ebene aus.

Jetzt erhebt sich auf der einen Seite des Weges ein kahler Hügel; seine Oberfläche ist mit Löchern bedeckt, vor denen Erdhaufen liegen, gleichsam als hätten sich hier Kaninchen ihre Gänge gegraben. Ganz nahe am Rande des Weges sieht man plumpe Oeffnungen, gerade hoch genug für einen Knaben zum Hineinschlüpfen. Dieselben führen in das Innere der Erde; es sind Gänge, die von den Goldsuchern gegraben werden. Ueberall und auf allen Seiten ist der Berg auf diese Art durchlöchert. Nun gelangen wir auf eine Anhöhe und ein von dem früheren ganz verschiedenes Panorama eröffnet sich unseren Blicken.

Vor uns liegt ein breites Thal; im Vordergrunde bricht mit einemmale die Hügelkette, deren vorderste Spitze als kahler Felsen kühn in die Landschaft hineinragt, ab; daneben eröffnet sich ein engeres Thal, und weiterhin kann unser Auge von dem Orte, wo wir stehen, bis zu dem gegenüberliegenden Berge schweifen. Da und dort an den Abhängen sind Kirchen und Dörfer zerstreut; einzelne größere liegen inmitten von Gärten und grünenden Saatfeldern in der Ebene selbst. Zu unserer Linken ragen mächtige, mit Buchen und Eichen bewachsene Felsen in die Luft, diese halten die Strahlen der untergehenden Sonne von uns ab; aber das ganze Thal erglüht im Lichte, und wir, von kühlem, dunklem Schatten umwebt, blicken hinab in all' den goldenen Schimmer und die rötlich funkelnde Pracht.

Auch in Boicza und in den benachbarten kleinen Gebirgsdörfern sind überall ärarische und Privat-Goldbergwerke nebst vielen Pochwerken im Betriebe. Der von hier nach Abrudbánya führende Weg ist äußerst interessant; derselbe läuft eine Strecke weit durch ein tiefes Thal, windet sich dann allmählich mehrere Stunden lang in die Höhe, von welcher, als der Wasserscheide, aus man erst recht bemerkt, wie weit man heraufgekommen. Zur Linken geht man an dem Vulkán, einem mächtigen Kalkfelsen, vorüber, der aus der Sandsteinformation der Karpathen in einer Höhe von 1268 Metern hervorragt.

In der Umgegend von Abrudbánya sind die Einwohner eifrigst mit dem Goldgraben beschäftigt. Die Berge sind nach allen Richtungen hin durchhöhlt, um nach Gold zu suchen; da der Suchende ein Bauer, ein Tagelöhner oder ein kleiner Handwerksmann aus der Stadt ist, so tragen natürlich alle diese Minenarbeiten einen höchst einfachen Charakter und werden ohne alle Methode betrieben. Jeden Montag bringen Diejenigen, welche einiges Gold gefunden haben, dasselbe den betreffenden Regierungsbehörden, die es dann nach Karlsburg in die Münze schicken. Das überbrachte Gold wird zuerst probirt, dann gewogen und der Wert desselben nach gedruckten Tabellen berechnet. Die Bezahlung erfolgt in neuen Ducaten und Silbermünzen; oft werden einem

einzigen Individuum für das Gold, welches es bringt, 10, 30 und 40, auch 60 Ducaten ausbezahlt. Zur Gewinnung einer solchen Menge Goldes brauchen die Leute vier bis acht Wochen, manchmal auch länger. Auch Goldstaub, den man aus dem Flussande wäscht, wird gebracht, in den Zipfel eines Sacktuches oder in einen alten Lappen gewickelt; die gesammte Bevölkerung scheint mit dem Suchen nach dem verlockenden Metalle beschäftigt zu sein. Goldsuchen hat wie das Diamantensuchen in Brasilien einen eigenen Zauber; die Versuchung wird immer stärker und stärker, der stets wachsende Reiz lässt, wenn auch die Enttäuschungen noch so zahlreich sind, die Entmutigung nicht aufkommen; kann doch der nächste Augenblick schon hundert-, ja tausendfältig die verlorene Mühe der früheren wieder einbringen.

In der Nähe von Abrudbánya, oder genauer von dem etwas weiter östlich gelegenen Vöröspatak erheben sich inmitten einer fruchtbaren Vegetation die beiden berühmten Basaltberge Detunata goala und Detunata flokoaßa, welche durch ihre regelmäßige Säulenbildung sich unstreitig den schönsten ähnlichen Erscheinungen im westlichen Europa würdig an die Seite stellen. Das Gestein, aus dem die Säulen bestehen, wurde in einer längst vergangenen Periode des Bestandes unserer Erde in flüssigem, lavaartigem Zustande emporgetrieben und bildete im Erkalten ziemlich regelmäßige vier-, sechs- und achtseitige Säulen. Auf einer Seite des Felsenberges haben diese Säulen eine hübsche abgerundete Form angenommen. Die Farbe des Gesteines ist dunkelgrau, da und dort schwärzlich. Der Fuß der Wand ist mit einer Trümmerhalde herabgestürzter Säulenfragmente bedeckt; von dem donnerartigen Getöse, welches durch das häufige Herabstürzen von Säulentrümmern über die Wand hervorgebracht wird, und von seiner übrigens nur an der Westseite ganz kahlen Beschaffenheit erhielt der Fels seinen Namen — in wortgetreuer Uebersetzung „die nackte Verdonnerte“.

Alle Höhen rings herum sind voll von Löchern, in welchen auf die möglichst unvollkommene Weise Gold gesucht und gewonnen wird.



Detonata.

Das Dorf Bucsum hat 112 solcher Stollen, die in den Berg führen; ein anderes Dorf — Korna — hat deren 60. In der Nähe von Vöröspatak haben die Abhänge die Form von Ameisenhaufen, und wie auf solchen regt sich und wimmelt es von Arbeitsleuten; man zählt hier etwa 340 solcher Bergwerks-Unternehmungen, die alle in Betrieb stehen und 5000 Pochwerke zum Zermalmen des Erzes beschäftigen. Da die Leute hier über keine Capitalien verfügen, so können sie weiter nichts thun, als in möglichst primitiver Art Gänge oder Löcher in gerader Linie in die Erde zu graben. Die Stollen sind gewöhnlich sehr niedrig und schwer zugänglich, fallen auch oft, da sie durch nichts gestützt sind, ein; allein dieses fortwährende Graben hat das Aussehen des Berges ganz verändert — man sieht nichts als eine Menge von Schutthaufen. Da und dort stehen einige Hütten für die Arbeiter. Von Zeit zu Zeit begegnet man einem Weibe oder einem Mädchen, das mit einem Korbe voll Erz auf dem Rücken den Berg herabkommt und dasselbe in die unten gelegene Pochmühle trägt. Fast jeder Bauer hat seine eigene Pochmühle; von hier wird dann alles korbweise nach Hause gebracht. Bisweilen sieht man auch ein Saumpferd mit solchen Körben beladen; doch können sich nur wenige ein solches halten. Es ist gewiss eine harte Arbeit, dieser Bergbau, besonders in den niedrigen Stollen, wo der Arbeiter sich fortwährend bücken muß, wenn er seine Trage Trachytgestein oder Quarz mühsam herausschafft.

Den ganzen Weg bis Vöröspatak entlang steht eine Stampfmühle dicht neben der anderen; man hört nichts als das Geräusch der Hämmer, wie sie, vom Wasserrade emporgehoben, der Reihe nach auf das Erz fallen; das ganze Thal erdröhnt von dem pochenden Lärmen. Bisweilen sieht man ein Weib das fein zermalmte Gestein zusammenscharren, oder einen Mann, der den Sand aus dem Bette des Flusses herausschafft, um darin nach Goldstaub zu suchen; denn es wird nicht nur eine beträchtliche Menge desselben von dem Gesteine durch das Wasser weggewaschen, sondern auch die zahllosen Stampfmühlen längs den Flussufern liefern eine bedeutende Menge der kleinen, kostbaren Körner.

Die ganze Gegend ist in der That sehr goldreich, man findet dieses edle Metall bisweilen ganz rein in Form von zarten Blättchen oder von feinen gelben Haarbüschelchen, so zart wie der Flaum der Gartendistel. Bei Offenbánya findet man es verbunden mit Tellurerz.[1] Außer diesem kostbarsten der Minerale findet man auch Blei und Silber.

In der Nähe von Vöröspatak ist eine Stelle, wo das Gold besonders reichlich vorkommt. Der ohnedies schon reich mit Gold versetzte Sandstein stößt hier an die porphyrartige Formation der Csetatie, wo die Goldadern die ganze Masse durchziehen und bis zum Gipfel des Berges hinanreichen.

Betrachtet man die großen, weit gähnenden Höhlen, so muß man staunen über die ungeheure Menge Goldes, welche die Römer hier gewonnen. Nichts legt ein beredteres Zeugnis von der Macht, nichts ein herlicheres Zeugnis von dem Geiste der Römer ab, als dieser Berg, dessen ganze Gestalt und Natur ihre Arbeit verändert hat. Gleich einem Krater wurde der Felsen ausgehöhlt und bildet so eine große Festung: die Csetatie mare. Mächtige Felsenrippen laufen an den inneren Wänden herum, schmal oder breit erhebt sich ein Rand über dem anderen mit Oeffnungen in zahlreiche Nebenhöhlen; durch diese Riesenportale gelangt man wieder in das innerste Herz des Felsens. Wir durchkriechen einen langen dunklen Gang und kommen in einen zweiten solchen Krater: die Csetatie mika, die kleine Festung. Rund um uns her, und wol 30 Meter in die Höhe wurde der Felsen spiralförmig ausgehöhlt; das windet sich gleich wundersamen Treppen in die Höhe und von oben blickt der blaue Himmel herein. Steht man so mitten in der Höhle und schaut an den Wänden hinauf, so kommt es Einem gerade so vor, als stünde man auf dem Boden einer ungeheuren Riesenschnecke, die an einem Ende durchbohrt worden und ihren inneren Bau mit all' den unzähligen Windungen und Spiral-

[1] Tellur = chemisch-einfacher Stoff, dem Schwefel nahestehend

gängen sehen läßt. Da und dort erblickt das Auge, den Spirallinien folgend, Seitengänge, die in das Innere des Berges führen. Millionen von Tonnen Gesteins wurden so aus den Eingeweiden des Berges geschafft, um daraus das Gold zu gewinnen, das die ganze Masse in solch' reichen Adern nach allen Richtungen hin durchzog. Der riesige Berg gleicht jetzt einer hohlen Schale; der innere Kern wurde herausgenommen und fortgeschafft. Der Anblick macht einen tiefen Eindruck; die wilde Großartigkeit der Scene, das Bild einer fast übermenschlichen Kraft, welches die Arbeit dieser Legionen von kühnen Männern im Kampfe mit der Natur zurückgelassen, erwecken Gefühle, deren man nicht so bald Meister wird.

In den Gängen und Höhlen sind die Spuren von großen Feuern sichtbar. Da das Gestein hart wie Eisen ist, so war der Bergbau in jenen Zeiten eine ungeheure Arbeit; noch war das Pulver nicht erfunden, um damit die Felsen zu sprengen; statt dessen zündete man ein mächtiges Feuer an, bis das Gestein brüchig wurde und sich mit den gewöhnlichen Werkzeugen leichter loslösen ließ. Wo einst der Klang von hundert, von tausend Hämmern in den Felsen wiederhallte, suchen jetzt einzelne arme walachische Bauern in den längst verlassenen Seitengängen nach dem spärlich sich findenden Golde.

52. Auf der Pußta.

Noch liegen tiefe Stille und nächtliches Dunkel auf der Pußta, meilenweit schmettert kein mutiger Hahnenruf in die immer kühler werdende Luft, graue Dünste schweben leichthin über den Boden; da dämmert leise am östlichen Himmel der Tag herauf, jubelnd steigt die Heidelerche empor und begrüßt das Weben der Morgenröte, welche immer rascher, immer feuriger den Horizont umsäumt.

Aber auch unten regt sich das neuerwachende Leben; das Brüllen einzelner Rinder mischt sich in das meckernde Blöken der jungen Schafe, und zwischendurch stößt ein feuriger Hengst ein Gewieher aus, hell wie eine Schlachttrompete, unruhig schnauben die Pferde und stampfen den Boden mit wechselnden Hufen. Da erheben sich die großen langhaarigen weißen Hunde, dehnen sich schlaftrunken, gähnen und schauen mit ihren klugen schwarzen Augen nach den Hirten, die sich theils unter den Herden geschäftig herumtreiben, theils die einfache Lagerstatt eben verlassen, die kegelförmige Erd- oder Rohrhütte, welche, kaum etwas größer als das luftige Obdach eines Feldhüters, dem Hirten fast nur zur Aufbewahrung der Nahrungsmittel und Kleidung dient und ihn unter Tag bloß bei Platzregen und Hagelschlag aufnimmt. Hürde um Hürde öffnet sich; grunzend und unverträglich drängen sich die Schweine heraus, bedächtig schreiten die stattlichen,



Eine Pußta.

langgehörnten Rinder hervor, rasch die kleinen, beweglichen Pferde. Hinter jedem Trupp Pferde reiten ein, zwei Hirten, mehrere aber hinter den Scharen der Rinder; lässig traben die Hunde nebenher. Pfeifend und singend laufen die munteren Buben der Hirten nach, welche von dem zwölften Jahre an bei dem Vater bleiben, weit vom Dorfe, um das Geschäft des Hirten bei Zeiten zu erlernen.

Die Sonne ist mittlerweile in glutroter Pracht und abenteuerlich groß aufgegangen und strahlt ein Meer von Licht und Wärme auf die baumlose, nahezu wagrechte Ebene herab. Weder Ortschaften noch Meiereien, weder Waldungen noch Gebüsche, weder Berge noch Bodenanschwellungen beschränken den endlosen Gesichtskreis, nur da und dort taucht vor dem spähenden Auge der lange Arm eines Ziehbrunnens oder die Turmspitze einer fernen, fernen Dorfschaft auf. Wiewol die Heide im März, von den Fluten der mit der Theiß verbundenen Wässer größtentheils bedeckt, einem Meere glich, so blieben nur wenige Lachen als Zeugen der jährlich wiederkehrenden, theilweise wolthätigen Ueberschwemmung zurück, und auch der Steppenfluss Hortobágy durchirrt nur stockend, ohne eigentliches Flussbett, stellenweise im Boden versickernd, die einförmige Steppe. Die wasserarmen Tümpel sind mit Schilf, Riedgras und Binsen bedeckt und werden von scheuen Wasservögeln besucht, welche in ihrer Ruhe nur durch nachstellende Raubthiere, meist große Falken, gestört werden. Der sodareiche Boden hat sein herliches Frühlingskleid bereits abgelegt und eignet sich meilenweit nicht zum Anbau der Feldfrüchte, denn entweder ist er zu feucht, oder er wird durch die Sommerhitze zur mürben in Staub zerfallenden Krume ausgedorrt, so dass er wegen der Armut an Pflanzen bloß eine dürftige Fauna — Trappen, Rebhühner, Hasen in geringer Zahl als Jagdthiere — beherbergt. Der spärliche Graswuchs bietet den Schafen, Rindern und Pferden nur kärgliche Weide, und auch diese verkümmert, wenn im Hochsommer der bis zur Wurzel verbrannte Rasen einem gelben dürren Stoppelfelde gleicht, bis vielleicht ein zufälliger Herbstregen neue Keime erweckt.

Die Herden haben sich nach allen Seiten über die Ebene zerstreut und weiden anfangs ruhig und behaglich. Bis zu den entferntesten Weiden hat der Csikós (Rosshirt) die Pferde getrieben, und die unruhigen halbwilden Thiere lassen es sich selbst auf der magersten Hutung gefallen; trotz der Glocken, welche die alten Stuten am Halse tragen, zerstreuen sie sich unaufhörlich und werden nur durch den Karikás, eine fabelhaft lange Peitsche mit ganz kurzem Stiel, zusammengehalten. Aber immer unerträglicher werden bereits die Stiche und Bisse der Insecten, unablässig umkreist der Csikós die wild und scheu werdenden Rosse, und schon ist sein schweißtriefendes Pferd ganz ermüdet. Da hält er still — ein Pfiff — und aus der kaum zu bändigenden Herde sprengt mit gehobenem Schweife und fliegender Mähne sein Lieblingspferd hervor; mit einem Sprunge ist er auf dem ungesattelten und ungezügelten Pferde und jagt den Ausreißern nach, dass die Mente im Winde flattert. Wie festgegossen erscheint er auf dem Wildfange, das Bild des verwegensten und sichersten Naturreiters. Auf dem Kopfe sitzt ein runder, niedriger, mit einer Feder, mit künstlichen Blumen oder den zarten weißen Rispen des Pfriemengrases geschmückter Hut; das kurze Hemd deckt kaum die braune Brust, unglaublich weite, weiße Beinkleider, Gatyen, die bis zum Knie reichen, fallen unter dem Ledergurte auf die gespornten pferdeledernen Csismen herab. Am Sonntag, oder wenn die Hitze nicht zu groß ist, gehören dazu noch eine schwarze, fransige Halsbinde aus Flor, die mit Zinnknöpfen besäete Weste und der zierliche Spenzer (die Mente), der gewöhnlich seitwärts umgehängt wird. Im Herbst, wenn eisige Nebel den nahen Winter verkünden, wirft der Rosshirt noch eine Guba um, einen Ueberwurf aus zottigem Loden.

Mit der Gewandtheit des südrussischen Tabuntschik oder des amerikanischen Gaucho schwingt der Csikós seine aus Hanf und Rosshaaren gedrehte Wurfleine, wenn es gilt, einen Wildling mitten aus der Herde herauszuholen. Die jungen Pferde nämlich verlassen die Pußta nicht, als bis sie im dritten oder vierten Lebensjahre verkauft oder

gebändigt und zum Dienste des Menschen abgerichtet werden. Dem einen Thiere nähert sich der Csikós rasch, wirft ihm den Lasso um den Hals, reißt es zur Erde und sitzt bereits auf dem Rücken des wilden Rosses; bei einem andern ungemein argwöhnischen läßt er ebenso sehr seine Schlauheit und Behendigkeit, als seine Kraft und Sicherheit, seine Kühnheit und Geistesgegenwart bewundern; er schleicht sich an das scheue, kluge Geschöpf heran, kann er es aber nur mit der Hand berühren, so ist er auch schon droben. Anziehend ist dann der Wettkampf des entsetzten, blind tobenden Rosses mit dem kaltblütigen Reiter. In einer Stunde ist er zu Ende, die Willenskraft des todmüden Renners ist durch die schonungslose Parforçejagd gebrochen.

Häufiger als die Herden der Pferde gewahrt man große Scharen schlanker, feingliedriger, munterer Rinder von bläulich weißer Farbe. Das Rind, wähliger als das Pferd, wird gleichwol nur, wenn es als Schlachtvieh ausgeführt werden soll, auf fettere Weiden gebracht, sonst muß es sich, namentlich in trockenen Jahren, mit dem unansehnlichsten Graswuchs begnügen und den Winter nicht selten mit übler Kost fürlieb nehmen. Ist der Sommer aber nicht zu heiß, so gewährt das wolgenährte, lebenslustige Hornvieh einen schönen Anblick. Die Rinder werden nach einigen Jahren entweder als Schlachtvieh in den Handel gebracht oder als Zugvieh bei der Landwirtschaft verwendet. Jeder Gutsbesitzer hat eine Gulya (Rinderherde) von verschiedener Größe, je nach dem Umfange seiner Pußta, auf deren mancher etliche Tausende Stücke weiden. Sommer und Winter über leben die Rinder, gleich den Pferden, auf der Pußta und kommen, wenn sie auch gelegentlich überschneit werden, in milden Wintern nur bei strenger Kälte unter Dach. Es ist schwer für den Hirten, seine große Herde zusammenzuhalten, und der Gulyás (Rinderhirt) muß, bevor man ihm sein Amt anvertraut, wie der Csikós sein Probestück ablegen. Gleich diesem ist er der am meisten abgehärtete Hirt der Ebene; beide müßen gegen eine mehr als zweimonatliche Trockenheit der stark erhitzten Luft und gegen die feuchte Kühle des Morgenthaues so unempfindlich sein, wie

gegen die glühendheißen Steppenwinde, die stoßweisen Schauer der schneidend kalten Karpathenstürme und die Regengüsse der in Südungarn urplötzlich aufsteigenden Gewitter.

Später als die andern Hirten verläßt der Juhász (Schäfer) in seinem ewigen Pelz (der langen Bunda), welcher „im Winter gegen die Kälte, im Sommer gegen die Hitze schützt", als Zelt und Bett dient, die wolverwahrte Hürde, weil seinen Pfleglingen die Feuchtigkeit des Thaues schaden würde; in der Hand hält er den langen, oben gekrümmten Stab, mit dem er auch jene Mutterschafe einfängt, die er abends für seinen Bedarf melkt. Die zahllosen Schafe werden in Südungarn fast nur wegen des Vließes gezüchtet, schon das Fleisch wird wenig beachtet, Käse wird nicht überall bereitet. Die schwer lenkbaren, dummen Wollträger folgen den Glocken der Hammel, noch mehr aber einigen friedfertigen Eseln, welche der Hirt den Herden beigemengt, da die in Rußland zu diesem Zwecke übliche Ziege auf der Pußta nicht gedeiht. Hinter dem Schäfer schlendern gelangweilt die ungemein starken Wolfshunde, welche es anscheinend unter ihrer Würde halten, wenn keine Gefahr droht oder kein Fremder naht, sich um die Herde zu kümmern. Wenn der Csikós der Heißsporn unter den Hirten, so ist der Juhász sein Gegenstück, das gutmütige Phlegma, der Träumer auf der Pußta, welcher, die Pfeife im Munde, den Wolfshund zu seinen Füßen, stundenlang auf seinen Stab gelehnt hindämmert, weil er sich von seinen unselbständigen Pflegebefohlenen nie entfernen darf. Die anderen Hirten besuchen ihn manchmal, um sich von ihm — dem einzigen Musikanten außer dem Zigeuner — auf der Hirtenflöte oder dem Dudelsack eines aufspielen und sich mit Molken und saurer Milch bewirten zu lassen.

Seltener sind auf der Pußta die Herden der Schweine; diese werden mehr in den Grenzgebieten zunächst der Gebirge gehalten. Der Kanász oder Schweinehirt ist eine Art Nomade, da er seine Thiere im Winter in die Sumpfniederungen, im Sommer ins Gebirge, im Herbste in die Eichenwälder treibt. Dem Verkehr der Menschen

entrückt, ist er ungeselliger, roher, zur Gewaltthat geneigt, seine äußere Erscheinung durch die Zuthat der scharfen glänzenden Hacke, seines Spielzeugs und Stabes, zugleich seiner mit bewundernswerter Geschicklichkeit gehandhabten Waffe, wenigstens unheimlich.

Die Sonne steigt höher, die Luft wird immer heißer, warme Luftströme steigen senkrecht empor, Staub und dünne Hälmchen mit sich führend. Ueber allen Pflanzen fließen und zittern glitzernde Lichtwogen, in der Ferne beginnt an warmen, dunstigen, hellsonnigen, stillen Tagen im Hochsommer, seltener im Frühling und Herbst das Délibáb (die Fata morgana) ihre trügerischen Luftgebilde zu wecken, bald den Wellenschlag des strömenden Wassers, bald die Spiegelfläche eines Teiches nachahmend, seltener Hütten und Dörfer, Herden und Menschen heranzaubernd.

Ist die Hürde nicht allzu entfernt oder ist kein Wasser in der Nähe, so werden die Herden nach Hause getrieben. Der bei der Hütte zurückgebliebene Hirte hat mittlerweile die Tränkrinnen um die Brunnen vollgeschöpft. Die Herden trinken nun in langen Zügen, und die Anwesenheit aller Hirten ist nötig, um dem Stoßen und Drängen Einhalt zu thun. Die Herden sind nun befriedigt und ziehen sich langsam zurück. Gemächlich strecken sich die Rinder auf den Boden und beginnen das Geschäft des Wiederkäuens. Doch bald stört die unerträgliche Schwüle ihre Ruhe. Die Rinder, die Schafe, bisweilen auch die Pferde drängen sich zusammen und eines birgt den gesenkten Kopf im Schatten des andern. Denn Bäume fehlen überall, soweit das Auge reicht, und die Steppenpflanzen, die mitunter etliche Meter hoch werden, vermögen keinen Schatten zu geben. Alles Leben scheint, außer dem der Insecten, erstorben; die Herden geben keinen Laut von sich, auch kein Raubvogel kreischt, Alles sucht das kostbarste und hier fast unmögliche Gut, den Schatten.

Jetzt haben die Hirten Zeit, an sich zu denken. Sie lagern sich um den dampfenden Kessel, dessen Feuer wegen Holzmangels mit erstaunlich wenig Schilf, trockenem Gras oder Mist unterhalten wird, und lassen

sich ihr einfaches Mahl, das in Gemüse und Paprikaspeck, Milch und Brot besteht, wol schmecken. Dann plaudern und scherzen sie, behaglich ausgestreckt und die vielgeliebte Pfeife schmauchend.

Inzwischen ist es ungefähr 2 Uhr geworden und die Herden werden wieder auf die Weide getrieben. Langsam bewegen sich die Züge vorwärts und die einzelnen Trupps zerstreuen sich erst, wenn die Sonne anfängt, sich zu senken. Jetzt erwacht zum zweiten Male das eigentliche Leben der Steppe, auch die Herden erhalten ihre Frische allmählich wieder.

Mit dem Wechsel der Tageszeit wechselt die Beleuchtung der Pußta und die Farbe des Himmelsgewölbes; kein Maler, kein Dichter vermag die Zartheit der Tinten, in welchen die Ferne schwimmt, zu veranschaulichen. Endlich sinkt die Sonne hinab, ein blutigroter Riesenball in einem gespenstigen, zugleich fahlen und glutroten Meere; lange noch nach ihrem Untergange schwebt ihr Bild über dem Horizonte.

„Nun schleichen aus dem Moore kühle Schauer
Und leise Nebel übers Heideland.“

Die Herden kehren gesättigt und behäbig zu ihren Hürden zurück, wo sie eingeschlossen werden; dann lagern sich die Wolfshunde herum, und zwar jeder dorthin, wohin man ihm seine Nahrung gelegt, und nicht leicht wird er seinen gewohnten Platz verlassen. Nun gewährt die Steppe plötzlich ein überraschendes Bild; allüberall, bei jeder Hürde, steigen flackernde Feuer auf bis zum fernsten Horizont und stechen grell gegen den nächtlichen Himmel ab. Die Hirten bereiten und verzehren ihr Nachtmahl, einige Kühe und Mutterschafe werden gemolken, und nachdem Alles besorgt ist, besuchen manche Hirten ihre Nachbarn und plaudern oder spielen, um das Feuer gelagert. Auf die Bitte der Hirten erzählt der Számadó (Oberhirt) seinen Bojtáren (Gehilfen und Untergebenen) uralte Sagen und Mären, wie er sie selber einst als Bojtár aus dem Munde seines Számadó geschöpft. Rings herscht tiefes Schweigen und keiner der Lauschenden wagt es, ihn zu unterbrechen. Erst spät in der Nacht verstummt sein beredter Mund und bald umfängt Alle der süße Schlaf.

So ist das Leben der Hirten auf der Pußta, scheinbar einförmig, wie die Pußta selbst. Aber wie diese in ihrer Gestalt die größte Mannigfaltigkeit darbietet: üppige Weizensaaten, Maisfelder und Tabakpflanzungen, dürre „Natronteiche", saftige Wiesen, endlose magere Weiden, öde Sandflächen und dürre Heiden oder sumpfige Vertiefungen und rohrbedeckte Tümpel, und wie sie je nach der Jahreszeit stellenweise einem segenüberschütteten Lande, dann einer Wüste gleicht; ebenso ist das Leben des Hirten ein anderes, je nachdem er Rinder oder Pferde hütet, Borstenvieh oder Schafe — ein anderes, wenn der Lenz mit grünem Sammt die Steppe schmückt und die Herden vor Uebermut kaum sich leiten lassen, wenn der tropische Sommer durch seinen Gluthauch träge, ängstliche Ruhe über die Gefilde senkt, oder wenn der Winter die „Teufelsrippe" über die Fläche schleift und Schneeschauer wirbelnd darüber fegt.

Uebersicht der benützten Literatur.

Almanach der Südbahn. I. Pusterthal—Ampezzo. Wien. (O. J.)

Am Nordgestade der Adria (Pola). („Globus." Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. 28. Bd. 1875.)

Amthor, Dr. Eduard. Bozen und Umgebung. Gera 1872.

— — Der Alpenfreund. Blätter für Verbreitung von Alpenkunde unter Jung und Alt. Gera 1869 ff.

Amthor, Dr. Eduard, und M. Freiherr v. Jabornegg-Gamsenegg. Kärntnerführer. Reisehandbuch für Kärnten. Gera 1874.

Becker, Dr. M. A. R. v. Der Oetscher und sein Gebiet. 2 Bde. Wien 1859.

— — Schottwien und seine Umgebung (Oesterr. Jahrb. redig. von Dr. F. Stamm. Wien 1877. S. 105 ff.)

Boner, Charles. Siebenbürgen. Land und Leute. Deutsche Ausgabe. Leipzig 1868.

Dahlke, G. Die Feste Sigmundskron. (Amthor's Alpenfreund. III. Bd.)

Dürrenberg, Der, im Herzogtume Salzburg und seine Grubenfahrt München 1847.

Fischer, Alexander. Horn und seine Umgebung. (Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich. V. Jahrg. Wien 1871. S. 157 ff.)

Fiume („Globus", 30. Bd. 1876. S. 49 ff.)

Frischauf, Dr. Johann. Bergtouren im kroatischen Grenzlande. (Im Jahrbuch des österr. Touristen-Clubs in Wien. VI. Clubjahr. Wien 1875. S. 1 ff.)

Führer, Illustrirter, in das Riesengebirge. Mit Beiträgen von Siegfried Kapper, Otto Müller, Franz Weller. Wien. (O. J.)

Gareis, A. Pola und seine nächste Umgebung. Triest 1867.

Germonik, Dr. Ludwig. Curort Veldes. Das krainische Gräfenberg. II. Auflage. Wien 1878.

Goldhann, Dr. Ludwig. Eisgrub. (Hölzel's malerisch-historisches Album von Mähren und Schlesien. I. S. 13 ff.)

— — Macocha. (Hölzel's Album von Mähren und Schlesien. I. S. 58. ff.)

— — Rožnau. (Hölzel's Album von Mähren und Schlesien, Olmütz 1860. I. S. 1 ff.)

— — Znaim. (Hölzel's Album von Mähren und Schlesien. I. S. 92 ff.)

Grassauer, Dr. F. Die Donau. Wien 1880 (im Drucke)

Gröger, Gustaf. Hallstatt und seine Umgebungen. („Touristische Blätter." Rundschau auf dem Gebiete der Alpenkunde und Touristik. IV. Bd. Heft III und IV. Wien 1878.)

Grube, A. W. Alpenwanderungen und Fahrten auf hohe und höchste Alpenspitzen. Oberhausen 1873.

Haselbach, Dr. Karl. Oetscherfahrten. (Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich. X. Jahrgang. Wien 1876. S. 201 ff., 246 ff.)

Haus v. Hausen, Dr. Josef. Gleichenberg in Steiermark. Sein Klima und seine Quellen. Wien 1870.

Heufler, Ludwig R. v. Die Kronländer von Oesterreich. 5 Bde. Wien 1855.

Hochstetter, Ferdinand v. Geologische Bilder der Vorwelt und der Jetztwelt. Eßlingen 1873.

Hofmann Karl, und J. Stüdl. Wanderungen in der Glocknergruppe. München 1871.

Hormayr, Joseph Freiherr v. Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst. 16. Jahrg. Wien 1825. (S. 563 ff.: Das Schloss Osterwitz).

— — Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Neue Folge. II. Jahrg. 1831. München. S. 108 ff.: Aggstein. S. 191 ff.: Die Rosenburg.

Hübner, Anton. Denkwürdigkeiten der Stadt Znaim. Znaim 1869.

Hunfalvy, Johann. Ungarn und Siebenbürgen. Darmstadt 1856—64.

Jahrbuch des ungarischen Karpathen-Vereines. Kesmark 1874 ff.

Klaić, Vjekoslav. Prirodní zemljopis Hrvatske. U Zagrebu 1878.

Koblovský, Fr. Curort Rožnau in Mähren. Wien 1875.

Kohl, J. G. Die Donau von ihrem Ursprunge bis Pest. Triest 1854.

Kolbenheyer, Karl. Die hohe Tatra. II. Auflage. Teschen 1878.

Kořistka, Prof. Dr. C., und Prof. J. Krejči. Archiv für die naturwissenschaftliche Landesdurchforschung von Böhmen. I. Bd. Prag 1869.

Kříž, Dr. Martin. Der verläßliche Führer in die romantischen Gegenden der devonischen Kalkformation in Mähren. Brünn 1867.

— — O některých jeskyních na Moravě a jich podzemních vodách. V. Brně. 1878.

Kutschera, Dr. Carl. Gräfenberg. Beschreibung der Heilanstalt und ihrer Umgebung. Wien 1873.

Ladurner, Justinian. Geschichte der Feste Runkelstein. (Archiv f. Gesch. u. Altertumskunde Tirols. III. Jahrg. Innsbruck 1868.)

Lechner, Ludwig. Eine Oetscher-Partie. (Jahrb. des österr. Touristen-Clubs in Wien. V. Clubjahr. Wien 1874. S. 56.)

List, Guido. Dürrenstein. Eine Donaufahrt. (Jahrb. des österr. Touristen-Clubs in Wien. VIII. Jahrg. 1877. S. 242—252.)

Lorenz, Dr. J. R. Vom Quarnerischen Gebiete. („Oesterreichische Revue“ 1863.)

Marianus, Fr. Hyacinthus. Topographia Windhagiana aucta, das ist Vermehrte eigentliche Delineation ꝛc. der Graf- und Herrschafften Windhaag, Rosenburg am grossen Kamp und Wolfshofen ꝛc. Wienn 1673.

Meyer's Reisebücher: Nord-Deutschland, Oestlicher Theil. III. Auflage Leipzig 1878.

Mikowec, Ferdinand B. Malerisch-historische Skizzen aus Böhmen. Wien und Olmütz (O. J.).

Moschkau, Dr. Alfred. Die von den Oberlausitzer Sechsstädten eroberten und zerstörten Raubburgen der Lausitz, Schlesiens und Böhmens. Zittau 1873.

Neubauer, Ernst Rudolf. Erklärender Text zu F. X. Knapp's „Illustrirter Bukowina“. (Ohne Verlagsort und Jahreszahl.)

Niederösterreich, Topographie von, herausgegeben vom Verein für Landeskunde von Niederösterreich. Wien 1871 ff.

Noë, Heinrich. Dalmatien und seine Inselwelt, nebst Wanderungen durch die Schwarzen Berge. Wien, Pest, Leipzig 1870.

— — Deutsches Alpenbuch. Die deutschen Hochlande in Wort und Bild. I. Bd. Salzkammergut, Oberbaiern und Algäu. II. Band: Tirol und Vorarlberg. Glogau. (O. J.)

— — Oesterreichisches Seebuch. Darstellungen aus dem Leben an den Seeufern des Salzkammergutes. München. (O. J.)

Ohm-Januschowsky, Georg Ritter v., Friedek. (Hölzel's Album von Mähren und Schlesien. II. S. 27 ff.)

— — Johannesberg. (Hölzel's Album von Mähren und Schlesien. I. S. 151 ff.)

— — Sloup. (Hölzel's Album von Mähren und Schlesien. II. S. 1 ff.)

Pascher, Karl. Führer durch den Böhmerwald. Pilsen 1878.

Payer, Julius. Die südlichen Ortler-Alpen. Gotha 1869. (Petermann's Ergänzungshefte Nr. 27).

Pernhart, M. Bilder aus Kärnten, mit beschreibendem Texte. Klagenfurt 1863.
Prášil, Dr. W. W. Der Curort Gleichenberg und seine Umgebung. Wien 1865.
Ruthner, Dr. Anton v. Das Kaiserthum Oesterreich und Königreich Ungarn in malerischen Original-Ansichten, mit beschreibendem Text. Wien, Darmstadt.
S. J. Gräfenberg. (Hölzel's Album von Mähren und Schlesien. I. S. 77 ff.)
S. P. v. Das Hochland über dem Garda-See. („Globus." XXI. Bd. Braunschweig 1872. S. 189 ff, 201 ff.)
Schafer, Th. Bilder aus Nordböhmen („Aus allen Welttheilen." Illustr. Monatshefte f. Länder- und Völkerkunde. IX Jahrg. 1878. S. 324 ff.)
— — Führer durch Nordböhmen, die Sächsische Schweiz und das Zittauer Gebirge. II. Auflage. Dresden 1878.
Schatzmayer, Dr. E. Dalmatien. Geographisch-historisch-statistische Beschreibung aus authentischen Quellen. Triest 1877.
Schaubach, Adolph. Die deutschen Alpen, für Einheimische und Fremde geschildert. II. Auflage. 5 Bde. Jena 1865 - 1871.
Scheiger, J. Hochosterwitz in Kärnten. (Mittheilungen der k. k. Central-Commission z. Erforschung u. Erhaltung der Baudenkmale. V. Bd. Wien 1860. S. 245 ff.)
Schmid, Hermann v. Unser Vaterland. In Wort und Bild geschildert. I. Serie: Die deutschen Alpen. Stuttgart. (O. J.)
Schmidl, Dr. Adolf. Die Grotten und Höhlen von Adelsberg, Lueg, Planina und Laas. Wien 1854.
— — Wegweiser in die Adelsberger Grotte und die benachbarten Höhlen des Karstes. II. Auflage. Wien 1858.
Schmidt, Oscar. Dalmatien. („Deutsche Rundschau." Herausgegeben von Jul. Rodenberg. I. Jahrg. Berlin 1875. S. 231 ff.)
Schreiber, Dr. med. Hochosterwitz in Kärnten. (Amthor's Alpenfreund. VI. Bd. 1873. S. 55 ff.)
Schultes, J. A. Reise durch Salzburg und Berchtesgaden. 2 Thle.
Schwab, Dr. Erasmus. Land und Leute in Ungarn. I. Leipzig 1865.
Seelos, Ant. Der berühmte Salzberg und Wallfahrtsort Dürrenberg bei Hallein. II. Auflage.
Seidl, Johann Gabriel. Wanderungen durch Tirol und Steiermark. 2 Bände Leipzig (O. J.)
Simony, Fr. Das Dachsteingebirge. Ein Charakterbild aus den österreichischen Nordalpen. (Oesterr. Revue 1865.)
— — Ein oberösterreichischer Salinenort (Hallstatt). Ein Beitrag zur Kunde von Land und Leuten. (Oesterr. Revue 1866.)
Staffler, J. J. Das deutsche Tirol und Vorarlberg. Innsbruck 1848.
Steub, Ludwig. Drei Sommer in Tirol. II. Aufl. 3 Bde.
Temple, Rudolf. Die Gebirgsbewohner in Galizien. Wien 1860.
— — Die nördlichen Abfälle oder die galizische Seite der Karpathen. Wien 1861.
Umlauft, Dr. Friedrich. Die österreichisch-ungarische Monarchie. Geographisch-statistisches Handbuch. Wien und Pest. 1876.
Wagner, Josef. Das Möllthal und der Großglockner. Klagenfurt 1856.
Wagner, Josef, und Dr. V. Hartmann. Der Führer durch Kärnten. Ein Reisehandbuch. Klagenfurt 1861.
Wegweiser auf der Salzburg-Tiroler Gebirgsbahn (Giselabahn). Salzburg.
Weidmann, F. C. Touristen-Handbuch für Salzburg. 2 Thle.
Weymayr, P. Thassilo. Der Tourist in Admont. Histor.-topogr. Skizze von Admont und dessen Umgebung. Wien 1873.
Willkomm, Dr. Moritz. Der Böhmerwald und seine Umgebungen. Prag 1878.
Yriarte's, Ch., Wanderungen in Dalmatien. („Globus" XXXI. Bd. Braunschweig 1877.)
Znaim und seine Umgebungen. Für Einheimische und Fremde geschildert. Znaim 1871.

Sach-Register.

Berichtigungen.

Seite 12, Zeile 3 v. u. lies: Drau-Ufers.
„ 15, „ 13 „ o. „ Plitvica.
„ 29, „ 12 „ „ „ Fruška.
„ 167, „ 12 „ u. „ Seeauer.

Auf den betreffenden Abbildungen sollen die Unterschriften richtig lauten:

Hoch-Osterwitz. — Dragomirna. — Detunata.